DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.


Dei
Sub Numine
Viget







DIE WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 1 (Heft 1 — 13)

vom 1. Januar bis 31. März 1918.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.



Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

S.

Sch.

St.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.



DIE·WOCHE

Nummer 1. | Berlin, den 5. Januar 1918. | 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 1.



Die sieben Tage der Woche.

22. Dezember.

Die Italiener greifen den Monte Asolone und die westlich davor gelegenen Höhen vergeblich an. Die Feuertätigkeit bleibt zwischen Brenta und Piave rege.

23. Dezember.

Sheerneß, Dover, Dünkirchen sowie Bahnanlagen und Munitionslager hinter der englischen und französischen Front werden kräftig mit Bomben belegt.

Ein Vorstoß der Italiener gegen die Höhen westlich vom Monte Asolone scheitert.

24. Dezember.

Zwischen Asiago und der Brenta erstürmen die Truppen des Feldmarschalls Conrad den Col del Rosso und die westlich und östlich anschließenden Höhen. Bisher werden mehr als 6000 Gefangene eingebracht.

25. Dezember.

An der flandrischen Front, am La-Bassée-Kanal und südwestlich von Cambrai lebt die Gefechtstätigkeit vorübergehend auf.

Lebhafter Feuerkampf zwischen Asiago und Brenta. Feindliche Gegenangriffe gegen die neugewonnenen Stellungen und ein Vorstoß am Monte Pertica werden abgewiesen. Die Gefangenenzahl aus den Kämpfen um den Col del Rosso steigt auf über neuntausend, darunter zweihundertsiebzig Offiziere.

26. Dezember.

Nach starker Artilleriewirkung führt der Feind heftige Gegenangriffe gegen den Col del Rosso und die westlich und östlich benachbarten Höhen. Sie scheitern unter schweren Verlusten.

27. Dezember.

Die Regimenter einer Gardedivision führen nordwestlich von Bezonvaux nach kräftiger Artillerie- und Minenwerferwirkung erfolgreiche Unternehmungen durch. Mehrere Kompagnien stürmen im Verein mit Flammenwerfern und Teilen eines Sturmbataillons, begleitet von Infanterie- und Schlachtfliegern, in 900 Meter Breite die beiden ersten feindlichen Gräben. Ein Gegenangriff der Franzosen scheitert unter schweren Verlusten.

Amtlich wird aus London gemeldet, daß Vizeadmiral Sir Roßlyn Wemyß den Admiral John Jellicoe als Ersten Seelord der Admiralität ersetzt.

28. Dezember.

Im Laufe der in Brest-Litowsk abgehaltenen Besprechung zwischen den Delegationen der Verbündeten und Rußlands wird die vorläufige Beratung jener Punkte beendigt, die auch bei Abschluß des allgemeinen Friedens zwischen Rußland einerseits und diesen Mächten anderseits geregelt werden müssen. Diese Beratungen sind im Geiste der Versöhnlichkeit und des gegenseitigen Verständnisses geführt worden. In einer ganzen Reihe wichtiger Punkte wurde die Basis für eine Einigung geschaffen. Außer politischen Fragen wurden auch solche rechtlicher und wirtschaftlicher Natur verhandelt und vorbehaltlich der Prüfung durch die heimischen Behörden und der endgültigen Redaktion in friedlicher Weise geregelt.

Die englische Admiralität teilt mit: In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember sind vor der holländischen Küste bei nebligem Wetter drei britische Zerstörer auf Minen gelaufen oder torpediert worden. Dabei sind 13 Offiziere und hundert Mann umgekommen.

29. Dezember.

Nördlich von Courtecon dringen Aufklärungsabteilungen in die französischen Linien und bringen einige Gefangene zurück.

30. Dezember.

Am Tomba-Rücken und im Piave-Abschnitt entwickelten sich heftige Artillerie- und Minenwerferkämpfe.

Zum 1. Januar 1918.

Von Wirkl. Geh. Rat R. R. v. Scheller-Steinwartz.

Das Jahr der Vergeltung geht zu Ende, das Jahr der Erfüllung hebt an.

Schwer war uns die Scheidestunde des vergangenen Jahres, denn es nahm die Friedenshoffnung mit sich. Das siegreiche deutsche Volk hatte stolz in seiner Kraft, rein in seinem Wollen, bewußt seiner weltgeschichtlichen Aufgabe den Feinden Frieden geboten. In hochmütiger Verblendung, in frecher Begehrlichkeit, in verbrecherischer Mißachtung der Fingerzeige der Vorsehung hatten die Feinde mit Hohn und Herausforderung geantwortet. Fester faßten wir das Schwert; in heiligem Zorn mit heiligem Ziel, wie am ersten Tag, wenn auch das Herz schwer war ob der neu aufgezwungenen ungeheuren Blutarbeit, schritten wir ernst und gefaßt in das Jahr, das nun ein Jahr der Vergeltung geworden ist. Und wenn wir heute darauf zurückschauen und uns das Ungeheure des Geleisteten vor Augen führen — ans Ungeheure hat uns die Geschichte schon fast gewöhnt — so muß uns Stolz, Dankbarkeit und Zuversicht erfüllen. Nicht Glückzufälle haben uns geholfen, so wunderbar die Gestaltung der Dinge auch erscheint: höchste Feldherrnkunst, höchste sittliche Kraft draußen und drinnen zwangen das Schicksal, dessen Wolken zu Beginn des Jahres noch schwer auf uns herabhingen.

Im Westen hatte der Feind zwischen Arras und Aisne stärkste Kriegsmittel angehäuft, um unsere Mauer zu durchbrechen. Der strategische Rückzug in die Siegfriedstellung machte alle seine Absichten zunichte, entwaffnete ihn im Augenblick, als er den vernichtenden Schlag führen wollte: wir hatten Zeit und Kräfte gespart, er Zeit und Kräfte vergeudet. Monate brauchte er zur Umdisponierung. Nun blieb ihm nichts übrig, als den Versuch zu machen, das feste Tor der Siegfriedstellung an beiden Flügeln aus den Angeln zu heben.

Die englische Offensive bei Arras, die der Franzosen an der Aisne und der Champagne bezweckten dies mit äußerster Kraft: aber die Angeln blieben fest, das Tor blieb verschlossen. Örtliche Einbrüche gelangen, kein Durchbruch. Alle Kräfte, die zwei ganze Völker auf begrenztem Raum einsetzten, vernichteten nur sich selbst: so schwer waren die erfolglosen Opfer, daß Frankreich fortan eine Offensive großen Stiles nicht mehr seinem verblutenden Volk zumuten durfte und sich, wie einst mit Italiens, dann mit Rumäniens, nun mit Amerikas Prahlereien tröstet.

England aber, das zäh und verbissen um seine angemaßte Weltherrschaft kämpft, und mit seiner gesamten Volks- und Weltmacht nur einen kleinsten Teil unserer Front berennt, raffte aufs neue alle Kräfte auf engstem Raum zusammen und begann den Sturm auf Flandern. In 16 Schlachten rannte es an, 16 mal wurde es besiegt. Trotz ungeheuersten Einsatzes an Menschen, Geschützen und Kriegsmaschinen hat es zwar einzelne örtliche Erfolge erzielt, aber sein Ziel, die flandrische Küste uns zu entreißen, nicht erreicht. Ein vorübergehender Erfolg bei Cambrai, den es als großen Sieg feierte, wandelte sich zu einer so schweren Niederlage, daß der Verlust an Menschen und Kampfmitteln den schwereren Verlust an Prestige nach sich zog: der Glaube an die Möglichkeit eines englischen Sieges zu Lande ist innerhalb und außerhalb Englands dahin, wie der an die Möglichkeit eines Sieges zur See seit der Skagerrakschlacht. Aber noch schwereren Schlag führten wir gegen das Inselreich. Nachdem unser Friedensangebot mit der Erklärung beantwortet worden war, England werde bis zur Vernichtung der deutschen Macht und des deutschen Handels kämpfen, griffen wir in Notwehr zu dem stärksten Abwehrmittel, das unsere Technik und unsere Seemannschaft uns gab: dem unbeschränkten U-Boot-Krieg. Seit elf Monaten zerstört er stetig und sicher den Lebensnerv Englands für Krieg und Frieden, seine Handelsflotte. Jeder weitere Monat dieses Krieges bedeutet für England Jahre der Lähmung seines Seehandels. Wir hatten ihm und der Welt das ersparen wollen: England selbst hat uns dazu gezwungen. Nun leidet es mitsamt seinen Bundesgenossen schwer an den Nebenwirkungen unseres Seekrieges: es beginnt zu hungern; mit ihm, und schlimmer noch, Frankreich und Italien, deren Getreidenot durch mangelhafte Feldbestellung und verhinderte Zufuhr jetzt katastrophal wird. Auch militärisch traf die Vergeltung wie ein Donnerschlag das treubrüchige Italien: von kräftigem Anstoß der Verbündeten an der Isonzofront getroffen, brach es zusammen und verlor in kläglicher Flucht seine besten Armeen, sein bestes Kriegsmaterial und sein fruchtbarstes Gebiet, damit auch alle Hoffnung auf die Erreichung auch nur des geringsten der Preise, die es für seinen Verrat zu erhalten vermeint hatte. Mühsam gestützt von den ungern herbeigeeilten Bundesgenossen, im Innern zerfallen, hungernd, frierend und entmutigt, erwartet es zitternd die Hilfe, auf die auch England und Frankreich ihre letzte Hoffnung setzen: Amerika.

Denn auch diesem wurde zu Beginn dieses Jahres die heuchlerische Maske der Neutralität vom Gesicht gerissen, hinter der es die wirksamste Unterstützung unserer Feinde bis dahin verborgen hatte. Wir sehen seinen Rüstungen mit Ruhe zu. Wir wissen, daß es die angekündigten Millionen nicht senden **kann**; denn um auch nur 500 000 Mann seiner noch nicht kampfgeübten Truppen mit allem Dazugehörigen zu senden, würde es etwa 2 Millionen Tonnen Schiffsraum **mehr** brauchen, als es jetzt verfügbar hat. Wir ahnen auch, daß es sie gar nicht zu senden wagen könnte, weil es selbst gegen einen gefährlichen Gegner in seinem verwundbaren Westen gerüstet bleiben muß. So hat uns seine Kriegserklärung nur den Vorteil gebracht, daß es unsere anderen Gegner nicht mehr wie früher mit Munition und Getreide versorgen kann. Und kämen seine Truppen, und würden, wie es prahlt, seine Flugzeuge die Sonne verdunkeln, werden wir sie im Schatten schlagen, während unsere sieggewohnten und kampferprobten Fliegerhelden den deutschen Luftraum schützen.

Denn von dem ehedem bedrohlichsten Gegner, Rußland, hat uns das vergangene Jahr endgültig befreit, das beginnende kann es in einen Freund verwandeln. Durch Hindenburgs und Ludendorffs ununterbrochene Kette von Siegen zermürbt und geschlagen, fiel das zarische Rußland in sich zusammen, zerbrach sein Heer. Sein letzter Ansturm brach ihm die letzte Kraft. Unser Durchbruch von Zloczow, die Eroberung von Riga, Oesel, Galizien legten den Koloß völlig nieder. Nur mit unserer Hilfe und an unserer Seite kann er sich innerlich wieder aufrichten.

Was bleibt im Osten von unseren Gegnern noch übrig, nachdem Montenegro, Serbien, Rumänien und Rußland besiegt sind? Zu klein zum Schlagen, zu groß zum Entweichen, zieht die makedonische Armee der Entente nur Kräfte ab. Vorderasien fesselt einen großen Teil des britischen Heeres, aber seine teuer erkauften Erfolge dort helfen ihm nichts für die Entscheidung, die in Flandern fallen wird. Während es sich den Landweg nach Indien auszubauen vermeint, kracht das Gebäude seiner Überseeherrschaft in den Fugen: Kanada und Australien rütteln an der Kette, und die Brücke zu ihnen, die Handelsflotte, droht zu versinken.

Unsere rechte Hand ist frei, beide Fäuste können und werden nun auf die Feinde im Westen niedersausen. Abermals haben sie das Friedensangebot abgelehnt, trotzdem es diesmal vom eigenen Bundesgenossen kam. Gestärkt an Zahl, stärker durch die bewiesene unendliche Überlegenheit an Führung, Zähigkeit, Zuversicht und wirtschaftlicher Kraft stehen wir kraftvoller als je den Westmächten gegenüber, deren Selbstsicherheit schwindet, deren Zusammenhalt sich lockert, deren innere Schwierigkeiten wachsen. Gewiß, auch wir leiden Mangel, aber die Kraft im Ertragen ist größer; das deutsche Volk, das sich schon früher in schweren Zeiten groß gehungert hat, wird auch jetzt aushalten, da es nur noch gilt, den Sieg dadurch zu vollenden, der ihm Wohlfahrt und Freiheit für alle Zeiten sichern soll.

Unser Volk wird auch ferner geschlossen und starkherzig hinter seinem Kaiser stehen, der ihm in der inneren Entwickelung wie im äußeren Kampf höchstes Vertrauen und festeste Treue bewies, und den letzten notwendigen Kampf treu und vertrauend auf sich nehmen. Seien wir auf schweren Kampf gefaßt, aber auch überzeugt, daß die gewaltige Arbeit, die noch zu tun bleibt, sicher und vertrauensvoll getan werden kann, weil auch hier die geniale Führung mit dem Mindestmaß an Opfern das Höchstmaß an Leistungen sichert. Was uns zum Siege führte und führen wird, ist allein die Kraft unseres Heeres, die Größe seiner Führer, die Energie unseres Volkes; auf Glückszufälle durften und dürfen wir nicht rechnen. Man verglich den Ausbruch der Revolution in Rußland mit dem Tod der Kaiserin Elisabeth im Januar

1762. Ganz mit Unrecht. Die Entwicklung der Dinge in Rußland war einzig die Folge der Siege, die ohne die unfehlbare Schlachtenlenkung durch Hindenburg und Ludendorff auch der tapfersten, zähesten Armee unmöglich gewesen wären. Nur diese Schläge brachen den Koloß, nur die ungeheure bewiesene Kraft wirkt jetzt anziehend auf seine Trümmer, denn auch die Völker gehorchen dem Gesetz der Gravitation der Massen. Nicht die Laune eines Despoten bringt uns den Waffenstillstand mit Rußland, sondern die Erkenntnis des russischen Volkes von der überlegenen Kraft; und das gereicht beiden zum Vorteil, weil er der sicherere Weg zu Frieden und Freundschaft ist.

Hundertjährige Erinnerungen führen uns zur heiligen Allianz, zeigen uns aber die ungeheure innere Fortentwicklung, deren wir uns freuen dürfen. Nicht Hort der Reaktion, sondern der sittlich veredelten Freiheit und Ordnung wird diese Allianz sein. Unerschütterlich stehen die beiden Kaisermächte zusammen, und wie ihre verzehnfachte Kraft entsprang aus dem innigen Vertrauensverhältnis, dem tiefen Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Fürsten und Volk, so ist diese heilige Allianz zwischen den Fürsten und Völkern nur noch fester geschmiedet worden durch Not und Sieg. An dieser Einheit zerschellte das Reich des Ostens, dessen Herrscher nie im Volke wurzelten, die ihr Volk irreführten, bis es unter unseren Schlägen entzweibrach wie ihr Thron. Mögen die geschlagenen Völker Rußlands nun Stütze suchen an den gewaltigen Nachbarmächten, die ihnen jetzt die Hand reichen, daß auch sie gesunden an der sittlichen Kraft, die diesen die innere Einigkeit, das Pflichtbewußtsein gegen Volk und Menschheit verliehen hat. Denn nur die Gerechtigkeit unserer Sache gab uns die Kraft und gibt uns den Sieg. Die Herrscher der Feinde übertönen das Gewissen der Völker mit dem Ruf, sie kämpften gegen den Militarismus als „die finstere Macht, die die Welt mit Sklaverei bedroht". Man nennt es Militarismus, wenn der andere eine bessere Armee und eine reinliche Regierung hat. Niemand hütete, genoß und nützte den Frieden ehrlicher als Deutschland. Weil es durch den Frieden gedieh, erhoben sich die Mächte des Neides, der Lüge, des Eigennutzes, der Rachsucht, der Hoffart gegen seine friedliche Arbeit. Lebte nicht in uns, vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten, das Bewußtsein, für die Mächte des Lichts und des Rechts zu kämpfen, unsere verzehnfachte Kraft, unser stetiger Sieg hätten es uns jetzt bewiesen, daß die Vorsehung uns als Werkzeug braucht, um die Welt schneller von finsteren Mächten zu reinigen. So ahnen wir die großen Zusammenhänge, in die das fürchterliche Geschehen sich einfügt, das manchen an Gott und Weltenlenkung zweifeln ließ. Nicht kraft metaphysischer Sendung wie einst Israel, nicht in übermütiger Verblendung wie die Briten halten wir uns für das auserwählte Volk; demütig, aber kraftbewußt erkennen wir es als eine harte Pflicht, zu siegen, um eine schönere Welt zu schaffen. Und wenn der „preußische Militarismus" wie schon Rußland so auch Frankreich und England von der Rotte von Hetzern befreit haben wird, die den Volkswillen irreleiten oder fälschen, dann wird sich am sturmgeschüttelten Baum der Menschheit in neuem Frühling Blüt an Blüte drängen, und die Welt wird es Deutschland danken, daß es Neid und Haß gezüchtigt hat.

Fruchtbare Arbeit auf friedlicher, freier Welt bleibt der Weg dazu, und nur Kampf und Entbehrung der harte Weg zum Siege. Darum jetzt mit altem eisernem Willen — „an die Gewehre"!

Von der Haustochter zur Junggesellin.

Von Emma Stropp.

Geht unsere weibliche Jugend wirklich diesen Weg?

Ein großer Teil von ihr sicherlich. Wir dürfen und können uns vor dieser Tatsache nicht verschließen. Die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte haben ihn vorbereitet, die schmale Bahn, die einzelne, dem Druck äußerer Verhältnisse oder innerem Zwang folgend, beschritten, zu gangbarem Weg erweitert. Die Folgeerscheinungen des Krieges wandeln ihn jetzt zur vielbevölkerten Landstraße. Im grellen Licht zielbewußten Strebens liegt sie vor unseren Mädchen. Lachend und noch immer etwas tändelnd, stolz auf das „selbstverdiente" Geld, betreten ihn die jüngeren, frohgemuten Wanderburschen gleich, die reiferen aber sehen zuweilen wehmütig zurück auf die grünen Matten und heimlich schattigen Pfade, die hinter ihnen bleiben, aber auch sie schreiten weiter, sicher und unbeirrt. Und können doch einen leichten Seufzer nicht unterdrücken.

Wie sollte es auch anders sein? In jedem normal empfindenden Mädchen ist der Wunsch lebendig, Frau und Mutter zu werden. Seine Erfüllung ist vielen unmöglich geworden, der „männermordende" Krieg hat manche stille Hoffnung, manches bräutliche Erwarten im Keim erstickt, und die allgemeinen Heiratsaussichten sind stark gemindert. Wohl heißt es, wenn die Männer aus dem Feld zurückkehren, werden sie von dem Wunsch erfüllt sein, nach den seelischen und körperlichen Entbehrungen des Frontlebens in eigener Häuslichkeit Ruhe, Glück und Frieden zu finden. Dies ist psychologisch durchaus wahrscheinlich, die Ehestatistiken der Jahre 1871=72 unterstützen diese Annahme, ebenso das wachsende Verständnis für den Begriff „Bevölkerungspolitik", der vaterländische Pflicht werden läßt, was zu einen das Dreigestirn Amor, Eros und Hymen allein berufen schien, zu einen mit den sogenannten „Rosenketten", deren unvermeidliche, mehr oder weniger fühlbare Dornen die Männer vor 1914 doch reichlich zu scheuen schienen.

Nun, ihr Mut dürfte vor dem Feind gestählt sein, und wir wollen unseren Mädchen und dem Vaterland wünschen, daß die Ehestatistiken der dem Weltkrieg folgenden Jahre in alle Erwartungen übertreffender Weise emporschnellen mögen.

Aber unsere jungen Mädchen verlassen sich nicht ganz darauf. Sie sind praktisch und weitblickend geworden und versuchen sich „Sentimentalitäten" in gleichem Maß abzugewöhnen, wie es für andere Ziele notwendig ist. Ganz im geheimen blüht wohl die Hoffnung, daß auch bei Berufsarbeit und im Wohlfahrtdienst sich der Herzallerliebste und gute Kamerad finden möge, der die Wandernde von der harten Landstraße zu einem schmucken, torbekränzten eigenen Heim führt, aber es soll der Mann sein, der ihrer Wesensart entspricht, diese ergänzt, auf daß die Eheharmonie den rechten Klang ergibt. Zweifellos sind unsere Mädchen jetzt wählerischer,

als es die „Nur-Haustöchterchen“ waren, wenn auch manche von einer gewissen „Torschlußpanik“ nicht ganz frei bleiben dürften, andere, müde vom Lebenskampf, sich einem Mann anzuvertrauen geneigt sein mögen, der durch äußere Lebensumstände begehrenswert erscheint. Die überwiegende Zahl der im besten Sinn „modernen“ Mädchen aber wird prüfen, ehe sie sich „ewig“ bindet, bevor sie die wirtschaftliche Selbständigkeit, die sie jetzt genießen, aufgeben. Sie warten auf den „Richtigen“, und wenn dieser nicht kommt, ziehen sie es vor, Junggesellin zu werden oder zu bleiben.

Damit vollzieht sich ein Wandel in den Beziehungen der Geschlechter, dessen Ansätze bereits vor dem Krieg zu beobachten waren, nunmehr aber Einzelerscheinungen zu einer Gesamtströmung umprägt. Rassenhygienisch ist diese veränderte Stellungnahme des Mädchens zum werbenden Mann zu begrüßen, der Menschenwert der Zukunftskinder wird dadurch gehoben, ob die Bevölkerungspolitiker über sie erfreut sind, wollen wir dahingestellt bleiben lassen. Diese Frage steht hier nicht zur Erörterung. Es soll nur die Tatsache festgestellt werden, daß die heutigen Mädchen bewußt und unbewußt Zuchtwahl üben.

Aus dem Haustöchterchen, das, lebens- und menschenunkundig — wie oft zu ihrem Unglück — dem Mann in die Ehe folgte, den Mama nach Stellung, Besitz und Benehmen, manchmal auch nach Charakter für sie geeignet hielt, entwickelt sich der erwerbende, wirtschaftlich selbständige Mensch, der die Umwelt auch in ihren Schattenseiten übersieht, im Arbeitsleben und im heute freieren gesellschaftlichen Verkehr Vergleichmöglichkeiten gewinnt, der Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit ausgesetzt ist und trügerische Schmeichelei von achtungsvoller Annäherung wohl unterscheidet, darum aber auch in erhöhter Weise die guten Eigenschaften des ihm nahetretenden Mannes anerkennt, sie nicht mehr als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Diese Feststellung bezieht sich allerdings auf die Mädchen der gebildeten Schichten — Bildung hier nicht im Sinn gesellschaftlicher Rangabstufung, sondern als Aeußerung seelischer Erziehung und beruflicher Tüchtigkeit erfaßt. Die Halb- und Viertelbildung, die jetzt leider durch eine fast wahllose Anstellungsweise zum Schaden der Wertung ernster Frauenarbeit auch auf Posten zu finden ist, die ihnen früher verschlossen waren und bleiben sollten, zeigt neben allen unerfreulichen Eigenschaften weiblicher Emporkömmlinge auch eine gewisse Rückständigkeit in der Entwicklung der Mädchenpsyche. Ohne wirkliche berufliche Vorbildung, ohne ein festes Ziel treten diese Mädchen in das Arbeitsleben, weil der jetzt hohe Verdienst, manchmal auch andere wenig erfreuliche Beweggründe sie dazu veranlassen. Schnell erlernte technische Fähigkeit, angeborene Intelligenz sind wohl vorhanden, decken aber nicht die fehlende Berufschulung, die auch Aeußerungen mangelhafter Erziehung zu dämpfen pflegt. Aber dies nur nebenbei. Tatsache ist jedenfalls, daß den Mädchen unserer Tage wohl die Aussicht, „alte Jungfer“ zu werden, abschreckend erscheint, nicht aber das Los der Junggesellin.

Denn zwischen diesen Begriffen liegt ein himmelweiter Unterschied. Er braucht nicht erklärt zu werden, die Beziehungen sprechen für sich selbst, weisen die Verschiedenheiten des alternden unverheirateten Mädchens von Anno dazumal — das noch gar nicht so weit zurückliegt — und der Stellung, die es in der Zukunft einnehmen wird.

Noch sind wir nicht soweit, daß die Junggesellin eine feststehende Erscheinung in unserem Gemeinschaftsleben geworden ist. Obwohl man unter Künstlerinnen, studierten und freischaffenden Frauen diesen Frauentyp bereits in seiner ganzen Bedeutsamkeit findet, ist er in anderen Beruf- und Gesellschaftschichten noch nicht sehr weit verbreitet. Die Uebergänge zu ihm aber finden sich überall, sie nehmen dauernd zu, und der Krieg wird die Zahl der Junggesellinnen — leider — noch außerordentlich vermehren. Enttäuschung in der Liebe, der Verlust des Verlobten oder still und treu Geliebten, Rücksicht auf Angehörige, die körperlich oder wirtschaftlich zu versorgen sind, werden die Gründe hierfür sein — — die gleichen, die der Mann für seine Ehelosigkeit anführt.

Damit ist wiederum eine Parallele geschaffen, die in ihrer Verlängerung die Wesenheit der Geschlechter, so andersartig sie an sich ist, auf eine gemeinsame Linie stellt und die Wertung und Verkehrsformen von Mann zu Frau nicht unwesentlich beeinflussen dürfte.

Heute befinden wir uns aber noch in der Übergangzeit. Das „Neue Deutschland“ und sein besonderer Frauentyp sind erst in der Gestaltung begriffen, und diese Reformation zeigt wie jede neue Kulturbewegung Auswüchse und Übertreibungen mancher Art. Was eines allmählichen Entwicklungsganges bedarf, wird oft sprunghaft erstrebt, die junge Selbständigkeit gerade jener Mädchen, die erst durch den Krieg in das Berufsleben gezogen wurden, ist manchem von ihnen, volkstümlich gesprochen, zu Kopf gestiegen. Aus dem willig sich dem elterlichen Rat unterordnenden Haustöchterchen haben sich kleine Tyranninnen entwickelt, die, weil sie „auch“ verdienen, vielleicht gar einen bestimmten Betrag der allgemeinen Wirtschaftskasse zuführen, das Recht zu haben glauben, den Familienmitgliedern Vorhaltungen zu machen, die jede Mahnung und Unterweisung schroff ablehnen und damit nicht gerade zur Behaglichkeit des Lebens ihrer Angehörigen beitragen, oft sogar das bisherige gute Einvernehmen stören und sich Eltern und Geschwister seelisch entfremden.

Aus allen Kreisen hört man, besonders die Mütter, darüber klagen. „Sowie sie ein bißchen Geld in den Fingern haben, ist mit den Mädels nichts mehr anzufangen — ich kenne meine Käthe oder Anna, oder wie sie heißen mag — nicht mehr wieder.“ Die Aufwärterin und die Näherin sagen es, die Mütter der Bürgerkreise und der höheren Gesellschaftschichten hören es mit stillem, mit empfindendem Seufzen.

Es ist nicht der uralte, ewig neue Gegensatz zwischen jung und alt, Werdendem und Vergehendem, der diese das Familienleben allmählich zersetzenden Erscheinungen hervorruft. Die heutigen Mütter bringen fast all ihren Töchtern eingehendstes Verständnis entgegen, sind selbst durchaus moderne Menschen — — und doch?

Der Freiheitsdrang, der jetzt die Welt durchbraust, erfaßt auch das deutsche Haustöchterchen, das am liebsten schon mit zwanzig Jahren — wenn der Verdienst es doch bloß erlauben würde — Junggesellin spielen möchte. Unabhängig sein, ist die Losung, nur nicht sich etwas sagen lassen. „Mutter, das verstehst du nicht“, heißt es. „Ich kann mit meinem Gelde tun, was ich will.“

Man möchte lächeln, wenn man von diesen Ausbrüchen aufbegehrender Jugend hört, wüßte man nicht, wieviel stille Tragik sie hervorrufen. Die ruhige objektive Betrachtung aber wird sie als Begleiterscheinungen des Krieges werten, als Ausstrahlungen jener beklagenswerten Tatsachen, die durch die seelischen und wirtschaft-

Winterlied

Von Rudolf Herzog.

Nein, es ist das Sterben nicht,
Nein, es ist nur Schlafengehen,
Wenn die Flocken still und dicht
Auf die Erde niederwehen — —
Wenn sich weiß der Schleier zieht
Über Sinnen, Seufzen, Sorgen,
Singt ein Jahr sein Schlummerlied:
Herz, schlaf ein und träum von morgen.

Herz, schlaf ein und träum und lausch
Durch die Nächte, die dich drücken,
Denn es wird ein Blütenrausch
Bald die alten Plätze schmücken,
Denn es wird dein rotes Blut
Heißer noch das Herz dir füllen,
Wenn dein Wünschen ausgeruht
Und sich Wünsche neu enthüllen.

Darum sinkt der weiße Schnee,
Darum kürzen sich die Tage,
Daß die neue Kraft ersteh
Und die Liebe Sorge trage,
Sorge um ein Blumenland
In den Herzen, in den Hainen —
Und schon sucht im Traum die Hand
Heimlich tastend . . nach der deinen . . .

lichen Umwälzungen dieser Jahre in anderen Volkskreisen zur Erhöhung der jugendlichen Straffälligkeit führten und bis in das Bürgerhaus und noch weiter hinaufdringen.

Der gute Kern aber, der trotz aller jetzt hervortretenden Unerfreulichkeiten in unseren jungen Mädchen steckt, und das psychologische Verständnis, das man ihnen entgegenbringt, lassen jedoch die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß, wenn der Most sich auch noch so absurd gebärdet, doch ein guter Wein aus ihm entstehen wird. Ein Wein herberer Art wird es allerdings sein, denn dieser Gärungsprozeß, der die Haustochter zur Junggesellin werden lassen will, hat nichts von der milden, süßen Art langsamen Reifens. Noch nicht. Diese Zeit wird erst kommen; sie hat ihre Vertreterinnen jetzt schon in den Mädchen, die seit Jahren im Berufsleben stehen, den ersten Selbständigkeitstaumel hinter sich haben und als Endziel ihres Frauenlebens, in anbetracht der geschilderten Verhältnisse, wohl die Möglichkeit ins Auge fassen, Junggesselin zu werden, aber doch so lange es angängig ist, gern und dankbar den Schutz und die Ruhe des Familienlebens zu genießen.

Denn schließlich ist doch der Junggeselle, der männliche und der weibliche, von Ausnahmen abgesehen, doch eine Lebensform, die mehr aus der Not eine Tugend macht, als daß sie eigenem Willen ihren Ursprung verdankt. Die Männer mögen versichert sein, daß sie bei ihrer Rückkehr in die Heimat durchaus keine eingeschworenen Männerfeindinnen vorfinden werden. Aber kritischer, selbstbewußter werden ihnen die Mädchen entgegentreten, die zu ihrem Teil dazu beitragen, die Heimarmee zu verstärken, sie leistungsfähig zu erhalten. Ihr Zukunftsideal hat sich gewandelt, es sieht seinen Höhepunkt wohl noch immer in einer glücklichen, kindergesegneten Ehe, neben diesem steht aber, weniger verheißungsvoll, aber nicht als beklagenswerter Verzicht betrachtet, die Aussicht, in selbstgewählter Unabhängigkeit durchs Leben zu gehen. Vom Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik betrachtet, mag in dieser Tatsache eine gewisse Gefahr liegen, sie hat ihre Ursache jedoch nicht in einer bewußt geübten Abkehrung von den natürlichen Aufgaben des Weibes, einer Vermännlichung im üblen Sinn, sondern entspringt ebenso der vorausblickenden Anpassung an die zu erwartenden Verhältnisse als der psychologischen Umwandlung des neuzeitlichen Frauencharakters, die sich in den letzten Jahrzehnten anbahnte, durch die Kriegsverhältnisse aber die Allgemeinheit früher erfaßte, als es unter Umständen der Fall gewesen wäre.

Der Gefahr aber, daß es im Laufe der Zeit der Junggesellinnen gar zu viele werden könnten, dürfen die Männer selbst am besten zu begegnen in der Lage sein, indem sie den jugendlichen, präsumtiven Hagestolzinnen — Herz und Hand antragen.

Das wäre die beste Lösung dieser Frauenfrage, die Töchter, Eltern, Bevölkerungspolitiker und Rassenhygieniker befriedigen würde, die Lösung einer Zeitfrage, vor deren Ernst man die Augen nicht verschließen darf. Den freiwilligen und unfreiwilligen Junggesellinnen der Zukunft aber gehöre unsere Achtung. Ihren Weg zu erleichtern durch Vereinfachung der hauswirtschaftlichen Lebensbedingungen, von der die berufstätige Frau abhängiger ist als der Mann, und durch Umwertung noch bestehender Vorurteile, sei gleichfalls eine der Aufgaben der kommenden Zeit.

Die Zukunft unserer feldgrauen Akademiker.

Von Rechtsanwalt Ernst Böttger,
Rechtsbeirat des Bundes der Landwirte.

Unsere Fürsorgearbeiten gelten den kriegsbeschädigten Offizieren und Mannschaften. Mit Recht. Sie wieder in einer ihrer Berufsstellung entsprechenden Weise dem Erwerbsleben zuzuführen, ist eine ernste, mit allen Mitteln der Gemeinschaftsarbeit zu fördernde Aufgabe. Der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge widmet sich ihr in enger Fühlung mit den zuständigen Behörden. Man hat den „Deutschen Hilfsbund für kriegsverletzte Offiziere“ e. V. Berlin begründet, der sich in trefflicher Weise der Unterbringung kriegsverletzter Offiziere in Privatstellen annimmt, Hand in Hand mit dem preußischen Kriegsministerium. Akademische und wirtschaftliche Kurse werden zugunsten der Fortbildung unserer kriegsbeschädigten Helden eingerichtet. —

Man hat viel gearbeitet, schöne Erfolge erzielt, dankbar wird dieses Liebeswerk berufener Kräfte in der Heimat und an der Front anerkannt. Und doch! — Ich muß es freimütig gestehen auf Grund der Aussprache, die mir an der Front im Kreis unserer Akademiker vergönnt war anläßlich einer Vortragsreise im Rahmen des vaterländischen Unterrichtes — unsere Arbeit ist Stückwerk, wenn wir nicht auch unverzüglich für unseren akademischen, wissenschaftlichen Nachwuchs Sorge tragen, der unverwundet in die Heimat zurückkehrt.

Man will für den Übergang der Arbeiter und Handwerker vom Kriegsdienst in den Zivilberuf sorgen. Geeignete Vorschläge liegen vor. Für unsere zurückkehrenden Akademiker hat man aber noch nicht in der wünschenswerten Weise gesorgt. Wer zögert, sich ihrer anzunehmen? — —

Über die landwirtschaftliche Arbeiterfrage zu sprechen, wurde ich zu einer Division an der Westfront mitten im Kampfgebiet berufen. Eine Fülle von Fragen aus der Reihe der akademisch gebildeten Reserveoffiziere veranlaßte mich, einen Vortrag über die wirtschaftliche Zukunft der akademischen Berufe zu improvisieren. Dankbar wurde er entgegengenommen, obgleich ich, weil wir uns fast ausschließlich der Kriegsbeschädigten annehmen, wenig Positives zu geben vermochte. Was er aber an Anregungen aus dem Hörerkreis erweckte, das möchte ich unseren Lesern und den zuständigen Regierungstellen nicht vorenthalten. Tag und Nacht schlugen die Granaten ein in jene tote, von englischen Geschossen vernichtete Stadt, in deren Kellern wir saßen und der Heimat gedachten, der Heimat, die bereit ist, nach einem siegreichen Feldzug ihre Heldensöhne wieder aufzunehmen. Und bang klang die Frage: „Wie wird die Heimat uns aufnehmen?" —

Ein Theologe schilderte seine Lage: „Bei Kriegsausbruch hatte ich das 7. Semester hinter mir, Ende Oktober 1914 erhielt ich meine friedensmäßigen Vorarbeiten, wurde am 5. November jedoch bereits eingezogen und kam über die ersten Anfänge der Examensarbeit nicht hinaus. Ich erhielt die Zulassung zum Notexamen für den 30. November 1914. Infolge schwerer Erkrankung mußte ich von der Prüfung zurücktreten. Nun sollte ich im Juli 1916 zur Ablegung der Prüfung beurlaubt werden. Die Sommekämpfe machten den Urlaub unmöglich.

„So sehr ich anderen glücklicheren gleichaltrigen Kandidaten das Fortkommen gönne, muß zwischen ihnen und uns, die wir Zeit und Kraft freudig dem Vaterland opfern, nach meinem Empfinden ein Ausgleich geschaffen werden. Die theologische Fakultät müßte uns die Hand dazu bieten. Aber auch sie erhöht noch die Schwierigkeiten. Bestimmte doch die theologische Prüfungskommission in Halle a. S. in einem Ausweis, daß zur Ablegung der Prüfung eine Beurlaubung von vier Wochen erforderlich sei ‚zur Eingewöhnung in heimatliche Verhältnisse und in wissenschaftliches Denken!' —

Soweit die Schilderung des Theologen, einer im Kampf gereiften Persönlichkeit, der Kameraden und Vorgesetzte das trefflichste Zeugnis ausstellen. Aus der Flandernschlacht ist er zurzeit in eine Nebenkampfstellung gerückt, welche ihm einen Examensurlaub von 8 bis 10 Tagen ermöglicht. Sie nützen ihm aber nichts, da ja nach Ansicht der Prüfungskommission er in diesem Zeitraum weder die heimatlichen Verhältnisse kennenlernen kann noch sich wieder an wissenschaftliches Denken gewöhnt! — Ist es wirklich berechtigt, an derartige Vorbedingungen die Zulassung zu knüpfen? — Wäre es nicht viel mehr Pflicht der Heimat, sich den Verhältnissen im Feld anzupassen? — Trotz des blutigen Kriegshandwerkes verliert kein Soldat, vor allem nicht der Gottesstreiter, der seinen sterbenden Kameraden so manches Trostwort bieten kann aus der Tiefe seines Herzens und aus dem Quickborn der Heiligen Schrift, das Gottvertrauen. Ja, der Hauch des Todes, der ihn täglich umfangen hält, vertieft ihn in seinem innersten Wesen. Ist das nicht eine bessere Vorbereitung für die theologische Prüfung als eine Gewöhnung an heimatliche Verhältnisse? — Was nun das wissenschaftliche Denken betrifft, so habe ich als Jurist stets geglaubt, daß der, welcher nicht die Begabung, die ihm der Herrgott verliehen, als Rüstzeug bei sich trägt, weder in vier Wochen noch in zehn Jahren wissenschaftlich, d. h. logisch, denken lernt. Ist dagegen nur die Aneignung der wissenschaftlichen Grundlagen gemeint, so wird bei einem Theologen mit acht Semestern diese Grundlage vor dem Krieg geschaffen sein, und das Feld bietet ihm Zeit, diese wissenschaftlichen Kenntnisse wieder aufzufrischen. Vergegenwärtigt man sich den sozialen Aufgabenkreis des Geistlichen, so muß man als völlig unzeitgemäß und verfehlt den Standpunkt jener theologischen Prüfungskommission verwerfen. Es ist dagegen zu wünschen, daß theologischen Kriegsteilnehmern für die erste Prüfung nach achttägigem Urlaub die Zulassung zum Examen gestattet wird, und daß diese Prüfung sich auf die Grundlagen der Wissenschaft unter Zurückstellung historischer Einzelkenntnisse wie gewisser Theorien, deren Aneignung nicht unbedingt zum wissenschaftlichen Rüstzeug gehört, beschränkt, ferner daß für das zweite Examen durch Vermittlung des Generalkommandos Sonderkurse — tunlichst im Feld, geleitet von Feldgeistlichen — eingerichtet werden, deren erfolgreiche Absolvierung sie zur zweiten Prüfung befähigt. Die zweite Prüfung hat die caritative Tätigkeit des Geistlichen in den Vordergrund zu stellen.

Sind die Prüfungsformen überwunden, dann gilt es, Lebenstellungen den heimkehrenden Geistlichen zu schaffen. Die gleichsemestrigen Studiengenossen, die inzwischen in der Heimat zu Amt und Würden gelangt sind, dürfen keinesfalls den Vorrang in wirtschaftlicher Hinsicht einnehmen. Es ist zu erwägen, ob gewisse Patronatstellen nicht auf eine Reihe von Jahren nach Friedenschluß nur für Kriegsteilnehmer offengehalten werden.

Wir kommen nun zur wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Zukunft unserer feldgrauen Juristen.

Als eine gewitterschwere Wolke lastet über ihnen, wie die Aussprache zeigte, das Kriegswirtschaftsrecht und der Gedanke, auf Jahre hinaus gegenüber den Kollegen der Heimat zurückgestellt zu sein. Ich legte dar, daß diese Auffassung zu pessimistisch sei. Gewiß wird für viele Studenten, die mit dem juristischen Notexamen als Referendare in das Feld zogen, diese Notprüfung ein Danaergeschenk sein; jedoch nur dann, wenn sie die wissenschaftlichen Lücken der Studienzeit nicht im künftigen juristischen Vorbereitungsdienst nachzuholen wissen. Das Kriegswirtschaftsrecht wird für den Friedensjuristen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen; die Änderungen in der Zivilprozeßordnung und Strafprozeßordnung, soweit sie nicht wieder fortfallen, die Stundungsverordnungen, die Rechtsprechung über die Lieferungsverträge sowie eine kurze Übersicht über das System der Kriegsnotverordnungen werden den jungen Juristen nicht allzu sehr belasten. In einer Sondervorlesung kann er diesen Stoff bald beherrschen. Erhöhte Bedeutung gewinnt für ihn die Anwaltstation, weil sie ihn am umfassendsten mit den Fragen vertraut macht, die nach dem Krieg noch in Fühlung mit dem Kriegswirtschaftsrecht eine Rolle spielen. Sondervorlesungen in Form von Seminarübungen dürften sich für die Kriegsteilnehmer unter Leitung von erfahrenen Landrichtern dringend empfehlen. Eine Abkürzung der Referendarzeit ist im Interesse eines gesunden Richter- und Anwaltstandes kaum zu befürworten. Wohl kann man aber in wirtschaftlicher Hin-

sicht die Kriegsteilnehmer unterstützen, indem man ihnen mehr Stellen als Richter mit Gehalt einräumt.

Die Gerichtsassessoren mit Notexamen sind durch wissenschaftliche Sonderkurse, die auch die Wirtschaftspolitik und die für den Vormundschaftsrichter unentbehrliche Kriegsfürsorge mitumfassen, heranzubilden. Durch Freifahrtvergünstigung muß auch Assessoren auf dem Land die Teilnahme an solchen auf Sonntage eventuell anzusetzenden Kursen in den Städten (Landgerichts- oder Universitätssitz) ermöglicht werden.

In wirtschaftlicher Hinsicht muß dem feldgrauen Assessor ein Ausgleich gegenüber seinen Studiengenossen, die bereits als Richter angestellt sind, geboten werden; einmal möge man ihnen Amtsanwaltstellen und Kommissorien offenhalten. Bei der Strömung der Erweiterung des Sühneverfahrens würde das Amt eines Sühnerichters für sie ein geeigneter Posten sein, da es alle Rechtsmaterien vermittelt; dieses Amt wäre entsprechend zu dotieren. Viele Assessoren sind kriegsgetraut, sie können nicht jahrelang mehr unbesoldet auf das Richteramt warten; sollen sie nicht eine Gefahr für den Anwaltstand bilden, der mehr denn je überfüllt sein wird, so muß frühzeitig — zwar unter Anrechnung der Kriegsjahre auf die Anciennität — ihnen die Richterlaufbahn geöffnet werden.

Die feldgrauen Anwälte wieder in die Praxis einzuführen, ist die vornehmste Aufgabe des Anwaltstandes selbst, und er wird unzweifelhaft Mittel und Wege dazu bereitstellen. Viele Anwälte kehren zurück und finden ihre Klienten in den Händen eines Nachfolgers — ihnen ist eine Entschädigung in Form der sofortigen Verleihung des Notariates zu geben unter entsprechender Bezirkseinteilung. In den Staaten, wo das Notariat noch immer fehlt (z. B. Sachsen-Weimar), ist endlich die Einführung durchzusetzen. Bei den Gerichten solcher notariatsfreien Staaten haben sich zum Nachteil des Publikums längst unhaltbare Zustände herangebildet: man hat infolge Überlastung der Beamten mit laufenden Geschäften noch immer nicht das Grundbuch (nach 17 Jahren!) fertigstellen können. Endlich ist aber auch den Anwälten, die wirtschaftlich wie kaum ein anderer Stand gelitten haben, die materielle Sicherstellung durch Abänderung der Gebührenordnung von 1879 (!) zu gewähren. In gemeinnützigen Rechtsauskunftstellen, als Vertreter eingezogener Kollegen unter Verzicht auf Honorar, als Gewerbe- und Kaufmannsrichter in den Kriegswirtschaftsämtern, als Syndizi in den Wirtschaftsverbänden haben Anwälte während des Weltkrieges gewirkt — die Armenprozesse werden sich nach dem Krieg in ungeahnter Höhe entwickeln, auch sie werden als eine unbezahlte Ehrenpflicht vom deutschen Anwalt geführt werden. Aber man stelle ihn endlich auch materiell so, daß er dem Richter mindestens ebenbürtig ist. Das ist eine Dankespflicht des Volkes gegenüber den Anwälten, vor allem, die aus dem Feld heimkehren und — vor nichts stehen.

Ich habe hier nur die Verhältnisse bei Theologen und Juristen, wie ich mir ihre Gestaltung denke, beleuchtet; berufene Federn sollten andere Berufe noch behandeln. Auch die Kreditfrage zur Unterstützung der Kriegsteilnehmer verlangt neue Wege der Lösung, z. B. Einführung eines „Arbeitskredits", hypothekarische Bewertung der Arbeitskraft; Gläubiger: ein öffentlicher Verband. Unser Ziel muß sein: Geistige Führer zu schaffen aus dem festen Holz unserer feldgrauen Akademiker!

Der Onyx.

Fünf Briefe. Von Hedwig Forstreuter.

„Lieber! Aberglauben gilt als Zeichen mangelnder Charakterstärke. Ich könnte also jetzt beweisen, daß ich einen sehr festen Willen besitze und über Ahnungen, Vorzeichen und dergleichen Dinge hoch erhaben bin. Aber es gelingt mir schlecht. Ich fühle mich mutlos und habe ein böses Gewissen. Was ist nun schlimmer?

‚Kopf hoch!' würdest Du sagen, mein Kinn fassen und mir in die Augen sehen. Ich fühle diesen Blick. Deine ernsten, großen Sterne — wenn ich auch schweigen wollte — sie locken doch aus mir heraus, was ich ängstlich verbergen möchte. Denn, Liebster, ich verlor Deinen Ring. Den braunen Onyx, den ich immer trug, seit — nun seit mein wirkliches Leben begann. Als Du ihn mir zum erstenmal zeigtest, sah ich nur den Ring in kindischer Schmuckfreude, denn ich war noch ein Backfisch und Du ein Student. Und die Tanzstundenlust hatte meiner Naivität nicht viel anhaben können.

Ich muß mich wohl sehr nachdrücklich gefreut haben. Denn Du wußtest es noch sieben Jahre später, als Du aus dem Felde auf Urlaub kamst. Ich erkannte Dich nicht gleich und konnte mir Dein Lächeln nicht recht deuten. Aber ehe Du Deinen Namen nanntest, sah ich den Onyx, dunkel und schön geschnitten . . . Da wußte ich, wer vor mir stand, und vergaß den Ring schnell über Dir selbst, bis der Tag kam, an dem Du ihn mir anstecktest. Da strahlte aus dem goldbraunen Stein eine neue Sonne auf. Ich weiß nun erst, wie hold es ist, zu leben.

Du lächelst und mahnst, ich solle nicht schwärmen. Was sei es doch mit dem Ringe?

Laß mich nacheinander erzählen, sachlich, was mir so schwer fällt: Du schriebst von Staub und Hitze in Mazedonien, von Kopfweh und Schlimmerem. Da fand ich in meinen Schubladen noch Kölnisches Wasser (Du weißt, ich mache da von Zeit zu Zeit kleine Entdeckungen, weil ich kein Ordnungsgenie bin), Seidenpapier, Holzwolle, Feldpostkarton — es wurde ein Paket, das jedem Fachmann Ehre gemacht hätte. Ich trug es selbst zur Post, ganz heiß und selig. Als ich zurückkam, strichen die Falken um die Domtürme und schrien. Da war es, als schrittest Du neben mir. Ich spürte Deinen Arm und hörte Deine Stimme. Wir hatten ja unseren besonderen Falkenruf. Du liebtest es, wenn ich den hohen, hellen Ton nachahmte. Immer, wenn wir ganz besonders fröhlich waren, trat mir dieser Laut auf die Lippen.

Nun hörte ich ihn allein und ließ mir einen Glückstraum vorgaukeln, der den Tag lang um mich blieb. Aber jetzt, da ich an Dich schreiben will, vermisse ich den Ring. Das ganze Zimmer ist schon umgekehrt. Den Weg zur Post habe ich noch einmal gemacht. Alles umsonst.

Die Falken schrien nicht mehr, es war still um die Türme. Und ich mußte hinaufsehen, als könnte der Ring aus der Luft zu mir niederfallen. Wie der Schmuck, den die diebische Elster stahl. Aber Falken steigen nicht hernieder aus ihrer freien Höhe . . .

Und dann hatte ich ja bei dem ersten Gange den Ring ganz fest auf dem Finger. Oder nicht mehr? Ach, ich weiß nicht, Lieber, Deine Augen blicken jetzt vorwurfsvoll. Und ich bin betrübt, Dir Kummer zu bereiten. Denn ‚solchen Ring verliert man nicht', sagt Vater, und er hat recht, wenn er schilt. Aber ich quäle mich selbst genug. Und der Onyx muß sich ja wiederfinden, er muß

. . . Ich werde nicht ruhig schlafen, bis ich ihn wieder an meiner Hand fühle. Denn er ist mehr als totes Metall, er hat Seele von Dir. Und deshalb wird er zu mir zurückkehren.

Nicht wahr?"

— — — — — — — — — — —

„Der Ring ist noch nicht da. Und auch kein Brief von Dir. Vater wird nun selbst unruhig über meine Angst. Er läßt die Strenge beiseite und redet mir zu: ‚Schlechte Verbindung — Postsperre — wenig Zeit.'

Ich will mich ja zufrieden geben, ich will warten. Aber wenn es nun doch ein Omen wäre? Eine übernatürliche Botschaft?

Schreib, daß es nicht wahr ist, daß Du lebst, lieber Geliebter."

— — — — — — — — — — —

„Was ist das? Ich reibe mir die Augen, zupfe mich am Ohr, wie Du manchmal fröhlich strafend tatest. Aber es bleibt Wirklichkeit, mit Händen zu greifen: Du hast Deinen Brief mit dem Onyx gesiegelt. Also er ist wieder da und in Deinen Händen! Wie kommt dies Wunder? — Wirkung in die Ferne? — Wir lasen das Goethesche Gedicht einmal zusammen, und Du lächeltest mich übermütig an. Wie verspotteten wir den Wunderglauben der Königin:

‚Für sie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.'

Und nun? Warum schreibst Du kein Wort zur Lösung des Rätsels? Du willst mich quälen, erziehen? Mach es doch gnädig . . ."

— — — — — — — — — — —

„Ob Du Dich schon von Deiner Überraschung erholt hast, mein kleines Mädchen? Was für sonderbare Dinge zwischen Himmel und Erde vorgehen, nicht wahr? Der Ring, so lieb Du ihn hattest, fühlte Sehnsucht nach seinem Herrn und kam wieder zu mir. Aber auf welchen Umwegen!

Wir erhielten vor zwei Wochen Fliegerbesuch. Du weißt, wir bekommen in unserer öden Gegend die Post oft hoch aus den Lüften. Auch diesmal wieder. Für mich lief ein Päckchen mit Kölnischem Wasser ein. Sehr lieb ausgedacht und mir besonders willkommen. Ich reiße es schnell auf und suche zuerst nach dem Briefe. Die Umhüllung fliegt achtlos auf den Boden, mein Bursche räumt sie fort. Aber schon nach einer Minute steht er wieder in der Tür, lächelt ganz unvorschriftsmäßig in der Ahnung eines anständigen Finderlohns und bringt in seiner braunen Soldatentatze — meinen — Deinen Siegelring! — Ein feiner Span Holzwolle hing noch von seinem Rund wie ein schimmerndes Stirnhaar von Dir.

Der Onyx hatte sich auf eigene Faust ins Feld aufgemacht. Wohlverwahrt in der weichen Packung. —

Wie mag mein Liebling sich geängstigt haben, als der Ring fort war! Und dann staunte er wohl, als ein Brief mit dem vertrauten Siegelabdruck kam. Und hegte allerlei metaphysische Gedanken in seinem Köpfchen. . . ."

— — — — — — — — — — —

„Der arme, aufgeregte Brief, der heute kam. Nein, nicht die Falken stießen aus der Luft herab nach Deinem Ringe — Du selbst gabst ihm unbewußt Flügel, die ihn den langen Weg zu mir trugen: über Land und Wasser und endlich auch durch die Luft. Damit Gleichnis und Wirklichkeit ineinander aufgingen.

Leutnant Rienäcker, der junge, braune Bursche, dessen kindliche Augen Dir so gut gefielen, lacht: ‚Wie senden Sie den Ring denn nun wieder zurück? In einem Maiskolben versteckt? Oder in Kukuruz verbacken? Irgend etwas Besonderes müssen Sie sich doch ausdenken.'

Aber ich behalte ihn lieber bei mir. Man soll die Götter nicht versuchen. Über den kleinen Finger paßt der Reif ja ganz gut, der Dir von der schmalen Hand fiel.

Und wenn ich ihn ansehe, ist mir, als hörte ich von Deinen Lippen den Falkenruf, ganz hell und hoffnungsfroh. — Vielleicht ist der Tag nicht fern, da ich aus dem Feld heimkomme, um Dir den Onyx zum zweitenmal anzustecken. . . ."

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

In voller Seelenruhe blicken wir geradeaus über die niedergelegte Mauer frei nach Osten hin, nach Westen in starker Sammlung und Bereitschaft. Welch ein Fortschritt gegen den vorigen Jahreswechsel, zu welchem wir noch im Osten wie im Westen, umlagert von feindlichen Heeren, den Warnungsruf an unsere Gegner richteten, der mit Hohn erwidert wurde! Da wir, die wir in siegreicher Überlegenheit die Hand boten zu einer Lösung der Streitigkeiten, schnöde abgewiesen wurden von den Machthabern unserer unterlegenen Gegner, als hätten sie das Heft in der Hand und könnten Bedingungen stellen. Vergegenwärtigen wir uns, daß damals sogar das Wort „Genugtuung" gefallen ist, als ob wir, die Angegriffenen, nachdem wir die Angreifer abgewehrt, zurückgedrängt, nach allen Richtungen geschlagen hatten, unsere Angreifer über ihre Mißerfolge zu trösten, sie obendrein dafür zu entschädigen hätten!

Daraufhin sind wir auf dem beschrittenen Wege weiter gegangen und dort angelangt, wo wir heute stehen. Unwandelbar halten wir fest am Willen zum Siegen über alle unsere Feinde, bis auch dem letzten von ihnen die Fähigkeit zum Widerstande vergangen ist.

Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Sind die Feinde noch nicht zu belehren, so verfolgen wir den beschrittenen Weg noch weiter. Das Zutrauen zu unseren Führern ist nicht zu beugen noch zu brechen. Sie haben erklärt, daß wir es zum guten Ende bringen werden, wenn wir nur noch eine kurze Zeit Kraft und Geduld haben. Wir können, und wir wollen.

Unter den letzten Berichten unserer Obersten Heeresleitung, die allesamt in ihrer gewohnten Knappheit Zeugnis von dem unbeirrten Fortgang der Kriegsarbeit ablegen, hoben sich die Meldungen besonders ab, die von dem Heldentum unserer Ostafrikaner Kunde gaben. Mit Stolz und Bewunderung erfüllt es in der Heimat aller Herzen, wie entschlossen in echt deutschem Geist unsere Brüder von der ostafrikanischen Kolonie der erdrückenden Übermacht in ihrer abgesonderten Lage bis aufs äußerste standhalten. Noch in den letzten Tagen des alten Jahres traf die Meldung ein, daß zweitausend Deutsche auf dem benachbarten portugiesischen Gebiet, wohin sich unsere kolonialen Streitkräfte unter der kühnen Führung des Generals v. Lettow-Forbeck durchgeschlagen haben, nach dreitägigem Kampfe die portugiesische Besatzung befestigter Stellungen auf dem Berge Hkula geschlagen und u. a. den Befehlshaber gefangengenommen haben. Nichts ist so geeignet, unser Selbstbewußtsein zu stärken, wie diese Probe auf die Unerschütterlichkeit deutschen Geistes bis zum letzten Atemzuge.

Auch nach Amerika können wir in aller Seelenruhe an der Schwelle des anbrechenden neuen Jahres einen Blick hinüberwerfen. Ernstlich auf amerikanische Verstärkung rechnen, wäre die verhängnisvollste Einbildung unserer letzten Feinde England und Frankreich. Wie falsch diese Rechnung ist, dafür genügt allein schon die eine Tatsache, daß jedes Transportschiff amerikanischer Truppen die schwere Not in England und Frankreich durch Entziehung unentbehrlicher Bedürfnisse zur Kriegführung verstärken muß.

Unsere Rechnung hingegen stimmt. Folgerichtig und unabwendbar führt unsere Kriegsleitung durch die Zusammenarbeit von Heer und Flotte unsere und unserer Verbündeten Sache dem Endsieg entgegen. X.

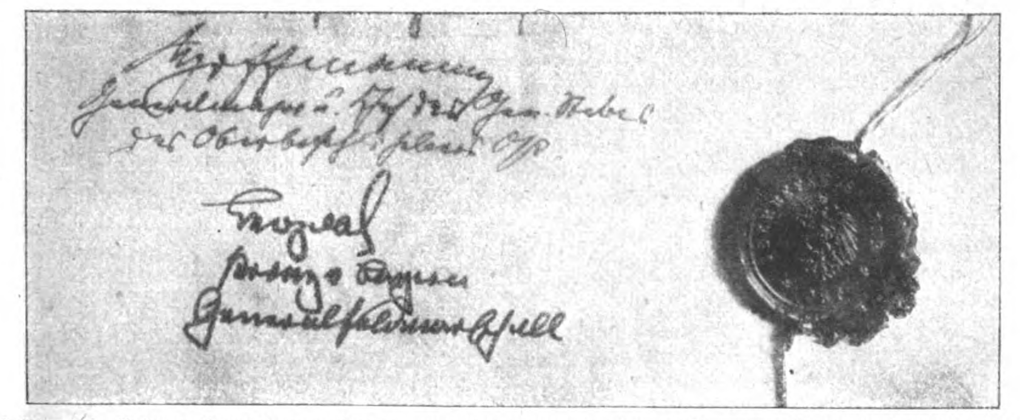
Nr. 169 der „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik" erscheint in dieser Woche



Generalmajor Hoffmann.

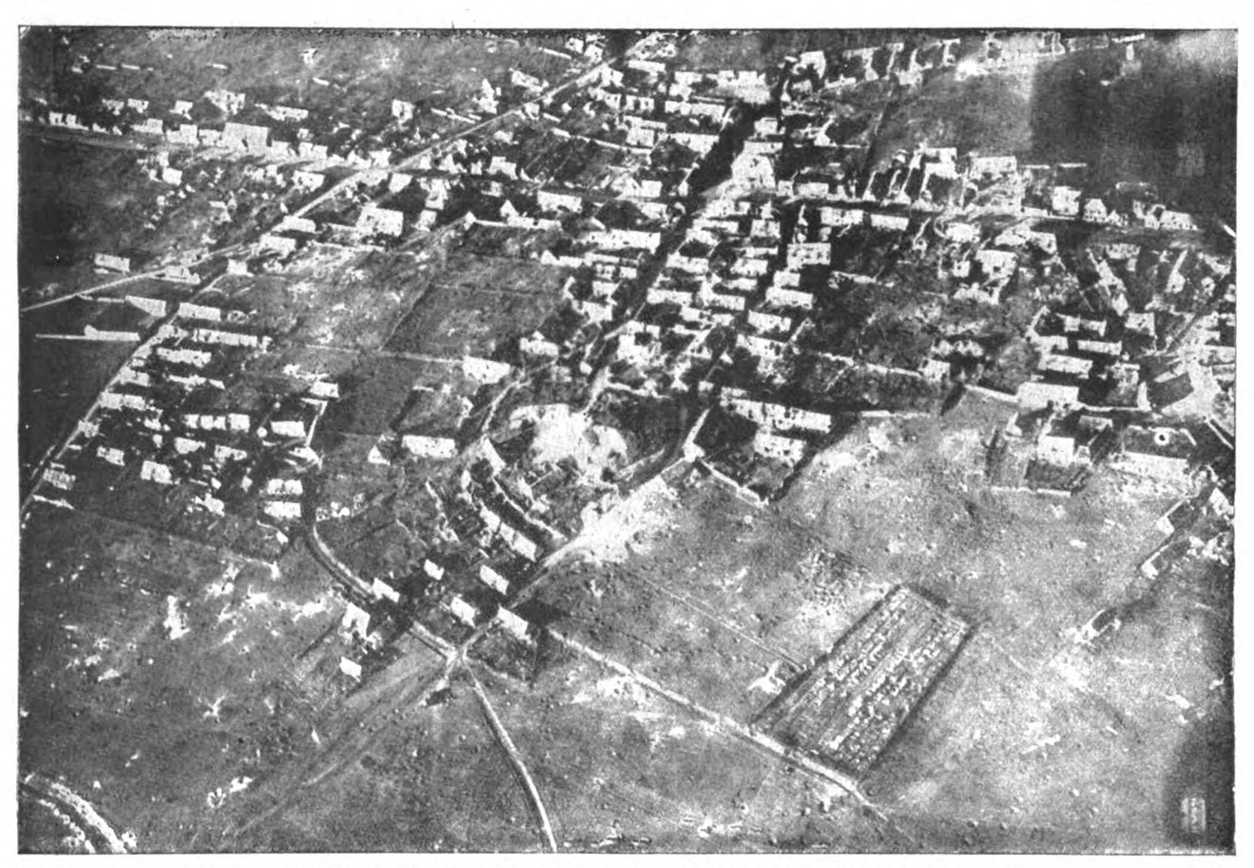


Feldmarschall Prinz Leopold von Bayern.

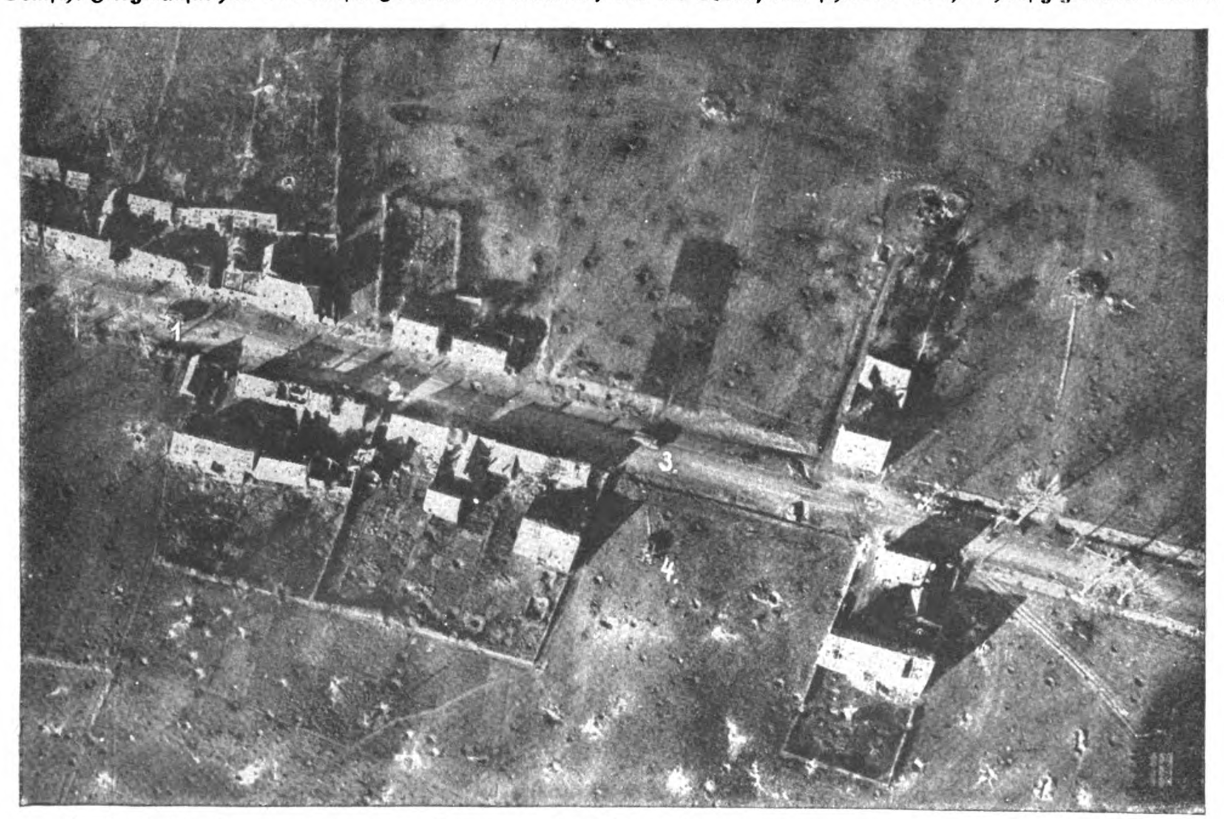


Unterschriften des Prinzen Leopold von Bayern und des Generalmajors Hoffmann auf dem Waffenstillstandsprotokoll.

Zu den Verhandlungen in Brest-Litowsk.



Deutsche Fliegeraufnahme des Dorfes Fontaine bei Cambrai, das als Brennpunkt schwerer Kämpfe häufig genannt wurde.



Ein Dorf dicht hinter der feindlichen Front, aus 300 Meter Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen.
Bei 1, 2, 3, 4 erkennt man vorgehende englische Tanks.

Von den Kämpfen um Cambrai: Deutsche Fliegeraufnahmen.

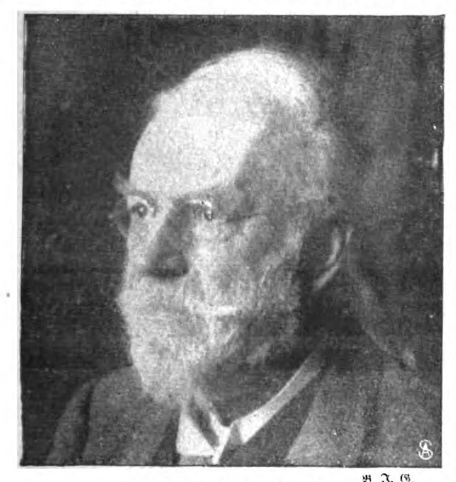


Kammerherr Georg v. d. Gabelentz,
der neue Intendant des Dresdner Hoftheaters.



Phot. Perscheid.

Prof. Wilhelm Trübner †
Hervorragender Maler.



B. I. G.

Prof. Ernst Herter †
bekannter Berliner Bildhauer.



Kapitänleutnant d. R. Julius Lauterbach und seine Braut Frl. Gertrud Brockmann.
Zur Verlobung des bekannten Prisenoffiziers der „Emden".



Ständerat Dr. jur. Mercier,
der neue interimistische Schweizer Gesandte in Berlin.



Phot. Falken in.

Von links: Prof. Lortz, Prof. Eheberg, Prof. Kübler, Dr. Heiland, Prof. Rieker, Prof. Schling, Fürst Leopold zu Lippe, Prof. Grützmacher, Prof. Oertmann, Prof. Ahlfeld, Prof. Falkenberg, Prof. Riezler, Prof. Specht, Prof. Stählin.

Fürst Leopold zu Lippe im Kreise der Erlanger Professoren aus Anlaß seiner Ehrenpromotion zum Doktor beider Rechte.



Spezialaufnahme der „Woche".

Von links: Regierungsrat von Zychlinski, —, Dr.-Ing. von Kasperowicz, Dr. Lundstein, Antoni Wieniawski, Ministerpräsident Jan von Kucharzewski.

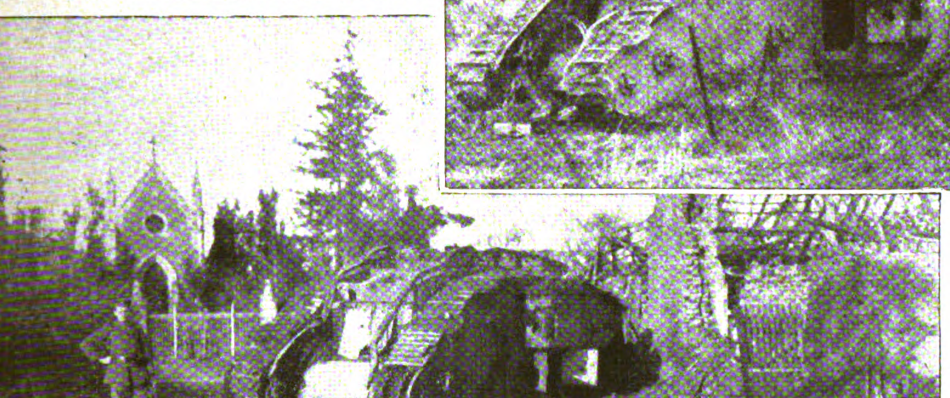
Polnischer Ministerpräsident von Kucharzewski in Berlin.

Der polnische Ministerpräsident hatte an die deutsche Regierung und die Regierung von Oesterreich-Ungarn die Bitte gerichtet, einen Vertreter der polnischen Regierung zu den Friedensverhandlungen mit Rußland zulassen zu wollen. Auf Einladung des Reichskanzlers traf Herr von Kucharzewski in Berlin ein.

Der englische Tank in der Schlacht von Cambrai.

(3 Photos, Phillipp)





Oberes Bild: Eroberter englischer Tank.

Mittleres Bild: Vernichteter engli cher Tank.

Unteres Bild: Englischer Tank in einem Dorfe.



Phot. Hohmann.

Vom Schlachtfeld zur Ausstellungshalle: Ein bei Cambrai erbeuteter englischer Tank wird durch Berlin gefahren, wo er auf dem Gelände der Ausstellungshallen am Zoo zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Krieger zur Ausstellung gelangt.



Leutnant Gerh. Wohlgemuth — Min.-Bootsmaat R. Oschek — Gefreiter Herm. Walter — Leutn. Schulze-Arden — Leutnant Hugo Wisnewski

Phot. Michaelis

Leutn. Bernh. Woltersdorf — Leutn. H. Eckard-Mueller — Phot. A. Wertheim. Leutnant Fischer — Unteroffizier Karl Leister — Off.-Stellv. Gust. Bocatius

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

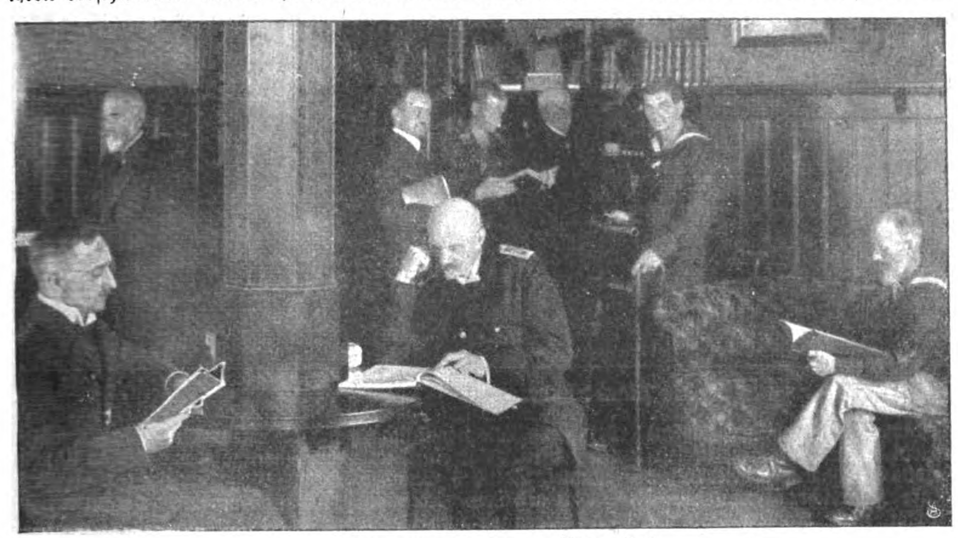
Phot. Baumgartner.

Schweizer und deutsche Soldaten an der Grenze.

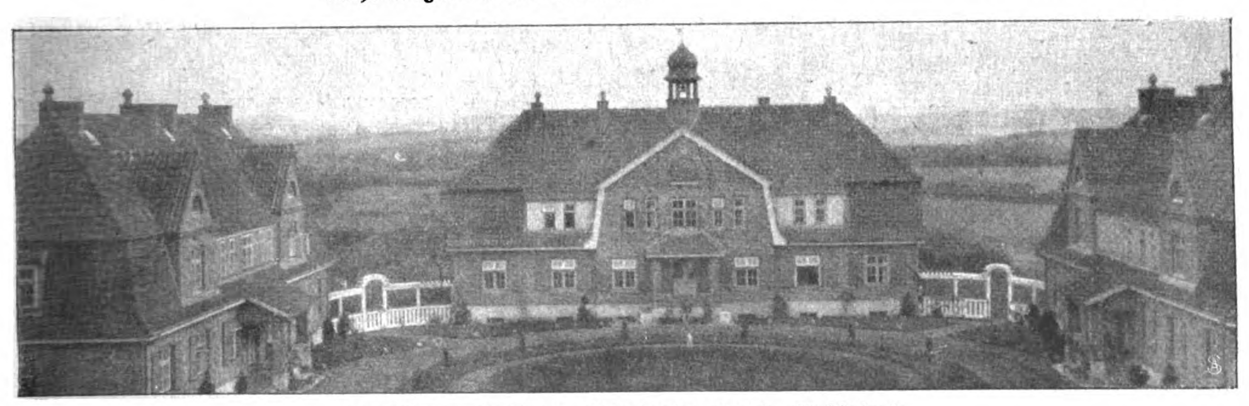
Das Alters- und Invalidenheim des deutschen Flottenvereins und des Flottenbundes deutscher Frauen.

Von Konteradmiral a. D. Weber. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen.

Wer mit uns, vom traulichen Hafenstädtchen Eckernförde kommend, die schattige Schleswiger Landstraße entlang schreitet, wird kurz vor der Brücke über die Flensburger Eisenbahn von einem ungewöhnlich reizvollen Anblick überrascht: Zur Linken der ruhige Spiegel des Windebyer Noors, umrahmt von der lieblichen schleswig-holsteinischen Landschaft, recht voraus ein freundliches Schlößchen und zur Rechten, fast das ganze Gesichtsfeld einnehmend, eine Gebäudegruppe, die, mit ihren verschiedenen runden Holstentürmen einer ausgedehnten Burganlage gleichend, sich wirksam von dem saftigen Grün ihrer Umgebung abhebt. Sie ist unser Ziel, das erste Heim, das patriotische deutsche Männer und Frauen den Veteranen der Kriegs- und Handelsmarine errichtet haben.



Bücherausgabe in der Bibliothek.



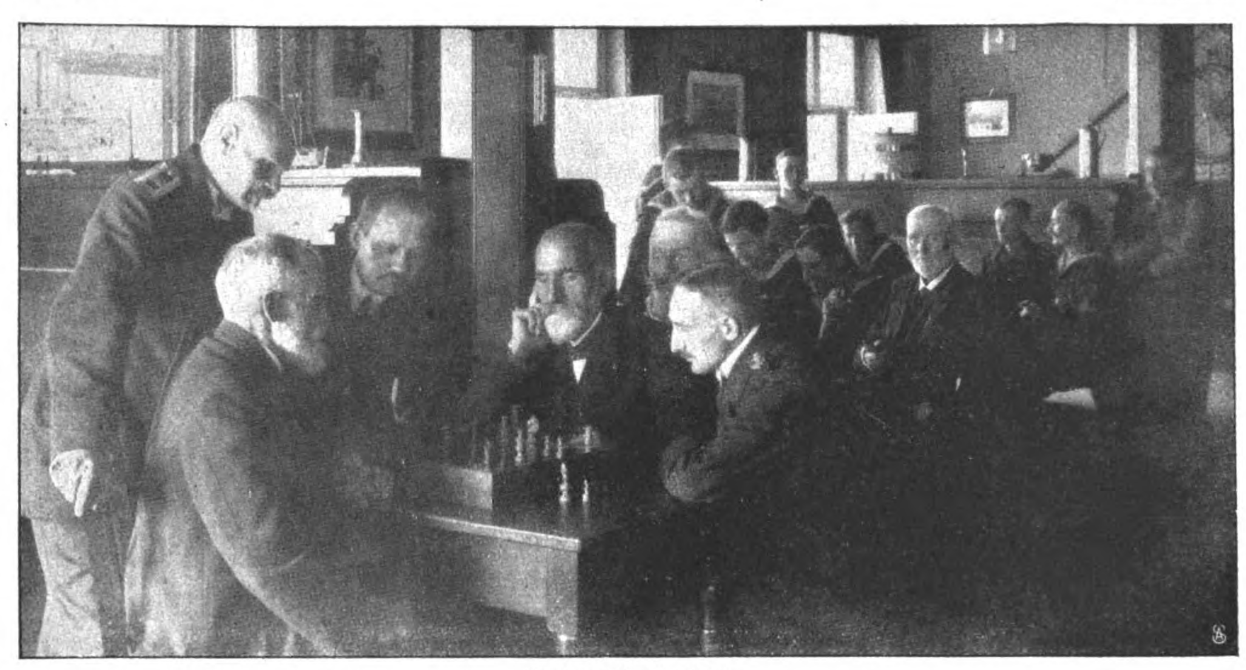
Die Häuser „Sachsen", „Württemberg" und „Westfalen".

Die erste Anregung zum Bau der Anstalt gab Oberschulrat Dr. Oskar Busch, Dresden-Blasewitz, der dem Flottenverein sein kleines Vermögen letztwillig für eine Anstalt zur Pflege alter und gebrechlicher Seeleute der Kriegs- und Handelsmarine vermachte. Ein glücklicher Stern waltete über dem Unternehmen. Zu den sofort eingeleiteten Sammlungen kamen einige größere Summen: ein Geschenk des Vereins zum 50jährigen Militärjubiläum seines allgemein verehrten Vereinspräsidenten, Großadmirals von Köster, dessen eifrige Sorge für diese Schöpfung bekannt war, eine Gabe aus den Geschenken zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers und das Ergebnis einer Lotterie. Die einzelnen Landes- und Provinzverbände wetteifern, wer am ersten die Bausumme für eines der Wohnhäuser, das ihren Namen tragen sollte, aufbringen würde. Und schließlich trat auch der Flottenbund deutscher Frauen mit der Bausumme für ein Wohnhaus und der Verpflichtung, einen Teil seines Einkommens für den Unterhalt der Gesamtanstalt zu liefern, auf den Plan. Schon Anfang März 1913 konnte der Bau nach den Plänen und unter Leitung des Geh. Baurats Scherler begonnen werden. Am 1. April 1914 wurde das Haus Busch, das zuerst fertiggestellte Gebäude, bereits bezogen. Das übrige Werk nahm rüstigen Fortgang — da brach der Weltkrieg aus. Nun mußten mit aller Energie die ersten fünf Wohnhäuser und das die Gesellschaftsräume enthaltende Hauptgebäude fertiggestellt werden, die, dem Bedürfnis des Krieges entsprechend, als Genesendenheim verwendet werden sollten. Am 15. November 1915 wurden das „Kaiserhaus", das „Haus des Flottenbundes deutscher Frauen" sowie die Häuser „Sachsen", „Württemberg" und „Westfalen" und das in Front des von ihnen umschlossenen Hofes errichtete Hauptgebäude dem Betriebe übergeben. Weitere vier Wohnhäuser mit je 11 Zimmern sowie eine Kapelle werden nach dem Friedenschluß in Angriff genommen werden.

Das Hauptgebäude enthält im Mittelgeschoß mit der Front nach dem Noor eine gemütliche Plauderstube, bei deren Einrichtung



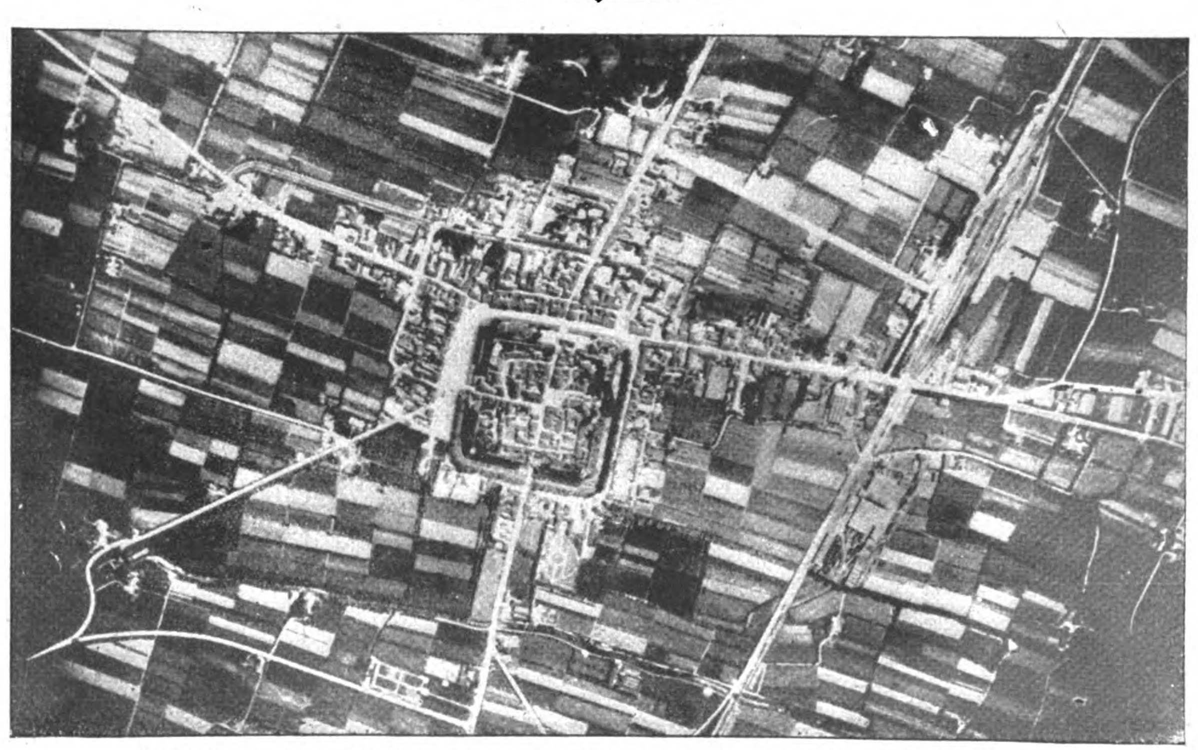
Ein Wohnzimmer.



In der Plauderstube.

alte Schifferstuben unserer Hansestädte als Vorbilder gedient haben, ein Spiel-, ein Lese- und ein Vorstandzimmer; in letzterem ist auch ein Teil der bereits reichhaltigen Bibliothek untergebracht. Prächtige Geschenke zahlreicher Freunde der Anstalt schmücken die Räume. Der nach Norden liegende Speisesaal ist für 120 Gäste berechnet. Im Erdgeschoß liegen die Wirtschaftsräume, im Dachgeschoß die Wohnungen der Angestellten. Die Insassen tragen zu ihrem Unterhalt täglich eine Mark bei, wozu ihre Rente in der Regel ausreicht. Für Ausnahmen sind ganze und halbe Freistellen vorgesehen. Jeder erhält ein eigenes, gut ausgestattetes Zimmer, und es wird auf Wunsch auch erlaubt, einzelne eigene Möbel mitzubringen. Wie gemütlich es sich die alten Seefahrer einzurichten wissen, zeigt eines unserer Bilder. Jeder Gesunde ist verpflichtet, täglich 3 Stunden für das Heim im Haus oder Garten zu arbeiten. Freiwillige Mehrarbeit wird vergütet und so Gelegenheit zum Verdienen eines Taschengeldes gegeben.

In wenigen Jahren hat die Opferwilligkeit des deutschen Flottenvereins und des Flottenbundes deutscher Frauen ein Werk geschaffen, das schon jetzt bei seiner Kriegsbetätigung zahlreichen Verletzten und Kranken schnelle und gründliche Genesung brachte, das aber in Zukunft in steigendem Maße der seefahrenden Bevölkerung des Reiches zum Segen gereichen muß.



Oesterreichisch-ungarische Fliegeraufnahme: Italienische Festung Castelfranco in der Poebene.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

9. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Über Ham and Eggs und Steak sah Mr. Neish sich gegenüber dem hageren jungen Reverend Craven. Die beiden, der Zeitungs- und der Gottesmann, nickten sich zu.

„Wohl: Auch nach Portsmouth?"

„Oh — ich muß dabei sein!"

„Wenn wir nicht zu spät kommen!"

„Ich fürchte nicht so! Es scheint mir Nebel auch auf See. Captain Quick wird nur langsam mit seinem ‚Acheron' laufen können!"

„Er wäre rascher gleich von Norwegen nach Schottland gefahren!"

„Aber England soll dies Schauspiel haben! So nahe von London wie möglich!"

„Guter, alter Quick!"

„Er ist sehr gedrückt, der Ärmste!" Mr. Neish lachte spitzbübisch und lautlos über seinen Krümeln von grünschwarzem Stilton. „Niemand kann schmerzlicher als er das Mißverständnis bedauern, daß er aus Versehen im Mondschein die Dreimeilenzone überschritt und die ‚Heidelberg' überfiel."

Auch Reverend Cravens kirchliches Antlitz zuckte von stiller Heiterkeit.

„Haben wir uns schon amtlich wegen unseres Navigationsfehlers entschuldigt?"

„Ich glaube, es ging so ein Lappen ab!"

Plötzlich war es um sie hell geworden. Der Zug sauste, wie aus einem Tunnel, aus der Londoner Nebelnacht ins Freie. Lieblich, als gäbe es nicht Krieg und Kriegsgeschrei auf der Welt, lag, ein lachender Garten Alt-Englands, die Landschaft Surrey mit ihren grünen Wiesen, ihren parkartigen Baumgruppen, ihren Rennbahnen und Spielplätzen, Schlössern und Ruhesitzen unter blauem Himmel im Sonnenschein. Mr. Neish benutzte das klare Tageslicht. Er zog eine seiner Zeitungen aus der Tasche. Sie war noch druckfeucht und roch förmlich nach Londoner Nebel und Lüge, als er sie dem athletischen Kirchenmann reichte.

„Heute abend wird das Ding ausgegeben! Es steckt ein gutes Teil Geschwindigkeit darin. Ist's nicht so?"

Mr. Craven durchblätterte den „Kriegsspiegel", dieses von dunklen Goldquellen der City verpestete Sammelbecken blinder und rasender Deutschenhetze.

„Schöne Zeichnungen!" sagte er, die groben Holzdrucke im Text betrachtend. Mr. Neish rieb sich befriedigt die Hände.

„Ein Kunststück, das uns auch Northcliffe und Putlitzer nicht nachmachen! Unser Zeichner war bei dem nächtlichen Überfall auf die ‚Heidelberg' zugegen. Er stand frei auf Deck. Er ist jetzt noch taub von dem Donner unserer Breitseiten!"

„Gefährlich für ihn?"

„Nicht so sehr! Die ‚Heidelberg' ahnte ja nichts Arges. Ankerte in der neutralen Zone. Ein Teil der Mannschaft war, um Lebensmittel zu holen, an Land gegangen. Der Rest lag in den Hängematten bis auf die Wachen. Wir haben sie gut geweckt . . . haha!"

„Man erkennt es!" sprach der Clergyman, finnend das erste Bild betrachtend. Man sah die „Heidelberg" vor Anker, manövrierunfähig, einer plötzlichen Donnerwolke gegenüber. Sah auf dem nächsten schon den Granatenhagel, der in den kleinen Kreuzer hineinfegte und rings haushohe Springbrunnen aus dem stillen Fjordspiegel steigen ließ, sah auf dem dritten Bild, wie sich die Masten des Schiffs senkten und das Heck die Tiefe suchte.

„Zwei Minuten dauerte es nur, Craven! Diese höllischen Hunnen feuerten trotzdem noch, was sie konnten! Aber da, auf diesem Bild, tauchen ihre Geschützrohre schon ins Wasser. Jeder weitere Widerstand unmöglich. Drehen Sie um. Da sehen Sie: Da verlassen die Deutschen auf Befehl des Kommandanten das sinkende Schiff und rudern ans Land!"

„Wir haben keinen gefangen?"

„Niemand außer ihm selbst! Bemerken Sie hier an dem zerschossenen Ankerspill die undeutliche Gestalt eines Matrosen mit erhobenem Arm?"

„Ja — nun erkenne ich!"

„Sie finden die Erklärung darunter: Es war ein verwundeter Artillerist, den man vergessen hatte. Kapitän Lürsen, der Führer der Hunnen, hörte, als er als Letzter in das letzte Boot stieg, die Hilferufe des Mannes. Hier sehen Sie, wie er selbst noch einmal hinaufentert, um ihn zu holen". . .

„Ein zäher Mann! Er klettert wie eine Katze. Oh — da läßt er den Verwundeten glücklich am Seil herunter! Eine Hölle von Treffern um ihn her. Schade! Es ist, wie ich sehe, schon das letzte Bild!"

„Leider. Denn im nächsten Augenblick, ehe dieser Captain Lürsen noch selbst wieder dem geretteten Matrosen in das Boot folgen konnte, legte sich die ‚Heidelberg' über und sank". . .

„Und er". . .

„Er kam aus dem Strudel hoch, aber halb betäubt. So zogen ihn unsere Leute in ein Boot und brachten ihn an Bord des ‚Acheron'."

„Es wäre besser, Deutsche im Wasser zu erschießen!" sagte der Reverend nachdenklich.

„Sicherlich, wenn niemand dabei ist! Hier aber sahen die Norweger vom Lande zu."

„Ganz wahr!"

„Und zudem: Auf die öffentliche Meinung wirkt seine Ankunft in England beruhigend. Deswegen erfolgt sie ja, auch auf St. Asaphs Rat, hier in Portsmouth mit solchem Pomp. Lloyds Unterschreiber sind in bester Laune. Ich habe gleich, als ich es erfuhr, Schiffahrtsaktien gekauft!"

„Oh — ich auch!" sagte der junge Geistliche.

„Hier hinten haben wir Captain Lürsens Bild. Es ist eine Momentaufnahme von Bord des ‚Acheron'."

„Er sieht verwegen aus, wie er da steht und mit den britischen Offizieren plaudert . . . er lacht ja, dieser Hunne!"

„Freunde schreiben mir, er sei in bester Laune. Ein drolliger Bursche, voll von Einfällen und gutem Humor!"

„Oh . . ."

„Man könne mit ihm verkehren wie mit einem britischen Gentleman.... Nur sein Ehrenwort, nicht zu fliehen, will er nicht geben. Im Gegenteil, er hat die betrübende Frechheit zu erklären, daß er nächstens in England wieder frei herumgehen werde!"

„Päh!"

Die beiden betrachteten mit dem Interesse des Sportsmanns Erich Lürsens bartlose, zäh energische Züge. Er stand auf dem Bild gleichmütig inmitten eines Haufens britischer Seeoffiziere. Es schien, daß er sich mit ihnen ganz gut über die wilde Jagd zwischen Gibraltar und dem Polarkreis unterhielt. Es kam in nachdenklicher Anerkennung durch Reverend Cravens Zähne: „Er könnte Engländer sein!"

„Ich bin ängstlich, seine Ankunft nicht zu verfehlen!"

Als der Zug an der Hafenstation von Portsmouth hielt, sahen ihre geübten Augen noch nirgend in der grauen Luft des inneren Wasserspiegels und der Meerenge draußen die Umrisse eines Panzers vom Acherontyp.

„Der ‚Acheron' ist erst bei den Needles gesichtet!" sagte der Admiral Sir James Warrington. „Er wird in kurzem in den Solent einlaufen."

Er stand klein, stämmig, kupferbraunen Gesichts, eine Bulldogge zur See, in voller Uniform zwischen anderen hohen Offizieren der Königlichen Marine. Die Werften wimmelten von neugierigen Arbeitern und Matrosen. Vom Victoria-Pier in Portsmouth ab und die Parade hinunter standen die Menschen wie die Mauern. Ihre dünnen schwarzen Linien zogen sich in der dicken grauen Luft zum Nelsonobelisken nach South-Sea und längs der Esplanade hinab bis zu vereinzelten Spähern am Seeschloß. Sie scharten sich in dunklen Klumpen gegenüber in Gosport, blaue Gestalten lugten von den Mauern von Blackhouse Fort und vom Deck der alten „Victory", des Nelsonschen Flaggschiffs, das, dreifach weiß gebordet, im Hafen von vergangenen Tagen träumte.

Die Stunden vergingen. Es dämmerte schon leise über dem größten Kriegshafen Englands. Graue Abendnebel strichen von der See. Da wuchs etwas in ihrem Schatten, als sei ein Ungetüm der Urzeit aufgetaucht, glitt langsam, fast gespenstig, im fahlen Zwielicht heran, wurde zu einem riesigen, sechsmal gebuckelten schwimmenden Bügeleisen, aus dem fünf Paar Riesenschnecken ihre Fühlhörner streckten, dampfte lautlos vorbei, schwang sich oben an den Königlichen Docks um den Anker, lag still . . .

Der Eintritt in dieses Reich der Werften war für die Außenwelt geschlossen. Man mußte schon ein Seemann sein, um, wie Sir James Warrington, ohne weiteres da hindurchzugelangen, in eine der Dienstbarkassen zu steigen und über das Fallreep auf das niedere Deck des „Acheron" zu klettern. Das war kahl wie eine Tonne, aber, unter den Feuerschlünden der Türme, voll von Dreispitzen, goldgebordeten Mützen, blauen Mänteln und goldenen Tressen der britischen Marineoffiziere, die den gefangenen Kommandanten des Hunnenkreuzers sehen wollten.

Auch der Admiral gestand das dem Captain Wippingham, dem er oben im Pfeifen des Windes die Hand schüttelte. Er rollte seine Augen, daß das Weiße darin leuchtete. Er warf den kupferroten Bulldoggkopf in den Nacken.

„Ehe ich mich nicht selbst davon überzeugt habe, wird mir keiner einreden, daß das ein Mann von Fleisch und Blut ist, der mit dieser satanischen Schamlosigkeit sein Spiel mit uns trieb! Ich bin ein alter Mann, aber ich schäme mich noch jetzt für England"...

„Kein Grund, Sir James! England hat ihn jetzt verhaftet!"

Der Captain Wippingham war ein feierlicher und länglicher alter Brite — ein Gestell aus Holz und Leder, innen, wie mit Häcksel, mit Ehrbarkeit gefüllt.

„Auf wieviel Yards habt ihr das Feuer eröffnet?"

„Ich war nicht dabei, Sir James. Ich komme wie Sie vom Lande. Ich reise in einer halben Stunde wieder nach Dover zurück!"

„Über London?"

„Nicht nötig! Es geht ein großer Marinetransportzug über Redhill!"

„Gute Eisenbahnfahrt!" sprach der Admiral grimmig. „Wir alten Seeleute sind heutzutage keinen Farthing mehr wert! Unsere großen Kähne liegen hinter Drahtmaschen, der Teufel darf sagen wo! Unsere jungen Burschen auf ihren Zerstörern draußen

lachen uns aus! Ich nehme an, daß dieser Hunne auch noch ein junger Mann ist. Ich werde jetzt achterdecks gehen und ihn sehen!"

Unten, vor der Kapitänskajüte, hielten zwei Posten Wacht. Der Vorraum innen war voll von britischem blauem Tuch, Hafen- und Landoffizieren, die da neugierig warteten. Der Admiral fragte: „Wohl, Gentlemen, wo ist der Hunne?"

„Drinnen beim Kommandanten. Er verabschiedet sich eben von den Schiffsoffizieren!"

„Ich hoffe ernstlich, daß das ein Irrtum ist, Sir!"

„Kein Irrtum! Sie sagen, er sei ein umgänglicher alter Bursche! Man hört sie ja drinnen mit ihm lachen!"

„Ich höre es mit Widerwillen!" sagte der Admiral Sir James Warrington. Er schob mißbilligend den Unterkiefer vor, während er die Tür öffnete und kraft seines Ranges in das Allerheiligste des Kapitäns Quick eintrat. Ein Dutzend Offiziere, alle vom „Acheron", standen in dem großen Zimmer. Durch den Lärm von den Deckplanken über ihnen hörte man ihre Heiterkeit. Der Mann in ihrer Mitte, der eine etwas andere Marineuniform als sie trug, hatte irgend etwas Komisches gesagt. Er selbst lachte mit, während er, die Hände in den Taschen der Bordjacke, ungezwungen an der Wand lehnte und dem Admiral so freundlich zunickte, daß jener mit unheilverkündendem Augenrollen auf ihn zutrat.

„Guter Laune, Sir — scheint es?"

„Oh — ich kann nicht klagen!"

„Sie hatten eine gute Überfahrt aus Norwegen, Sir, hatten Sie nicht?"

„Die Gentlemen hier taten ihr Bestes! Es ist wahrhaft selten, daß der Fuchs mit den Jägern nach Hause reitet!"

Die Briten umher lachten wieder zu dem Vergleich aus Alt-Englands Lieblingsport... Der Admiral sah, daß dieser Hunnenseemann sich auf der Heimreise so ihrem englischen Gesichtskreis und ihrer englischen Art angepaßt hatte, daß sie ihn fast als ihresgleichen betrachteten. Dabei sprach er doch Englisch mit unverkennbarer deutscher Betonung und machte auch fortwährend kleine Fehler im Satzbau.

„Ich bin den Gentlemen zu warmem Dank verbunden!" sagte der Kapitän Lürsen mit nüchternem Ernst. „Ich werde ihn, sowie ich wieder in Deutschland bin, noch schriftlich wiederholen!"

„Oh — oh"...

„In Deutschland, Sir?"

„Gewiß! ... Ich möchte mich gerade diesmal nicht zu lange in England aufhalten!"

„Das erzählt der Captain alle Tage, Sir James!"

„Würden Sie einem alten Mann eine neugierige Frage gestatten, Sir?"

„Ich bin Euer Exzellenz gehorsamer Diener!" ...

„Es mag deutsche Gewohnheit sein, in so ernsten Lagen, wie Sie sich befinden, belustigt mit den Augen zu zwinkern ... ich möchte mich nun bescheiden erkundigen, warum dieser humoristische Ausdruck gerade mir gilt!"

„Es ist ja nur die Überraschung des Wiedersehens, Sir James!"

„Sie kennen mich?"

„Ich war dem Schicksal für diese Ehre dankbar, Sir James!"

„Wo?"

„Nun, in Cadix!"

„Wann?"

„Mein Gott, diesen Winter!" sagte Erich Lürsen harmlos und fast verwundert. „Als ich mir dort nachts ein paar Orangen für die ‚Heidelberg' holte!"

„In jener Teufelsnacht?"

„Ich fand das Wetter angenehm."

„Da waren Sie an Land?"

„Ich tue das immer im Hafen!"

„Wo?"

„Ich saß Ihnen gegenüber, Sir!"

„Herr ... es ist unmöglich!"

„Unmöglich ist nichts! Auch nicht im Café Inglès am Konstitutionsplatz in Cadix!"

„Es stimmt!"

„Wir unterhielten uns. Sie gaben mir noch wertvolle Winke über die Hafenausfahrt ..."

„Herr ... nein!"

„... und über die Stellung der britischen Schiffe draußen..."

„Niemals würde ich einem Neutralen derlei erzählt haben! Denn ich nehme an, daß Sie nicht noch die Dreistigkeit haben werden zu sagen, daß Sie mir in deutscher Uniform gegenübergesessen hätten?"

„O nein, in englischer!"

„Was?"

„Ich finde, man bewegt sich in ihr freier..."

„Herr ...."

„Ich sehe mit Betrübnis, daß der kleine Vorfall Sie noch in der Erinnerung erregt! Erwähnen wir ihn nicht weiter!"

„Herr! Es geht um meine Ehre und Reputation. Gott sei Dank! All diese Gentlemen hier sind in der Lage festzustellen, daß Sie gegen die Wahrheit wüten wie Ihre Landsleute drüben gegen die Kathedralen!"

„Sehr wahr. Wir achten beides, Sir James!"

„Ich will nicht klüger sein als mein Volk, aber niemals würde auch der vertrauensvollste Brite Sie auch nur einen Augenblick für seinen Landsmann halten! Durch jedes Wort klingt ja Ihre rauhe deutsche Betonung! In jedem Satze verstoßen Sie gegen die Gesetze unserer Sprache — so wie Ihre Landsleute draußen gegen die Gesetze des Völkerrechts! Nicht eine Minute, und Sie sind erkannt!"

„Ich wette um das Gegenteil, Sir James!"

„Das nenne ich kindisch gesprochen, Sir. Wen hier wollen Sie denn täuschen? Jeder im Kreise weiß nur zu gut, wer Sie sind!"

„Die Gentlemen draußen, deren Stimmen man aus dem Vorraum hört, haben mich nie gesehen! Ich verpflichte mich, unter sie zu treten und mich mit ihnen beliebig lange zu unterhalten, ohne daß sie mich erkennen . . ."

„. . . nicht einmal an Ihrem fremdartigen Rock?"

„Nein! Das allerdings nicht! Halloa — old Jack!"

In der Ecke der Kajüte stand ein Officers-Servant, ein Bursche mit Mütze und Mantel seines am Tisch sitzenden und mit dem Uebernahmeprotokoll beschäftigten Herrn. Der Offizier von der Hafenbehörde war so über seine Arbeit gebeugt, daß er gar nicht beachtete, wie Erich Lürsen sich den dunkelblauen Mantel um die Schultern warf und die goldbetreßte Mütze aufsetzte.

„Eine Wette, Sir James, daß mich die Gentlemen im Vorraum für ein Mitglied der Royal Navy halten?" fragte er lachend.

„O nein! Das geht zu weit!"

„So meine ich auch!"

„Laßt ihn doch!"

„Es ist ein Hauptspaß!"

„Er ist ein toller Bursche! So voll Schnurren war er schon unterwegs auf See!"

„Wollen wir beide wetten, Tollidan!"

„Zwei auf, Ritchie!"

Die angelsächsische Sport- und Wettlust war wach.

„Welch ein blutiger Witz, wenn sie ihn da draußen auslachen!"

„Es kann ja nichts passieren!"

„Es steht ja die Wache vor der Tür in dem Gang!"

Sir James Warrington räusperte sich erbittert mit puterrotem Kopf.

„Nichts wäre mir erwünschter, als dies Gelächter über sein Hunnen-Englisch draußen zu hören!" sagte er. „Es wäre meine glorreichste Rechtfertigung gegen den schmählichen Verdacht, als ob ich, ich, ein Brite, diesen Gentleman hätte in Cadiz für meinen Landsmann halten können!"

Oben auf Deck war ein Poltern auf den Planken, das seine letzten Worte verschlang . . . es schien, daß Matrosen ein Faß rollten. Man konnte in dieser Minute nicht hören, was hinter der halb angelehnten Tür gesprochen wurde, durch die Erich Lürsen in den Vorraum getreten war. Dann verlor sich der Lärm über der Kabine.

„Jetzt wird es still!"

Nebenan war wirklich alles still.

„Warum spricht er denn so leise?"

„Oh — laßt ihn erst warm werden!"

„Man hört überhaupt keine Stimme!"

„In der Tat nicht!"

„Warum schweigt der Hunne so verstockt?"

„Er wagt da draußen nicht, den Mund aufzumachen, weil er weiß, daß ihn seine deutsche Aussprache sofort verrät!"

„So ist es!"

„Dann holt ihn lieber wieder herein!"

„Aber die Wetten?"

„Verloren!"

„Nein, totes Rennen!"

„Oh — ich verlange den Spruch eines Unparteiischen!"

In dem Stimmengewirr hatte der Leutnant Tollidan die Tür geöffnet. Sein Mund stand plötzlich ebenso weit auf wie sie. Seine wasserblauen Augen schauten verglast aus dem sommersprossigen Gesicht.

„Der Hunne . . ."

„Was ist mit ihm?"

„Er ist nicht da!"

„Oh — sagen Sie das nicht!"

„Und die Gentlemen im Vorraum machen gleichmütige Gesichter!"

„Seid ihr Briten? . . . Wozu, bei Gottes Barmherzigkeit, steht ihr denn da?"

„Wohl, Excellency: Wir hoffen, den Hunnen zu sehen!"

„Ich möchte ihn knipsen, wenn er hier durchgeführt wird!"

„Ich war auf einem der versenkten Schiffe! Ich würde gern ein Wort mit ihm sprechen, wenn er hier hereinkommt . . ."

„Aber er kam ja eben zu euch herein!"

„Wer?"

„Der Hunne!"

„Er leibhaftig . . ."

„Wahrlich nicht, Sir! Niemand kam durch als jetzt eben ein britischer Offizier!"

„Das war er ja!"

„Unmöglich, Gentlemen! Er trug Mantel und Mütze der Königlichen Marine!"

„Haha, meinen Mantel . . . meine Mütze!"

„Und was tat er, beschwöre ich euch?"

„Nichts! Er schien im Dienst! Er ging rasch zwischen uns durch, aus dieser Tür herein und durch jene hinaus . . ."

„In den Gang?"

„Allerdings in den Gang, Excellency!"

„Und die Wache draußen . . . he . . . habt ihr geschlafen?"

„Auf Posten nichts Neues!"

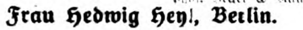
„Nichts Neues! Haha . . . und der Deutsche, der eben herauskam . . .?"

„Das war kein Deutscher . . ."

„Wer sonst?"

„Nur ein britischer Offizier!"

(Fortsetzung folgt)



Frau Hedwig Heyl, Berlin.


Fräulein Mathilde Drees, Hannover.


Frl. Dr. Agnes von Harnack, Berlin.

Im Kriegsdienst der Heimat: Der Verband Deutscher Hausfrauenvereine.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 24 Aufnahmen.

Im ersten Kriegswinter prägte der Staatssekretär des Innern anläßlich einer Debatte über Ernährungsfragen das Wort von den „wirtschaftlichen Schützengräben“, und um das Verständnis für die Notwendigkeit der Errichtung dieser wirtschaftlichen Schützengräben bei unsern Hausfrauen zu wecken, begründeten weitblickende Frauen im Mai 1915 im Lyzeumklub zu Berlin den Verband Deutscher Hausfrauenvereine.

Den Vorsitz in dem neugegründeten Verband übertrug man Frau Marta Voß-Zietz zu Schwartau bei Lübeck, nachdem diese bei der ersten Versammlung in längeren Ausführungen dargelegt hatte, daß die während des Krieges auf dem Gebiete der Lebensmittelverwertung geleistete Arbeit es wünschenswert erscheinen lasse, aus den errichteten Arbeitsausschüssen dauernde Organisationen zu schaffen, in denen Hausfrauen aller Stände sich zu gegenseitigem Erfahrungsaustausch und zu gemeinsamer geistiger und wirtschaftlicher Förderung der Haushaltführung zusammenschließen. Bot damals schon die Einmütigkeit aller Teilnehmerinnen der Begründungsversammlung eine gute Gewähr für die Entwicklung des Verbandes, so sind inzwischen doch noch die kühnsten Erwartungen übertroffen worden. Schon nach kaum anderthalbjährigem Bestehen zählte er bereits 68 angeschlossene Vereine mit fast 60 000 Mitgliedern.

Einmütigkeit herrschte auch bei den Teilnehmerinnen der Begründungsversammlung, als der Vorschlag laut wurde, Frau Hedwig Heyl zu Berlin den Ehrenvorsitz zu verleihen. Und wahrlich: hierbei war kein blindes Zufassen, sondern wohlüberlegtes Handeln! Von dem Tage an, wo Hedwig Heyl, noch nicht zwanzigjährig, als Jungvermählte für die Kinder ihrer Fabrikangehörigen einen Hort mit Mittagstisch errichtete, stellte


Frau E. von der Groeben, Eisenach.


Gräfin Schwerin-Löwitz, Berlin.


Frau Annie Reuter, Dresden.

sie ihr Sinnen und Denken völlig auf die Förderung aller hauswirtschaftlichen Bestrebungen ein. Mit welchem Erfolg, davon sind das Pestalozzi-Fröbelhaus und das Charlottenburger Jugendheim stumme und doch beredte Zeugen!

Ein viele Würden und Bürden in der sozialen Arbeit tragendes Mitglied, Frau Alma Zschimmer zu Naumburg a. d. Saale, übte das Amt einer Ersten Stellvertretenden Vorsitzenden in dem Verband Deutscher



Hofphot. Rieber, Hamburg.

Frau Luise Vidal, Hamburg.



Phot. Fr. Tellgmann.

Frau Mathilde Claes, Mühlhausen i. Th.



Hofphot. Heuschkel.

Frau Schirmacher-Oncken, Schwerin.



Frau Johanna Waescher, Kassel.



Phot. Schultz.

Frau Alma Zschimmer, Naumburg.



Hofphot. Elvira.

Frau Klara Lang, Zweibrücken.

Hausfrauenvereine aus. Nun hat sie vor kurzem der Tod aus ihrem segensreichen Wirken abberufen.

Dem engeren Vorstand des Verbandes gehört ferner Frau Helene Blank-Bauer in Elberfeld, die Vorsitzende des Wuppertaler Hausfrauenbundes, Abteilung Elberfeld, an. Unter ihrer Leitung setzte gleich von Anfang an eine rührige Tätigkeit ein, die auch äußerlich deutlich in der großen Mitgliederzahl des Hausfrauenbundes zum Ausdruck kommt.

Den Posten einer Zweiten Schriftführerin bekleidet Frau Johanna Waescher in Kassel. Dem Vorstand des Bundes Deutscher Frauenvereine zugehörig, hat sie Sitz und Stimme in der Kommission für die Fragen aus dem Gebiet des Arbeitsnachweises. In dieser verwertet sie sicherlich die mannigfachen Erfahrungen, die sie in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Kasseler Kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte sammeln konnte.

Es ist gewiß kein schlechtes Zeichen für den Verband Deutscher Hausfrauenvereine, daß in seinem Vorstand nur Namen vertreten sind, die sich in der Frauenwelt eines guten Klanges erfreuen. Wir nennen davon: Frau Franziska Wiemann in Osnabrück, Frau Stephanie Forchheimer in Frankfurt a. Main, Frau Luise Kiesselbach in München, Fräulein Dr. Agnes von Harnack in Berlin, Frau Emma Kromer in Mannheim und Frau Luise Vidal in Hamburg. — Ein doppeltes Amt ruht auf den Schultern von Frau Franziska Wiemann: das der Kassenverwalterin des Verbandes und das der Vorsitzenden des Osnabrücker Hausfrauenbundes für Stadt und Land. Mehr als zwölftausend Vereinsmitglieder helfen hier in gegenseitiger Förderung und in gegenseitigem Meinungsaustausch die wirtschaftlichen Härten der Kriegs-

jahre weniger fühlbar zu machen. Frau Stephanie Forchheimer ist die Vorsitzende der Hausfrauenvereinigung in Frankfurt a. Main und unermüdlich im Wirken, daß sich die Reihen der wirtschaftlichen Heimkämpferinnen immer dichter und fester schließen. Frau Luise Kiesselbach führt außer ihrer Mitgliedschaft im Vorstand des Bundes Deutscher



Frau Marta Voß-Zietz, Lübeck.



Frau Anna Schaper, Hamburg.



Phot. A. Bender.
Frau Helene Blank-Bauer, Elberfeld.



Phot. Hermann & Klein.
Frau Luise Kiesselbach, München.



Hofphot. Tillmann-Matter.
Frau Emma Kromer, Mannheim.



Phot. Hette.
Frau Margarete Krauß, Kassel.



Frau Steph. Forchheimer, Frankfurt a. M.

Frauenvereine den Vorsitz im Hauptverband bayrischer Frauenvereine, im Landesverein bayrischer Hausfrauen, im Kreisverband oberbayrischer Frauenvereine, im Verein für Fraueninteressen in München und im Stadtbund Münchner Frauenvereine. Während der Dauer des Krieges Referentin für Frauenarbeit im Kgl. Preuß. Kriegsamt widmet Fräulein Dr. Agnes von Harnack ihre Freizeit den Interessen des Verbandes Deutscher Hausfrauenvereine. Sie ist hier Mitglied des Beirats und bringt aus ihrem bürgerlichen Beruf — im Frieden leitet sie die Wellmannnsche Frauenschule in Charlottenburg — eine reiche Lebenserfahrung und eine Urteilsfähigkeit mit, die bei wichtigen Entschlüssen von hohem Wert sind. — Frau Emma Kromer in Mannheim, die Vorsitzende des dortigen Hausfrauenbundes und des Arbeitsausschusses für die Großherzogtümer Baden und Hessen, steht der städtischen Kriegsküche in Mannheim vor.

Endlich gehört dem Verbandsvorstand noch Frau Luise Vidal an, die Vorsitzende der Ortsgruppe Hamburg des deutschen Bundes abstinenter Frauen, die gewiß manchen Erfolg ihrer Sonderbestrebungen zu Nutz und Frommen der jungen Organisation verwertet.

Überaus rührig wird im Bund hamburgischer Hausfrauen gearbeitet. Infolge der Größe der Stadt in ver-

schiedene Gruppen und Kreise geteilt, gelang es der Gruppe für kaufmännische und wirtschaftliche Aufgaben, mitzuwirken an der Förderung des Karrenhandels und an der Aufhebung einschränkender polizeilicher Vorschriften, wodurch minderbemittelten Hausfrauen der tägliche Einkauf von Lebensmitteln erleichtert wird. Aus der Gruppe ging später die Genossenschaft „Stadt und Land", die eine eigene Verkaufsstelle in der Esplanade begründete, hervor. Den Vorsitz in der Genossenschaft übernahm Frau Anna Schaper, die auch in die Preisprüfungstelle berufen wurde. Auch in den Beirat der Verbraucher des hamburgischen Kriegsernährungsamts erwählte man Frau Anna Schaper.



Frau Margarete Fleck, Berlin.



Phot. Kleiber.

Frau Anna Blos, Stuttgart.



Hofphot. Höffert.

Frau Berta Liesendahl, Godesberg a. Rh.



Frau Charlotte Mühsam, Berlin.

Den Arbeitsausschuß des Verbandes Deutscher Hausfrauenvereine für die Provinz Brandenburg leitet Frau Gräfin von Schwerin-Löwitz zu Berlin. So viele Anforderungen in sozialer Hinsicht auch an sie gestellt werden — diesem neuen Pflichtenkreis wollte sich Gräfin Schwerin-Löwitz doch nicht entziehen. Zu den dem vorgenannten Arbeitsausschuß angegliederten Organisationen gehört die „Zentrale der Hausfrauenvereine Groß-Berlin". Das Aufblühen, das jener beschieden, beruht nun nicht zum mindesten in der rastlosen Tätigkeit ihrer geschäftsführenden Vorsitzenden Frau Charlotte Mühsam und der Schriftführerin Frau Margarete Fleck.

Die ihr eignenden hausfraulichen Tugenden lenkten bei der Wahl einer Vorsitzenden des Arbeitsausschusses für die Provinz Hannover die Blicke auf Fräulein Mathilde Drees, die Leiterin des Hausfrauenvereins für Hannover, Linden und Umgebung. Der letztere zählt über 2000 Mitglieder und konnte gastlich seine Tür öffnen, als der Verband Deutscher Hausfrauenvereine in der alten Leinestadt unter Hinzuziehung bekannter Redner und Rednerinnen einen Lehrkursus abhielt. Den Arbeitsausschuß für die Provinz Hessen-Nassau vertritt Frau Margarete Krauß, Kassel, die Vorsitzende des Kasseler Hausfrauenvereins. In der Provinz Sachsen leitet den Arbeitsausschuß Frau Mathilde Claes in Mühlhausen in Thüringen, zugleich Vorsitzende des dortigen Hausfrauenbundes für Stadt und Land. Ihre Bestrebungen werden in der rührigsten Weise unterstützt durch Frau von der Groeben, der Vorsitzenden des Eisenacher Hausfrauenvereins in Eisenach.

Im Königreich Sachsen steht dem Arbeitsausschuß Frau Annie Reuter, Leiterin des Dresdner Hausfrauenbundes, in Dresden vor. Für Rheinland und Westfalen versieht dieses Amt Frau Berta Liesendahl in Godesberg am Rhein, für das Königreich Bayern Frau Klara Lang in Monbijou bei Zweibrücken und für das Königreich Württemberg Frau Anna Blos in Degerloch bei Stuttgart. Nennen wir nun noch die verdienstvolle Vorsitzende des Schweriner Hausfrauenvereins, Frau Schirmacher-Oncken zu Schwerin, dann haben wir einem weiteren Kreis eine Reihe von Frauen namhaft gemacht, deren Wirken an verantwortungsvoller Stelle von segensreichsten Folgen ist.

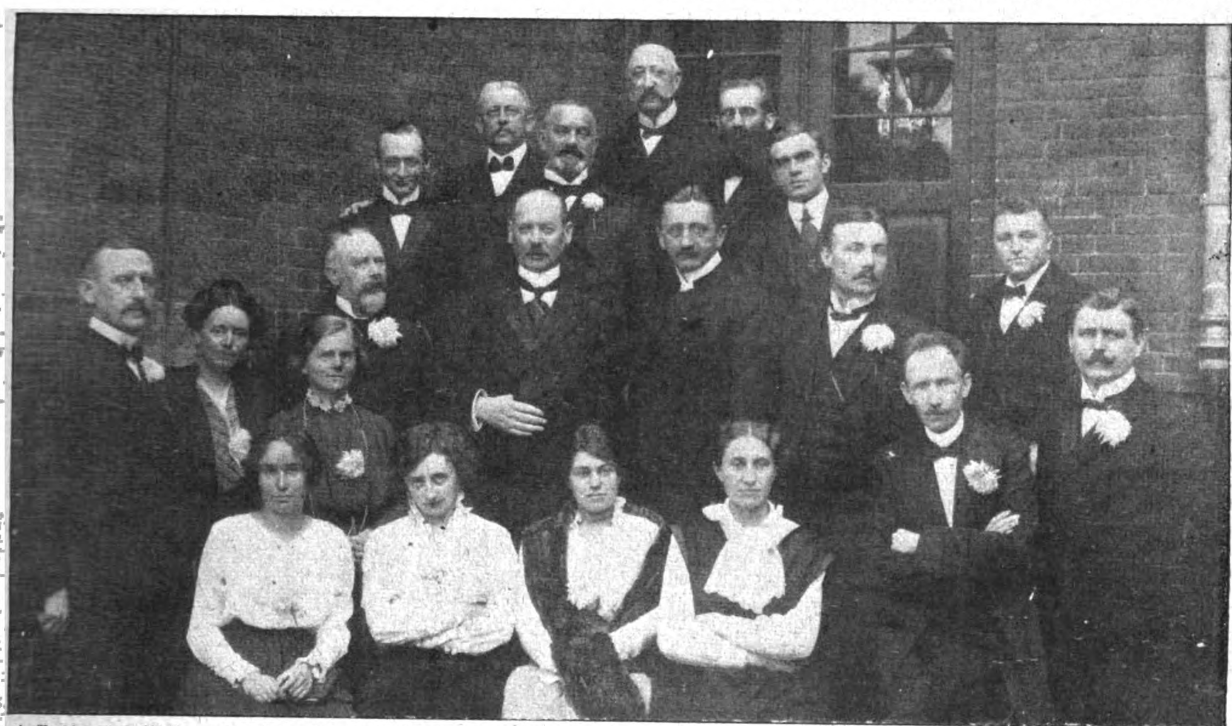
Phot. Lichtenberg.

Frau Franziska Wiemann, Osnabrück.

Die deutsche Schule in Kopenhagen.

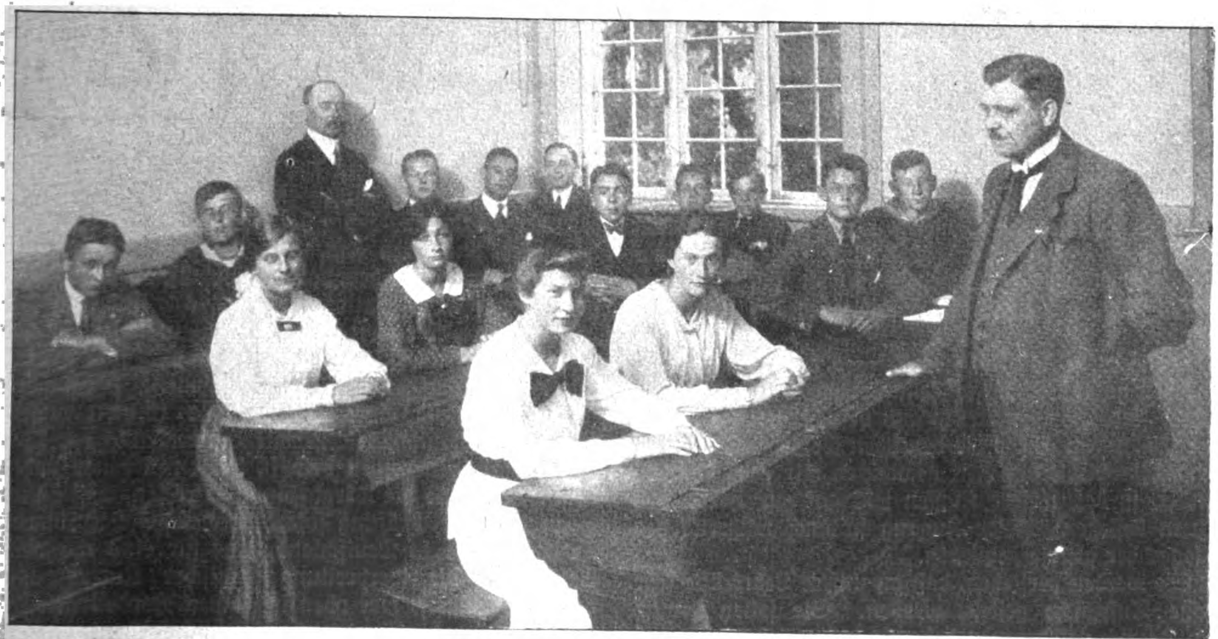
Von A Scheel Vandel. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Gehen wir an einem Morgen kurz vor neun durch die St. Peterstraede, eine malerische, winklige Gasse der Kopenhagener Altstadt, so summt und schwirrt es uns um die Ohren mit deutschen Lauten in allen Mundarten. Buben und Mädel in jedem Alter hasten an uns vorbei und verschwinden um die Ecke. Wo will denn diese Deutsch sprechende Schar hin? Neugierig folgen wir ihr. Am Ende der Gasse liegt die prachtvolle alte St. Petri-Kirche, eine der schönsten Kopenhagens, die seinerzeit König Christian IV. den Deutschen als Gemeindekirche überlassen hatte. Rund herum streckt sich ein Garten mit haushohen Kastanienbäumen, die



1. Reihe von links nach rechts: Frl. cand phil. Tschemerinsky, Frl. Frederiksen, Frl. Wandel, Frl. Hansen, Herr cand mag. Thomsen. Dahinter links: Herr Schulz (Vikar an der St. Petrikirche), Frl. Dr. Kleinicke, Frl. Klingberg, rechts: Herr cand. phil. Jacobsen. 2. Reihe: Herr Kylling, Herr Direktor Gloy, Herr Hauptpastor Lampe (Vorsitzender der Schulkommission), Herr cand. theol. Paulsen, Herr cand. mag. Möller. 3. Reihe: Herr Fahrenkrog, Herr Seiler, Herr Göhl, Herr Dreezen, Herr Schumacher, Herr Hartig.

Die Lehrer und Lehrerinnen.



Eine Unterrichtsstunde.



zur Herbstzeit in der buntesten Farbenpracht leuchten. Um die verwitterte Mauer rankt sich glutroter wilder Wein. In der einen Ecke liegt das Pastorat, ein sonniges Idyll mitten in der Großstadt. Gegenüber erhebt sich ein rotes dreistöckiges Gebäude; dort hinein ziehen lachend und plaudernd unsere kleinen Freunde. Folgen wir ihnen und statten wir der deutschen St. Petrischule einen Besuch ab. Der Direktor empfängt uns, ein liebenswürdiger, feiner Mann, der uns bereitwillig in seinem Reiche herumführt und uns von seiner segenbringenden Tätigkeit ausführlich erzählt.

Die deutsche St. Petri-Knabenschule — oder richtiger Schulen, es sind nämlich zwei — hat schon eine stattliche Reihe von Jahren bestanden. Sie sind also nicht mit jenen modernen Institutionen zu verwechseln, die das Deutsche Reich in verschiedenen fremden Ländern unterhält. — Wir haben in diesem Gebäude eine sechsklassige Bürgerschule — die Kirchenschule — und eine examensberechtigte Realschule vereinigt. Die Kirchenschule wurde 1646 von König Christian IV. für die Kinder der deutschen Gemeinde gestiftet und erfreute sich seines besonderen Wohlwollens.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gliederte man an die Kirchenschule eine Realschule. Auch das weibliche Geschlecht wurde bedacht. 1804 wurde die St. Petri-Mädchenschule gegründet, die sich bis heute in demselben ehrwürdigen Haus neben dem Pastorat befindet.

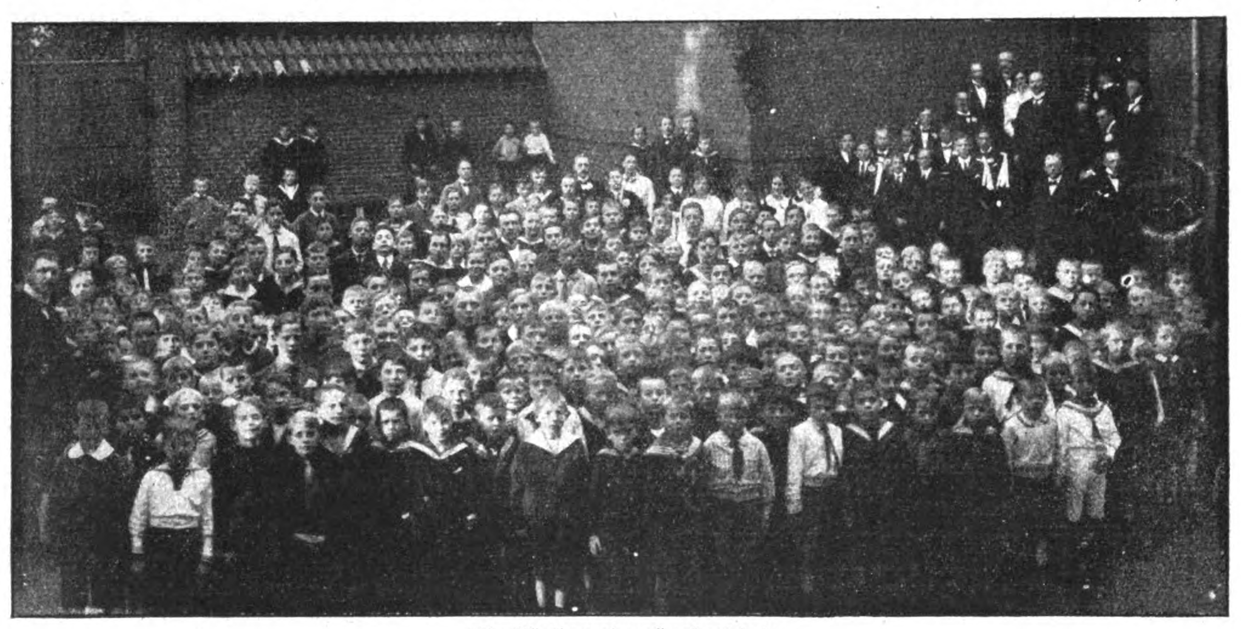
Die Schulen sind trotz des Krieges, der uns das Heranziehen guter Lehrkräfte sehr erschwert (vier unserer Lehrer sind schon gefallen), gut besucht. Ursprünglich war die Anstalt ja für die deutschen Gemeindekinder berechnet, doch mit der Zeit gewannen wir auch dänische Kinder, so daß unsere Klassen jetzt gut zur Hälfte aus Dänen bestehen; dieser Zugang ist auch während des Krieges der gleiche geblieben.

Sie werden verstehen, daß an unsere Lehrkräfte sehr große Ansprüche gestellt werden. Sie sollen Deutsch und Dänisch vollkommen beherrschen, am liebsten auch noch einige andere Sprachen, da auch viele Polen, Russen, Bewohner der Balkanländer, Amerikaner, sogar ein paar Chinesen unsere Schule besuchen. Solch einer bunt zusammengewürfelten Schar, die weder Rasse, Sprache, Temperament gemeinsam haben, die gleiche deutsche Bildung beizubringen, sie zu einer Einheit zusammenzuschweißen, dazu sind nicht nur große Kenntnisse, sondern in erster Linie ein ganz besonderes pädagogisches Talent, Energie und zähe Ausdauer samt einer guten Gesundheit erforderlich. Doch die Schwierigkeit lockt gerade unsere Lehrer, ihre Arbeits- und Leistungskraft bis aufs äußerste anzuspannen. Wir haben manche erstaunlich gute Resultate zu verzeichnen.

Die St. Petri-Realschule besteht aus 5 Vorschulklassen, 4 Mittelschulklassen und einer sogenannten Realklasse, im ganzen 300 Knaben und 130 Mädchen. Wer die ersten 9 Klassen mit Erfolg besucht hat, wird zum Mittelschulexamen zugelassen; der Besuch der 10 Klasse berechtigt zum Realexamen Nach beendeter Schulzeit können die Schüler die deutsche Sprache mündlich und schriftlich richtig gebrauchen, sind in der deutschen Geschichte und Literatur gut bewandert

Damit die Kinder in der dänischen Sprache hinter denen der anderen hiesigen Schulen nicht zurückbleiben, lassen wir uns gleichzeitig den Unterricht im Dänischen besonders angelegen sein. Durch einen sechsjährigen Unterricht im Englischen, der von Anfang an das Hauptgewicht auf Konversationsübungen legt, haben unsere Zöglinge auch eine nicht geringe Übung in dieser Sprache erworben. Französisch wird im selben Maßstab gelehrt, wie an den übrigen hiesigen Realschulen. Nach zweijährigem Besuch eines Gymnasiums können unsere Schüler das dänische Abiturientenexamen ablegen. Was das Einjährigenexamen betrifft, so ist mit einer nahen deutschen Schule die Verabredung getroffen, daß unsere Zöglinge diese Prüfung sofort dort nachholen können.

Weiß man in Deutschland, was für eine wertvolle Arbeit für die Verbreitung deutscher Kultur und deutschen Wissens hier oben im fernen Norden geleistet wird? Möge die Saat tausendfältig aufgehen!



Die Zöglinge der Knabenschule.

Schluß des redaktionellen Teils.

Amol

Rheuma-Gicht-Tabletten
Ischias-Hexenschuß

Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME **„AMOL"** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

Die Heilung der Nervenschwäche

von I. F. Lütjeharms, Cassel.

Überraschende Heilerfolge in wenigen Tagen u. Wochen bei Nervenschwäche u. ihren Folgeerscheinungen: Gedächtnisschwäche, Denkunfähigkeit, Zerstreutheit, Energie- u. Willenlosigkeit, Angst- u. Zwangszuständen, Schlaflosigkeit, Überreiztheit u. Mattigkeit, Appetit- u. Verdauungsstörungen, Kopfdruck, Nervenschmerzen usw. **durch erprobte, glänzend bewährte Methode** ohne Berufsstörung, Medikamente, Wasserbehandlung, Zeitaufwand und Kosten. Fortwährend einlaufende Berichte des In- u. Auslandes bestätigen die **überaus schnelle u. durchgreifende Wirkung.** Jeder lese die wertvolle, hochwichtige Schrift obigen Verfassers, jeder Tag ist verloren. **Verlangen Sie noch heute Gratisprospekt und Auszug aus Heilberichten von dem Verlag K. Lütjeharms, Heidelberg 88.**





Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis **nur 4,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

FRAU ELISE BOCK G-M-B-H

BERLIN-CHARLBG-48, KANTSTR-158

Erzeugnisse prämiiert:
Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.
Im Gebrauch Allerhöchster Herrschaften.

Schöne Augen.

Augenbrauensaft, der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger dichter Brauen durch den wachstumfördernden dunklerfärbenden Augenbrauensaft. Preis M. 4.—

Augenfeuer macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Zu höchster Schönheit entwickeln sich Ihre Augen durch „Augenfeuer". Der Blick wird lebhaft. Müdigkeit, dunkle Schatten verschwinden. Preis M. 5.35

Schönes Gesicht.

Pasta Divina zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder. Die Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 2.35, 4.70, 9.35

Methode Fix-Fix (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Berühmte Spezialisten und Professoren empfehlen diese Methode. Preis M. 16.—, 26.70, 34.70

Schönes Haar.

Goldliesel entwickelt das Haar zu höchster Schönheit. Goldliesel erzeugt den rötlich goldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt und ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares! Preis M. 3.70

Loreley macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; seine Anwendung Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen. Preis M. 3.70

Schöne Figur

erlangen Sie schnell und **sicher mit „Cedera Paste". Der starke** Leib, die dicken **Hüften, die** Ueberfülle der **Büste nehmen** ein natürliches **Ebenmaß** an. Garantie für **Erfolg.** Preis M. 5.35

Afro. Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. Jede Dame hat Anlagen zu einer plastischen festen Büste. In 6—8 Wochen werden schlaffe Formen gefestigt, Unebenheiten um Hals und Schultern ausgeglichen. Preis M. 26,70



Auskünfte kostenlos. — Verlangen Sie bitte Prospekte. — Sachkundige Behandlungen im Institut.
Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung. — Kostenlose Einzahlung auf Postscheckkonto 8737 Berlin. — Geöffnet von 8–7 Uhr.

Deutsche Schönheitspflege in höchster Vollendung.



Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!
Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten **Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,**
freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! — Anerkennungen aus allen Kreisen. — Ausführliche Broschüre versendet vollständig **kostenlos.**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a

Wasche das Haar nur mit



Herzlilien-Schampon
Preis 25 Pfg.
Bestes, billigstes u. vollkommenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!

Herzlilien-Schampon schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar **schuppenfrei, voll u. glänzend.**

Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau,** Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**

Grossisten gesucht!

3000-Schuß-Revolver



knallt hintereinander 100 mal, blitzt dabei, 3000 mal mit einer Patrone. Ungefährliches Spielzeug. Mit 6000 Knall 2 M., gegen Einsendung von 2.20 Mk., per Nachn. 2.40 M. Große illustrierte Preisliste über Kriegs-, Gesellschaftsspiele, Zauber-, Scherzartikel gratis u. franko. **A. Maas, Berlin 42, Markgrafenstr. 84.**

Können Sie plaudern?
Wollen Sie als gebildeter u. gern gesehener Gesellschafter eine Rolle spielen und überall beliebt werden, in der Gesellschaft, bei Frauen, bei Ihren Vorgesetzten, so lesen Sie: „Die Kunst zu plaudern u. was ein Gebildeter wissen muß“ von Dr. E. Machold. Preis M. 2.—. Nur zu bez. von **W. A. Schwarze's Verlag, Dresden N. 6 70.**

Ungeahnt Viele

fanden durch den „Lebensbund“ ihr Eheglück

Der großartige Erfolg unserer in allen Kreisen verbreiteten, einzigartigen Organisation „Lebensbund“ wird ständig durch unverlangte Anerkennungen bestätigt. Z. B.: „In verhältnismäßig kurzer Zeit habe ich gefunden, dank der ganz beispiellosen Großartigkeit der Organisation des „Lebensbund“, wonach ich — offen gestanden — schon fast 10 Jahre vergeblich Ausschau hielt. Am . . . habe ich mich verlobt! Meine Braut und ich, wir sind das glücklichste Brautpaar, das man sich denken kann.“

Man fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 30 Pf. (auch Marken) unsere hochinteressanten Bundesschriften. Zusendung erfolgt in verschlossenem Brief ohne Aufdruck. Adresse: Lebensbund Schkeuditz 350 bei Leipzig. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Strengste Verschwiegenheit wird zugesichert.



500 **Briefmarken** M. 4.25, 1000 Stück M. 13.25
2000 St. M. 45.—, 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.50.
Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6**
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Krätze entsetzl. Bett-Hautjucken geheilt in 2 Tag. o. Berufsstör. 100000 f. bew. Monatl. üb. 100 Heilber. Mäßige Preise. Personenz. ang. „Salus“, Bochum 250, Kortumstr. 13.

Schriftstellern bietet bekannte Verlagsbuchhandlung Gelegenheit zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen unter **L. U. 2238** an **Rudolf Mosse, Leipzig 14.**

Hautjucken (Krätze) wirksames **Spezial-Mittel.** 6 M. Dopp. Portionen (2 Pers.) 10 M. Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik **Rich. Maune** Dresden-Löbtau 9. Katalog gratis.



Armee-Uhren mit Leuchtblatt
Über 100000 im Gebrauch
Marke „National“
Alleinverkauf für ganz Deutschland.
Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt.
Armband-Uhren 9.50, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 M
Armee-Taschen-Uhren 8.50, 10, 12, 15, 20, 25—50 M
Taschen-Wecker-Uhren 25, 30, 35 und 45 M
Cello. Glasschützer 1 M.
Moderner Schmuck jeder Art.
Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages
Nachnahme ins Feld nicht zulässig.
Mehrjährige Garantie
Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos.
J. Niesslein Uhren Special-Haus Dresden-A 30 Wilsdruffer Str. 2

Echte Briefmarken
18 versch. **Deutsche Kriegsmarken 3** Mark
60 verschiedene **Balkan** . . . . nur **2** Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur **2** Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien 2** Mark
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur **1** Mark
Preisliste gratis
Paul Siegert, Hamburg 36.



Carl Gottlob Schuster jun. Bedeutende Musikinstr.-Firma **Markneukirchen Nr. 387** Katalog gratis

Zuckerkranke, Nierenleidende erhalt. kostenlos belehrende Broschüren von **Dr. Julius Schäfer, Barmen 9.**

Jeder **Asthma-Katarrh- und Heufieberleidende** verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

Bettnässen Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft, Stockdorf 364 b. München.**

═ **Ziehung schon am 16. und 17. Januar 1918.** ═

Rote Kreuz-Lotterie

Verein Berlin-Wilmersdorf.

Gesamtwert der Gewinne: **100000 Mk. u. 10000 Mk.** der Hauptgewinne: **50000 Mk. u. 5000 Mk.**

Lose zu **3,30** Mk., Porto und Liste 45 Pf. mehr, versenden

Emil Haase & Co., Berlin NW., Bredowstraße 9.

Auch in unseren Ladengeschäften: **Königstr. 57; Rosenthaler Str. 71; Wilmersdorfer Str. . . . ; Müllerstr. 3 a.**
In Oesterreich-Ungarn . . .




Dies und das.

Deutsche Verwundeten-Kunst. Eine in Berlin veranstaltete musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung unter der Leitung Dr. F. Emmels zeigte, wie menschliche Energie und ärztliche Kunst schier Unglaubliches vollbracht hat. In das Leben aller Vortragenden hatte der Krieg zerstörend eingegriffen: dem einen der beiden Klavierspieler des Abends, Gottfried Thiele, hatten Granatsplitter Nervenstränge und Schlagader des Oberarmes zerfetzt, dem andern, Kurt Hennig, waren beide Hände erfroren. Die andern Künstler waren Orgelspieler Viktor Biekerich (mit Fersenschuß), Sänger Konrad Bertram, Großneffe von Theodor Bertram, der infolge Verschüttung eine Gehirnerschütterung und Lungenquetschungen erlitten hatte und zwei Monate lang der Sprache beraubt war; Sänger Walter Belian, dessen kräftiger Bariton nicht ahnen ließ, daß nach Lungensteckschuß und darauf folgender Rippenresektion ein Lungenflügel so gut wie gar nicht atmete; Violinist Franz Frädrich, mit temporärem Gehörverlust infolge Nervenschoks und verstümmeltem rechten Zeigefinger, ein anderer Geiger, Leutnant Britt, der den Bogen mit künstlicher Hand führte, und schließlich der Veranstalter Dr. Emmel selbst, der als Rezitator und Sänger zur Laute nicht ahnen ließ, daß er nach Gehirnerschütterung unter motorischen Sprachstörungen zu leiden gehabt und ihm außerdem der rechte Mittelhandknochen zertrümmert war. Das Erstaunlichste waren aber wohl die Leistungen eines Verwundetenquartetts, dessen erster Baß durch Mundschußquerschläger den Gaumen und darauf folgende Operation auch den Rachen verloren hatte.

Preiserhöhung in den Apotheken. Der Bundesrat hat die Einführung einer neuen Arzneitaxe beschlossen, die von den Bundesregierungen mit Beginn des Jahres 1918 in Kraft gesetzt werden soll. Entsprechend den gestiegenen Einkaufspreisen sind in der neuen Taxe die Verkaufspreise einer ganzen Reihe von Arzneimitteln gemäß den Vorschlägen des Reichsgesundheitsamtes und sachverständiger Vertreter der Krankenkassen in die Höhe gesetzt. Mit Rücksicht auf die erheblich gestiegenen Ausgaben der Apotheker für Gehälter, Löhne, Brennmaterial, Papier, Kork, Bindfaden usw. soll ferner von den Bundesregierungen bestimmt werden, daß die Apotheker vom 1. Januar 1918 an einen Teuerungzuschlag vor





Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen"**, da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre dieSie überzeugt. Beinfehl. **z. heilen.**
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.

Detektiv Graeger
Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Ein neues Heilverfahren
mit **Puroxyd**-Tabletten gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.



Bandwurmleidenden erteilt gratis
Rat und Auskunft über eine **seit vielen Jahren** bei Tausenden von Personen erprobte, einfache Methode in 2—3 Stunden. **Tausende sind mit diesem Uebel behaftet,** und der größte Teil erkennt seine Krankheit nicht. (Man verlange Prospekt.)
Th. Horn, Nürnberg 2, Wunderburgstr.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zeugn.*

Stotterer erhalten umsonst die Broschüre: **„Die Ursache des Stotterns und Beseitigung ohne Arzt und ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch."** Früher war ich selbst ein sehr starker Stotterer und habe mich nach vielen vergeblichen Kursen selbst davon befreit. Bitte teilen Sie mir nur Ihre Adresse mit. Die Zusendung meines Büchleins erfolgt sofort im verschlossenen Kuvert ohne Firma vollständig kostenlos. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Dr. Fischer'sche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl., u. a.: 3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj.** Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinen-Schlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Fröbelseminar für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung. **Karlsruhe,** Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: **Karlsruhe,** Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. **Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.**

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Dr. Kramer's Institut, Harburg a/E. beg. zu Ostern das 49. Semester. 1916 best. 39 Einj., **Ostern 1917 sämtl. Prüfl. Prospekt mit Ref. frei.**

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Thale-Harz Töchterheim Lohmann Wissensch. u. Haush.-Pens.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 687, seit Kriegsbeginn 1737
Berlin W 57, Bülowstr. 103 Dr. P. Ulich

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt Eisenach. Prosp. über das wissenschaftl. bek., mehrfach staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei d. die Anstaltsleitung.



Eine herrliche, edelgeformte Büste und rosig weiße Haut erhalten Sie durch meine langbewährte Methode **„Tadellos".** Bildet keinen Fettansatz in Taille u. Hüften. Einfache äußerliche Anwendung u. völlig unschädlich. Laut Garantieschein bei Nichterfolg Geld zurück. — Der Preis meiner Methode „Tadellos" nebst nötiger Creme beträgt: 1 Dose 3 M., 2 Dosen 5 M. meist dazu erforderlich, 3 Dosen 7 M. per Nachnahme und Porto extra.

Ein neues Gesicht
ohne Massage – ohne Apparat. Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion".** Preis 6 und 8 Mk, mit Toilette-Essenz 3,50 M mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte jugendfrische Haut zu erhalt (Garantie.)

Bleich-Haut-Creme
gegen Sommersprossen und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 3,50 Mk. (Garantie.) —

Anna Nebelsiek
Braunschweig 252, Postfach 273
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme. —
Kostenloser Rat in vollendeter Schönheitspflege. – Überraschende Wirkung in kurzer Zeit.

Flechtenleiden.
Dauerbeseitigung. Reichspatent. Prospekt gratis. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 133a.**

Damenbart und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

Ein neues Gesicht
Der einzig mögliche Weg zur gänzlichen Beseitigung hartnäckiger Pickel, Sommersprossen und häßlicher Hautverfärbung ist die vollständige Erneuerung und Verjüngung der Gesichtsoberhaut **durch** unmerkliche Abstoßung u. gleichzeitige völlige Auflösung der vorhandenen Hautunreinheiten durch die seit länger als 25 Jahren glänzend **bewährte**, bisher sonst nie erreichte, von Grund aus radikale Einwirkung, der ärztlich empfohlenen und deren exakte Wirkung durch vieltausende Danksagungen attestierten **Schälkur.** Die verjüngte Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit v. allen Schönheitsfehlern. Mk. 8.— nebst Buch mit erpr. Ratschlägen kostenfrei.
Otto Reichel, Berlin SO. 76
Eisenbahnstr. 4. Größtes Spezialhaus für biologische Haut- und Schönheitspflege.

Ingenieurschule zu Mannheim
Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für
Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.
Programme kostenlos.



Edmund Paulus
Markneukirchen Nr. 55
Musikinstrumente
Welches Instrum. interessiert?
Katalog Nr. 55 gratis.

Stellen-Angebote
Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

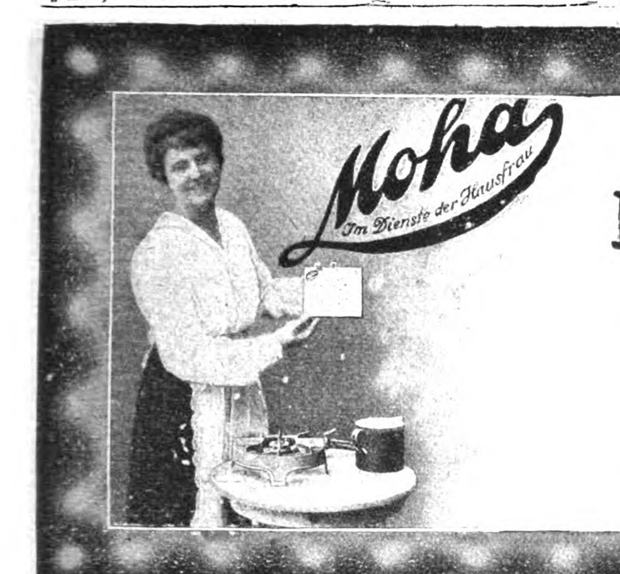
Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für Militärköhlerkohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerkohlenfabrik, Neu-Isenburg H.



Geld- **Verdienst durch eine gute Idee.** Wegweiser durch Klauer & Co., Berlin



Ein vollwertiger Ersatz für die früher verwendeten Asbestteller

sind die

Moha-Kochplatten

D. R. G. M.

Sie verhüten das Anbrennen und Überkochen der Speisen, Durchbrennen der Töpfe, dienen als Unterlage für heiße Töpfe, Plätteisen, Einlage in Backofen und Bratröhre, ermöglichen das langsame Weiterkochen bei kleingestellter Flamme, verteilen die Hitze gleichmäßig unter der Bratpfanne (wichtig für Eierspeisen), beste Schutzeinlage in Kochkisten. Die „Moha“-Kochplatten sind unempfindlich gegen Hitze und Feuchtigkeit, feuerfest, abwaschbar und dauerhaft.

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

„Moha“- Gesellschaft m. b. H., Nürnberg 2.

Preis pro Stück: eckig 75 Pfg. • rund 1.— M.

Auskünfte!

Diskret. Zuverlässig.
Auskunftei „Reform“, Berlin 55.

Bett-Federn.

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. ib rische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9. , weißer **Daunenflaum** M. 14. - bis 3. -, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 40 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuß, Kassel 97.
Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.

KIOS CIGARETTEN

—— TRUSTFREI ——

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden

---

Enthaarung!!

Gesichtshaare und alle häßlichen Körperhaare vernichtet sofort schmerzlos und radikal **„Depilator“** durch Absterben der Wurzeln allmählich und für immer Garant. unschädl. M. 3.-, verstärkt 4.- u. 6.- M. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe**. 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

Neu! D. R.-Patent, Ausl.-Pat



Bleistiftschere

Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben oder Zeichnen zu versehen.

Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere! Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen! Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen! Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.

Preis p. St. m. Scheide 3.50 M. fr. u. Nachn.
L. W. Doll, Heidelsheim, Kr. Karlsruhe i. Baden.



Alle verschieden!

100 Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

25 alte Montenegro M. **3.—**	5 gest. Warschau M. **2.—**
30 versch. Türkei M. **2.—**	25 versch Persien M. **2.—**
1000 verschied. nur **15.—**	2000 verschied. nur **50.—**

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur **17.50**
Max Herbst, Markenh., **Hamburg A.**
Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.

Mein lieber Schatz!

Vollkommenst. Liebesbriefsteller für die heut. Zeit pass. 175 vollständ. Briefe, interess. Anfänge, prakt. Anleitungen. Erfolgreiche Briefe v. Anfange d. Bekanntschaft b. z. glückl. Verlob. u. Hochz. M. **1.70** portofrei. **Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden- R. 373**



Die Münchner „Jugend“

die vornehme farbig illustrierte Wochenschrift für Kunst und Humor, hat auch während des Krieges ihren Freundeskreis erheblich erweitert. In über 110000 Exemplaren kommt jede Nummer zur Versendung und ein nicht geringer Teil geht davon ins Feld, wo die Nummer von Hand zu Hand wandert und wo ihre farbigen Kunstdrucke schließlich noch zur Austapezierung der Unterstände verwendet werden. Ihren Angehörigen im Felde können Sie somit keine größere Freude bereiten, als ihnen die Münchner „Jugend“ beim Feldpostamt einweisen zu lassen. Ihnen selbst liefern wir aber gern

umsonst

eine Probenummer,

wenn Sie sich vom Inhalte unserer Wochenschrift überzeugen wollen. Vom 1. Januar 1918 ab gelten folgende Preise:

Vierteljahrespreis (Januar bis März) .... Mk. 7.50
Bezug durch die Feldpost .... Mk. 7.80
Preis der einzelnen Nummer .... Mk. 0.70

Bei Einsendung des Betrages und der genauen Feldadresse übernimmt auch der Verlag die Einweisung beim Feldpostamt. Auch jede Buch-, Kunst- und Zeitschriftenhandlung nimmt Bestellungen auf die „Jugend“ an.

München, Lessingstr. 1 Verlag der „Jugend“.

TOLA PUDER

Antiseptisches
Streupulver

von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als Kinderpuder zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss. In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf. Zu haben in d. Niederl. v. Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.

20 Pfennig zu dem Arzneipreise erheben dürfen. Von diesem Zuschlag sollen aber ausgenommen werden fabrikmäßig hergestellte Zubereitungen, die nur in Originalpackung in den Handel kommen, sowie die auch außerhalb der Apotheken verkäuflichen Arzneimittel, soweit sie unvermischt und ungeteilt abgegeben werden.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Robert Springer: „Oberschlesische Bergmanns-Poesie und -Prosa". I. und II. Teil. Verlag Robert Springer.

Wilhelm Becker: „Morgenrot". Augsburg, Theodor Lampart.

Verschiedene Mitteilungen.

— An die Stoewerwerke Aktiengesellschaft vormals Gebrüder Stoewer, Stettin: Ich habe dieser Tage wieder einige größere Strecken gefahren und kann den Wagen — 9/26 PS Personen-Wagen — nur loben, denn seine Leistungsfähigkeit ist absolut zufriedenstellend, obgleich die Maschine schon einige Jahre alt sein mag. Es ist hier gegenwärtig sehr trocken und die grundlosen Straßen sehr sandig, stellenweise mehr als fußtief, und selbst bergauf zieht der Wagen mit voller Belastung gut durch, ohne stecken zu bleiben, oder daß es nötig wäre, mit dem zweiten oder ersten Gang zu fahren. Diese gute Erfahrung habe ich mit anderen Fabrikaten ähnlicher Stärke nicht machen können.

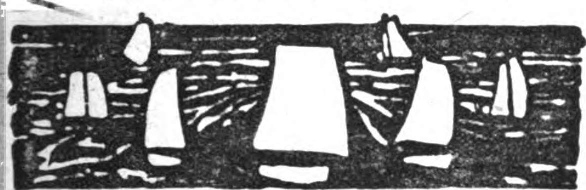
Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Österreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: R. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.

DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 12. Januar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.



Die sieben Tage der Woche.

1. Januar.

Am Houthoulster Walde und bei Passchendaele war das Artilleriefeuer vorübergehend gesteigert.

Im Tomba-Gebiet dauerten tagsüber heftige Feuerkämpfe an.

2. Januar.

Die Zahl der in den letzten Tagen südlich von Marcoing gefangenen Engländer hat sich auf 500 erhöht.

Die Feuertätigkeit war auf der Hochfläche von Asiago und im Tomba-Gebiet zeitweilig gesteigert.

In Brest-Litowsk ist eine ukrainische Deputation eingetroffen, um an den Friedensverhandlungen teilzunehmen.

3. Januar.

Französische Vorstöße in der Champagne nördlich von Prosnes und nördlich von Le Mesnil scheitern in unserm Feuer.

4. Januar.

Bei englischen Vorstößen, die östlich von Ypern und nördlich vom La-Bassée-Kanal scheitern, sowie bei eigenen erfolgreichen Unternehmungen südöstlich von Moeuvres und in der Champagne werden Gefangene und einige Maschinengewehre eingebracht.

Im Hauptausschuß des Reichstags nimmt der Reichskanzler zu nachstehender Erklärung das Wort. „Schon früher hatte wiederholt während der Verhandlungen die russische Regierung den Wunsch aussprechen lassen, daß die Verhandlungen von Brest-Litowsk verlegt und an einem neutralen Orte, etwa in Stockholm, fortgesetzt werden möchten. Jetzt ist dieser Vorschlag ausdrücklich gemacht worden. Die russische Regierung schlägt eine Verlegung der Verhandlungen von Brest-Litowsk nach Stockholm vor. Ganz abgesehen davon, daß wir nicht in der Lage sind, uns von den Russen vorschreiben zu lassen, wo wir die Verhandlungen weiterführen sollen, darf ich darauf hinweisen, daß eine Verlegung nach Stockholm zu außerordentlich großen Schwierigkeiten führen würde. Ich habe daher den Herrn Staatssekretär von Kühlmann beauftragt, diesen Vorschlag abzulehnen."

5. Januar.

Von Brest-Litowsk geht der deutschen Regierung folgendes Telegramm zu: An die Herren Vorsitzenden der vier verbündeten Mächte. Die Verlegung der Verhandlungen auf neutrales Gebiet entspricht dem erreichten Stand der Verhandlungen. In Anbetracht der Ankunft Ihrer Delegationen am früheren Ort der Verhandlungen werden unsere Delegation zusammen mit dem Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Trotzki morgen in der Zuversicht nach Brest-Litowsk fahren, daß eine Verlegung der Verhandlungen nach einem neutralen Land keine Komplikationen in den Verhandlungen bewirken wird. Die russische Delegation.

6. Januar.

Erhöhte Gefechtstätigkeit an der flandrischen Front, südlich von der Scarpe und auf dem Westufer der Mosel.

7. Januar.

Der russische Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Trotzki, ist an der Spitze der russischen Friedensdelegation im deutschen Hauptquartier-Ost eingetroffen.

Im Stellungsbogen östlich von Ypern und in einzelnen Abschnitten zwischen den von Arras und Péronne auf Cambrai führenden Straßen entwickelten sich heftige Artilleriekämpfe. Auch zwischen der Miette und der Aisne, beiderseits von Ornes und auf dem Westufer der Mosel war das Artillerie- und Minenfeuer gesteigert.

Die Möbelnot der Kriegsgetrauten.

Von Stadtbaurat Dr.-Ing. Julius Ammer, Saarbrücken.

Der Krieg, dieser Umwerter vieler Werte, dieser Bringer vieler Nöte hat uns infolge seiner langen Dauer auch eine nicht mehr zu leugnende empfindliche Möbelnot gebracht. Während aber die meisten wirtschaftlichen Schwierigkeiten unmittelbar nur von den Daheimgebliebenen empfunden werden, unsere tapferen Kämpfer draußen dank der Fürsorge der Heeresverwaltung von diesen Sorgen verschont bleiben, drängt sich unseren Feldgrauen, den unverheirateten und den kriegsgetrauten, immer wieder die bange Frage auf: „Werden wir, wenn wir heimkehren und uns ein eigenes Heim gründen wollen, auch ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch finden?" Sie wissen ja zu gut, wie das Holz für die mannigfachsten Zwecke in großen Mengen zur Front strömt, so daß es in der Heimat kaum und nur zu den höchsten Preisen zu haben ist, daß die Möbelschreiner an ihrer Seite kämpfen und nicht für Arbeiten hinter der Front zurückbleiben, sie haben wohl auch gehört, daß manche große Schreinereien nur noch für Heeresbedarf arbeiten. So glauben sie schon sich damit abfinden zu müssen, daß ihr Hoffen und Wünschen nach einem behaglich eingerichteten Stübchen, nach einer freundlichen, blanken Küche kaum auf Erfüllung zählen kann. Solche Gedanken sind sicher keineswegs geeignet, unseren Kämpfern Mut und Zuversicht einzuflößen. Ja, werden gerade die Nachdenklichsten, und damit ein wertvoller Bestandteil unseres Volkes, es unter solchen Umständen überhaupt noch wagen wollen, einen Hausstand zu gründen?

So ist die Möbelnot von weitertragender Bedeutung, als schlechthin geglaubt wird. Es eröffnen sich hier kriegspsychologische und bevölkerungspolitische Gesichtspunkte, an denen wir nicht, wir alle nicht im Deutschen Reich, mit geschlossenen Augen vorübergehen dürfen. Schon um unserer Kämpfer willen müssen wir mit warmem Herzen und weitem Blick unverzüglich und tatkräftig handeln.

Um das Übel an der Wurzel anzugreifen, sind in deutschen Städten verschiedene Wege eingeschlagen worden, sind die verschiedensten Organisationen gegründet oder bestehende benutzt worden. Wenn ich es unternehme, in

den folgenden Zeilen unsere Saarbrücker Organisation, die ihren Bereich über den Regierungsbezirk Trier, die angrenzenden lothringischen Industriegebiete und das Fürstentum Birkenfeld erstreckt, zu schildern, so leitet mich hierbei die Zuversicht, daß sie geeignet ist, in allen Bezirken unseres deutschen Vaterlandes vorbildlich zu wirken. Für uns galt es, eine möglichst einfach arbeitende, aber weitwirkende und kraftvolle Organisation zu bilden, die unter Zusammenschluß aller nur irgendwie verfügbaren Kräfte auf ein nicht zu kleines, aber noch gut ohne Unterorganisation zu überschauendes Gebiet ihre Tätigkeit erstreckt. Weiterhin war eine gewisse Biegsamkeit der Organisation wünschenswert, die es ermöglicht, den Umfang der Möbelbeschaffung jederzeit der Nachfrage entsprechend größer oder kleiner zu fassen. In Saarbrücken sind wir dadurch, daß die Anregung zur Behebung der Möbelnot aus Handwerkerkreisen hervorging, dazu gelangt, das Verdingungsamt der Handwerkskammer zum geschäftlichen Mittelpunkt des Unternehmens zu machen. Diese Wahl erscheint nach den bisherigen Erfahrungen und auf Grund mancher Vergleiche als besonders glücklich. Das Verdienst, der Vater dieses Gedankens zu sein, gebührt Herrn Malermeister Schmelzer, Vorstandsmitglied des der Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Trier angegliederten Verdingungsamtes, das dem Handwerk des Bezirkes bis jetzt Kriegsaufträge im Betrag von 3¼ Millionen Mark verschafft hat und damit sich als ein wertvoller Faktor zur Versorgung der Handwerker mit Arbeit erwiesen hat.

Das Verdingungsamt, eine gemeinnützige Einrichtung, hat als G. m. b. H. mit einem geschäftführenden Vorstand aus drei Mitgliedern große Bewegungsfreiheit und ist in seinen Beschlüssen nicht wie eine Genossenschaft von einer jedesmal erst einzuberufenden Versammlung mit vielen Köpfen und vielen Sinnen abhängig. Jede zweckmäßige Maßnahme findet sofort ihre Durchführung, und Eile ist not. Kraft eines großen Kredits und Vermögens steht das Verdingungsamt wirtschaftlich besonders gefestigt da und genießt für seine Unternehmungen Vertrauen. Ein weiterer Vorteil erwächst dem Verdingungsamt bei der Durchführung der Möbelversorgung dadurch, daß es sich als eine freie wirtschaftliche und an und für sich unterstützungswerte Einrichtung, die im Interesse der Handwerker arbeitet, viel leichter die Mitwirkung aller Behörden sichern kann, als dies einer Kommunalverwaltung zum Beispiel möglich ist, die stets nur auf einen beschränkten Kreis einwirken kann. Der Syndikus der Handwerkskammer, Herr Dr. Schulz, hat es nun mit gutem Erfolg sich besonders angelegen sein lassen, die Unterstützung aller Behörden, die zur Förderung des Unternehmens beitragen können, sowie die der Großarbeitgeber, der industriellen Werke zu gewinnen. Die Stadt Saarbrücken, die Landkreise Saarbrücken und Saarlouis wollen Geldmittel zur Verfügung stellen. Die Kgl. Eisenbahndirektion hat ein ganz besonderes Verständnis für unsere Sache und ein weitgehendes Entgegenkommen bewiesen. Gleiches steht noch von der Kgl. Bergwerksdirektion zu hoffen, die über das größte Arbeiterheer im Saarrevier verfügt. Zur wohlwollenden Förderung ist auch die Kgl. Regierung in Trier bereit. Besonders klar erkennt die Großindustrie im Saargebiet die Wichtigkeit einer ausreichenden Möbelversorgung ihrer heimkehrenden Arbeiter, wie sie ja auch stets besonderes Verständnis für eine gesunde Wohnungspolitik gezeigt hat. So hat die Südwestdeutsche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller dem Verdingungsamt einen größeren Kredit zur Verfügung gestellt, der es ermöglicht, gleich von vornherein eine große Anzahl Einrichtungen in Auftrag zu geben und diese sofort den Handwerksmeistern zu bezahlen, ein wirtschaftlich wichtiges Moment.

Die technische Ausführung des Planes obliegt einem Arbeiterausschuß, dem aus Handwerkerkreisen zwei Schreinermeister und ein Malermeister, der Anreger des Unternehmens, sowie der Verfasser dieser Zeilen als künstlerischer Leiter für Herstellung von Entwürfen, Leitung der Möbelanfertigung, Einrichtung der Ausstellung und der künstlerischen Reklame angehören. Auf eine geschmacklich mustergültige Ausführung wird ganz besonderer Wert gelegt. Mit der Erwerbung von Entwürfen auch anderer Architekten ist bereits der Anfang gemacht. Bei der Materialbeschaffung wird der Arbeitsausschuß noch durch die besonders aus den beteiligten Schreinern gewählten Vertrauensmänner unterstützt. Schwierig ist ja die Holzbeschaffung, und hier sind wir einstweilen auf das im freien Handel verfügbare Holz angewiesen. Späterhin können wir das in dankenswerter Weise von der Kgl. Regierung in Trier durch ihre Forstverwaltung zu mäßigen Preisen überlassene Holz verwenden, wodurch die Preisgestaltung der Möbel noch weiter günstig beeinflußt werden dürfte. Die Herstellung der Möbel ist so wirtschaftlich wie möglich organisiert. Die Vorteile des Großbetriebes einer Fabrik werden dadurch erreicht, daß alle sich wiederholenden Einzelteile, Profilstäbe, Drechslerarbeiten usw. in einem einzigen Betrieb hergestellt und auf die einzelnen Schreiner weiter verteilt werden, ferner, daß jedes in größerer Anzahl herzustellende Stück in einer einzigen Hand bleibt. Die Beschlagteile und sonstiges Zubehör werden im großen vom Verdingungsamt angekauft. Ein gemeinschaftliches Holzlager, eine gemeinschaftliche Trockeneinrichtung trägt weiter zur Vereinheitlichung und damit zur Verbilligung des Betriebes bei. So entsteht ein Großbetrieb, bei dem kleinere, aber leistungsfähige Betriebe die einzelnen Glieder bilden. Zur Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte wird es ohne Unterstützung der Kriegsamtstellen nicht gehen. Wie wichtig für die Volksversorgung, ja wie kriegswichtig die Behebung der Möbelnot ist, glaube ich mit genügender Deutlichkeit zu Beginn meiner Ausführungen gesagt zu haben. So wäre aufs innigste zu wünschen, daß das Kriegsamt ganz allgemein Betriebe, die sich unter Aufsicht von Behörden, behördlichen und gemeinnützigen Organisationen mit der Herstellung von Möbeln für Kriegsgetraute befassen und dafür Gewähr leisten, daß bei niedrig bemessenen Preisen gute und dauerhafte Möbel geboten werden, als kriegswichtig anerkennen läßt. Ist es doch unerläßlich, daß wir bei Friedenschluß vollgerüstet dastehen und den heimkehrenden Kriegern das Notwendigste bieten können. Schon jetzt vor Eröffnung der Ausstellung, wo nur einige Zeitungsnotizen vorliegen, ist die Nachfrage nach unsern Möbeln, besonders aus Bergarbeiterkreisen, sehr lebhaft.

Zunächst werden Küchen, Schlafzimmer und Wohnzimmer in verschiedenen Varianten hergestellt. Eine weitere Mannigfaltigkeit kann durch den Wechsel im Anstrich oder Beizton erzielt werden. Die Küchen werden in Tannenholz angefertigt und farbig lackiert, während Schlafzimmer in Kiefernholz gebeizt oder nach Wunsch in Eichenholz hergestellt werden, desgleichen die Wohnzimmer. Es mag hier eingeflochten werden, daß unsere

Arbeiter schon etwas höhere Ansprüche an die Aufmachung stellen, als dies anderwärts, besonders in mehr ländlichen Bezirken, der Fall sein mag. Dem muß auch in der Gestaltung der Möbel Rechnung getragen werden, während durch die einfachste und zweckmäßigste Art der Konstruktion auf die äußerste Verbilligung hingearbeitet wird.

Die Möbelpreise können wenigstens einstweilen in Anbetracht der im Krieg um 300 Prozent gestiegenen Holz- und Leimpreise nicht auf das erwünschte niedrigste Maß gesetzt werden, sie halten sich aber immerhin mindestens um ein Drittel unter den im Geschäftsverkehr üblichen Preisen. So würde eine Zweizimmereinrichtung (Küche und Schlafzimmer) 14—1500 Mark kosten. Die Schlafzimmereinrichtung besteht hierbei aus zwei Bettstellen mit Patentmatratzen, zweiteiligen Übermatratzen und Keilkissen, einem geräumigen Kleiderschrank, einer Waschkommode mit Granitplatte und Handtuchhalter, einem Spiegel, zwei Nachtschränkchen mit Granitplatte und zwei Stühlen mit geflochtenem Sitz. Die Kücheneinrichtung besteht aus Küchenschrank, Tisch, zwei Stühlen, Topfbrett, Putzkasten, Handtuchhalter — auf Wunsch wird noch eine Anrichte geliefert. — Für die Wohnzimmereinrichtungen sind die verschiedenartigsten Zusammenstellungen vorgesehen. So steht eine Kommode zur Verfügung, die durch einen Schrankaufsatz zu einem Büfett ergänzt werden kann, ein Glasschrank als Ersatz für den berüchtigten Vertiko, ein Bücherschrank, ein Schreibsekretär, ein in der hiesigen Gegend von alters her beliebtes Möbelstück, Ausziehtisch und Sofa. Die einzelnen Stücke sind in einfacherer und auch reicherer Ausführung herstellbar. Denn nicht nur für Minderbemittelte und Leute arbeitenden Standes wird unsere Einrichtung in Anspruch genommen, es liegen vielmehr auch Bestellungen mit höheren Ansprüchen vor. Wird doch von der Möbelnot arm und reich fast in gleichem Maß betroffen.

Damit es aber minderbemittelten Kriegsgetrauten ermöglicht wird, wenigstens eine Zweizimmereinrichtung zu erwerben, die auch meistens für den Anfang genügen dürfte, sind für entsprechende Fälle Zahlungserleichterungen vorgesehen. Es soll hierbei eine Anzahlung von einem Drittel der Kaufsumme erfolgen, für das zweite Drittel soll sich der Arbeitgeber verbürgen, und das letzte Drittel soll in Monatsraten abbezahlt werden. In solchen Fällen muß sich natürlich das Verdingungsamt das Eigentumsrecht an den Möbelstücken vorbehalten. Erwünscht ist die Regelung, wie sie für Mitglieder der Spar- und Darlehnskassen der Eisenbahnverwaltung geplant ist, die die volle Bezahlung der Möbel an das Verdingungsamt übernehmen und mit ihren Mitgliedern abrechnen würden. Ähnliche Regelungen wären auch bei den andern Großarbeitgebern möglich und sollen angestrebt werden. Auch der Kriegerfürsorgeverein, dem reiche Mittel zur Wiederaufrichtung gebrochener Existenzen zur Verfügung stehen, würde durch Darlehen in der Lage sein, den Kriegern die Anschaffung einer Wohnungseinrichtung zu ermöglichen.

So wirken denn alle Kräfte, Behörden, Arbeitgeber, Handwerker, Volkswirtschaftler und Künstler in gemeinschaftlicher Arbeit zur Erreichung eines großen wirtschaftlichen Zieles zusammen. Aber auch hinsichtlich der Geschmacksbildung und der Förderung einer Wohnkultur in solchen Kreisen, die bisher für derartige Bestrebungen unzugänglich waren, ist auf diesem Weg ein weites dankbares Feld geöffnet. Wie viele Anläufe sind von berufener Seite gemacht worden, den Arbeiterkreisen die Augen für die Schönheit einfachen und soliden Hausrats zu öffnen. Nur selten gelang es aber, unmittelbar an das Volk heranzukommen, dem vielfach auch die Vorbedingung zu einem künstlerischen Verständnis für solche Dinge fehlte. Auch war es bei dem großen Angebot an Möbeln, die nur auf die Wirkung nichtigen Zierats berechnet waren und daher besonders ins Auge stachen, nur zu natürlich, daß das Publikum schon aus Bequemlichkeit seinen Bedarf bei dem nächsten Möbelhändler befriedigte oder gar in ein Abzahlungsgeschäft ging.

Nunmehr ist aber das Publikum der so sichtbar gebotenen wirtschaftlichen Vorteile wegen besonders geneigt, die Ausstellung des Verdingungsamtes zu durchwandern, in der stets eine größere Zahl in sich abgerundeter vollständiger Zimmerausstattungen zu sehen ist. Hier wird gezeigt, wie wenig im Grunde genommen dazu gehört, ein Heim mit Behagen und Anmut zu erfüllen, daß ein gutes und richtig gehängtes Bild, eine schlichte Decke, eine einfache Vase von guter Form und klarer Farbe mit einem Blumenstrauß zu einfach, aber künstlerisch behandeltem Wandanstrich und ausdrucksvoller Form und Farbe der Möbel bei weitem mehr Stimmungswerte schafft als all der Krimskrams und der wertlose Plunder, der sooft in den Wohnungen zum Schmuck aufgehäuft wird und nur ein Hindernis für Reinlichkeit bildet. Kurz, es wird gezeigt, worin wahre Wohnungskultur besteht. Auch bescheidenes Kunstgewerbe soll für besser gestellte Käufer geboten werden. Es werden die Geschäfte nachgewiesen, wo diese einfachen, aber geschmackvollen Dinge, wie Decken, Kissen, Glas, Porzellan und Kochgeschirr, gekauft werden können. Um aber wirkliches Verständnis wenigstens bei empfänglichen Gemütern zu wecken, soll in regelmäßigen Führungen und Vorträgen für Hausfrauen- und Arbeitervereine das Wesen einer geschmackvollen Wohnungseinrichtung mit Hilfe der lebendigen Anschauung erläutert werden. So schaffen wir zugleich ein Erziehungs- und Anschauungsobjekt auch für die Schülerinnen unserer Hausfrauen- und Mittelschule, die im eigenen Haushalt oder als Wohnungspflegerinnen die hier empfangenen Eindrücke mannigfache Frucht tragen lassen können.

Zum Schluß noch ein Wort zur beabsichtigten Ausschaltung des freien Altmöbelhandels. Daß dieser unter Ausnützung der Kriegskonjunktur unerwünschte Auswüchse zeigt und mit dazu beigetragen hat, die Möbel zu verteuern, ist nur zu erklärlich, eine Erscheinung, die wir auch auf anderen Gebieten des Handels finden. Deswegen ist aber der Altmöbelhandel noch nicht an und für sich ein ungesunder Zustand, und ihn völlig zu beseitigen und die Kommunen mit der Bewirtschaftung dieses Gebietes zu betrauen, halte ich für verfehlt. Jede behördliche Organisation würde so schwerfällig arbeiten, daß die Neigung, alte Möbel zu verkaufen, beim Publikum bedenklich abnehmen würde. Ich weise nur auf das erforderliche Schätzverfahren hin, das selten den Verkäufer befriedigen würde, und für das er noch die Kosten tragen müßte. Die unvermeidliche Folge wäre das völlige Verschwinden der alten Möbel aus dem öffentlichen Verkehr und somit eine weitere Verringerung des Möbelangebotes. Übrigblieben dann nur noch die Möbel, die aus Zwangsverkäufen herrühren, und ob diese wohl in den meisten Fällen das darstellen, was die breitesten Kreise bedürfen, muß füglich bezweifelt

werden. Ein Vergleich mit den Erfolgen der Kleiderankaufsstellen dürfte dadurch hinfällig sein, daß die treibende Kraft zum Kleider- und Schuhverkauf doch fast stets die Aussicht auf den Bezugschein ist. Selbst darauf wird man wohl kaum rechnen können, daß durch Schenkungen oder Verkäufe von seiten opferwilliger und einsichtiger Leute für unsere Kriegsgetrauten geeignetes Mobiliar zu erlangen ist. Meist wird es sich hier um Stücke handeln, die als unpraktisch, unschön und nicht mehr dem heutigen Geschmack entsprechend abgestoßen werden und, von Kauflustigen verschmäht, nun unverkäuflich bleiben. Auswüchse im Altmöbelhandel müssen selbstverständlich bekämpft werden, und dies dürfte mit Hilfe von Konzessionserteilungen an solche Altmöbelhändler, die das Geschäft bereits vor dem Krieg betrieben haben, und durch rücksichtslose Bestrafung jedes Wuchers mit diesen Gegenständen des täglichen Bedarfs möglich sein. Im übrigen besteht die aussichtsvollste Bekämpfung der Auswüchse des Altmöbelhandels darin, alle Bestrebungen zu unterstützen, die auf Beschaffung schöner und solider neuer Möbel zu billigen Preisen gerichtet sind. Bieten diese Unternehmungen durch ihre Ausstellungen auch dem Volk Gelegenheit, seinen Geschmack so zu bilden, daß es die Wirkung einer schön zusammengestimmten, einheitlichen Wohnungseinrichtung auf sein Gemütsleben empfindet, so wird es nur noch im äußersten Notfall zu alten Möbeln greifen. Der Förderung unserer Wohnungskultur und der Förderung und Neubelebung des Schreinerhandwerks wird damit aber ein außerordentlicher Dienst erwiesen. Denn eine wichtige wirtschaftliche Aufgabe muß es auch sein, den aus dem Feld heimkehrenden Schreinern in ausreichendem Maß Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Dies kann nur durch Möbelherstellung in großem Umfang geschehen, da auf Arbeiten für Neubauten erst nach einiger Zeit gerechnet werden kann.

So ist denn zu hoffen, daß grade durch den Druck der Möbelnot neue Kräfte sich emporringen, wirtschaftliche und künstlerische Ziele erreicht werden, die sich früher kaum durchzusetzen vermochten, und durch Schaffung eines behaglichen und schönen Heimes nach schwerer, bitterer Zeit wieder Sonne in das Leben vieler Menschen leuchtet und die Liebe zu den eigenen vier Wänden und damit auch zur Heimat, zum Vaterland gestärkt wird.

Von Gold und blauen Lappen.

Von Gustav Hochstetter.

Ein gutes, altes Hotel in einer der besuchtesten deutschen Sommerfrischen. Ich darf behaupten, daß ich dort ein gern gesehener Stammgast bin: die umsichtige Inhaberin, der tüchtige Oberkellner, das brave Stubenmädel und der alte Hausdiener — sie kennen mich alle beim Namen, und ihr lächelndes Willkommgesicht blieb all die Jahre hindurch eine angenehme Erinnerung für mich. Aber das letztemal hab ich mir bei der umsichtigen Besitzerin und dem tüchtigen Oberkellner ein gutes Stück ihres Zutrauens verscherzt; ich fragte nämlich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes: „Meine Wochenrechnung kann ich ja wohl mit einem Bankscheck bezahlen?" — O weh! Die Gesichter! . . . Nein! Einen Scheck mochten sie nicht. Was soll man mit solch einem Zettel anfangen?

Ich machte ihnen klar, daß jeder Lieferant ihn in Zahlung, daß jede Bankverbindung ihn zur Gutschrift annehme. — Nein, sie wollten keinen Scheck. Wenn ich nicht genug Geld bei mir führte, wollten sie mir borgen, ich solle es ihnen später bar einschicken. Aber keinen Scheck!

Wie ein Bettler stand ich da, der um ein Almosen vorsprach, und dem man's verweigerte. Beschämt telegraphierte ich meiner Bank um eine drahtliche Ueberweisung; ich machte — glaub ich — größere Tageszechen als sonst und bezahlte alles bar . . . aber ganz gelang es mir trotzdem nicht, das erschütterte Vertrauen wiederherzustellen.

Und in meinem Innern sagte ich mir immer wieder: Wie ist das nur möglich! In einem so vorzüglich geleiteten Haus weiß niemand recht, was ein Scheck ist! Weiß niemand, daß wir dem wöchentlichen Reichsbankausweis, dem Vaterland, der Markwährung im In- und Ausland einen Gefallen tun, wenn wir statt des Silbergeldes und statt der blauen Lappen einen Scheck in Bewegung setzen!

*

Eins der größten Weinhäuser Berlins. An meinen kleinen Tisch setzt sich ein braves, teuer gekleidetes Ehepaar; sie bestellen Gänsebraten und feinen Rotwein; sie suchen mich in ihre Unterhaltung einzuspinnen. Zuerst mache ich sie gefügig durch ein paar verbindliche Worte. Aber dann leg ich los: „Weshalb, Herr Nachbar, tragen Sie Ihre dicke goldene Uhrkette noch? Weshalb, gnädige Frau, tragen Sie noch dieses schwere, breite Goldarmband? Wissen Sie nicht, daß jedes solche Stück durch die Goldankaufsstellen dem Goldschatz der Reichsbank zufließen sollte? Daß jede Million Gold, die die Reichsbank mehr hat, unsere Valuta verbessert und dadurch die Teuerung aufhält?"

„Natürlich wissen wir . . . ," sagte der Ehemann, „aber . . ."

Seine Frau half ihm: „Aber es laufen ja noch so viele mit Goldschmuck herum. Wenn alle abgegeben hätten, würden wir auch abgeben."

„Das heißt, gnädige Frau: gerade Sie möchten die allerletzten sein?"

„So mein ich's nicht . . . Aber —"

Jetzt half er ihr: „Wir hatten auch schon dran gedacht. Gewiß. Aber wer weiß denn gleich, wo so 'ne Ankaufsstelle ist, und wann sie offen ist . . ."

„Sie haben also kein Telephon? Doch? Wär's da nicht ganz einfach gewesen, Sie hätten schlankweg bei der Reichsbank angeklingelt? Die hätt's Ihnen gern gesagt."

„Olga!" sagte er streng. „Morgen früh klingelst du an!"

Und ich lobte: „So ist es recht. Sehen Sie, die Eisenkette hier paßt viel besser zu der Kriegszeit. Und wenn Sie nächstens im Reichsbankausweis lesen, daß der Goldbestand wieder zugenommen hat, werden Sie das angenehme Gefühl haben, daß Ihr Schmuck sich endlich einmal nützlich gemacht hat."

*



Eine Freundin unseres Hauses ist so gewandt und so fleißig, daß sie das ganze, zweitausend Morgen große pommersche Gut allein verwaltet, während ihr Gatte als Rittmeister im Feld steht.

Aber diese gewandte, fleißige Dame schreibt meiner Frau: „Bitte besorgen Sie mir auch solch einen Elfenbeinschmuck, wie Sie ihn bei meinem letzten Besuch trugen, und legen Sie's aus. Ich geb's Ihnen wieder, wenn ich mal wieder nach Berlin komme. Die Post ist ja drei Stunden von uns entfernt, da kann man so schwer Postanweisungen aufgeben."

Die Dame verwaltet zweitausend Morgen; aber sie weiß nicht, daß es so etwas wie ein Postscheckkonto gibt, das man sich gegen Hinterlegung von fünfundzwanzig Mark anschaffen kann. Und durch das man dann jeden beliebigen Betrag so bequem an jedermann befördern kann wie eine einfache Postkarte: man schreibt einen Postscheck aus und schickt ihn als gewöhnlichen Brief ans nächste Postscheckamt. Fertig. Aus. Erledigt . .

Verehrteste Frau Rittmeister! Heute ist das alles sehr wichtig; denn das Postscheckkonto erspart dem Reich den Umlauf der Barmittel; jedes Postscheckkonto mehr ist eine Handgranate, die von der Heimat aus gegen den Feind geschleudert wird. Schleudern Sie, Verehrteste! Und wenn Sie meinen, Sie müßten dazu aufs Postamt (drei Stunden!) fahren, so täuschen Sie sich. Eine anmeldende Zeile, ein beigelegter Bankscheck mit der Aufschrift „Zur Verrechnung" — und Sie haben Ihr Postscheckkonto.

Bitte, schleudern Sie, Frau Rittmeister! Und wenn dann recht viele Ihrer Gutsnachbarinnen „nach"-schleudern, wird Ihnen zumute sein, als hätten Sie zwei Dankschreiben gekriegt: eins vom Reichsbankpräsidenten und eins vom Reichsschatzsekretär . . .

Vermächtnis.

Novelle von Margot Isbert.

Es war ein sehr stilles Silvestermahl. — In den silbernen Leuchtern brannten Kerzen, die leise tropften und ihr gelbes Licht über schwere, vollerblühte Chrysanthemen ergossen. Mama hatte lächelnd zu Maria gesagt, es sei zwar sehr verschwenderisch jetzt im Krieg, Kerzen zu brennen, aber heute, da doch Silvester sei, wollten sie es einmal ganz feierlich haben. Seine Eminenz liebe das; und es stünde auch nichts schöner zu seinem feinen Priestergesicht als die zarte und diskrete Helligkeit der Kerzen. Mama trug ein silbergraues Kleid, das in schweren Falten niederfloß, und sie hatte gemeint, Maria sollte doch wenigstens einen Kragen von hellen Spitzen über ihr schwarzes Kleid legen. Maria war wirklich noch einmal heraufgegangen und hatte den hellen Kragen umgelegt. Aber darüber stand ihr junges Gesicht nun noch blasser als sonst.

Zu vieren saßen sie um den runden Tisch. Rechts von Mama der Bischof, groß und schlank, mit leichtergrauten Schläfen und den vornehm ruhigen Bewegungen eines Weltmannes der alten Schule. An seiner Seite hatte Maria ihren Platz; der Sekretär des Bischofs, ein noch sehr junger Priester, schloß den Kreis.

Mama versuchte Konversation zu machen. Sie sprach liebenswürdig und gewandt, ganz große Dame. Die wundervollen Perlen der Familie waren in doppelter Reihe um ihren Hals geschlungen, und wenn sie lächelte, schien ihr schönes Gesicht fast noch jung. Seine Eminenz, der alles Schöne und Kulturbetonte so sehr liebte, sagte ihr eine Artigkeit über ihre schmalen Hände mit einem klugen, sehr gütigen Lächeln. Aber dann wandte er sich zu Maria, fragte nach einem Buch, das sie gelesen, und versuchte mit einem Scherz, sie zum Lächeln zu bringen. Sie lächelte auch, und ihre Stimme war wie immer gänzlich ruhig und beherrscht. Dabei dachte sie: wie fern diese Menschen alle von mir sind! Sie empfand sich selbst seltsam fremd in diesem Kreis, fühlte die Schönheit des großen Raumes mit der edlen Täfelung der Wände, das fließende Kerzenlicht über Silber, Kristall und Blumen wie einen Schmerz, der jäh durch ihr Bewußtsein schnitt. Mama sprach mit dem jungen Priester über Krieg und Politik. Auch das, dachte Maria, ist so gleichgültig geworden. Was ging sie der Krieg noch an, seit dem Einen die englische Kugel ins Herz gesprungen war und auch ihr Leben zerrissen hatte!

In diesem Augenblick hob der Bischof sein Glas und trank ihr zu. Dabei versuchte er, ihren Blick zu sich zu ziehen. Er hatte starke, helle Augen, mit denen er eine große Macht über die Menschen übte. Maria hatte sofort wieder ein Lächeln um den Mund, und ihr Gesicht war wie erstarrt in Beherrschung. Ihre Augen aber gingen immer wieder zu einem Bild, das, vom Türausschnitt dunkel gerahmt, im Nebenzimmer hing. Es war ein Frauenbild, und der Bischof kannte es wohl.

„Meine liebe, gnädige Frau," sagte Seine Eminenz nach Tisch zu Marias Mama, „ich glaube, ich möchte einmal allein, ganz allein mit Maria sprechen." Er beugte sich über ihre Hand und dachte in Staunen und Trauer: Daß du es nicht kannst! Du bist doch eine Mutter!

Maria hatte schon die Schachfiguren zurechtgestellt im Nebenzimmer. Sie stand noch am Fenster und sah drüben den Dom, dessen Türme in Schnee und Mondlicht der kalten Nacht wie von einem Gewirr silberner Spitzen übergossen schienen. Drinnen in der Kirche lag wohl noch Weihrauchduft in grauen Wölkchen zwischen Säulen und Pfeilern, und ein paar letzte Kerzen brannten. Wie in einer Vision sah sie die ganze Kirche, obwohl sie lange, lange Zeit nicht da drüben in den dunklen Bänken gekniet hatte. Sah die Jungfrau am Altar, die Schmerzensreiche, die den toten Sohn im Schoß hielt. Und Magdalena am Fuß des Kreuzes. Und den wunderschönen heiligen Sebastian mit all den bitteren Todeswunden in seinem jungen Leib. Und kam dann doch von all diesem unendlichen Leid wieder zu dem Frauenbild zurück, das mit stillem Gesicht unergründlich und rätselhaft auf sie niedersah.

Der Bischof saß schon lange vor dem Tisch mit den Schachfiguren und wartete. Das war eine seiner großen Künste, daß er wußte, wann die rechte Stunde kam, und auf diese Stunde warten konnte. Aber während dieses Wartens selbst waren seine Gedanken immer still und voller Sorge um Maria, die er von früh auf gekannt, als ganz kleines Ding schon, und deren junge Seele er als

köstlichstes Kunstwerk gehütet und gepflegt hatte. Und das eben schmerzte ihn, daß er, der große Meister der Seelen, diese eine im Schmerz so gänzlich verloren hatte. — Er schob die Schachfiguren auf dem Brett zusammen und sagte: „Nein, Maria, heute nicht. Wenn es dir recht ist, dann wollen wir beide heute abend einmal ganz ruhig und über vielerlei zusammen sprechen." — Maria nickte wohl, aber der Bischof fühlte die stolze Abwehr in ihr, die selbst von ihm an ihren Schmerz nicht rühren lassen wollte. Sie sah zu der Kirche hinüber und wandte sich dann zu ihm. „Nein," sagte der Bischof, „glaube nicht, daß ich dich da hinüberschicken will! Dahin mußt du selbst den Weg wiederfinden, ob früh oder spät, aber allein. — Nur als ein Freund möchte ich mit dir sprechen, wenn du mir das Recht dazu gibst. Nur als ein alter Mann, der viel, viel vom Leben weiß. So viel, Maria, daß er darüber das Lächeln verloren und wiedergefunden hat." —

Er schwieg minutenlang und folgte Marias Blick, der immer noch wie gebannt an dem Bild der blonden Frau hing; dieser Frau, die allein von allen gelitten hatte, was sie litt. Und der kluge Mann fühlte, daß dies doch die Stunde war, in der sie ihre Seele aufschließen würde vor ihm. Er saß ruhig, den schmalen Kopf vorgeneigt, und sein Gesicht stand klar und fast unirdisch schön auf dem dunklen Grund der Sessellehne. „Weißt du, Maria," sagte er mit großer Milde, „daß du kein Recht hast, so zu trauern?" Sie zuckte leicht mit den Schultern. „Ich trage es doch. Und ich glaube nicht, daß ich mich gehen lasse." — „Nein, Kind, gewiß nicht. Das ist es ja, daß du äußerlich ganz ruhig und aufrecht bist und im Innern doch so müde, so ganz hingegeben an deinen Schmerz, daß es mich jammert." — Maria wiegte leise den Kopf hin und her und sagte dann, ganz plötzlich, zerquält und voller Härte: „Ich kann es nicht fassen! Nein. Mit aller Vernunft und allem Willen nicht. Wie durfte es geschehen, daß er fiel!" — Die feine, kluge Hand mit dem großen Bischofsring strich sacht über ihr Haar. „Du sagst: er fiel. Aber er starb doch für einen Glauben, Kind; und für etwas, das größer ist, als unser kleines Menschenglück und Leben. Hat er denn nicht mit der ganzen Inbrunst seiner Seele gekämpft da draußen? Und warst du ihm nicht Mitkämpfer und sein tapferster Kamerad?" — „Als er lebte, ja. Da war es auch leicht. Da hatte doch das Leben noch Sinn und Inhalt. — Jetzt aber ist alles zerschlagen. Alles. Alles. Oft weiß ich nicht, warum ich dieses Dasein weiterschleppen soll. Wer schließlich hat ein Recht, es von mir zu verlangen?" — Der Bischof streichelte ihr Haar noch immer, als wollte er alle Wildheit ihres jungen Schmerzes zudecken und auslöschen mit seiner Hand. „Sieh," sagte er, „es gibt Frauen, die daran zerbrechen, wenn das Liebste aus ihrem Leben gerissen wird. Aber das sind die Schwachen, Kind. Und Schwachsein ist eine der Todsünden gegen den Sinn des Lebens. — Liebtest du denn nicht das Starke in deinem Verlobten? Gerade das, was ihn trieb, sein Leben einzusetzen! Und fühlst du nicht, daß auch er Stärke von dir verlangen muß und Kraft und das Überwinden des Schmerzes! Daß du nicht zugrunde gehen darfst an seinem Tod, sondern den Sinn seines Sterbens als heiligstes Erbe in dein Leben aufnehmen mußt!"

Maria saß mit unbewegtem Gesicht, die Hände um die Sessellehnen gebogen, tränenlos und so blaß, daß es den Bischof erschreckte. Sie sah nur das Bild. Das hielten ihre Augen fest wie eine letzte Hilfe. „Ich habe so gekämpft!" sagte sie; „aber ich spüre jeden Tag mehr, daß es mich schließlich doch zerbrechen wird. — Ich kann den Sinn nicht fassen, der hinter diesem namenlosen Elend liegt. Ich finde das nicht, was Sie den ‚großen Gedanken' nennen . . . ."

Die Kerzen waren heruntergebrannt und verbluteten in schweren Tropfen. Ihr Schein tanzte über die Wände hin und belebte das Bild der schönen Frau auf seltsame Weise. Die kupfernen Lichter in ihren schweren Flechten leuchteten auf; rot schimmerte ihr Mund, und die Kette von edelsten Perlen, die sich um den schmalen Hals schloß, spielte in perlmuttenen Tönen. Sie war lange tot; viele hundert Jahre schon. Eine der ältesten des Geschlechtes. Und Marias Gedanken hatten sich in all diesen Monaten viel um das Rätsel ihres Lebens gemüht. Aber da kam schon wieder des Bischofs Stimme. „Soll ich dir die Geschichte dieser Frau erzählen, Maria? Ich fand ihr Leben in der Domchronik aufgezeichnet. Vielleicht kann sie, die Tote, dir besser helfen als ich. — Siehst du, sie war eine von denen, die sich verschwenden müssen in Liebe, weil sie so überreich sind. Ihr Gatte war schön und klug wie sie; unendlich verfeinert, alles Schöne und Köstliche mit ganzer Seele liebend. Zumeist von allem aber liebte er die Anmut seiner Frau, und es schien ihm, als sei alles Edelste der Welt nur dazu da, ihr zu dienen und sie zu erfreuen. Er legte Perlen um ihren kindlich schlanken Hals und war beglückt, daß ihre Haut noch zarteren Glanz hatte. Er ließ die Wände ihres Zimmers mit blauem Brokat beziehen, weil dieses satte, leuchtende Königsblau die tiefen Goldtöne ihres rötlichen Haares am lieblichsten rahmte. Er berief einen Maler aus Florenz, der, selbst berauscht von seinem Modell, dieses Bildnis schuf. — Sie aber war ganz sein eigen, mit jedem Gedanken ihrer Seele und jeder Regung ihres Herzens. So sehr sein eigen, daß sie oft erschrak vor der Abgrundtiefe ihrer Liebe.

Dann aber kam Krieg, Maria! Ein Feind, übermächtig, bedrohte die Grenzen, und die Herzöge des Landes riefen ihre Leute zu den Waffen. Die Frau dachte: nun muß ich ihn geben! Und es zerriß ihr fast das Herz. Sie blühte noch einmal süßer als je für ihn, zwang alle ihre Gedanken zur Ruhe und sagte zu sich: es muß sein! An jedem Tag glaubte sie: Heute wird es kommen. Aber die Zeit verging, und es kam nicht. Die Werbetrommel rief durchs Land. Er aber trug Smaragdagraffen auf den Spangenschuhen, und seine Hand spielte mit den seidenen Locken seiner Frau. — Noch eine kurze Frist, dachte sie. Aber oft fragten ihre Augen stumm, was dies alles bedeute. Schwere Gedanken kamen und fraßen an ihrer Seele, sooft sie allein war, und trieben sie, sich schluchzend vor Inbrunst in seine Arme zu werfen, wenn er ins Zimmer trat, im stillen ihn um Vergebung bittend, daß ein Zweifel sie von fern gestreift hatte. Und ihre Liebe war noch einmal unerschöpflich vor Reichtum in dieser Zeit, da sie doch schon krankte. Sie kostete das Bittere des Abschiedschmerzes zehnfach an jedem Tag und begann doch, sich danach zu sehnen. Sie litt und gestand es sich selbst noch nicht. Ihre Zärtlichkeiten wurden allmählich scheu, und in ihre Augen kam immer mehr der Ausdruck des Nichtbegreifenkönnens. Bis dann einmal die Frage kam, die doch kommen mußte: ‚Wann gehst du?' Er saß neben ihr in einem geschnitzten Sessel, die weißen Hände lässig im Schoß, die wundervolle Schlankheit seiner Glieder mit dunkelvioletter Seide glänzend überspannt. Bei ihrer Frage hob er das Gesicht. Seine Augen weiteten sich in Staunen, und mit gespreizten Fingern schien er behutsam etwas wegzu-

schieben, was ihn störte. Sie drängte nah an seine Seite, bog ihr Gesicht so weit zu ihm hin, daß die geliebte Weichheit ihrer Wange ihn streifte. Sie war ganz Frage, ganz Erwartung und so schön in dieser leidenschaftlichen Geste, daß er sie, hingerissen, in seine Arme zog. ‚Du?' fragte sie noch einmal, dicht unter seinen Lippen. Da erst verstand er ganz. Er löste ihre Hände von seinen Schultern. ‚Nein, nein!' sagte er und begann erregt im Zimmer auf und nieder zu gehen, hier eine Bronze, dort ein Bild zärtlich mit der Hand streifend. ‚Von dir mich trennen, das wäre ja die Vernichtung. Nein! Wie konntest du den Gedanken nur fassen? — Begreifst du denn nicht? Siehst du nicht, was dies bedeutet? Krieg, das ist das Rohe, Häßliche! Ein fratzenhaftes Ungeheuer, dessen Anblick schon meine Seele kränkt. Krieg! Ein schmutziges Handwerk für die Masse. Ich aber — oh, ich könnte rasen bei dem Gedanken, daß meine Hand mit Blut in Berührung käme!' — ‚Dein Land ist in Not!' stieß sie hervor. Er sah sie fremd an. ‚Mein Land! Ein Wort, Kind, nichts weiter, bei meiner Seele!' Sie fühlte, wie ihr Inneres kalt wurde und erstarrte. ‚Siehst du denn nicht,' sagte sie langsam, nach Worten suchend, ‚daß hinter dem, was du ein Wort nennst, das ganz Große steht? Ein Ziel und eine Sehnsucht, — ach, wie soll ich dir das sagen, ich, eine Frau! Begreifst du nicht, daß das Leben des einzelnen und sein Glück und das, was er schön nennt, nichts ist, wenn es um große Aufgaben geht?' Sie umspannte seinen Kopf mit ihren Händen, und ihre Worte bettelten um seine Seele. —

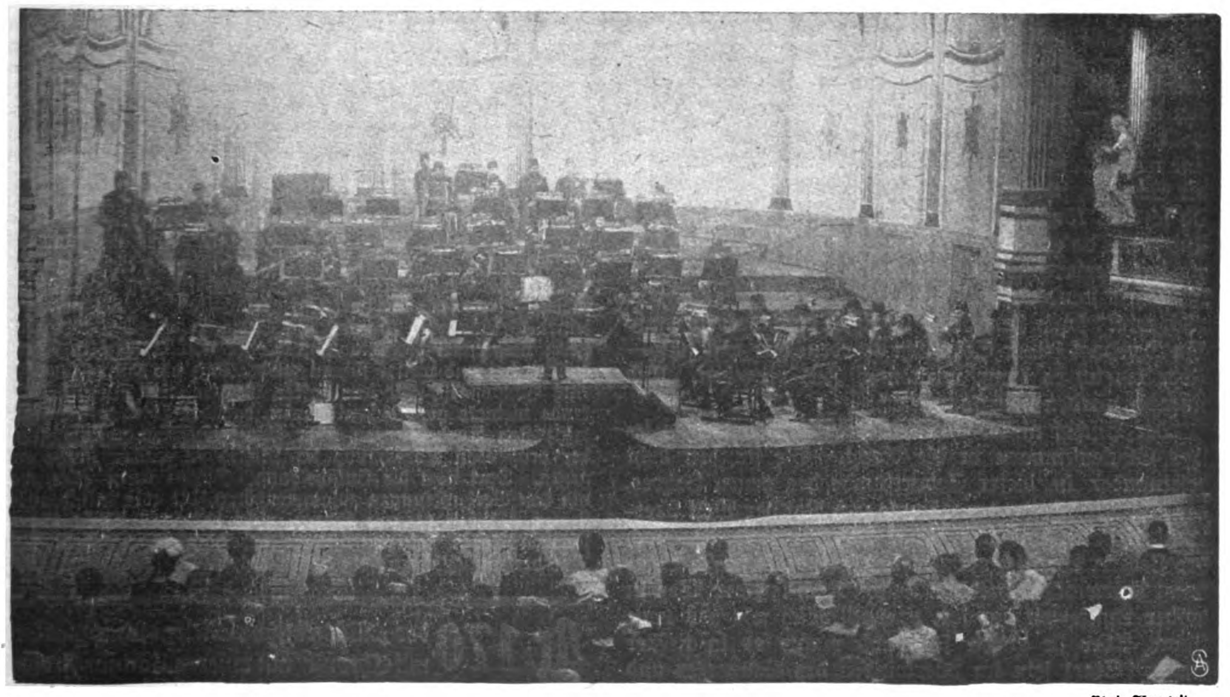
Er lächelte nur und streichelte sie wie ein geliebtes, verwöhntes Kind.

Sie aber, die Zarte, Weiche, wurde nun hart. Sie war krank und besessen von dem einen, daß der Mann, dem sie gehörte, klein war und schwach und nicht fähig zu der großen Tat. Das aber ist es, was eine stolze Frau nicht ertragen kann; da ist sie am tiefsten verwundbar. Denn nur dem ganz Starken will sie sich schenken, dessen Kraft an nichts zerbricht.

Erst warb sie um seinen Stolz, zart und behutsam, wie eine kluge Frau zu werben versteht. — Der Feind drang vor. Blühende Gauen des Landes wurden von Rossen zerstampft; Dörfer und Städte im Grenzgebiet rauchten in Bränden zum Himmel. Er aber, den sie so über alles geliebt hatte, saß immer noch bei Büchern und Kunstwerken und lächelte fein und besonnen über die zuckenden Krämpfe der Welt. Sie fühlte, wie ihre Liebe Haß wurde.

Da sagte sie es ihm endlich: ‚Nun mußt du gehen, wenn du mich nicht ganz verlieren willst!' Bis ins Innerste traf ihn das. Und seine Liebe war noch groß genug zu einem Sieg. Er ging. Er riß sich los von all den geliebten Kostbarkeiten, die sein Leben geschmückt hatten, und von ihr, der geliebtesten Frau. Sie aber trug stolz den Schmerz um ihn, ob auch lange, lange Zeit keine Botschaft kam. Wie sie sich auch verzehrte in Sehnsucht nach dem Tag der Heimkehr, so war doch dies ihre tiefste Not und Sorge: daß er sich selbst finden würde im Kampf und die Befreiung der Tat. — Monde vergingen, ehe die erste Mitteilung von ihm kam; dann aber folgten sich die Nachrichten häufiger. Und einer war unter diesen Briefen, darin stand: ‚Geliebte, ich danke Dir für alles, alles. Jetzt lebe ich mehr als je und weiß erst, wie ich Dich liebe, da ich Tag für Tag in tausend Schmerzen von Dir Abschied nehme. Was auch kommen mag: es war gut, daß ich ging. Und wenn es auch der Tod sein sollte, so war doch der Tod Erfüllung. Ich kämpfe. Sei stolz auf mich und habe mich lieb.'

Das war Erlösung für sie und tieferes Glück, als Worte sagen können. Und ihre Sehnsucht wurde so still wie ein stilles, tiefes Wasser. — Dann aber, Maria, dann kam das Schlimmste. Der große Schlag. — Siehst du ihr Bild? Diese schmalen, zarten Hände, für die der leichte Goldreif fast schon zu schwer scheint. Dieses junge Gesicht über dem schlanken Nacken, den schon die Perlenschnur leicht nach vorn biegt. Ist das eine, die Leid tragen kann? — Aber ich sage dir, sie trug es groß und



Phot. Eborowitz.

Die türkische Palastkapelle im Berliner Opernhaus.

ungebeugt und hielt mit diesen zarten, weißen Frauenhänden die Verzweiflung stark von sich ab. Sie hatte seine Worte, ‚wie es auch kommt, es war gut, daß ich ging'. Sie wußte, daß er gefallen war als ein Wollender und ein Überwinder, an seines Zieles Größe glaubend. So mußte auch sie stolz sein im Wollen und Überwinden und sich nicht beugen lassen vom Schmerz. Denn sie begriff: auch eine Frau muß aufrechtstehen bis zuletzt und des Mannes Tat weitertragen ins Leben hinein, ein Denkmal seiner Sehnsucht. Das ist ihre Größe und Erfüllung."

Der Bischof schwieg; er saß nun, den grauen Kopf vorgeneigt, und die Flügel seiner Nase bebten vor Erregung. Maria aber verharrte noch immer reglos; nur unter ihren geschlossenen Augenlidern quollen Tränen hervor, und ihre Schultern zitterten vor verhaltenem Schluchzen. Der Bischof stand auf und ging schweigend im Zimmer umher. Er fühlte: nun mußte die Entscheidung kommen. — Im Nebenzimmer sprach ihre Mutter mit dem jungen Priester, zeigte ihm wertvolle Bücher und alte Stiche. Ab und zu klang ihre Stimme herein. Der Bischof schloß leise und vorsichtig die Tür, kam dann zu Maria zurück, die noch ohne Bewegung saß. Ganz plötzlich aber warf sie sich über die Lehne ihres Sessels und brach in wildes Schluchzen aus. Er stand neben ihr, still und ohne Worte, fühlte den Sturm dieses leidenschaftlichen Schmerzes an die Ufer seiner ruhigen Seele branden und glitt nur immer wieder mit gütigen Händen ihr über Haar und Nacken.

Es dauerte lange, ehe sie stiller wurde. Dann aber hob sie ihr tränennasses Gesicht und sagte, wie erwachend: „Leben müssen, das ist das Schwerste von allem." — Er nahm ihre Hand: „Nicht nur leben müssen! Nicht nur so die Tage hinschleppen ohne Sinn und Freude, Kind. Mehr ist's, was der Tote von dir verlangt. Wirken sollst du wieder und Werte schaffen; denn nur die Schaffenden sind die wirklich Lebendigen. Stark leben und froh leben, Maria! Ja, trotz allem: froh!" — „Froh," sagte sie langsam und schwer, „froh, weil er als einer großen Tat Vollbringer starb. Ist das der Sinn?" — „Seines Lebens und seines Sterbens Sinn, Maria. Glaubst du nicht, daß auch er das gewollt hätte von dir?" — „Er? Ach ja! Ja. Er hätte es wohl gewollt. Daß ich daran nie dachte bisher. — Des Mannes Tat weitertragen ins Leben. . . . Und frei werden von der Schwere, schaffen und wieder anderen Freude geben. Ob ich das können werde?" — „Du mußt nur wollen. Und wenn du es kannst, dann wird es größere Liebe sein als das Zerbrechen im Schmerz."

Maria stand auf und strich sich über Stirn und Haar. „Ich will!" sagte sie. „Und ich fühle auch, daß ich muß. Ein Denkmal seiner Sehnsucht werden, das will ich! — Aber bis ich es kann, wird noch Zeit vergehen. Und Kämpfe werden noch kommen."

Der Bischof nickte. — Vom Dom drüben sangen selige Glockenstimmen in die Nacht. Sie standen dicht beieinander in dieser Geburtstunde des neuen Jahres, der alternde Mann, der Kämpfe und Not der Welt überwunden hatte, und das junge Menschenkind, das noch des Lebens Sinn schmerzvoll suchte und die große Bejahung hinter allem herbsten Leid. Noch lag der Weg in halber Dunkelheit vor ihr, unergründlich wie das neue Jahr. Aber sie wußte jetzt und wußte es in tiefster Seele: Stark sein im Überwinden des Schmerzes und aufrechtstehen bis zuletzt, das ist Größe und Erfüllung auch für die Frau.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die in der verflossenen Woche von der Westfront eingetroffenen Meldungen waren knapp, wie es der Zustand „zwischen den Schlachten" mit sich bringt. Vielsagend waren sie dennoch, denn weder Freund noch Feind kann sich darüber täuschen, daß wir und unsere Verbündeten den weiteren Verlauf der Kriegführung fest im Auge behalten. Gewiß mögen unsere letzten und ärgsten Feinde, was sie auch sagen mögen, aufs innigste wünschen, daß wir an einem toten Punkt erlahmen. Sie werden sich verrechnen. Wir wissen so gut wie sie, daß die Schwungkraft, die von einem Erfolge zum nächsten führt, nur dann lebendig bleibt, wenn sie sich hemmungslos weiter betätigt, daß jeder einzelne Erfolg durch einen neuen behauptet werden muß, daß jeder Erfolg nur ein Schritt vorwärts ist. Daß wir im Schwunge bleiben, das sollen sie spüren, bis unsere Kriegführung, der wir die glückliche Verteidigung des Vaterlandes verdanken, die unbeirrt auf das Endziel hinarbeitet, dieses erreicht hat. Rege Erkundungstätigkeit,das ist, in ein Wort zusammengefaßt, der Inhalt aller letzten Meldungen vom westlichen Kriegschauplatz. Es schwirrt in der Luft von Flugzeugen, die Einblick zu gewinnen suchen, und denen ihre Bestrebungen streitig gemacht werden. Erkundungspatrouillen, Erkundungsabteilungen sind in reger Tätigkeit, fühlen und tasten frontauf und frontab. Als letzte Einzelheiten des verflossenen Jahres wurden erfolgreiche Vorstöße in englische Gräben bei La Vacquerie und Marcoing gemeldet. Zu Ende der Woche erfuhren wir von Mißerfolgen englischer Erkundungspatrouillen, die nordöstlich von Poelkapelle und westlich Zandvoorde nach blutigen Verlusten über das Trichterfeld zurückflüchten mußten. Französische Erkundungsvorstöße scheiterten im Osten von Reims und nördlich von Prunay. Hier und dort steigerte sich die Gefechtstätigkeit merklich. So versuchten französische Truppen, die im allgemeinen in letzter Zeit eine merkliche Neigung an den Tag legten, den englischen Kameraden den Vortritt zu lassen, in der Champagne, an zwei Stellen nach scharfer Feuervorbereitung in unsere Stellungen westlich des Kanonenberges einzudringen. Kaltblütig wurden sie bis dicht an unsere Linien herangelassen, mörderisch empfangen und in unwiderstehlichem Gegenstoß abgeschmettert. Ähnliche Erfahrungen machten französische Vorstoßversuche in den Argonnen und ebenso in dem Abschnitt zwischen Mosel und Maas. Demgegenüber errangen unsererseits an verschiedenen Stellen der Front eine Reihe von Erkundungsabteilungen Erfolge in Ausführung ihrer Aufträge. So liegen u. a. Berichte vor, aus denen hervorgeht, daß unseren Sturmtrupps am 5. Januar bei Tagesanbruch nach kurzem Artilleriefeuer und energischer Minentätigkeit bei Avocourt eine Überrumpelung gelang, bei der sie aus den feindlichen Gräben nach einem scharfen Handgemenge obenein eine Anzahl von Gefangenen, Maschinengewehre usw. einbrachten. Aus allen Einzelheiten geht hervor, in wie überlegener Form die militärische Tüchtigkeit von den Führern bis zum einzelnen Mann in der vordersten Reihe lebendig ist. Jener besondere Geist, der den deutschen Soldaten nie im Stich läßt, welche Aufgabe ihm die jeweilige Lage stellen mag, gegen den weder der Engländer aufkommt noch der Franzose. Für unsere Gegner bedeutet die Fortsetzung der Feindseligkeiten nur ein Rückwärts von Mißerfolg zu Mißerfolg, wozu unser Sieg bei Cambrai nur der einleitende Schritt sein dürfte. Als die Leidtragenden werden sie die folgerichtige Unerbittlichkeit des Gesetzes zu fühlen bekommen, nach welchem die Waffen Deutschlands und seiner Verbündeten unsere gute Sache in ungehemmter, sich stetig steigernder Schwungkraft bisher von Erfolg zu Erfolg geführt hat und weiter führen wird. Daß die Hilfe Amerikas eine Illusion ist, mit der unsere Gegner den Ausfall Rußlands niemals ausgleichen können, darüber können die phantastischsten Ausdeutungen nicht hinwegtäuschen. Wir sehen der drohenden Abrechnung im Westen in voller Ruhe entgegen. Dort liegt die Entscheidung. Daran kann alles, was mit den Verhandlungen zusammenhängt, die wir mit dem besiegten östlichen Gegner führen, nicht rühren. Nicht Worte, sondern Taten bringen unserer gerechten Sache den Sieg. Nur der tatsächliche Erfolg behält recht. X.



Prinz Wahid eddin-Effendi,
türkischer Thronfolger.
Spezialaufnahme der „Woche“ anläßlich seines Aufenthaltes in Berlin.



Hofphot. E. Bieber.

Oberstleutnant Fischer.



Oberst Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg.

Hofphot. E. Bieber.



Oberstleutnant von Pawelsz.



Oberstleutnant v. Gluszewski.



Hofphot. Sandau

Major von Willisen.

Oberstleutnant v. Behr.



Oberst Koenemann.



Oberst v. Tschischwitz.



Hptm. Haupt, Oberstlt. v. Oven, Hptm. v. Brandis.
(Alle drei vom Brandenburg. Inf.-Rgt. Nr. 24.)



Major Herold.

Phot. Kühne.

Major v. Schleinitz.



Hauptmann v. Graeffendorff.

Ritter des Ordens „Pour le Mérite".



Das Gebäude, in dem die Friedenskonferenz tagt.



Am Kopfende in der Mitte: Exz. von Kühlmann. Bild- und Film-Amt.

Blick in den Sitzungsaal, in dem die Friedensverhandlungen stattfinden.

Von den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.



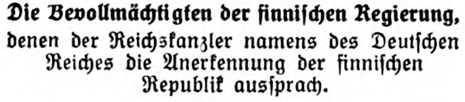


Phot. B. J. G.

General d. Infant. Sixt v. Armin, wurde durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet.



Phot. Gross.

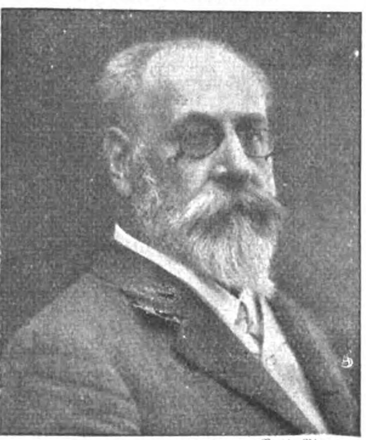


Von links: Stadtrat Hjelt, Prof. Erich, Direktor Sario (stehend).

Die Bevollmächtigten der finnischen Regierung, denen der Reichskanzler namens des Deutschen Reiches die Anerkennung der finnischen Republik aussprach.



General der Artillerie v. Gallwitz, wurde durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet.



Phot. Bing.

Engelbert Pernerstorfer †

sozialdemokratischer Reichsratsabgeordneter und Vizepräsident des österr. Abgeordnetenhauses.



Phot. Barkhausen.

Korvettenkapitän Kophamel, der auf einer bis zu den Kapverdischen Inseln ausgedehnten Fahrt 45000 Br.-Reg.-To. versenkte.



Phot. Müller-Hahn. Ostgalizische Feldzeitung.

(×) Dmytro Doroschenko, der frühere revolutionäre Gouverneur von Ostgalizien.

Die Vertreter der ukrainischen Republik in Begleitung deutscher Offiziere auf dem Wege zu den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.



Hofphot. Rud. Lichtenberg, Osnabrück, z. Zt. i. F.

Generaloberst v. Woyrsch, wurde zum Generalfeldmarschall ernannt.





Der Kaiser bei der Besichtigung eines der erbeuteten schweren englischen Langrohrgeschütze.
Rechts vom Kaiser Exz. v. d. Marwitz und links Kronprinz Rupprecht v. Bayern.



Der Kaiser besichtigt einen der vielen in den Kämpfen bei Cambrai erbeuteten englischen Tanks.



Der Kaiser bei der Begrüßung der Schwestern eines Kriegslazaretts.

Der Kaiser bei den siegreichen Cambraikämpfern. Bild- und Film-Amt









Preußische Jäger in den Tiroler Alpen.

1. Oesterreichisch-ungarische und preußische Jägeroffiziere auf den Höhen der Tiroler Alpen.

2. Preußische Jäger-Offiziere tränken ihre Pferde in einem Alpendorf.

3. Preußischer Jägeroffizier mit österreichischen Flüchtlingskindern aus Rovereto.

4. Eine Kompagnie preußischer Jäger in einem Alpental.



Hofphot. Noack.

Von links sitzend: Hptm. Schumacher, Fr. Margot Schumacher, Kapitänleutnant Schumacher, Fr. General Ludendorff, Frl. Heyl, Fr. Hptm. Breucker. Stehend: Lt. Heinr. Pernet, Fr. Hptm. Schumacher, Fr. Dr. Schumacher, Dr. Schumacher, Fr. Professor Ludendorff, Frl. v. Zitzewitz, Fr. Brachmann, Frl. Schumacher, Geh. Konsistorialrat Conrad, Generalarzt Brachmann, Unterstaatssekretär Exz. Jahn, Fr. Jahn, General Ludendorff, Lt. Erich Pernet, Hptm. Breucker, Oberlt. Lingemann.

Hochzeit im Hause Ludendorff:

Vermählung der Tochter des Ersten Generalquartiermeisters mit Kapitänleutnant Schumacher.



Hofphot. Sandau.

Ernst Fürst zu Lynar und seine Gemahlin,

geb. Gräfin Viktoria Maria von Redern.

(Das vermählte Paar wird den Namen Lynar-Redern führen. — Der einzige Bruder der Fürstin ist 1914 gefallen).



Hofphot. Rumbler.

Oberleutnant Graf von Stauffenberg und seine Braut Fräulein Olga Böhl.

(Fräulein Böhl ist seit Beginn des Krieges als Schwester tätig und wurde mehrfach ausgezeichnet.)

Aus der Gesellschaft.

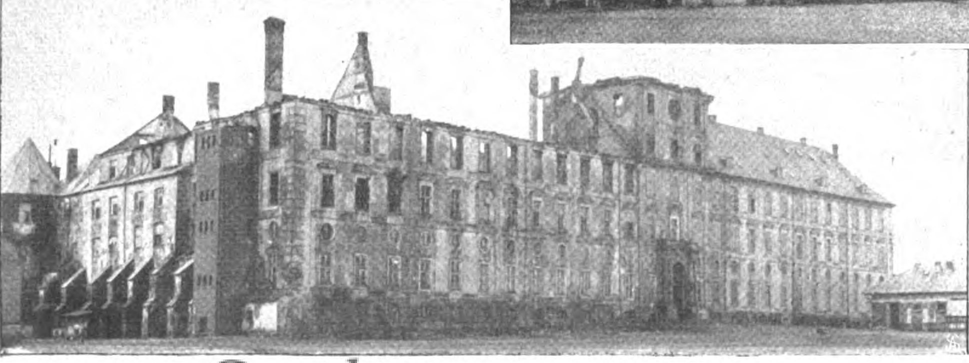
Die 100 Jahre alte Breslauer Burschenschaft der Raczeks.

Zu den ältesten studentischen Korporationen gehört auch die Breslauer Burschenschaft der Raczeks, die auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann. Hervorgegangen aus der am 20. Mai 1816 gegründeten Landsmannschaft Teutonia, der auch schon burschenschaftliche Tendenzen zugrunde gelegen haben, hat sie wie wohl jede Burschenschaft eine recht inhaltreiche Vergangenheit hinter sich. Auch sie entstand aus der damals unter der akademischen Jugend sich immer dringender geltend machenden Notwendigkeit sittlicher und geistiger Erstarkung. Von Staats und Senats wegen wurde ihre vaterländische Betätigung in jenen Zeiten, da der Gedanke an ein einiges Deutsches Reich als Frevel erschien, als politische Umtriebe ausgelegt, und es erfolgten infolgedessen mehrfach Auflösungen der Burschenschaft und Prozesse gegen deren Mitglieder, so im Jahre 1822, 1831 und 1834. Jedoch alle Verfolgung vermochte nicht, die Bande, die die Burschen zusammenhielten, zu sprengen, im Gegenteil, man schloß sich immer fester zusammen. So bestand die Burschenschaft unter anderen Namen nach jeder Auflösung weiter. Der Name der „Raczeks“ oder „Ratscheker“ wurde ihr zuerst spottweise nach dem Wirte Raczek im römischen Kaiser, der ihr in Zeiten der Bedrängnis Unterschlupf gewährte, beigelegt und wurde später von ihr aus Dankbarkeit gegen ihren Beschützer offiziell angenommen und als Ehrenname geführt. Der Weltkrieg führte alle Bundesbrüder in das Feld, und den Treuschwur für das altburschenschaftliche Ideal „Freiheit, Ehre, Vaterland“ hat eine große Schar von älteren und jüngeren Raczeks mit dem Tode eingelöst. So war die würdige 100-Jahrfeier denn auch keine brausende Jubelfeier, sondern nur ein stilles Gedenken an vergangene Zeit und ein Gelöbnis burschenschaftlicher Treue auch für das 2. Jahrhundert. R.



Hundert-Jahrfeier der Burschenschaft Raczek in Breslau. Hofphot. Fischer.





Schloß Gottorp, das Wahrzeichen der Stadt Schleswig wurde von einem Brande zerstört.

Oben: Das Schloß vor dem Brand. Phot. Postkartenverein. Schleswig.

Unten: Nach dem Brand. Phot. Hansen.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

Der Admiral fragte nach kurzem Schweigen weiter: „Und was tatet ihr?"

„Wir erwiesen ihm die vorgeschriebene Ehrenbezeugung, Euer Exzellenz!"

„Haltet den armen alten Warrington! Er kriegt einen Lachkrampf vor Wut!"

„Und der Offizier?"

„Er stieg schnell auf Deck, Sir!"

„Die Burschen können nichts dafür!"

„Wir selbst sind die . . ."

„Oh . . . sprechen Sie es nicht aus, was wir sind!"

„Er kann ja noch nicht von Bord sein!"

„Auf Deck! Auf Deck!"

„Helft! Warrington will sich vor Wut auf den Kopf stellen! Helft!"

„Dazu ist die Kajüte zu niedrig!"

„Laßt ihn! Auf Deck!"

„Da: Der Warrant-Offizier weiß Bescheid!"

„Wo ist der Captain, der eben heraufstieg?"

„Machte einen guten Hechtsatz, Sir! Sprang gerade noch in die Dampfbarkasse, Sir, ehe sie vom Fallreep freikam!" meldete der Deckoffizier.

„Und die Barkasse?"

„Hielt Kurs auf den Pier von South-Jetty, Sir! Fuhr schnell, Sir! . . . Ist jetzt wohl schon am Land, Sir!"

Um die niedere Bordwand des Panzers glucksten die kleinen Hafenwellen. Die Nacht dehnte sich um ihn schwarz, wie er selber war, hüllte Wasser und Werften, Schiffe und Festungswerke in ein gleichmäßiges Dunkel, in dem nur vereinzelte schwache Lichtpunkte glimmten.

Es war nicht gut, die Arsenale Englands für die Zeppeline noch festlich zu beleuchten. Lange, weiße Lichtbahnen der Scheinwerfer fegten unablässig und aufgeregt am Nachthimmel hin. Es schien, als suchten sie schon da oben in den Lüften nach dem Korvettenkapitän Erich Lürsen.

„Zu denken, daß wir ihn noch eigens nach England gebracht haben . . ."

„Er stiftet das furchtbarste Unheil an, wenn er hier auch nur eine Stunde frei herumgeht!"

„Wir müssen ihn fassen!"

„Wie sah er aus, Gentlemen?"

„Glattrasiert, mittelgroß, blond, mit blauen Augen . . ."

Stumme gegenseitige Blicke, während das Motorboot rasend durch die Wellen schoß. Man konnte ebensogut ein bestimmtes Sandkorn suchen als hier einen glattrasierten, blauäugigen, blonden, mittelgroßen Gentleman in britischer Marineuniform unter tausend seinesgleichen und Hunderten von Landoffizieren dieses englischen Potsdam.

„Vor allem jetzt an die Bahnhöfe . . ."

„Jede Minute ist heilig!"

„An die Hafenstation!"

„Sicher ist er dorthin. Es sind ja nur ein paar hundert Ellen bis dahin!"

Das Stationsgebäude für den Verkehr nach der Insel Wight war dunkel. Die Halle leer. Ein Beamter stand in ihr und rief höflich: „Alles in Ordnung!"

„Was denn?"

„Der Gentleman von der Königlichen Marine kam gerade noch zurecht! Nie sah ich einen atemloseren Mann. Er lief neben dem Zug her und schwang sich hinein!"

„Wohin fährt der Zug?"

„Schnellzug nach London!"

„Wo hält er?"

„Nirgend!"

„Wo kann man ihn frühestens aufhalten?"

Der Bahnhofsvorstand riß die Augen auf. Dann stürmte er, als er den Sachverhalt erfahren, in das Telegraphenzimmer. Der Apparat hämmerte wie ein Maschinengewehr. Nach zwei Minuten kam er zurück.

„Knallerbsen und Lichtzeichen zwischen Winchester und Worthy, Gentlemen! Zug kommt in ein paar Minuten dort zum Stehen!"

„Wie weit von hier?"

„Keine fünfzehn Meilen . . ."

„Wir müssen nach! Wo bleibt Yateman mit dem Kraftwagen?"

„Da kommt er!"

Der Rennwagen der Admiralität mit den bewaffneten Matrosen auf dem Trittbrett schoß durch das Dunkel heran. Zugleich erschien der Bahnbeamte von neuem. Er schwang triumphierend einen Telegraphenstreifen.

„Rückmeldung: Alles in Ordnung, Gentlemen! Zug gestellt! Mann verhaftet! Schlief. Tat erstaunt . . ."

„Ja — ja — wir kennen ihn . . ."

„. . . sitzt unter Bewachung in Worthy-Junktion und trinkt einen Whisky!"

„Mög er sich die Hölle in den Hals trinken!"



„Oh — seien wir froh, daß wir ihn wiederhaben!"

„Nur nichts davon in die Öffentlichkeit dringen lassen! Es war ein kleiner Irrtum."

„So ist es!"

„Ich telephoniere von hier gleich überall hin, daß der Fall erledigt ist!"

„Tun Sie so, Stamsford! Wir holen ihn unterdessen! Vorwärts! . . . Mein Gott, schneller! . . . Das ist ja ein Tempo, daß meine alte Tante nebenher laufen könnte!"

„Nichts zu machen bei Nacht und Nebel, Sir! Unter einer Stunde schaffe ich es nicht bis Worthy!"

Aber die zweite Stunde war schon lange verstrichen, als man endlich vor dem kleinen, still daliegenden Eisenbahnknotenpunkt Worthy hielt.

„Ein elender Zeitverlust!"

„Weiter kein Verlust, Tolliday! Der Hunne hat ja Zeit. Er wartet auf uns!"

„Da sitzt er!"

In dem kleinen, nächtig leeren Glasraum des Bahnhofsbüfetts saß ein Gentleman in Marineuniform, rechts und links von ihm zwei Polizisten. Man konnte sein Gesicht nicht sehen. Denn er hielt die „Times" fernsichtig weit davor und ließ zuweilen das Whiskyglas hinter ihr verschwinden. Beim Nahen der Schritte senkte er das Blatt, nahm die Brille von der Nase und legte sie mit dem Ausdruck gekränkter Würde auf dem länglich ehrbaren Gesicht beiseite.

„Wippingham!"

„Captain Wippingham!"

„Darf ich fragen, Gentlemen, ob wir noch in England leben oder in einem Tollhaus?" fragte der alte Brite streng.

„Wo ist der Hunne?"

„Ich wäre ängstlich zu erfahren, warum man ein ruhig schlummerndes Mitglied der Royal Navy bei Nacht und Nebel aus einem Zugabschnitt zerrt und hier bei einem höchst mittelmäßigen Whisky gefangenhält?"

„Der Hunne . . ."

„Es ist betrübend, zu sagen, daß solche Methoden selbst in Preußen Aufsehen erregen würden! . . . Der Zug, den ich in meinem Vertrauen auf britische Menschenrechte bestiegen hatte, fuhr ohne mich nach London weiter . . ."

„Wie kamen Sie um Jesu Willen in den Zug?"

„Ich sprang im letzten Augenblick hinein! Ich erfuhr, daß der Truppentransportzug von Waterling Island erst in einer halben Stunde gehen sollte. So fand ich, daß ich mit dem Schnellzug über London noch rascher nach Dover käme . . ."

„Und diese Narren haben den armen alten Wippingham verhaftet!"

„Es ist ein Schandfleck für England, daß ich jetzt noch nicht weiß, warum. Sie sagten, ich sei der einzige Mann in Uniform im Zug!"

„So fuhr der Hunne gar nicht mit!"

„Wo ist er in diesem Augenblick?"

„Nun können wir ihn suchen!"

„Vorsprung hat er unterdessen genug!"

„Man muß alle Züge anhalten lassen und sie untersuchen!"

„Diesen Militärzug besonders!"

„Gentlemen: Ich traue den Hunnen manche Dreistigkeit zu. Aber daß er den Zynismus seiner Rasse so weit treiben sollte, als Offizier seiner Britischen Majestät in einem britischen Transportzug von Portsmouth nach Dover zu reisen . . ."

„Er müßte sich doch ausweisen!"

„Er hat ja Hutchinsons Mantel an, in dem dessen amtliche Ausweise und sein Freifahrschein stecken!"

„Auf den hin stehen ihm alle Bahnen im Vereinigten Königreich zur Verfügung!"

„Verdammt!"

„Er ist der Mann dazu, das zu benutzen!"

„Dann wäre er jetzt schon unterwegs!"

„Schon seit mehreren Stunden!"

„England ist in Gefahr!"

„Das ganze Land muß alarmiert werden!"

„Drahten Sie nach Scotland-Yard, Tolliday . . . und Sie nach Portsmouth, Dickson . . . Sie, Ritchie, an die Admiralität . . . es ist keine Sekunde zu verlieren . . ."

„Wenn an der Meinung eines alten Briten noch irgend etwas gelegen ist," sagte Mr. Wippingham traurig, „so möchte ich behaupten: Es wäre besser gewesen, eine Klapperschlange zu importieren, als diesen Hunnen über See nach England zu bringen!"

Die Morseapparate hämmerten. Die Zeichen zitterten im Draht über Land. Ein langer Militärzug hielt zwischen Ashford und Dover auf freier Strecke plötzlich still. Um ihn war Windbrausen von der nahen See und dunkle Nacht. Er selbst war dunkel wie eine schwarze Riesenschlange . . . die Wagen waren wegen der Fliegergefahr unbeleuchtet. Nur die Zigarettenpünktchen glimmten. Vorübergehend glühte es aus einer Stummelpfeife auf . . . Der blutjunge Schottenleutnant, der noch vor kurzem als Student in Cambridge den Fußball getrieben hatte, stopfte sich den Pfeifenkopf neu und sagte zu dem Marineoffizier in der Ecke ihm gegenüber, mit dem er allein in dem Abteil erster Klasse saß: „Wir halten!"

„Es scheint so!"

„Warum wohl?"

„Weiß nicht, Sir! . . . Wachte eben auf! . . . War höllisch müde!"

Ein Schweigen. Dann erkundigte sich der Knabe in dem gewürfelten Knieröckchen und der Stoßfeder an der Mütze, während er prüfend an seiner Pipe sog: „Lange in Portsmouth gewesen, Sir?"

„Nur eine Stunde. Ich ging an Land und bummelte durch die Werften und Docks zum Zug!"

„Sehr interessant! Ihr Seeleute dürft das! Können Sie sich vorstellen, daß sonst der Eintritt in die Docks sogar uns Landoffizieren streng verboten ist?"

„Vorsicht tut auch not! . . . Ich habe da heute wieder in aller Eile grimmige Geheimnisse geschaut . . ."

„Das glaube ich!"

„Wenn zuviel Männer davon wissen, könnten es eines schönen Tages auch einmal die Deutschen erfahren . . ."

„Das wäre eine schöne Geschichte! Aber ich möchte nur wissen, warum wir nicht weiterfahren!"

Der junge Fant öffnete das Fenster und steckte den Kopf in die Nacht hinaus, in deren Finsternis zuweilen zwischen den jagenden Wolkenmassen das Mondlicht unruhig aufblaute und wieder schwand.

„Es stehen Posten längs des Bahnkörpers!" rief er zurück, ohne das Milchgesicht zu drehen. „Sonderbar! . . . Es geht eine große Offizierspatrouille den Zug entlang. Sie öffnen alle Türen. Sie rufen etwas aus" . . .

„Niemand aussteigen!"

Es klang von fern. Stimmen wiederholten es bis zum Ende des Zuges: „Niemand aussteigen!" . . . Dann im Näherkommen der Offizierspatrouille immer dieselbe Frage in jedes Wagenabteil: „Captain Hutchinson von der Royal Navy hier? . . . Nein! . . . Eure Papiere, Gentlemen, wenn's beliebt!"

„Sie lassen die Gemeinen ganz in Ruhe", meldete der kleine Schotte aufgeregt. „Und von der Armee auch! Sie suchen einen Marineoffizier." . .

Der Zug war lang. Es dauerte wohl noch fünf Minuten, bis die Ronde zu ihm herankam.

„Hochländer, Sir? . . . Danke! Alles in Ordnung! Noch jemand darinnen?"

„Ja." Der Leutnant lag noch im Fenster. „Ein Gentleman. Königliche Marine!"

„Oh — öffnen Sie!"

„Wo sitzt er?"

„Dort in der Ecke." . .

Ein Laternenstrahl leuchtete in das Polsterdunkel hinein.

„Da ist doch niemand, Sir!"

„Die Ecke ist leer!"

„Was?"

„Niemand außer Ihnen im Abteil!"

„Er wird wohl, während ich hier herausschaute, auf der andern Seite ausgestiegen sein!" meinte der Knabe im Schottenrock harmlos.

„Um Gottes willen."

„Nun . . . er kommt wohl gleich wieder." . . .

„Wie sah er aus? Sir . . . ich beschwöre Sie!"

„Wohl! Ich schätze: Noch nicht fünfunddreißig. Blond. Blaue Augen. Kein Bart. Mittelgroß. Ein munterer alter Bursche! Er erzählte mir viel!"

„Was denn?"

„Er sei höllisch bei der Jagd auf die ‚Heidelberg' beteiligt gewesen." . . .

„Das glaub ich." . . .

„. . . und dann in Portsmouth gelandet." . . .

„Ja, leider!"

„Er fand die Werften dort wahrhaft interessant!"

„Oh — hängt ihn!"

„. . . und stieg dann, zu seiner Zeit, in den Zug."

„Wir wissen es!"

„Der Gentleman und ich haben eine Stunde lang so angenehm geplaudert, als säßen wir vor dem Kamin. Er ließ sich von mir viel Vertrauliches über unsere Armee erzählen." . . .

„Und Sie taten es, Sir?"

„Oh, gern!"

„Und er war natürlich ganz Ohr?"

„Er stak voll Schnurren! . . . Er sagte, er sei dabei gewesen, als man den Kommandanten der ‚Heidelberg' fing." . . .

„Allerdings." . . .

„Er meinte, es sei weise, auf diesen Mann gut achtzugeben, sonst gäbe der England einen neuen Nasenstüber!"

„Nie wurde in England ein wahreres Wort gesprochen!"

„Er ist's!"

„Er kann noch nicht weit sein!"

„Ihm nach!"

„Besonnenheit, Gentlemen! Es ist jetzt schon so gut, als ob wir ihn hätten! In einer Stunde graut der Morgen. Bis dahin alarmieren wir diesen ganzen Teil der Grafschaft und machen ein Kesseltreiben von allen Seiten. Da ist kein Wald. Kein Versteck. Nur die freien Hügel und hinten das Meer." . . .

„Man sieht das Blau seiner Marineuniform auf zwei Meilen!"

„Bis zum Frühstück ist der Fuchs schon ausgegraben . . ."

VIII.

Das Rollen der Räder verlor sich in der Ferne. Der Wind verschlang es. Er pfiff von dem weißen Kalk der Küste her über die Grashalden und die Wiesengründe des nächtigen Hügellandes, so wie er eigentlich immer über England hinpfiff. Es war der altgewohnte Klang für britische Ohren bei Tag und Nacht . . . Aber im Schutz seines Brausens tönten jetzt durch die Einsamkeit der Küste ein paar Laute, die alle britischen Ohren empört hätten — Laute aus Menschenmund, die man seit Kriegsbeginn so wenig mehr in achtbarer Gesellschaft zu hören wünschte wie den Namen des Gottseibeiuns: Deutsche Worte!

„Tja — und nun?"

Erich Lürsen sagte es nachdenklich im Selbstgespräch. Er stand, die Hände in den Taschen seines britischen Mantels, die britische Mütze tief in die

Stirn gedrückt, sehr ernsthaft auf dem niederen Hügel über dem Meer. Unten schwappte, in regelmäßigen Zeitabständen, der schwere Klatsch der Brandung. Zuweilen, wenn der Mond wieder einen flüchtigen Blick auf die Erde warf, sah man das Weiß der Schaumkämme in der Tiefe und seitwärts, auf den Höhen, das Weiß einiger zerstreut liegender Landhäuser, wie man sie überall im Inselreich als kleine, backsteinerne Merkmale des Müßiggangs fand. Sie standen ganz still, ohne Licht und Leben, in der Nacht. Nicht einmal ein Hund bellte. Aber aus der Ferne, wo ein Städtchen oder einer der unzähligen Badeorte am Strand sich hinzuziehen schien, trug der Wind verwehten Trommelwirbel und Hornstöße, und Erich Lürsen sagte sich wieder sorgenvoll: „Das gilt ja nun wohl mir . . .“

Und nachdem er wieder eine Weile sinnend gestanden: „Klock vier wird die Luft sichtig! — Nu mal fixing!“

Der Mond schien wieder hell. Kein Mensch war in der Nähe. Nur die stillen, weißen Häuser drüben. Wie er die vorderste friedsame Cottage anschaute, dachte er plötzlich an Belgien. Dort in Flandern konnte man im Herbst vorigen Jahres, zu Beginn des Krieges, es sich auch nicht anders vorstellen, als daß ein Haus nur noch halb dastand, ohne Dach oder wenigstens mit Volltreffern in der Seite. Gerade so gähnte jetzt vor dem Kapitän Lürsen in der Mauer des englischen Landsitzes ein Granatentreffer. Schwarz, beinahe kreisrund, so groß, daß ein Mann bequem durch ihn ins Innere steigen konnte.

Eine deutsche Granate — von der See her. Ein Funkspruch, der während der Überfahrt an Bord des „Acheron“ gelangt war, fiel Erich Lürsen ein. Die Briten hatten ihm mißbilligend erzählt, daß deutsche Schiffe heimtückisch im Morgennebel die englische Südostküste überfallen hätten. Jetzt begriff er auch, warum das weiße Haus verlassen schien. Und ebenso dessen Nachbar. Der Krieg war ein gutes Ding für das Festland. Hier auf den britischen Inseln wünschte man keine Granatsplitter zum Tee. Man packte lieber seine Koffer. In dem Wohnraum des Hauses, in das sich der Kapitän Lürsen nach kurzem Besinnen durch das Granatloch schwang, lag im ersten fahlen Frühdämmern noch alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Keks, Angelgerät, eine Bibel, ein Topf Ingwer, ein Teekessel, eine Beitragsliste zum Kirchenbau in Hongkong, die Abrechnung eines Stockmaklers über die Opiumspekulation, eine Mitgliedskarte des Golfers-Klubs aus Whitecourt. Die Schriftstücke waren aus dem offenstehenden Kassenschrank in der Ecke gefallen. Der Schlüssel steckte noch in ihm. Es schien, daß der Bewohner des Hauses ein älterer Junggeselle aus der City war, der hier den Sabbat beschaulich zu verbringen pflegte und beim Nahen der Hunnen in fliegender Eile das Weite gesucht hatte, statt sich dem morgendlichen Golfsport zu widmen, zu dem schon nebenan alles über einem Stuhl bereit lag, von der Tellermütze, dem graugelben Gürtelrock und den Pumphosen bis zu den gelbgeringelten Kniestrümpfen und den gelben Schnürschuhen.

Der Kapitän Lürsen legte das alles an, bedächtig, aber ohne eine Minute Zeit zu verlieren. Als er fertig war, graute draußen schon der helle Tag, und er sah im Spiegel einen britischen Gentleman vor sich, so ehrbar, als nur irgendeiner in England und Wales heute morgen, unbekümmert um den Krieg, mit geschwungener Keule den roten Ball über das grüne Gras senden würde.

Während er mit den vorgefundenen Albertkeks seinen Hunger stillte, sah er mit einem freundlichen Lächeln wie auf einen alten Bekannten auf den Kassenschrank in der Ecke, die Seele Englands, die ihm da ihre Arme öffnete, schob die ganze abgelegte Marineuniform hinein, sperrte zu und steckte den Schlüssel in die Tasche — leise, ganz leise — mit angehaltenem Atem. Er hörte draußen Schritte. Gleich darauf schrillte die Hausglocke durch die Morgenstille. Die Klinke des Eingangstors bewegte sich durch einen Griff von außen. Gab nicht nach. Der geflohene Gentleman war ein Mann der Ordnung. Er hatte sein Haus beim Weggehen vorn pünktlich wie immer verschlossen, trotz des Seiteneingangs, den die Granate geschossen.

„Halloa! Niemand da drinnen?“

„Wir müssen um das Ding herumgehen, Bob! Oh — da ist ein Einsteigloch.“

Nein, zwei! dachte sich der Kapitän Lürsen. Der halbmannslange, stählerne deutsche Zuckerhut war durch das Kartenhaus, ohne es zu zerstören, glatt durchgegangen und erst im Freien geborsten. Durch den Ausschuß schlüpfte, während die beiden Briten, noch an ihrem Schnurrbart kauend, vor dem vorderen Loch standen, ein dritter englischer Gentleman hinten behende heraus, sprang den Hügel hinab, ging außer Sicht mit der Ruhe eines achtungswerten Tausendpfundmannes aus der City den Feldweg weiter, an einem verlassenen Brei von Lafettensplittern, Betonbrocken, geschwärzten Geschützrohren vorbei, der wahrscheinlich vor ein paar Tagen noch eine englische Küstenbatterie gewesen. Ihrer Nähe waren die harmlosen Landhäuser oben mit zum Opfer gefallen. Um die Trümmer der Schanze flitzte es rasch und lautlos durch die Wegkrümmung heran. Ein bewaffneter Polizist sprang vom Rade.

„Guten Morgen, Sir!“

„Guten Morgen! Ein liebliches Wetter heute.“

„Oh, wahrlich! Wohin des Wegs, Sir?“

Der Kapitän Lürsen machte ein erstauntes Gesicht, um Zeit zur Besinnung zu haben. Wohin ging man wohl? Golf? Die Links lagen noch verödet. Es war zu früh. Aber ein Ziel gab es in England immer. Er antwortete in strafendem Ton eines

Gentleman zu einer unbritischen Frage: „Zum Rennen!"

Es schien in der Tat heute in der Nähe ein großes Rennen zu sein. Denn der Polizist sagte sofort befriedigt: „Oh — ich sehe!"

Und dann wieder im Zweifel: „So früh?"

„Ich muß mich vor Anfang des Zuges noch in der Stadt umziehen."

„O ja — zwei Worte, Sir! Sahen Sie einen britischen Seeoffizier in Uniform?"

„Wohl, ich sah deren schon viele."

„Ich meine: jetzt eben, Sir."

„In der Tat, vor kaum fünf Minuten."

„Oh — lassen Sie hören!"

„Da hinten, wo ich herkomme. Es mag noch nicht eine halbe Meile von hier sein."

„Wie schaute er aus?"

„Wie ein jüngerer Captain der Flotte" ...

„Sprachen Sie mit ihm?"

„Allerdings. Darf ich offen sein?"

„Ich bitte darum, Sir."

„Er fragte mich nach dem Weg zu den nächsten Fischerbooten, so als wenn er segeln wollte" ...

„Aha!"

„Aber sein Englisch war deutsch gefärbt."

Der Kapitän Erich Lürsen sprach jetzt auf einmal ein so tadelloses Englisch, mit einem ganz leisen Stich in das Londoner Cockney, wie es die Briten an Bord des „Acheron" nie von ihm vernommen hatten. Sein Antlitz war entrüstet und bekümmert zugleich.

„Hat man deswegen den Prinzen Battenberg von der Spitze der Flotte entfernt, damit einer seiner einstigen Landsleute hier — ich wage es nicht auszusprechen" ...

„Doch! Es ist ein Spion, Sir!"

„Armes England!"

„Aber seine Zeit ist gezählt! Danke Ihnen, Sir!"

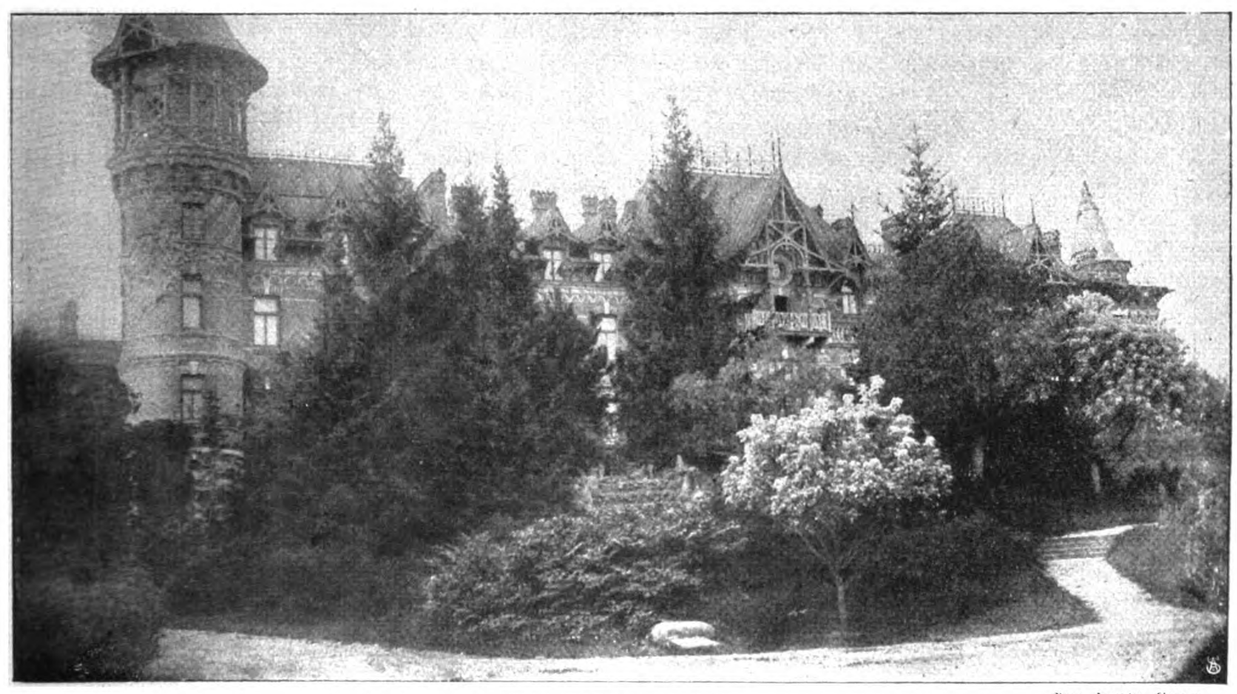
(Fortsetzung folgt.)

Bei den deutschen Forstoffizieren im Urwald von Bialowies.

Von Prof. W. Franz, Charlottenburg. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Wir haben die Linie Warschau—Brest-Litowsk verlassen, nordöstlich weiterfahrend den Bug übersetzt und sind auf der Station Gajnowka am westlichen Rand eines großen geschlossenen und einzigartigen Waldgebietes, das den Südwestzipfel von Litauen bildet. Auf einer normalspurigen Anschlußbahn gelangen wir in einstündiger Fahrt nach Bialowies, einer großen Rodung mit drei Dorfsiedelungen und einem Jagdschloß des ehemaligen Zaren. In den von schönem Park umgebenen Schloßanlagen hat eine deutsche Militärforstverwaltung ihren Amtsitz, ihre Quartiere, Materiallager, Werkstätten und Maschinenbetriebe eingerichtet. Aufgabe dieser Verwaltung ist es, von den gewaltigen Holzreserven, die in alten Beständen des herrlichen Urwaldes zurückgehalten wurden, einen möglichst großen Teil für die Kriegsrohstoffwirtschaft nutzbar zu machen.

Der lange Stellungskrieg erfordert viel Rundholz, besonders aber auch ungeheure Mengen an Schnittholz



Phot. Hauptm. Gruner.

1. Jagdschloß Bialowies.

— auch Brennholz, Holzkohlen, Holzwolle und andere Holzderivate. Holz erspart Blut. Die stets rechtzeitige und auskömmliche Belieferung der Fronten mit diesem Baustoff hat eine nie gekannte Bedeutung erlangt.

Es ist eine wichtige, aber auch eine schwere Arbeit, die hier draußen geleistet werden muß; sie erfordert eine zielbewußte Führung und harte Männer. Im Urwald von Bialowies sind es etwa 25 kriegsbeschädigte Offiziere, die mit einigen hundert Unteroffizieren und Mannschaften die Arbeit von mehreren tausend Kriegsgefangenen und angeworbenen Landesbewohnern leiten. Der große Wald, der zusammenhängend eine Fläche von weit über 100 000 ha deckt, also größer ist als mancher deutsche Bundesstaat, ist in mehrere Forstinspektionen geteilt, an deren Spitze je ein Forsthauptmann steht.

Zu einem von ihnen fahren wir im Pirschwagen hinaus. Unser einsamer Weg führt durch wundervolle Bestände, die hier als Hundertjährige schon standen, als Napoleons unglückliche Soldaten den Heimweg aus russischen Wäldern suchten. Vorherrschend sind die Kiefern, die in auffallend geradem Wuchs ein selten gutes Werkholz liefern. Etwa ein Viertel der ganzen Waldfläche ist mit Laubhölzern bestanden, von denen Eichen und Eschen unser ganz besonderes Interesse gewinnen. Was war es doch eine glückliche Fügung, daß unsere Ostarmeen die für die Kriegswirtschaft so wertvollen Wälder okkupieren konnten, und wie dankbar muß eine folgende Generation derer gedenken, die durch eine rasche und zielbewußte Holzwirtschaft in den reicheren Beständen des besetzten Gebietes den heimischen deutschen Wald wenigstens etwas zu entlasten gestatteten. Gleich sehen wir auch, wie hier der Sieger als Forstmann gebietet. Da liegen sie vor uns, die gefällten Baumriesen, kreuz und quer. Sie werden im Walde zuerst entastet, dann mit Pferden und Zugochsen aus der Tiefe des Bestandes herausgezogen und längsseits einer Waldbahn zur Abfuhr bereitgelegt. Der Bau der Waldbahn war eine der ersten Arbeiten, welche die Forstverwaltung durchzuführen hatte. Die großen Mengen schwerer Stämme hätten in dem wegearmen Gelände nur unter Aufwendung außerordentlich großer Mittel für Straßenbauten und Zugtiere bewegt werden können und wären bei dem immer stärker gewordenen Bedarf an Pferden für die kämpfende Armee, der vorauszusehen war, auf die Dauer überhaupt nicht zu bewältigen gewesen. Jetzt schleppen kleine Lokomotiven, die in Deutschland ehemals friedliche Bauarbeiten leisteten, täglich Hunderte von Langholzwagen durch den Urwald zu den Holzlagerplätzen. Sie befördern auch die Arbeiter zu den oft weitentlegenen Schlägen.



Phot. Karl Bergmann.

2. Holzschlag.



Phot. Karl Bergmann.

3. In der Werkstätte des Präparators.

Wir folgen einem Holzzug und stehen bald an einem Sägewerk. Vor diesem ein Lagerplatz, auf dem die aus dem Walde ankommenden Rohhölzer angesammelt und gesichtet werden, bevor sie vor die Sägen wandern. Das Bedürfnis der Fronten geht immer mehr auf Bretthholz bestimmter Dimensionen, mit dem Unterstände und Unterkunftsräume hergestellt werden. Um das Holz zu diesem Zwecke ohne weiteres verwendbar zu machen und um die Eisenbahn zu entlasten, die eine um ein Drittel geringere Last zu fördern hat, wenn das Rundholz vorher in Bretthholz zerschnitten und somit des Abfalles entkleidet ist, sind im Walde Säge-



Phot. [illegible] Bergmann.

4. **Die Waldbahn: Ein Arbeiterzug.**

nicht nur die sägenden Gatter Tag und Nacht zu ihrem hastenden Schnitt antreiben, sondern auch elektrischen Strom aus angeschlossenen Dynamomaschinen herausholen. Den elektrischen Strom senden die Werke, soweit sie ihn nicht selbst für die nächtliche Beleuchtung ihrer Betriebstätten, der Holzlager und Ladeplätze verzehren, in benachbarte Gefangenenlager und in die Wohnbaracken der Zivilarbeiter.

Von der Gefangenen- und Arbeiterbehausung und von dem ganzen Unterhalt der Arbeitskräfte erzählt der Forsthauptmann, der uns gleich freundlich empfangen hatte und führte, noch vieles, was man erlebt haben muß, um es in ganzem Umfange würdigen zu können. Viele Tausende von arbeitenden Menschen, Russen, Polen, Juden, Männern, Frauen und Jugendlichen, Menschen verschiedenster Herkunft, Sitte und Lebenshaltung unter den primitivsten Verhältnissen in dem armen Waldgebiet zu unterhalten, war eine Aufgabe besonderer Art. Sie ist hier in der Weise gelöst, daß die Gefangenen möglichst nahe den Arbeitstätten in kleineren Lagern, die gute Schlafbaracken mit Waschräumen, Küchen, Vorratsräume, Werkstätten, Brunnen, Krankenstuben, Entlausungsanstalten und andere hygienische Einrichtungen haben,

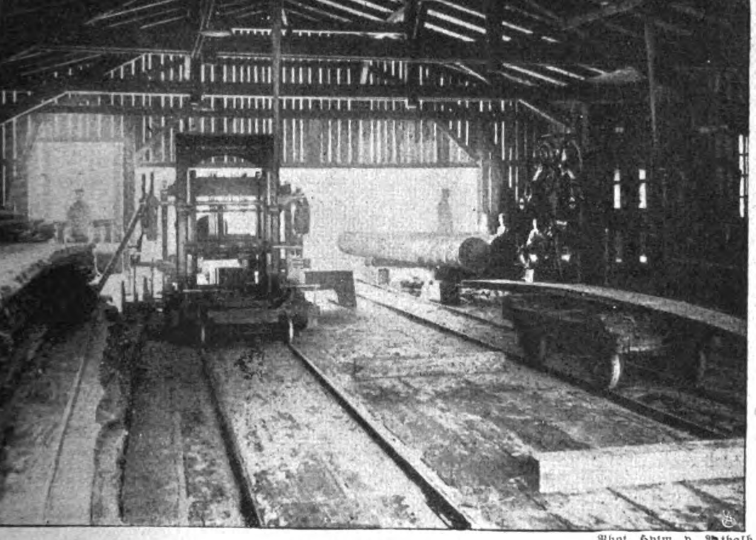
werke errichtet worden. Jede Forstinspektion hat eine solche Holzbearbeitungsanlage erhalten, die so gelegen ist, daß einerseits das Rohholz angefahren und anderseits das Schnittholz zur Versendung gebracht werden kann. Einige der Urwaldsägewerke, die nicht an der ersterwähnten normalspurigen Anschlußstrecke errichtet werden konnten, sind durch Waldbahnen an die Vollbahn angeschlossen.

Die Betriebskraft der Sägen, von denen jeweils eine Mehrzahl in einem Werke vereint sind, liefert eine Lokomobile, die ortsfest eingebaut wurde und mit Holzabfällen gespeist wird. Wasser und Sägemehl ist die einzige nie wechselnde Kost dieser Kraftmaschinen, die



Phot. Hptm. v. Arthalb.

5 **Die Kraftmaschine auf dem Weg zum Sägewerk.**



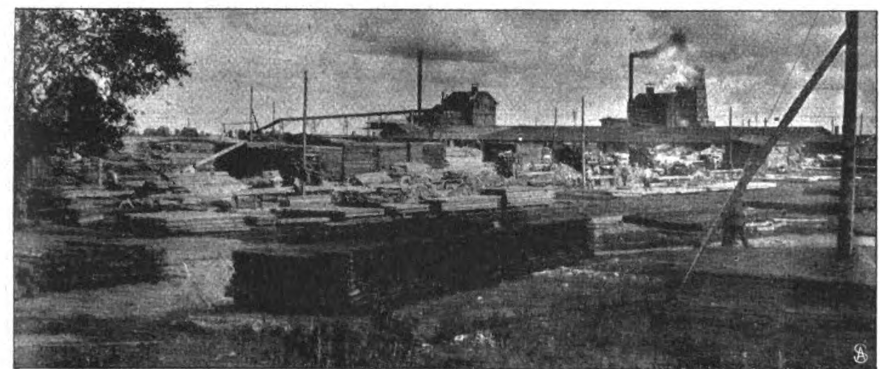
Phot. Hptm. v. Arthalb.

6 **Im Sägewerk.**

untergebracht wurden, und daß auch den Zivilarbeitern freie Wohnbaracken und Verpflegungseinrichtungen verschiedener Art erbaut wurden. Die Verteilung der Arbeiterschaft auf zahlreiche Orte und Arbeitstellen des großen Waldgebietes hat die Verpflegung mit allen Lebensbedürfnissen für die Verwaltung erschwert, aber auch die Bekämpfung von Insektionskrankheiten und Krankheitsherden erleichtert. Hierauf kam es besonders an.

Wir kommen auf weiteren Fahrten an vielen Arbeitstellen vorbei. Hier wurden Fichtenstämme entrindet, um Gerbstoff zu gewinnen, dort Telegraphenstangen entästet und geschält, an dritter Stelle wieder war ein Trupp mit Herstellung von Eisenbahnschwellen, ein anderer mit Faßdauben beschäftigt. Wir halten dann vor einer in deutschen Wäldern unbekannten Kienölgewinnungsanlage, die die Vorbesitzer unbrauchbar gemacht hatten, die aber unser Forstoffizier mit einer seltenen Findigkeit wieder in Gang gebracht hat. Es sind dies Räume mit doppelwandiger, kuppelartiger Überdeckung, in denen das Wurzelholz der Kiefer, die sogenannten Stubben, einer trockenen Destillation unterworfen wird. Durch eine besondere Unterfeuerung wird der etwa 50 bis 60 Raummeter fassende, luftdicht abgeschlossene Raum dadurch ziemlich gleichmäßig erhitzt, daß die Abgase zwischen innerer und äußerer Kuppel hochgehen, den Innenraum also ganz umspülen und sodann in einem Schornstein entweichen. Infolge der Erhitzung entwickelt sich aus dem Wurzelholz ein Gemisch von Dämpfen und Gasen, das in der Spitze der Kuppel durch eine (vordem kupferne) Haube aufgefangen und in anschließendem Rohr, welch letzteres in wasserumspülter Kühlschlange endigt, nach abwärts geführt wird. Das in untergestelltem Faß ausfließende Kondensat ist Kienöl, das Ausgangsprodukt für Terpentinöl. Die für den Betrieb unentbehrlichen Kupferteile hatten die Russen auf ihrem Rückzug mitgenommen, wähnend, daß die Deutschen nun mit den Kienölöfen nichts anzufangen wüßten. Da unser Hauptmann jedoch nicht nur Forstmann, sondern auch Chemiker und Maschineningenieur ist und die erforderliche technische Intelligenz auch unter seinen Unteroffizieren und Mannschaften fand, so fließt nun schon seit vielen Monaten das für die Kriegsindustrie in der Heimat wichtige Kienöl wieder aus und hat schon viele hundert Liter gefüllt. Es sind mehrere dieser Öfen wieder in Betrieb gebracht. Sie lassen nicht nur Kienöl, sondern durch Weiterbehandlung des seiner leichtflüchtigen Bestandteile entzogenen Einsatzes auch Teer gewinnen. Der Einsatz wird nach Abkühlung dem Kienölofen entnommen und nochmals in einen Teerofen eingesetzt. Hier brennt er unter geringem Luftzutritt zu der wertvollen Wurzelholzkohle; der gleichzeitig nach unten abträufelnde Holzkohlenteer wird vom Ofenboden abgezogen.

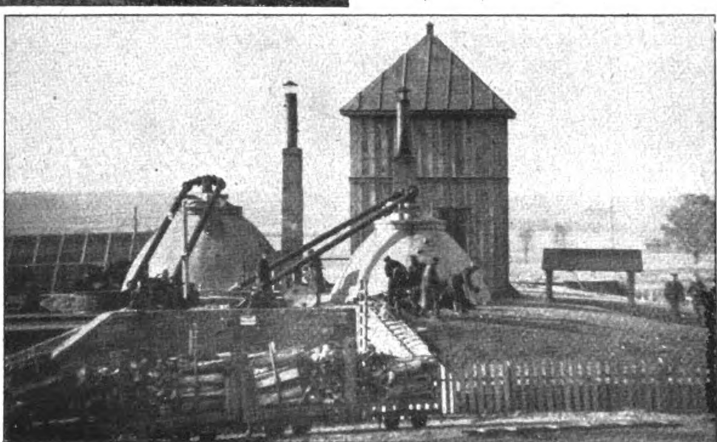
Was wir in der einen Forstinspektion sahen, wiederholt sich in der anderen und fand schließlich in den in der Nähe des Bahnhofs Gajnowka erbauten Anlagen einen noch erheblich stärkeren Ausdruck. Hier ist eine ganze Waldfabrikstadt entstanden mit einem Großsägewerk, einer großen Laubholzverkohlungsfabrik (der vermutlich größten auf dem Kontinent), mit mehreren Werkstätten und zahlreichen anderen Einrichtungen, die eine Fabriksiedelung verlangt.



Phot. U. O. Stef.

7. **Das Sägewerk in Gajnowka.**

Das Unternehmen von Bialowies ist durch einen großen Zug der Erkenntnis des Notwendigen und des Möglichen gekennzeichnet; es zeigt Wollen und Können und eine glückliche Hand. Aber es ist nicht nur großzügig. Was die kleine Schar der Forstoffiziere hier an deutscher Arbeit geleistet und geleitet hat, ist auch gründlich angelegt. Sie wollen nicht nur berechtigte Beute machen, sondern dem Lande neue Werte bringen. Ordnung, hygienische Besserungen und Verdienstmöglichkeiten sind ihnen gefolgt. Was sie gebaut haben, ist sorgsam und schön geformt. Selbst die deutsche Wissenschaft ist mit den Forstoffizieren im Urwald eingezogen. Mit Bewunderung hatten wir eine große Sammlung aus der Tier- und Pflanzenwelt des Waldgebietes zu betrachten. Sie ist im Schloß von Bialowies untergebracht und zählt mehrere hundert Nummern. Mit ihrer Auswertung sind Gelehrte aus der Heimat beschäftigt, die zu Studienzwecken hier längere Zeit weilten, oder denen die Objekte zugingen.



Phot. Hptm. v. Arthalb.

8. **Wieder in Betrieb gebrachte Kienölöfen.**

Von den deutschen Forstoffizieren in Bialowies und von dem deutsch gewordenen Urwald in Litauen nahmen wir Abschied mit dem Wunsche, daß die Arbeit, die hier geleistet wurde, auch nach dem Krieg im Geiste ihrer Leiter fortgesetzt werden könnte.

Straßenleben in Bukarest.

Von Oberlehrer W. Maerker, Bukarest. — Hierzu 8 Aufnahmen.



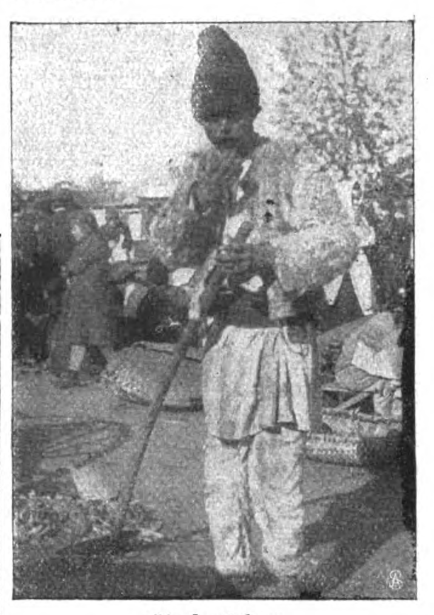
Wasserfuhrwerk.

Der Neuling, der zum erstenmal vom Nordbahnhof kommend durch die Calea Grivitei Bukarest betritt, ist etwas enttäuscht, wenn er die schmutzigen, dorfartigen Straßen erblickt mit ihren einstöckigen, elenden Häusern, die von grellfarbigen Reklametafeln strotzen. Der Staub oder Schmutz — je nach der Jahreszeit — das bunte Gewoge der Menschen und der geräuschvolle Verkehr haben entschieden schon viel Orientalisches an sich. Kommt man dann in die elegante Calea Victoriei, die Hauptverkehrsader der Stadt, so machen die Straßen, die hohen Häuser und die modernen Verkaufsläden einen überwiegend westeuropäischen Eindruck. Der Vergleich, daß Bukarest „eine kleine Stadt in einem großen Dorfe" sei, ist also ganz zutreffend.



Türkischer Limonadenverkäufer.

Ähnlich ist es auch mit dem Straßenleben. Wer sich nur dauernd im Zentrum der Stadt aufhält, für den macht Bukarest den Eindruck einer Stadt mit vorwiegend westeuropäischem Getriebe. Wer dagegen den Rand der weit ausgedehnten Stadt durchwandert, die sogenannte Mahalla oder Vorstadt, der findet noch recht viel orientalisches Volksleben. Besonders sollte es niemand versäumen, den großen Markt in den Vormittagstunden zu besuchen mit seinem farbenreichen, geräuschvollen Verkehr. Vor Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg gewährte der Mosi, ein großer Jahrmarkt, in seinem echt volkstümlichen Aufputz das interessanteste Bild durch das ungebundene Jahrmarktsleben. Der Krieg hat dem leider ein Ende bereitet.



Straßenkehrer.



Gemüsehändler.



Jüdischer Handler eine türkische Kaffeemühle feilbietend.



Zigeuner als Kesselflicker.



Bragazin, die „Braza" im Holzgefäß feilbietend.

Am meisten fallen im Straßenbild von Bukarest die verschiedenen Händlertypen auf, die ihre Waren mit gellenden Rufen ausbieten. Die Gemüse- und Obsthändler bedienen sich dabei eines Tragbügels — ähnlich wie die Wasserträgerinnen bei uns auf den Dörfern — an dem zu beiden Seiten flache Körbe hängen mit wahren Lasten von Gemüse und Früchten. Der Bragazin hält Süßigkeiten und Limonaden in hübschen Messinggefäßen feil, im hohen Sommer die „Braga", ein aus Hirse gebrautes, durststillendes und säuerlich schmeckendes Getränk, das er in Holzgefäßen aufbewahrt.

Andere Händler verkaufen allerlei Backwaren, z. B. „Placinta", d. i. mit Käse gefüllter gebackener Mehlteig, oder „Covrig", d. s. mit Sesam bestreute Brezeln. Dazwischen wimmeln die Zeitungsverkäufer, Bettelkinder und die allzeit lustigen Schuhputzerjungen herum.

Die Zigeunerin bietet in großen, flachen Henkelkörben Blumen zum Verkauf an; sie hockt mit Vorliebe in den stark belebten Straßen auf dem Bürgersteig an die Häuser gelehnt. Ihr männlicher Genosse durchstreift als Kesselflicker, Glaser oder Holzkohlenverkäufer die Stadt. Jüdische Händler verkaufen türkische Kaffeemühlen und dergleichen oder gehen von Haus zu Haus und kaufen alte Kleider und Schuhe auf. Draußen in der Mahalla trifft man noch die Wasserverkäufer mit ihren zweirädrigen Karren, darauf das große Wasserfaß, denn hier draußen kennt man noch nicht den Segen einer Wasserleitung im Haus. In der Nähe des Marktes finden wir rumänische Bauern in ihren hohen Fellmützen, die sie im Sommer und Winter tragen, und ihren weißen, bestickten, hemdartigen Gewändern.



Schuhputzer am Boulevard Elisabethu.

Alle diese Volkstypen stehen im Gegensatz zu der Stadtbevölkerung in ihrer übertriebenen Eleganz. Daher rührt der Eindruck, den der Westeuropäer hier empfängt, daß er sich in Bukarest tatsächlich an der Schwelle des Abendlandes und Morgenlandes befindet.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Landfrauentage in den Provinzen. Die Zentrale der Deutschen Landfrauen hat beschlossen, angesichts der Verkehrsschwierigkeiten die Abhaltung der Kriegslehrgänge auf den Herbst 1918 zu verschieben. An Stelle der Kriegslehrgänge sollen in allen Provinzen und Landesteilen ein- bis zweitägige örtliche Landfrauentage die Aufklärung auf dem Lande über die wirtschaftlichen Zeitforderungen fördern. In den Vordergrund der Erörterungen sollen gestellt werden: „die Notwendigkeit und Möglichkeit der Steigerung des Kartoffelbaues“, „die Fortschritte in der technischen Kartoffelverwertung“, „die neuen Aufgaben auf dem Gebiet der Oelfruchtbaues“, „die Forderungen der Kriegszeit auf dem Gebiet des Anbaues und der Verwertung der Gespinstpflanzen“ und „die Mitwirkung der Landfrauen bei der Steigerung der Milch- und Fettversorgung“. Die Schwierigkeit, geeignete Vortragskräfte für diese Landfrauentage vorzubilden, wird durch einen besonderen Belehrungskursus behoben werden, der Mitte Januar in Berlin stattfinden soll, und zu dem die Verbände gebeten werden, im Verein mit den Behörden landwirtschaftliche Haushaltungslehrerinnen, führende Landfrauen und auch Landwirtschaftslehrer zu entsenden. — Außerdem wird im Februar 1918 der erste „Deutsche Landfrauentag“ veranstaltet, auf dem die großen Gesichtspunkte behandelt werden sollen, nach denen die Landfrau ihre wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben einstellen muß. Anfragen und Anmeldungen



Kochplatten

Als Unterlagen für heiße Töpfe, Pfannen, Plätteisen und dergl.- Als Einlagen in Backöfen, Bratröhren und Kochkisten.

Eckige: M. 0.75
Runde: M. 1.—

'MOHA' G.M.B.H., NÜRNBERG 2

„Welt-Detektiv“

Auskunftei Preiss-Berlin W1, Kleiststraße 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Beobachtungen (a. **Reisen**, i. **Badeort**, pp.) Ermittlung., spez. i. Zivil- u. **Strafprozessen. Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen inländischen, österreichischen u. neutralen Plätzen.** Diskret. **Größte Praxis! — Zuverlässigst!**

Casanova's Memoiren

17 Bände jetzt **12 M.**, früher 20 M., in 6 Prachtbänden nur **18** M.
Boccaccio, 100 Erzählungen des Dekameron **2** M.
W. Radestock's Verlag, Leipzig.



Weltberühmter
Bartwuchs-Förderer!

Nur eine extrastarke Qualität! Erfolg in wenigen Tagen. **Preis des Präparates 2 M.** Bei Nichterf. Geld zurück. **Versand „SIRIUS“ Chemnitz i. Sa. 600.**

Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Preisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 W.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp.181.**

Vertreter für Militärköhlerkohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. **Köhlerkohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**

Der
Frankfurter Schwesternverband

der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt

als Lehrschwestern.

Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Gibt es einen Weg???

auf dem man **ein ganz außergewöhnliches Wissen und die Ausnutzung der geistigen Fähigkeiten erreichen,**
auf dem man **große Massen von Gedächtnisstoff bequemer und dauernder behalten,**
auf dem man **sicher** und um **Hunderte** von Mark billiger **zum Bestehen eines Examens** gelangen kann?

Ja!

Das Studium Ihrer Briefe ist mir nicht nur in Examensnöten hervorragend zustatten gekommen. Gerichtsassessor R. — Der Erfolg ist geradezu verblüffend. S. i. N. — Ihr Werk ist ganz hervorragend. H. i. Z. Zeit meines Lebens werde ich die Stunde segnen, in der ich mit Ihrem System bekannt wurde. S. i. B.

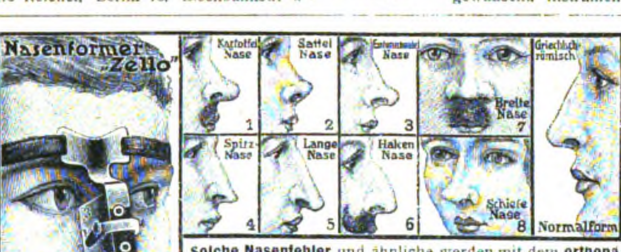
Verlang. Sie noch heute Aufklärungsschrift von **Weber-Rumpes Verlag, Friedland 16** Bezirk Breslau.

Offene Füße

Krampfadergeschwüre auch veraltete schmerzhafte Wunden, Entzündung mit unerträgl. Jucken heilt ohne Nachteil lt. viel. Erfolgsberichten die echte **„Olinda-Salbe“**. Absolut milde, naturgemäße Wirkung und überaus wohltuend 3.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.



Lauten -:- Gitarren Mandolinen -:- Zithern sowie alle anderen Musikinstrumente liefert preiswert Vogtländ. Musikinstrumenten-Fabrik **Hermann Dölling jr., Markneukirchen No. 410.** Preislisten umsonst und portofrei bei Angabe des gewünscht. Instruments.



Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 5.—, M. 7.— u. M. 10.—** und 10% Teurungs-Aufschl. mit ärztl. Anleitg. (Formbezeichn. erwünscht.) Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 125,** Winterfeldtstr. 34.

Für liebe Bek., die Sinn f. all. Gute, Wahre u. Schöne, adl. Fam., 3000 M. j. Zins., perf. i. Kochk., wird Gedankenaust. m. gleichges. wohlhabd. Herrn bis Ende 60 zw. Heirat gesucht, der für sein Leben noch uneigennützige Freundsch. wünscht. Mitt. u. **L. 7802** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.**

Städtische Sparkasse in Coburg

zahlt 4 und $4^{1}/_{8}$% Spareinlagenzinsen.

Mündelsicher. Garantie der Stadtgemeinde.



Neu! D. R.-Patent, Ausl.-Pat

Bleistiftschere

Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben oder Zeichnen zu versehen.
Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere! Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen! Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen! Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.
Preis p. St. m. Scheide 3.50 M. fr. u. Nachn.
L. W. Doll, Heidelsheim, Kr. Karlsruhe i. Baden.

Kriegs-Briefmarken!

30 versch. der Zentralmächte M. 3.—
Jllustr. Liste, auch üb. Albums kostenl.
Bar-Ankauf von Sammlungen aller Erdteile, als auch einzel. Seltenheit.
Max Herbst, Markenhaus, **Hamburg A.**

Grandiosen Erfolg

hatte der soeben erschienene **entzückende Walzer**

Herbstrosen.

Ausgabe für Piano M. 2.—.
Max Leichssenring, Hamburg.
Nach Einsendung des Betrages erfolgt franko Zusendung.

Gegen unreines Blut

zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, rot. Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.50. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L 8**



Lachende Helden!

Heiteres von der Front!
Preis pro Band Mk. 3.— franko, Nachn. 20 Pf. mehr.
Luise Langer, Chemnitz i. S. 300, Limbacher Straße 18.

TOLA Zahnpulver

Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh.
In Schachteln zu 20 u. 40 Pf.
Zu haben in den Niederlagen von **Tola-Puder.**
Fabrik: **Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **(ohne jede Berufsstörung)** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Lungen-** und **Halsleiden.** — Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 152, Hallesche Str. 23.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre. dieSie überzeugt. Beinfehl.**z.heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr.2.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand **nur durch Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

Wie werde ich Detektiv



Ein ausführlicher Wegweiser für jeden der sich im interessantesten Beruf der Gegenwart ausbilden will. Der **Berufsdetektiv** findet in diesem Buche ebensovielNeues,Spannendes, Wertvolles, wie der **Liebhaberdetektiv,** der von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit nimmt, verschwiegenenVerhältnissen nachzuspüren, geheimen Zusammenhängen, Tätigkeiten usw. auf den Grund zu kommen. - **Bildungsgang des Detektivs.** — **Besondere Detektivkünste.** — Triks großer und kleiner Diebe.

Sie selbst können schon morgen in der Lage sein, sich vor Schaden, Uebervorteilung, Lug und Trug hüten zu müssen. Berühmte Detektive, die heute ein **märchenhaft hohes Einkommen** haben, mußten mit kleineren, persönlichen Aufgaben beginnen. Der Detektivberuf hat eine **ungeahnte Zukunft,** große Verdienstmöglichkeiten. Das Buch wird Talente wecken! **M. 2.70** portofrei.

Rudolphs Verlag, Dresden-L. 37.

Mitinpräparate

zur Pflege der Haut

Mitincreme, ausgezeichnet gegen rissige, spröde Haut besonders zur Pflege der Hände in der rauhen Jahreszeit.

Mitinpasta, empfehlenswert zur Pflege des Gesichts

Mitinpuder, vorzüglicher, wohltuender Puder

Frostmitin, bewährt bei Frostschäden

Perhydrolpräparate

Ihre Wirkung beruht auf Abspaltung von aktivem Sauerstoff währd. des Gebrauchs

Perhydrolmundwasser

selbst bei stetem Gebrauch absolut unschädlich, desinfiziert die Mundhöhle, bleicht die Zähne und konserviert sie.

Perhydrolzahnpulver

Perhydrolzahnpasta

eine milde, angenehme Zahnpasta

Perhydritmundwasser-Tabletten zur sofortigen Herstellung von Perhydrolmundwasser

Sanguinal in Pillenform

Wichtiges, tausendfach bewährtes Mittel zur **Unterstützung** der **Genesung** nach Erkrankung und Blutverlust. Äusserst wirksam geg. **Blutarmut** und **Bleichsucht**

Zu haben in den Apotheken

Man achte auf die Marke Krewel

KREWEL & CO. G. m. b. H.

Chemische Fabrik Cöln a. Rh.

Generalvertreter für Berlin und Umgegend:
A. ROSENBERGER
Arcona-Apotheke, Berlin N.



Kocht rationell mit wenig Wasser, wie im Dampftopf, ***und brät ohne Fett!***

Ein vorzügl. Kuchenbackapparat. Wird über das Herdfeuer oder die Gasflamme gestellt.

Jedes vorhandene Kochgeschirr verwendbar!

Zu bez. durch alle einschl. Geschäfte. Preis M. 2.50. Krubof-Kochbuch 25 Pf.
Fabrik „Sanitas“, Berlin N 24.



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Risin-Salbe

vorzüglich bewährt

gegen Schnupfen

Marpo. ... tragbar. Beh. nerv **Schlaflosigkeit.** **Dr. Schlegel, Dresden,** Münchener Str. 28.



500 **Briefmarken** M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.50.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos



Schöne Büste

Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit. — Erfolg garantiert. —

Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand“, München 112, Landwehrstr. 44.**

Echte Briefmarken billigst — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Bandwurm

mit Kopf, ebenso Spul- u. Madenwürmer beseitigt sicher auf unschädl. natürliche Weise Reichels Bandwurmmittel. Einfachste Anwendung! Seit länger als 25 Jahren erfolgreich bewährt. Für Erwachsene 2.50 M., für Kinder (Altersangabe) 1.50 M. Allein echt mit Marke „Medico“ und Firma Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4. Man meide Ersatzmittel. Wo nicht erhältlich, direkt Zusendung.

Tausende befreit!

nimmt die Geschäftsstelle der Zentrale der Deutschen Landfrauen, Berlin W, Königgrätzer Straße 19, entgegen.

Eine Verkleinerung der Postkarten, insoweit sie von der Privatindustrie hergestellt werden, steht bevor. Unter dem Druck der allgemeinen Papiernot haben sich die Privatindustriellen entschlossen, bei neuen Anfertigungen das Fabrikat um ein Viertel zu verkleinern. Die privaten Postkarten werden demgemäß nächstens in einer Größe von 12:8 Zentimeter erscheinen. Die Reichspost hat mit dieser Maßnahme nichts zu tun, behält vielmehr das alte Format für die Postkarte bei. Nach der Reichspostordnung ist für Postkartenformate eine Höchst- und Mindestgrenze zugelassen, innerhalb deren sich die gegenwärtige Reichspostkarte in Größe von 14:9 Zentimeter hält.

Für die neu errichtete medizinische Fakultät in Sofia erläßt das bulgarische Unterrichtsministerium eine internationale Ausschreibung für die Professuren der Anatomie, Histiologie und Embryologie sowie Physiologie. Im ersten Jahre kann der Unterricht in der bulgarischen oder einer anderen slawischen Sprache, ferner in Deutsch oder Französisch erteilt werden, in den folgenden Jahren nur noch in bulgarischer Sprache. Die ausländischen Bewerber haben die Wahl, ob sie ihr Lehramt auf Grund eines Vertrages oder als bulgarische Untertanen mit allen Rechten bulgarischer Staatsangehöriger ausüben wollen. Bewerbungen aus Deutschland nimmt bis 8. Februar die bulgarische Gesandtschaft in Berlin, Kurfürstendamm 1, entgegen.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau,** Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.,** Prager Straße 35, **Düsseldorf,** Oststraße 105, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Kassel,** Königsplatz 53, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 3, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184, **München,** Theatinerstraße 3, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51, **Stuttgart,** Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: R. Wittl, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 3. | Berlin, den 19. Januar 1918. | 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 3.



Die sieben Tage der Woche.

8. Januar.

Im Atlantischen Ozean und im Aermelkanal sind kürzlich von unsern U-Booten 5 Dampfer und 1 Segler versenkt.

9. Januar.

In Brest-Litowsk findet die neue Vollsitzung der Friedensdelegationen statt. Auch die Ukrainer sind diesmal an der Verhandlung beteiligt. Die Sitzung wird durch den türkischen Großwesir Talaat Pascha eröffnet, der alsbald den Vorsitz an Staatssekretär v. Kühlmann übergibt. Dieser stellt folgendes fest: Auf Wunsch der Russen wurden die Verhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens für 10 Tage unterbrochen, um ihren Verbündeten die Möglichkeit zu geben, sich den Verhandlungen anzuschließen. Diese Frist ist in der Nacht zum 5. Januar abgelaufen, ohne daß eine Antwort erfolgt war. Der Vierbund hat darauf in seinem bekannten Funkspruch die Tatsache festgestellt, daß damit die wesentlichste Vorbedingung für einen allgemeinen Frieden hinfällig geworden ist. Auch das Dokument, das zwischen den Friedensdelegationen für den Abschluß eines allgemeinen Friedens vereinbart wurde, ist infolgedessen null und nichtig geworden. Der Vierbund steht somit nunmehr vor der Aufgabe, einen Sonderfrieden mit Rußland zustande zu bringen.

Unter starkem Feuerschutz stoßen englische Erkundungsabteilungen gegen den Südrand des Houthoulster Waldes vor. Einige Kompagnien greifen an der Bahn Boesinghe—Staden an. An keiner Stelle kann der Feind unsere Linien erreichen; in unserm Feuer hat er schwere Verluste.

Trefflich durchgeführte Angriffe bringen einem unserer erfolgreichsten U-Boots-Kommandanten, Kapitänleutnant Steinbrinck, im Westausgang des Aermelkanals einen Erfolg von 27 000 B.-R.-Tonnen ein.

10. Januar.

Südöstlich von Ypern am Nachmittage lebhafter Artilleriekampf. Westlich von Zandvoorde scheitert ein starker feindlicher Erkundungsvorstoß der Engländer.

Neue U-Boots-Erfolge im Mittelmeer: 12 Dampfer mit 36 000 Br.-Reg.-Tonnen.

11. Januar.

Versuche des Feindes, südöstlich von Ypern in unsere Stellungen einzudringen, scheitern.

Auf dem nördlichen Kriegschauplatz fielen unseren U-Booten 6 Dampfer zum Opfer, von denen die Mehrzahl dicht unter der englischen Ostküste ungeachtet der dort besonders starken Bewachung versenkt wurde. Zwei Dampfer wurden aus demselben Geleitzug herausgeschossen.

12. Januar.

Die Gefechtstätigkeit bleibt im Westen auf Artillerie- und Wurfminenkämpfe an verschiedenen Stellen der Front beschränkt.

13. Januar.

Östlich und nordöstlich von Armentières sowie in der Gegend von Lens ist die englische Artillerietätigkeit rege.

14. Januar.

Aufklärungsabteilungen dringen südöstlich von Armentières und nördlich von La Vacquerie in die englischen Gräben und machen Gefangene.

Des schwarzen Jagdfliegers letzter Jagdtag.

Von Hauptmann Ritter von Tutscheck.

„Dicht bewölkt, Wolken in 200 bis 300 Meter Höhe, kein Flugwetter!" Mit diesen Worten steht der getreue Bursche Hans 5,15 Uhr morgens am Bett seines ungnädig grunzenden Herrn. Mit einem Sprung ist der Staffelführer am Fenster, blickt prüfend gen Himmel — um mit einem zweiten Sprunge wieder im warmen Bett zu liegen. Denn auf Vorrat schlafen, das ist Haupttugend und schönste Kunst für den Feldsoldaten, besonders für den Jagdflieger. Hans ist inzwischen lautlos verschwunden, um den anderen Burschen mitzuteilen, die Herren könnten bis 7 Uhr weiter schlafen; weiterer Befehl folge. Der Unteroffizier im Starthaus erhält Anweisung, daß, falls inzwischen kein Regen fällt, ab 7 Uhr die Flugzeuge der Gruppe 1 startbereit zu halten sind. Schon schläft der Staffelführer wieder.

Um 7,40 Uhr vormittags rattert plötzlich das Telephon am Bett. „7 B. F. (Bristol Fighters) Richtung Monchy schrauben sich hoch!" Mit einigen nicht gerade schmeichelhaften Worten für die Engländer, die uns bei solchem Wetter hochhetzen, sause ich aus dem Bett zum Fenster, mit dem Kopf in die Waschschüssel und mit beiden Beinen gleichzeitig in die von Hans bereitgehaltene Hose. Schon sitzt die Lederhaube auf dem unfrisierten Kopfe. Ich befehle telephonisch sofortiges Aufsteigen der Gruppe 1, die auf das Alarmsignal hin schon bei den laufenden Flugzeugen wartet. Während ich zu meiner Maschine renne, denke ich mit Wehmut an den heute umsonst dampfenden Kaffee.

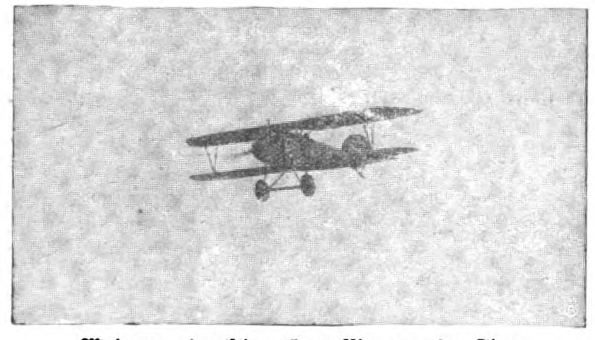
Inzwischen melden 2 Flakzüge: „Die Engländer nähern sich unserer Front Richtung Monchy, Höhe 1500, noch unter den Wolken!" Zwei Minuten später bin ich am Startplatz und mit einem Sprung in meiner schwarzen Kiste. Gerade steigt der Letzte der angesetzten Gruppe auf. Zum Ausprobieren des Motors keine Zeit mehr. Während mein erster Monteur mich anschnallt und der zweite mir die Handschuhe anzieht, ruft man mir Tourenzahl des Motors und Windstärke in den verschiedenen Höhen zu — letzteres ist bei einem Luftkampf von größter Bedeutung.

„Frei!" ruft der erste Monteur. Mein Vogel rast mit Vollgas los und jagt dem Geschwader nach. Bald bin ich unter ihm durch. Durch Leuchtpistolenzeichen gebe ich ihm zu verstehen, daß ich selbst die Führung über-

nehme. Die 5 Kampfgenossen kommen zu mir herunter und nehmen die Angriffsformation hinter mir ein. Sie haben anscheinend noch nicht recht ausgeschlafen; Nr. 4 hält andauernd seinen Platz nicht ein. Ich drossle meinen Motor, damit alle gut heranbleiben können. Schnurgerade geht es auf die englischen Doppelsitzer zu, die inzwischen über die ziemlich unzusammenhängenden Wolken gestiegen sind und wohl Artillerie einschießen wollen. Die in ihrer Nähe krepierenden Geschosse der Flakbatterien machen anscheinend keinen großen Eindruck auf sie; denn sie kreisen ruhig in 2500 Meter Höhe über unseren Stellungen weiter. Da ich ihre Höhe nicht schnell genug ersteigen kann, schiebe ich mich mit der Sonne im Rücken unter die Engländer. Noch fällt Tommy nicht darauf herein. Erst als ich kehrtmache und wieder Richtung Heimat fliege, sehe ich den feindlichen Staffelführer, der an den langen Wimpeln am Flugzeug erkennbar ist, seine Angriffsleuchtpatrone abschießen. Einen Augenblick später stürzen die 7 englischen Apparate im Sturzflug von oben auf uns herab und hinter uns her. Schon auf viel zu weite Entfernung fängt der Führer an zu schießen. Und nun ist's Zeit!

Ich schieße die von meinen Kameraden sehnlichst erwartete rote Leuchtpatrone ab; in derselben Sekunde machen meine 5 Albatrosse wie auf dem Exerzierplatz mit einem Ruck linksum kehrt; dicht geschlossen nehmen wir den Feind, der, durch diese plötzliche Wendung verblüfft, etwas durcheinandergeraten ist, von vorn an. Die beiderseitigen Fliegerabwehrkanonen, die bis zu diesem Augenblick die Luft mit ihren schwarzen und weißen Sprengpunkten gesprenkelt haben, schweigen mit einem Schlage; Tausende blicken gespannt nach oben; der Luftkampf beginnt.

Jeder hat seinen Gegner von vorn angenommen, doch er kommt nur auf Bruchteile von Sekunden zum Schießen, da die beiden mit 400 Kilometer Geschwindigkeit aufeinander zu rasenden Flugzeuge im Moment des Zielens schon ans Ausweichen denken müssen. Weicht er nach oben oder unten aus? denkt blitzschnell jeder der Kämpfenden. Das ist der aufregendste Moment des ersten Zusammentreffens, aber es kommt dabei fast nie etwas heraus, da der Jagdflieger von vorn zu gut durch den Motor gedeckt ist. Die Flugzeuge jagen, mit Mühe einen Zusammenstoß vermeidend, kaum einige



Modernes deutsches Kampfflugzeug im Fluge.

Meter über- oder nebeneinander vorbei. Und nun entscheiden Geistesgegenwart, gewandtes Fliegen und ruhiges Schießen. Da die feindlichen Flugzeuge Doppelsitzer und wie Stachelschweine nach allen Seiten bewehrt sind — Führer nach vorn, Beobachter nach oben, hinten und den Seiten schießend — muß der Gegner von unten hinten auf allernächste Entfernung, näher als 50 Meter, angepackt werden. Das Gefecht hat sich inzwischen in



Hauptmann Ritter von Tutschek vor seinem Flugzeug.

ein Tohuwabohu von Einzelkämpfen aufgelöst. Jeder trachtet hinter den Gegner und möglichst wenig in dessen Visierlinie zu kommen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Ein Ergeben durch Händehoch wie am Boden gibt es nicht. Der Unterliegende oder Zaudernde wird niedergekämpft bis zum Brennen oder Absturz. Dreimal habe ich den feindlichen Staffelführer auf nächste Entfernung gut im Visier, zweimal kommt mir ein zweiter Engländer in den Nacken, so daß ich ablassen muß; das drittemal setzt sich der „Wimpelman" — so hieß bei uns dieser ausgezeichnete englische Flieger — durch einen Looping (Überschlag à la Pégoud) hinter mich, so daß ich schleunigst durch das gleiche Manöver und Sturzflug seiner M.-G.-Garbe entweichen muß. Da dreht der Engländer eine ungeschickte Kurve, einen Augenblick lang sieht mich der feindliche M.-G.-Schütze nicht, da ich durch den Rumpf seines eigenen Flugzeuges verdeckt bin — und schon sitze ich dicht hinter und unter ihm. Ich ziehe die Maschine senkrecht hoch, gehe auf 10 Meter heran, ziele, und nach 20—30 Schuß geht das feindliche Flugzeug in steuerlosen Spiralen tief: sein Führer ist schwer getroffen, vielleicht tot. — Schon kommt von oben ein zweiter Engländer seinem Kameraden zu Hilfe. Ich stürze mich schleunigst in eine große Kumuluswolke, um ihm zu entgehen und unterhalb der Wolke das Tiefgehen meines abgeschossenen Engländers zu beobachten. Der turnt in gleichmäßigen, aber steuerlosen Spiralen dicht neben mir ebenfalls aus dem Gewölk heraus. Ich fliege hart an ihn heran und staune: der Beobachter nimmt noch im Sturze, den sicheren Tod vor Augen, sein M.-G. und fängt an, auf mich zu feuern, allerdings ohne zu treffen. Ein verzweifelt schneidiger Bursche. Ich begebe mich in etwas respektvollere Entfernung, sehe, wie der Beobachter vornüberklettert, seinen anscheinend toten Führer wegschiebt und zu steuern versucht. Es gelingt ihm auch, den Absturz aufzufangen, und kurz darauf steht der englische Apparat etwa 2—3 Kilometer hinter unserer Linie in einem großen Granattrichter Kopf. Ich präge mir den Platz ein, neben den sich kurze Zeit darauf noch ein zweiter Tommy bequemt, fliege nach Hause und bin eine Stunde darauf im Auto vorn bei meinem 22. abgeschossenen Gegner. Die Gegend war gar nicht schön und die Luft dick, und da der Englän-

der einigemal mit sehr großen und harten Gegenständen dicht neben unser Auto warf, so überließen wir die Reste der Flugzeuge — die Insassen waren nach Douai gebracht worden — ihrem Schicksal.

Auf dem Rückwege besuchte ich meine Engländer, die beide noch lebten. Mit dem Staffelführer, einem ganz famosen jungen englischen Hauptmann, der Hals- und Bauchschuß hatte, unterhielt ich mich länger. Er nahm mir das Versprechen ab, ich solle ihn nach dem Kriege in England besuchen, und er war sehr dankbar, als ich ihm erklärte, ich würde eine von ihm selbst geschriebene Karte an seine Mutter drüben abwerfen. Leider erlag er zwei Wochen darauf seiner Verwundung. Der M.-G.-Schütze war ein Sergeant, der mich furchtbar giftig anschaute und dauernd über sich selbst schimpfte, weil er so schlecht geschossen hatte. Er hatte sich ein paar Rippen gebrochen und einige Prellungen beim Aufschlag davongetragen. — Ich bin nicht abergläubisch; aber ein merkwürdiger Zufall ist es doch, daß ich dem englischen Kapitän zum Trost im Scherz erklärte, wenn ich selbst verwundet würde, dann käme ich auch in dieses Lazarett und würde ihm Gesellschaft leisten — und am gleichen Abend lag ich in durchaus nicht rosiger Stimmung mit zerschossener Schulter an seiner Seite. —

Inzwischen war der schon kurz nach unserem ersten Luftkampf einsetzende Regen immer stärker geworden. Der Flugbetrieb schien für den Tag beendet. Doch es kommt beim Fliegen immer anders, als man denkt. Gegen 6 Uhr abends bei strömendem Regen plötzlich die telephonische Meldung: „2 feindliche B. E. (Bristol Experimental) schießen bei Lens Artillerie ein. Bitte dringend um Fliegerschutz. xte Division." „Bei dem Wetter Artillerie einschießen?! Unmöglich! Die sehen weiße Mäuse!" so tönte es im Kreise meiner Kameraden. Nachsehen müssen wir aber doch. 3 Flugzeuge rollten aus den unter Bäumen versteckten Hallen, und mit unwilligem Rattern sprangen die Motoren an. In 200—300 Meter Höhe dicht unter schwarzen Regenwolken zogen wir, uns dauernd den Regen von den Brillen wischend, längs der Straße Douai—Lens nordwärts. Der Regen peitschte uns ins Gesicht, und traurig dachte ich an meine armen Monteure, die nach meiner Heimkehr das Flugzeug wieder reinigen mußten. Aber kurz vor Lens wurde das Wetter besser, und wirklich sahen wir die 2 B. E. über den Stellungen herumkrebsen, von unseren Fliegerabwehrkanonen lebhaft beschossen. Kaum hatten sie den herannahenden Feind bemerkt, als sie, ohne sich auf einen Kampf einzulassen, ausrissen, um nicht wiederzukommen.



Porträt des Kampffliegers Hauptmann Ritter von Tutschek.

Da das Wetter inzwischen aufklarte, jedoch noch keine feindlichen Flugzeuge hoch waren, so beschloß ich, die englischen Flak zu ärgern, und so flogen wir denn weit jenseit bei Arras die Front entlang nach Süden, von unten mit einem Munitionsaufwand verfolgt, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wenn man stän-



Der besiegte Gegner: Die Trümmer eines von Tutschek im Luftkampf abgeschossenen feindlichen Flugzeugs.

dig das Aufblitzen der Abschüsse beobachtet und daraufhin sofort unerwartete Wendungen ausführt, kommt man durch das schwerste Flakfeuer ohne Treffer. Es gehört nur Aufmerksamkeit dazu und Mitdenken mit dem betreffenden Artilleristen, der da unten auf den Flieger schießt.

Mittlerweile waren die englischen Staffeln hochgehetzt, und mein B. F.-Geschwader, diesmal nur mehr 5 Stück stark, versuchte sich zwischen uns und die Front zu drängen, um uns den Rückflug abzuschneiden. In 2000 Meter war eine dicke undurchsichtige Wolkenschicht. Der Westwind kam uns zustatten, und so nahm ich zwischen Arras und der Front in 3800 Meter Höhe den Luftkampf an. Ein anderes Flugzeug trug bereits die Wimpel des englischen Staffelführers, und ich entschloß mich sofort, mir wieder diesen vorzunehmen. Nach kurzem Kurvenkampf sehe ich einen Kameraden meiner Staffel stark qualmend steil niedergehen und in den Wolken verschwinden; hinter ihm her ein Engländer. Ich war leider zu weit weg, um ihm helfen zu können, und außerdem selbst im Kampfe mit 2 Feinden, so daß ich aufpassen mußte, um mir keine Blöße zu geben. Nach langem, ergebnislosem Kurven, bei dem ich selber ziemlich viele Treffer bekam, gelang es mir, das feindliche Führerflugzeug einige Sekunden lang in der Kurve zu fassen. Das Flugzeug ging sofort im Sturzflug herunter, ich hinter her, hinter mir 2 Engländer: so stürzten wir uns zu viert in die Wolkenwand, auf die Gefahr hin, uns drinnen zu rammen. Nach bangen 20 Sekunden hatte ich das Glück, dicht neben und hinter dem feindlichen Flugzeug aus den Wolken herauszukommen. Und dabei hatte mich der Feind, an dem ich schon auf 400 Meter heran war, noch nicht bemerkt. Meine beiden Verfolger hatten mich zum Glück im Wolkendunkel aus den Augen verloren.

Durch den für uns günstigen Wind waren wir so weit landeinwärts getrieben worden, daß der Endkampf zwischen Douai und Henin-Lietard, ganz nahe bei unserem Flughafen, in 600 Meter Höhe ausgefochten wurde. Von unten schauten alle mit Glas und Scherenfernrohr gespannt zu. Ich war im Sturzflug, ohne zu schießen, bis auf 200 Meter herangekommen und wollte eben von hinten unter den Gegner stoßen, als er mich bemerkte. Sofort warf der Engländer seine Maschine in die Linkskurve; ich prallte dadurch fast auf ihn auf. Jetzt gilt es: die ruhigeren Nerven werden siegen.

In derselben Sekunde, wo das englische Lewisgewehr auf mich losschießt und mir die Leuchtfäden um den Kopf zucken, rattern auch meine beiden Maschinengewehre. Ich ziele anscheinend ruhig. Der englische Apparat bäumt sich auf, lichterloh schlagen die Flammen nach hinten heraus, der Beobachter fällt mit seinem Maschinengewehr aus dem Flugzeug; das „montiert ab" und stürzt mit weggebrochenen Flügeln in die Tiefe. Ich bin so dicht am Feind, daß ich den Gluthauch im Gesicht spüre und meinen Albatros gerade noch hochreißen kann, bevor ich mit den herumfliegenden Teilen des Engländers zusammenstoße. — Ein brennender Trümmerhaufe bildet die Reste des stolzen Führerflugzeuges. Wohl 100 Soldaten sind herbeigeeilt und winken mir jubelnd zu. Ich fliege in 10 Meter Höhe meinem 23. überwundenen Gegner die Ehrenrunde.

Bei meiner Rückkehr zur Staffel erfuhr ich zu meiner Freude, daß meinem qualmenden Kameraden nur der Motor zerschossen wurde, der Engländer ihn in den Wolken verlor und er noch glatt landen konnte.

„Das zweite Dutzend muß heute unter allen Umständen voll werden", das war der leitende Gedanke, als ich bei aufklarendem Wetter um 9 Uhr abends mit 6 Kameraden nochmals aufstieg. Diesmal waren englische Einsitzer, und zwar 12 S. E. V. (Scout Experimental) und Dreidecker gemeldet. Noch bevor wir an die Front kamen, sahen wir den ganzen Verein zwischen Arras und Lens in 4000—5000 Meter Höhe herumturnen. Das war mir zu hoch und zu kalt so spät am Abend, und so schob ich mich in 3500 Meter Höhe unter die Engländer. Sie trieben sich ziemlich weit jenseit der Linie über uns herum. Die englischen Abwehrkanonen beschossen uns recht wacker, und die Nackenmuskeln schmerzten schon vom dauernden Beobachten nach oben, als plötzlich auf ein Leuchtpistolenzeichen hin die ganze Gesellschaft auf uns herunterkollerte. Wir setzten zum Gegenangriff an, und sogleich entstand ein solches Durcheinander, daß man achtgeben mußte, um mit niemand zusammenzurennen und keinen Kameraden in die Visierlinie zu bekommen. Trotzdem gelang es mir, hinter einen ziemlich ungeschickt fliegenden Einsitzer zu kommen. Er ging sofort tief, ich turnte mit ihm herunter, während über uns die Luftschlacht weiterging. Ich bin dauernd dicht hinter ihm, schieße und schieße. Er qualmt schon, hebt die Arme, aber will nicht stürzen. Und dabei gilt es flott Schluß zu machen, denn dicht über mir kreist ständig ein Dreidecker, der anscheinend auf einen günstigen Augenblick lauert, um mich anzugreifen, sich jedoch noch nicht recht getraut. Wahrscheinlich kennt er meine berüchtigte schwarze Maschine. Ich bin mitten im Zielen, als ich plötzlich Ladehemmung bekomme. Im gleichen Augenblick vor mir ein Schlag — der Kühler ist getroffen, das heiße Wasser spritzt mir ins Gesicht, so daß ich nichts mehr sehe, das Flugzeug ist in weißen Dunst gehüllt! Mit der rechten Hand die Maschine hoch — mit der linken die Brille abreißend, sehe ich den Dreidecker, der mich in Brand geschossen wähnt, auf mich herabstürzen. Seine Phosphor- und Leuchtspurgeschosse pfeifen mir um die Ohren und schlagen überall in mein Flugzeug. Eben will ich sein Feuer erwidern, drücke auf den M.-G.-Knopf, da — ein furchtbarer Schlag auf meine rechte Schulter, das Höhensteuer mit dem leblosen Arm fällt in die Ecke, das Flugzeug überschlägt sich, stürzt, ich verliere die Besinnung. —

Ich komme plötzlich zu mir; der Höhenmesser zeigt 1600 Meter; die Maschine überschlägt sich noch immer; hinter mir dichtauf der dauernd schießende Dreidecker. Nun die Zähne aufeinander! Sein oder Nichtsein gilt's und klar Überlegen! Der erste Gedanke: Steuer in die linke Hand — Gas weg — steile Spirale! Bei jeder Kurve flattert der rechte Arm in der Karosserie. Dann denke ich: Kühler zerschossen — also wird der Motor nicht mehr gehen; Blutspucken — also hast du Lungenschuß; Arm will nicht mehr — also Knochen kaputt; 6 Kilometer jenseit der feindlichen Linie — also bist du in wenigen Minuten in Tommys Gefangenschaft — — wenn der Dreidecker hinter dir, dessen Feuer du mit der linken Hand allein nicht erwidern kannst, dir nicht vorher den Garaus macht! Da geschieht plötzlich etwas völlig Unerwartetes. Ein Kamerad von mir hat meine verzweifelte Lage erkannt, stürzt nach, faßt den Dreidecker von oben und bringt ihn nach wenigen Schüssen zum Absturz! Nun wächst mir wieder der Mut, ich gebe Gas, mein wackerer Motor springt wieder an, und in 150 Meter Höhe krebse ich, verfolgt von wütendem Schnellfeuer der enttäuschten englischen Abwehrkanonen, über die Linien Richtung Henin-Lietard.

Inzwischen hatten sich meine Stiefel mit Blut gefüllt, und ich werde schwächer und schwächer. Ich wollte



aber durchaus noch nach Hause und biß fest die Zähne aufeinander. Zur Vorsicht war ich ganz tief gegangen und flog 20—30 Meter hoch über dem Boden. Da fraß plötzlich — ich war bei Douai — mein Motor, die Tourenzahl ging zurück, und ich mußte landen. Um in den großen freien Platz bei Douai, wo früher eine bekannte Jagdstaffel lag, hereinzulanden, mußte ich noch dicht über dem Boden eine scharfe Kurve drehen, und in der Kurve wurde mir unwohl. Während es mir schwarz und immer schwärzer vor Augen wurde, sah ich nur mehr verschwommen 2 Hallen unter und einen großen freien Platz vor mir. In etwa 10 Meter Höhe verlor ich trotz aller Willensanspannung zum zweitenmal die Besinnung.

Als ich bald darauf erwachte, lag ich neben meinem Flugzeug — die brave schwarze Tante war allein glatt gelandet — und wurde von 2 Infanteristen, die mich aus meiner Maschine herausgezogen hatten, verbunden. Nach einem nichts weniger als schönen Transport lag ich eine Stunde später neben meiner Nummer 22 auf dem Operationstisch in Douai, und vor mir standen 3 Männer mit großen Messern. Da verlor ich zum drittenmal — diesmal Gott sei Dank — die Besinnung.

Schnee.

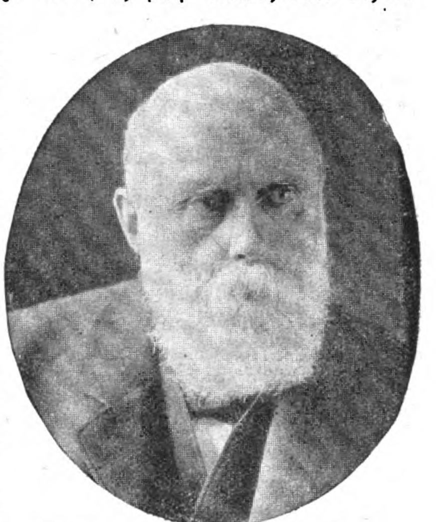
Von Bodo Wildberg.

Mit zwiespältigen Empfindungen begrüßen wir ihn gerade in diesem Winter mannigfaltiger Erwartungen und Hoffnungen, den weißen, kühlen, hartnäckigen, in Tagen sorglosen Behagens so freudig empfangenen Gast. Vielleicht kommt in diesem Winter überhaupt kein Schnee, hörte man rosenrote Optimisten sprechen, wenn der Ausblick auf die Freihaltung des Straßendammes in nachdenklichen Gesprächen erörtert wurde. Und nun ist er so reichlich, so ausdauernd, so siegesfreudig gekommen, wie es seit vielen Wintern nicht geschehen war. Seine herbstlichen Vorhuten waren wieder auseinandergezogen und zersprühten rasch im Winde, aber sein Hauptkorps dringt mit einer lange nicht erlebten Wucht auf uns ein; es besetzt Wege, Höfe und Dächer, drängt die Straßenbahnwagen zu bewegungslosen dunklen Parks zusammen und hemmt allenthalben den dringend nötigen Verkehr.

Also mit der ganzen Liebe von ehedem können wir den unerschöpflichen Schnee kaum willkommen heißen. Aber da er nun einmal hier ist und aller Wahrscheinlichkeit nach seine Herrschaft fest gegründet hat, müssen wir versuchen, dieser blanken Silbermacht die besten Seiten abzugewinnen. Wir müssen uns zurückfühlen in die Zeit, da der Schnee in seiner Reinheit, Kraft und Frische nichts als lautere Lust in uns zu erwecken pflegte — anstatt uns etwa in die Lage eines Reisenden zu versetzen, der in ungeheiztem Abteil etwa eine zehnstündige Verspätung durch Schneeverwehung erleben muß.

Bei der Vorstellung „Schnee" denken wohl die meisten Menschen an ruhige, im Sonnenschein glitzernde Länderstrecken — oder an weiße Dächer, verzuckerte Türme, kappenbedeckte Schornsteine, weißpelziges Astwerk — und so weiter; denn wie oft ist all dies gesungen worden! Die andere Vorstellung ist nicht die des Schnees, sondern die des Schneiens. Man sieht ihn fallen. Er fällt in großen Flocken, das sind die märchenalten Bettfedern der Frau Holle — oder in ganz winzigen leisen Körnchen, die nur um einen Geigenton schwerer erscheinen als jenes Federgeschüttel, beständiger, rastloser zu Boden sinken. Schneekenner sagen dir, daß dies der Schnee ist, der unter allen Umständen liegenbleibt. Er spielt zuweilen neckisch im Sturme oder wiegt sich bei ruhiger Luft fast unsichtbar in der Atmosphäre — er kitzelt nur die Haut, scheint ein völlig harmloser Geselle. Doch gerade er ist der eigentliche Begründer der Schneeherrschaft. Wenn sich's diese feinen Körnchen nun gar einfallen lassen, zwischendurch die Gestalt der wirbelnden Flöckchen anzunehmen und scheinbar leicht aufzusteigen, als wollten sie in den kreidigen Himmel zurück — dann ist diesen Elementargeistern am wenigsten zu trauen, ihr Wille formt sich gerade im lockersten Tanze zur ehernen Absicht, alles einzuschneien, was noch wie Farbe oder körperhafter Schatten aus dem allgemeinen Weiß hervorragt.

Der langsam sinkende, alles verhüllende Schnee hat seit jeher den Dichtern melancholische Stimmungen, schwermütig tropfende Verse eingegeben. In einer älteren Blumenlese fand ich vor vielen Jahren ein Gedicht, das mir bei jedem Schneefall solcher Art wieder in die Erinnerung klingt. Da kehrte der Poet „vom Ball, vom Tanze" bei solch sanft verwehender Schneenacht heim und hörte den Schrei der Raben, die damals noch häufiger als heute in unsern Winterlandschaften aufzutauchen pflegten und der Wunsch in diesem Geriesel hinzusinken, unterm stillen Schnee begraben zu bleiben, war der Ausklang seines Liedes.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Hugo Thiel †
früherer langjähriger Ministerialdirektor im Landwirtschaftsministerium.

In der ernsten Gegenwart, die Bälle und Feste aus dem Dasein gestrichen hat, kommt dieser seltsame Widerspruch zwischen Karnevalslust und müdem Schnee todsehnen weniger zu seinem Rechte als in vergangenen Tagen. Man war früher doch viel schneller übersättigt — oder, um die Wahrheit zu sagen: man schlief nicht genug. Heute durchschlafen wir die lichtlos tiefen Winternächte und blicken dann, besser ausgeruht, dem Morgenschnee auf den hohen Dächern, dem federspielenden Chaos da draußen mit geringerer Weltschmerzlichkeit ins Gesicht als jener freudenmüde Nachtwandler sorgenärmerer Tage. Zur Arbeit sind wir heute da, nichts mehr von durchschwärmten Nächten, aber auch nichts mehr von Lässigkeit.

Ist nicht das Beste am Schnee — seine Luft und sein Duft? Die köstliche Anregung seines frischen

Hauches versöhnt uns doch immer wieder mit allen schlimmen Seiten und versteckten Tücken seiner hellen, gleichgültigen Wesenheit. Und im unausrottbaren Vertrauen auf Lenzsonnentage vergessen wir auch das leise schauernde „Polargefühl“, ja alles Beengende, genießen wieder die Kinderlust des Geborgenseins, wenn wir aus traulichem Heim auf seinen bewegten Vorhang schauen. Wieder ein altes Gedichtbruchstück, das da lebendig wird, Brentanos rührende Legende. „Eine Mauer um uns baue, sang das fromme Mütterlein.“ So ungefähr hieß es doch? . . . Wir fühlen unter diesem blendenden Bergen den Frühling, ahnen hinter Schneewolken neue Sterne.

Miesmuscheln.

Von A. Matthes, Berlin.

Die Miesmuscheln haben einen seltsamen Namen, über dessen Herkunft die Sprachforscher sehr verschiedene Meinungen äußern. Die einen denken an den dialektische Form Mies für Moos und meinen wohl, sie hätten ihre Bezeichnung davon, daß sie sich wie Moos an Felsen, Pfählen, Schiffsböden ansetzen. Andere wollen das Wort von dem eine Geringschätzigkeit ausdrückenden niederdeutschen Eigenschaftswort „mies“ oder sogar von der Vorsilbe „miß“ ableiten — daher auch die verschiedene Schreibweise mit s oder ß — was jedoch sehr befremdend scheint, auch wenn man die Muscheln wegen ihres häufigen Vorkommens nie besonders hoch geschätzt haben sollte. Am wahrscheinlichsten ist die Verdeutschung aus dem lateinischen „mitulus“, das selbst wieder dem griechischen „mytilos“ nachgebildet ist, und dieses könnte, je nach dem Ursprung von mys, Maus oder myein zu schließen, entweder Mausmuschel, weil sie in Größe, Form und Farbe etwa einer Maus gleicht, oder Schließmuschel bedeuten, weil ihre Schalen ganz dicht von zwei Seiten zusammenschließen, was für die ganze Gattung Mytilus und so auch insbesondere für unsere eßbare (edulis) Geltung hätte.

Eine richtige Volksnahrung sind die Miesmuscheln in Deutschland bis heute noch nicht geworden, während die Südländer (Griechen, Italiener, Spanier) von alters her eine große Vorliebe dafür wie auch für andere Weichtiere bis in die neueste Zeit bewahrt haben. Hier können wir heute noch von ihnen lernen. Es sind durchaus nicht bloß „Delikatessen“, als die man sie bei uns anzusehen und zuzubereiten geneigt ist. Die Meeresmollusken sind eine sehr nahrhafte Kost, wie der meterdicke Speck um den Leib der riesigen Wale, die sich fast ausschließlich von ihnen nähren, unmittelbar veranschaulicht. Insbesondere die Miesmuscheln, die sich an den Küsten unserer Meere in solchen Mengen finden, daß man in manchen Gegenden das Vieh mit ihnen mästet, zeichnen sich durch hohen Nährwert aus. Sie übertreffen die Austern um einige Prozente Eiweißgehalt, nach manchen Analysen auch an Fett und Salzen, stehen ihnen auch darin jedenfalls nicht viel nach. Sie sind auch nicht minder schmackhaft, wenn sie sich auch zu dem (für die Ernährung übrigens fast wertlosen) Rohgenuß nicht eignen. Gewöhnlich glaubt man sich mit ihnen zuviel Umstände machen zu müssen. Das sorgfältige Reinigen der Schalen ist zur Herstellung eines appetitlichen Gerichts allerdings unentbehrlich, das stundenlange vorherige Wässern aber wenigstens dann überflüssig, wenn man es mit tadellos frischer Ware zu tun hat, die man daran erkennt, daß jede einzelne Muschel fest geschlossen ist. Haben sich Muscheln geöffnet, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sie nicht frisch sind. Sie mögen dann in der kühlen und kalten Jahreszeit noch nicht immer verdorben und gesundheitschädlich sein, sind aber jedenfalls unappetitlich und minderwertig; sie enthalten u. a. kein Meerwasser mehr, das bei frischer Zubereitung einen Teil der Brühe abgibt. Manche lieben es, die Muscheln überhaupt nur in ihrem eigenen Wasser zu sieden, d. h., in einem leeren Topf so lange über Feuer zu schütteln, bis sie sich öffnen. Das mag angebracht sein, wo es sich um ein vorbereitendes Verfahren zur Verwendung für Saucen, Ragouts, Pasteten handelt, bei dem das Muschelfleisch einen weiteren Koch- oder Bratprozeß durchzumachen hat. Zu unmittelbarem Genuß empfiehlt es sich aber, die Muscheln von vornherein mit etwas Wasser aufzusetzen und einige Minuten kochen zu lassen, wodurch sie an Ausnutzbarkeit der Nährstoffe gewinnen. Sie gelten als nicht ganz leicht verdaulich, ähnlich wie die sie an Nährwerten noch etwas übertreffenden Krabben Deshalb wiegt oder zerstößt man sie passend da, wo sie zu Ragouts, Pasteten, Saucen, neuerdings auch Wurst verarbeitet werden sollen. Die einfachste Art der Zubereitung, welche die Muschel in ihrem eignen Geschmack und Wert am besten zur Geltung bringt, ist aber die Abkochung in etwas Wasser, dem man ein Glas Wein oder einen Löffel Essig und beliebiges Gewürz, je nach Geschmack, zusetzt. Man löffelt sich dann die Muscheln, die in Schüsseln aufgetragen werden, aus der Brühe und genießt sie unmittelbar aus der eigenen Schale mit einem Teil der Brühe.

Treue.

Skizze von Helene Keßler.

„Mein teuerster Freund, mein Bruder, mein Geliebter — ja, so darf ich sagen! — — und doch ist es: Nein. Ein Nein.

„Ich fürchtete, daß ich nicht die Kraft haben würde, es mündlich auszusprechen; soviel Dinge, abseits von uns selbst, dem eigentlichen und tiefsten Selbst, reden und drängen dann mit. Ihre liebe Gegenwart, ein natürliches, körperliches Übergewicht, das der Mann, der Manneswille immer über die Frau, die Schwächere, ausübt. Und ich denke, daß Sie in neue Gefahr, zu weiterer Entbehrung und Prüfung ausreisen müssen, daß Sie einsam sind, vielleicht sehnsüchtig. Sie — Sie reisen ja in die Todesgefahr! Und ich sollte dann nicht bei Ihnen stehen, in der schweren Stunde vielleicht Ihre Hand halten, den Seufzer oder das Stöhnen von Ihren Lippen küssen? Ihre Augen in meinen — ich weiß es, und das ist schrecklich und doch selig zu wissen! — würden Sie leichter sterben. Alles das weiß ich. Einem, der nicht wiederkehrt, versage ich vielleicht den letzten Wunsch — solche Wünsche sind heilig, dringend und zehrend. Für das Vaterland geschieht dies Äußerste — ihm bringen Sie und Ihre jungen, strahlenden Gefährten willig und jubelnd das Opfer des schönen, jungen und reichen Lebens. Dies Herz, voll von Liebe, die mir gehören könnte — ich sollte es teilen mit einer anderen, höheren, gebietenden Geliebten. Es wäre mir Ehre und Stolz, so zu teilen! — — Ach, glauben Sie mir, Lieber, nie sah ich Sie so stark, froh und glänzend wie heut, ich sehe Ihre treue, sorgende Redlichkeit, Ihren

frischen und ausdauernden Mut, Ihre zarte Ritterlichkeit — inniger, schonungsvoller konnte kein Mann werben! Und ich bin einsam, bin schwach, von Sehnsucht und Wehmut zerrissen — das Kind in mir, in dieser ewig hilflosen Kindlichkeit, zu der sie uns erzogen — es kostet mich Mühe, die Schwäche unter mich zu stoßen! — strebt zu Ihnen. In Ihren Schutz, in die warme und geborgene Sicherheit bei Ihnen. Karg, schleppend und eintönig fließt das Leben der alleinstehenden, der verwitweten Frau; vom großen, wirkenden Wollen der Menschheit, das eine Zeitlang, in der Gemeinschaft, auch das ihre war, trennt sie die frühere Gebundenheit, das rein bürgerliche Ungenügen des Geschlechts. Ich weiß, dies dürfte nicht sein — Sie selbst haben versucht, mich aufzurütteln, Lebenskraft und Schaffensmut wachzurufen. Sie übten soviel Güte, und nicht für sich allein begehrten Sie die neue Lust und Freude — waren Sie es nicht, Sie, mein Freund, der mich meiner jetzigen Kriegstätigkeit, der Arbeit, zuführte? Sie hatten mich, die Abseitsstehende, vom Sturm Geknickte, dem Leben wiedergeschenkt — ehe Sie ein gemeinsames Leben, ehe Sie mein Leben für sich forderten oder zu fordern planten. Der Mensch war wieder erwacht in der trauernd Toten — nun suchten Sie nach dem Weib, der Liebenden. —— Sieh, mein Bruder, mein Freund — ach, mir ist weh, daß ich diese Enttäuschung Dir antun muß! — — Die Braut, die Sie verdienten, die Sie finden müssen, oder Sie müßten darben — jung, glühend, gläubig, empfangend und schenkend — diese Bräutliche in mir ist eine Tote!

„Sie war Leo Senckenthins Braut, sein glückliches, beglücktes, siebzehnjähriges Weib — fünf Jahre lang einer Ehe, die ein Manmorgen war. Sie ist tot.

„Und nun verstehen Sie meine Qual vielleicht. Und Sie verstehen mein Nein. Ich habe ihn zu sehr geliebt, meinen dreiundzwanzjährigen Reitergatten, den Knabengefährten! Es war nicht recht; so ausschließlich, abgöttisch und eindringlich darf man nicht lieben! Ich war ein seltsames, scheues und heftiges Mädchen — er kam früh, ich hatte nie geliebt, auch nie geflirtet oder kokettiert. Gleich — sofort kam er. Und er war der Rechte. Und wir waren glücklich.

„Der erste glückliche Schlachtenmonat nahm ihn mir — hinter Reims, unter den Kanonen schon der Forts von Paris — vielleicht der Allervorgeschobenste, der Nächste am Ziel dort unseres vorwärts stürmenden Heers, ist er gefallen. Wie er fallen mußte. Glücklich, im Sieg, im Ansturm, seinen Säbel, den er liebte, in der Faust, die lachenden Lippen noch blühend von meinen Küssen.

„Wir sind sehr glücklich gewesen, Leo und ich. Ich mag nicht davon sprechen, denn man scheut sich, ein Geheimnis zu berühren — es ist eine heilige Sache. Und manchmal, früher schon, mitten in unserem Glück, wußte ich, daß wir dafür zahlen müßten. Ich wollte zahlen — ich, ganz allein — hundertmal wollte ich zahlen! Ich habe gezahlt. Ich blieb als seine Witwe — kinderlos.

„Und nun wußte ich, daß auch der letztere Umstand Teil des Preises war, den die Götter Sterblichen, die



Bild- und Film-Amt.

Der Waffenstillstand an der Ostfront: Leben und Treiben zwischen den Stellungen. Russische Zigaretten unter deutschem Feuer

ihrem Recht und ihrer Wonne zu nahe kommen, aufer-legen. Nie — nicht einen Moment während der fünf Jahre meiner Ehe hatte ich einen Mangel, eine Unvollkommenheit empfunden! Das durfte nicht sein. Ich war noch keine Mutter. Nur sein Weib, sein Ding, sein seliges, durch ihn beseligtes Geschöpf war ich!

„Man spricht von Treue als von einer Tugend. Wenn sie Tugend wurde, ist sie eine Last, sie sollte niedergelegt, abgeworfen werden. Treue in der Liebe ist ein Zustand, eine Steigerung, fortwirkende Bewegung: Der Körper, der so gesättigt ist von Licht, muß leuchten, selbst wenn die Sonne starb oder unterging oder sich von ihm abwandte. Könnten Sie sich denken, daß Friederike Brion nochmals küßte — nach Goethe? Ihr Kuß wäre eine Lästerung gewesen, Entweihung und Frevel. Ja, ich glaube, Treue ist etwas rein Schönheitsgemäßes, ein Künstlerisches. Man ahmt das Unnachahmliche nicht nach oder fügt zum zweitenmal, was Vollkommenheit war.

„Mein Verstand ist mit Ihnen, bei Ihnen, in einer zweiten Ehe, die Wirksamkeit, Lebensweite, beglückende Pflichten und Glück brächte; mein Gemüt empfindet sehr weich und freundlich für Sie —

„Ich habe die Liebe gekannt, und die Liebe will nicht teilen oder markten. Ich, der denkende Mensch in mir, möchte — ich möchte leben, neu sein, anders sein! Vielleicht mehr sein, reifen? Etwas Unerbittliches und Eisernes spricht das Nein. Eine Schuld? Oder das höchste Erlebnis des Menschen? Gesunde und flammende Leidenschaft. Ich kann nicht. Ich bin zerbrochen, verzehrt. Ich gehöre ihm. Ich müßte mich vor mir selbst entsetzen. Etwas wie Leonorens Zweifel und Verzweiflung peitscht mich. Und dann wieder umfasse ich es in höchster Dankbarkeit — auf den Knien — küsse es. Es ist mein heiligstes. Mein innerstes Erleben.

„Mein Leben liegt mit ihm unter Frankreichs Erde. Möchten Sie ein Gespenst festhalten?

„Niemals. Sie sollen es nicht! Sie, der Reichtum und die holde Scham, Sehnsucht und Stolz verdienen — Ungebrochenheit.

„Ich mag nichts zerbrechen. Auch ich muß ganz bleiben. Treu.

„Dies ist ein Triumphschrei! So schwer er mir wird — begreifen Sie ihn! Kriemhild bei den Hunnen sah Siegfrieds Schwert, und es wurde Vernichtung, wurde das Henkerschwert in ihren Händen. Sie war treu. Und wurde aus einem Weib eine Teufelin, weil sie die Treue, auch nur rein äußerlich, nicht hielt. Ihre Treue wurde Rache.

„Aber stahlblank möchte ich sie halten — golden und leuchtend. Wärmend. Ich fühle Liebe, allen gilt sie, den tausend, den Millionen Liebeleeren und Ungeliebten. Ich grüße Sie als den Freund, als Waffengefährten. Vielleicht verstehen Sie meinen Brief heute nicht. Und morgen nicht.

„Dann geben Sie ihn dem Mädchen, dem deutschen, jungen und blonden Mädchen, die einstmals Ihre Braut und Ihr Weib sein wird. Sie wird mich verstehen, und Sie beide werden glücklich sein."

„Reisen Sie mit Gott, und antworten Sie nicht. Ich könnte nie anders sprechen — nie! Wenn ich je anders dächte, löge ich, ich belöge mich selbst und Sie. Treue ist Wahrhaftigkeit. Das ist sie.

„Weiter nichts. Sie ist alles.

Gisela."

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Auch diese Woche verlief unter beständiger Kriegstätigkeit auf dem westlichen Schauplatze. Ohne daß sich Einzelheiten besonders hervorhoben, die auf Entwickelung größerer Kampftätigkeit schließen ließen, regte sich die Kampftätigkeit an den verschiedenen Teilen der Front. Das Bild war im ganzen dasselbe wie in der Woche zuvor. Ein Bauernkrieg auf dem Schachbrett, in den hie und da Läufer und Springer Bewegung zu bringen versuchten. Unsicheres Tasten des Gegners gegen die drohende Haltung unserer Aufstellungen.

So meldeten die Heeresberichte vom 6. mäßige Feuertätigkeit, die sich vorübergehend an verschiedenen Stellen der Front steigerte, wobei es sich regelmäßig um Erkundungsversuche handelte. In der Champagne wurden französische Vorstöße im Nahkampf abgewiesen. Im Walde von Ailly versuchten die Franzosen wiederholt, vergeblich in unsere Gräben einzudringen. So meldeten die Heeresberichte vom 9., daß bei Flirey ein französischer Versuch, in Ausdehnung von etwa vier Kilometer, nach heftiger Vorbereitung durch Artillerie in starken Angriffen den Vorhang unserer Postenlinie zu lüften, scheiterte. Der Feind wurde durchweg wieder in seine Ausgangstellungen zurückgewiesen und erreichte nichts als schwere Verluste. Ebenso scheiterten feindliche Erkundungsvorstöße bei Zandvoorde und südöstlich von Ypern.

Dagegen konnten unsererseits Erfolge verzeichnet werden, wenn die Unsrigen etwas unternahmen. Bei Jouvincourt und nordöstlich von Avocourt gelangen deutsche Unternehmungen, die nach geeigneter Feuervorbereitung auftraggemäß durchgeführt wurden. Bei Bezonvaux glückte ein überraschender Einbruch in die feindlichen Linien. Zeugnis von diesen Erfolgen legten die zahlreich eingebrachten Gefangenen und erbeuteten Maschinengewehre ab. Am Houthoulster Wald und an der Bahn Boesinghe—Staden hatten wir Gelegenheit, den Engländern, die sich vorwagten, sehr empfindliche Verluste beizubringen. Ebenso trafen wir sie zu Ende der Woche mit vollster Schärfe, als sie südöstlich von Ypern vorzustoßen suchten.

Für uns durchaus nicht überraschend, sondern nur folgerichtig bestätigend sind die laufenden Angaben über den Fortschritt unseres Unterseekrieges. Mit ingrimmiger Genugtung stellen wir fest, daß die Wirkungen in einer Weise zunehmen, die für England und Frankreich in ihrer kritischen Allgemeinlage den höchsten Grad der Bedrohung zu erreichen im Begriff ist. Wiederum haben wir den Umfang der Sperrgebiete erweitert. Die neuen Sperrgebiete um die Azoren und die Kapverdischen Inseln sind von erheblicher Bedeutung zum gegenwärtigen Zeitpunkt, weil sie einen Riegel vor die jetzt sehnsüchtig erwartete Einfuhr südamerikanischen Getreides und vor die Versorgung mit Fett schiebt. Ein sicheres Zeichen, wie beängstigend unser U-Boot-Krieg wirkt, ist das offensichtliche Bestreben Englands, durch alle Künste und Machenschaften dahin zu wirken, daß der U-Boot-Krieg unter irgendeinem Vorwande von Verhandlungen noch in letzter Stunde ausgesetzt werden möchte. Was an Irreführungen, Betörungen und an Beeinflussung durch vorgeschobene Helfershelfer in diesem Sinne geleistet wird, ist kaum noch zu überbieten.

Ein schwerer Schlag ist es daher für unsere Feinde, daß Amerika nun den Entschluß kundgibt, für absehbare Zeit nicht auf das europäische Schlachtfeld zu gehen. Die amerikanische Zusage, statt der Truppen Weizen zu schicken, ist ein schwacher Trost, weil ihre Erfüllung von unsern U-Booten abhängig ist, die schon dafür sorgen werden, daß nicht allzuviel ankommt. Das Prahlen mit der Verstärkung durch die große amerikanische Armee hat schneller sein Ende gefunden, als den gegen uns noch Krieg führenden Völkern möglich schien, die sich in ihrer Einbildungskraft Rettung und Erlösung von den bewaffneten amerikanischen Zivilisten gegen die deutschen Hunnen versprachen. Im feindlichen Lager stellt man sich dagegen gern blind und spricht unbeirrt weiter davon, daß die Amerikaner das größte Programm der Welt ausarbeiten, daß die größten Unternehmungen der Welt in Amerika in der Bildung begriffen sind. Man kennt ja die Tonart. Dieser ganze Lärm wird von selbst verstummen, wenn auch die letzten von der buntscheckigen Schar unserer Feinde unter den deutschen Waffen zusammenbrechen.

X.

Nummer 3.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 61.

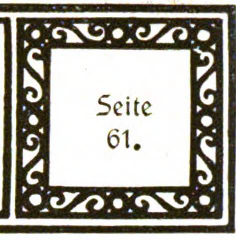


Bild- und Film-Amt.

1 Kameneff, 2 Joffe, 3 Trotzki.

Von den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk: Trotzki trifft mit den russischen Delegierten ein.



Graf Czernin und Staatssekretär von Kühlmann bei der Ankunft in Brest-Litowsk.



Abgeordnete der Ukraine im Gespräch mit deutschen Offizieren vor dem ehemaligen Gouvernementsgebäude.

Zu den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Bild- und Film-Amt.





Phot. Groß.

Reichskanzler Graf Hertling und Baron von Radowitz
statten dem polnischen Regentschaftsrat einen Besuch ab.



Ungarischer Ministerpräsident Dr. Wekerle
in Berlin.

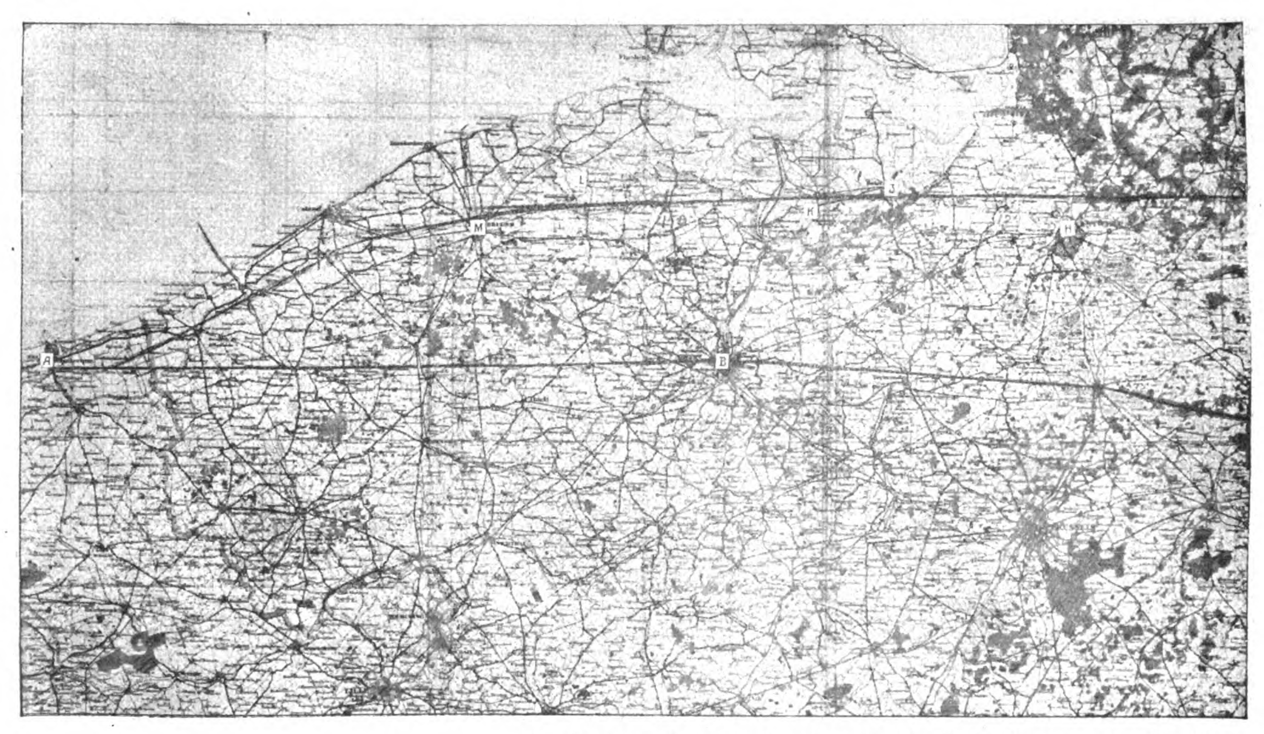


Phot. Groß.

In der Mitte von links: Fürst Lubomirski, v. Ostrowski und Erzbischof Dr. v. Kakowski.

Die drei Regenten des Königreichs Polen begeben sich zum Besuch des Reichskanzlers.

Besuch des polnischen Regentschaftsrats in Berlin.



A = Dünkirchen, B = Gent, C = Maastricht, D = Aachen, E = Köln, F = Roermond.

Nichtachtung der holländischen Neutralität durch englische Fliegeroffiziere.

Wie wenig englische Flieger bei ihren Luftangriffen gegen das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet die holländische Neutralität achten, beweist ein Fund aus einem abgeschossenen englischen Flugzeug. Es sind uns hierbei eine englische Generalstabskarte mit eingezeichneten Flugwegen und eine auf einen Pappdeckel gezeichnete Routenkarte in die Hände gefallen.

Die englische Generalstabskarte zeigt deutlich den Hin- und Rückweg, den der englische Flieger unter Nichtachtung der holländischen Neutralität gewählt hatte, um auf die rascheste Weise das Industriegebiet von Aachen—Köln zu erreichen.

Beide Wege führen über holländisches Gebiet, und zwar kreuzt der südliche Kurs (Hinflug: Dünkirchen—Gent—Maastricht—Aachen—Köln) von westlich Maastricht bis westlich Aachen auf einer Strecke von 24 Kilometer den Südzipfel der holländischen Provinz Limburg.

Der nördliche Kurs (Rückflug: Köln—Weert—nördlich Antwerpen—südlich Hulst—nördlich Brügge—Dünkirchen) schneidet **sogar an drei Stellen holländische Gebietsteile:**

a) über Roermond—Weert auf eine Strecke von **44 km**
b) südlich Hulst—Axel vorbei auf eine Strecke von 21 km
c) südlich Aardenburg vorbei auf eine Strecke von 7 km

Summa 72 km

Auf der Karte sind die einzelnen Teilstrecken des Flugweges mit entsprechenden Kurszahlen versehen, die in je 30 Minuten zurückzulegende Entfernung ist auf dem Flugwege abgetragen. Für den Hinflug (südlichen Kurs) sind auf der Routenkarte die einzelnen Teilstrecken und die für ihr Abfliegen benötigten Flugzeiten besonders verrechnet. So heißt es beispielsweise: (3. Zeile von oben)

Weg	Kurs	Entfernung	Zeit
Mecheln—Maastricht (Aerschot—Diest—Hasselt links—Löwen rechts)	110 Ost 20 Süd (290 West, 20 Nord)	56 (engl. Meilen = 1,6 km)	1 Stde.
Maastricht—Aachen	115 Ost, 25 Süd (295 West, 25 Nord)	12	12 Min.
Aachen—Köln (Wald rechts)	85 Nord, 85 Ost (265 West, 85 Süd)	40	30 Min.

Auf der englischen Generalstabskarte ist außerdem ein (3.) Kurs eingezeichnet, der von Maastricht über Lüttich nach Aachen führt und dadurch das holländische Gebiet umgeht. Für diesen Kurs sind aber weder Kurszahlen noch Zeiten ausgerechnet; die auf dem Pappbrett und der Karte angegebene übereinstimmende Kurszahl (115 Ost, 25 Süd) sowie die auf dem Pappbrett angegebene Entfernung (12 englische Meilen = 19,2 Kilometer) und die Zeit (12 Minuten) lassen vielmehr keinen Zweifel, daß dieser das holländische Gebiet umgehende Kurs überhaupt nicht in Aussicht genommen war.

Der Fund ist ein neuer Beweis dafür, daß es sich bei Grenzverletzungen englischer Flieger keineswegs um Zufälligkeiten, sondern um **bewußte, planmäßige Verletzungen** der holländischen Neutralität handelt.

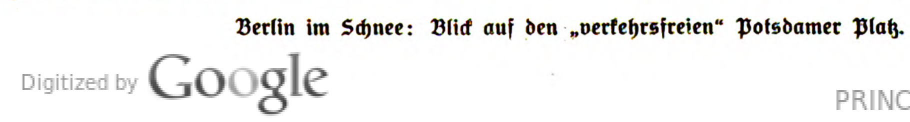


Bild- und Film-Amt.

G = Weert, H = Antwerpen, J = Hulst, K = Axel, L = Aardenburg, M = Brügge.

Spezialaufnahme der „Woche".

Berlin im Schnee: Blick auf den „verkehrsfreien" Potsdamer Platz.



Phot. A. Wertheim.
Leutnant Karl Zindler.

Hauptmann Kanter.

Hofphot. Noack.
Leutnant Lindner.

Off.-Stellv. Deuß.

Phot. Müller.
Leutnant Walt. Brunner.

Leutnant Oskar Bruns.

Leutnant Ernst Val. Flügel.

Flugmaat Alex Kulbe.

Phot. Ahlström.
Leutnant Herbert Durau.

Leutnant Ernst Hammer.

Phot. Wiehr.
Vizewachtmeister Kuntze.

Off.-Stellv. Franz Figlewitz.

Phot. Papesch.
Vizefeldwebel M. Hellinger.

Gefreiter Alfr. Petermann.

Off.-Stellv. Karl Ritter.

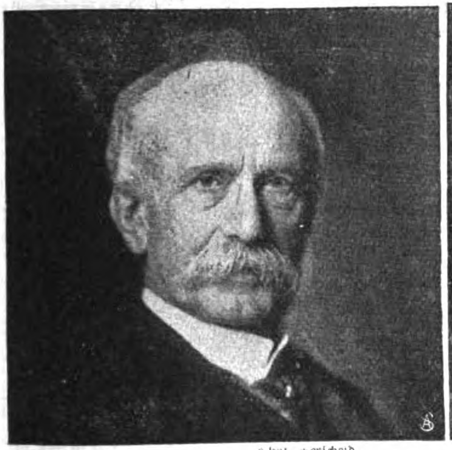
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Wipperling.

Pioniere brechen eine Fahrtrinne auf der vereisten Donau bei Braila.

Aus Rumänien.

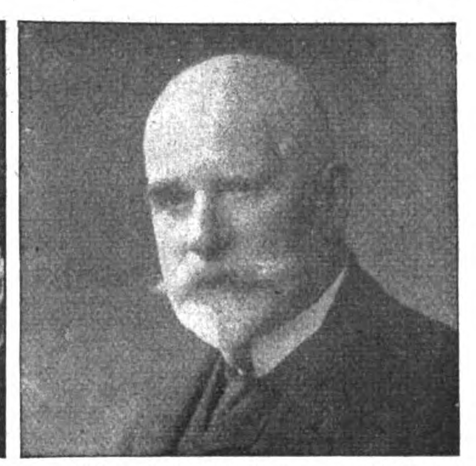


Phot. Perscheid.

Wirkl. Geh. Rat Karl von Hagens,
Oberlandesgerichtspräsident a. D.,
feierte den 80. Geburtstag.



Oberstleutnant Wetzell,
erhielt das Eichenlaub zum Orden Pour le Mérite.



Wirkl. Geh. Rat Jordan von Kröcher †
Von 1898 bis 1912 Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses.



Lisa Wenger,
Romanschriftstellerin,
für den Roman „Der Rosenhof" durch die Verleihung des schweizerischen Schillerpreises ausgezeichnet, feiert den 60. Geburtstag.



Ritter v. Gyßling,
Kgl. Bayr. Generalleutnant
dem die Universität Münster i. W. ehrenhalber die Doktorwürde für Verdienste um die wissenschaftliche Förderung der im Heer stehenden Akademiker verliehen hat.



Hofphot. Rumbler.

Kammerherr Graf Ph. R. Ingelheim,
Echter zu Mespelbrunn, Reichsrat der Krone Bayern, wurde anläßlich des 300jährigen Gedächtnisses des Universitätsgründers, des Fürstbischofs Julius Echter zu Mespelbrunn, von der Universität Würzburg zum Dr. jur. et rer. pol. honoris causa promoviert.



Der Winter in Süddeutschland: Schneeverwehung auf einer bayrischen Eisenbahnstrecke.

Deutsche Liebesgaben in Bern.



Die deutschen Frauen in Bern beim Verpacken der Liebesgaben
für die Austausch- und Internierungzüge.

Seit Jahren rollen die Züge von Lyon nach Konstanz, angefüllt mit braven deutschen Soldaten, die schwerverwundet in Feindeshand gefallen waren. Daneben bringen die Internierungzüge alle jene, die krank oder verwundet nach langer Gefangenschaft Rettung und Genesung in der Schweiz finden sollen. Für sie alle bedeutet das Betreten des Schweizer Bodens das Ende einer Leiden- und Schreckenzeit. Ihnen den ersten Gruß des nahen deutschen Vaterlandes zu bringen, ist den deutschen Hilfsvereinen eine liebe Pflicht. Die Trägerin dieses Liebeswerkes ist in erster Linie die deutsche Frau. Wenn immer die Züge — meist in später Nachtstunde — nach Bern kommen, dann sieht man die deutschen Frauen mit Erfrischungen und Blumen die Wagenreihen entlangeilen, und bei den herzlichen Worten, die sie für jeden haben, zeigt sich auf manchem vergrämten Gesicht ein längst vergessenes Lächeln. Große Körbe mit „Päckli" werden am Zug entlanggetragen. Jeder Ausgetauschte und Internierte erhält ein solches Paket mit einigen nützlichen Gaben und Leckerbissen, von gütigen Frauenhänden zusammengetragen und verpackt. Unser Bild zeigt, wie diese Päckli entstehen, und wie das horazische „Carpe diem!" vielen braven deutschen Soldaten die erste frohe Stunde schenkt nach qualvoller schmerzlicher Zeit

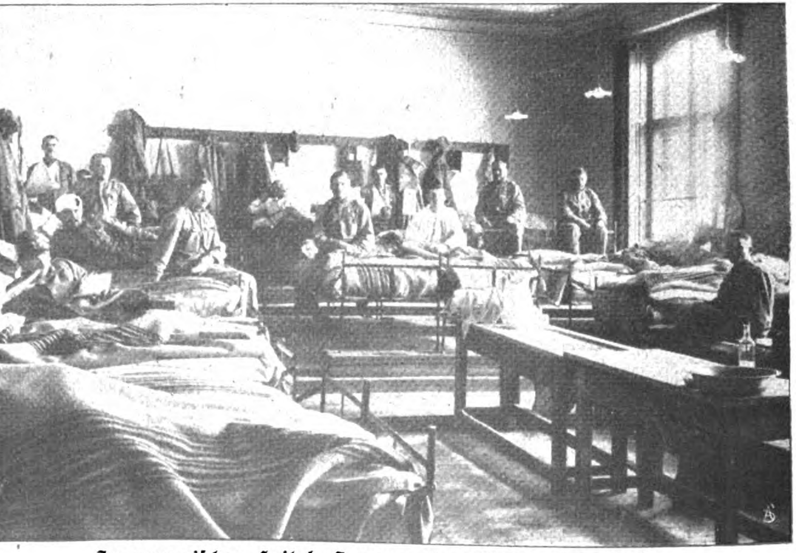


Das Verwundetenorchester von Bekescsaba.



Krankenfürsorge in der ungarischen Tiefebene.

Auf der Fahrt durch die ungarische Tiefebene von Budapest nach Brasso (Kronstadt) liegt als kleinerer Eisenbahnknotenpunkt die zumeist von Slowaken bewohnte Stadt „Bekescsaba". Bei Ausbruch des Krieges besaß dieser Ort nur ein winziges kleines Holzhäuschen, welches als Krankenhaus dem ehemals dort stationierten Bataillon diente. Heute steht dort ein aus zwölf Abteilungen bestehendes Lazarett, das 3800 bis 4000 Kranken aufnimmt, geleitet vom k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Johann Sternschuß mit einem tüchtigen Aerztekorps. Das Terrain ist durch breite Wege in Quadrate eingeteilt, jedes dieser Quadrate, auf dem die schmucken Baracken stehen, bildet eine Krankenabteilung. Außen von Blumen umgeben, zeigen sie sich von innen sauber und sind mit allen modernen hygienischen Mitteln ausgestattet. Rekonvaleszente Soldaten und russische Kriegsgefangene verrichten die Hausarbeiten. Die Kranken werden je nach ihrem Krankenzustand vier- bis fünfmal täglich gespeist; die Qualität und die Menge der Speisen erregte meine Bewunderung. Der gerechten Verteilung der Lebensmittel wird ein besonderes Augenmerk zugewendet. Aus einer der Baracken tönt Musik; ein aus kranker Mannschaft gebildetes Streichorchester, welches auch täglich von einer Abteilung zur andern wandert, um jeden Mann durch liebreiche Melodien aufzuheitern, ist eine beliebte, ständige Einrichtung. Nach Verlassen dieses Platzes hatte ich noch Gelegenheit, einen nur aus freiwilligen Gaben kranker Soldaten und Spenden der Bevölkerung errichteten Heldenfriedhof zu sehen. Bei der Herstellung desselben wirkten nur rekonvaleszente Soldaten, um den besten ihrer Brüder noch ein ewiges Denkmal zu setzen.



Im ungarischen Spital: Inneres einer Verwundetenstation.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

11. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Der Polizist stieß einen Pfiff auf einer Trillerpfeife aus. Andere Pfiffe antworteten. Behelmte Köpfe erschienen über den Hügelrändern.

„Was ist's?"

„Der Gentleman hat den Hunnen gesehen."

„Drei Hurra für den Gentleman!"

„Ganz nah von hier. Vorwärts!" Im Wegradeln drehte der Polizist das Gesicht mit der Schuppenkette unter der Nase. „Was halten Sie von Bayardo, Sir?" Und der fremde Herr begriff, daß das im Sporteifer Alt-Englands dem heutigen Rennen galt, und schrie zurück: „Kein besseres Pferd zwischen hier und London!"

Er ging weiter. Vor ihm lag das Seestädtchen in der Morgensonne. Der Himmel war schon lichtblau. Die Luft klar. Aber über dem Meer lagerte noch weithin eine zähe, undurchdringlich weiße Nebelbank, die jede Fernsicht versperrte.

Verwünschter Bursche! dachte sich der Kapitän Lürsen und meinte nicht den Polizisten von eben, sondern den Unbekannten, dessen Hülle aus schottischem Homespun er trug. Warum mußte man gerade an den philiströsesten Gentleman im Vereinigten Königreich geraten sein? Nichts hatte der Cityman in seinen Taschen gelassen. Keine Karte der Umgegend. Keinen Pfennig Geld. Keinen Ausweis. Und ohne Karte lief man in der Irre. Und ohne Geld litt man Hunger. Und ohne Ausweis fand man jetzt im Krieg nirgend eine Unterkunft für die Nacht.

Der Geldschrankschlüssel flog in das Meer. Große, weiße Möwen schossen eilends herbei und sahen ihn unter mißbilligendem Geschrei versinken. Von dem Badeort aus hatte das niemand gesehen. Da lag noch alles in den Federn. Engländer waren keine Frühaufsteher. Sie gingen dafür lieber etwas eher zu Bette. Es war so still, daß Erich Lürsen das Knarren seiner Schritte auf dem weichen Ufersand hörte. Ein paar umgestülpte Fischerboote lagen da zum Kalfatern auf dem Land. Er setzte sich auf das eine und atmete als Seemann den gewohnten Hauch von Salz und Teer und Tang und toten Quallen und hörte das einschläfernde Glucksen der spielenden Wellen, die in langer flacher Dünung aus der Nebelwand über See heranliefen, und ließ sich von der Sonne bescheinen. Vor ihm stand, längs der Marina, eine lange Reihe freundlicher Häuschen mit dem Blick auf das Meer, Sabbatsitze der Londoner Broker und Jobber.

„Oh yes!"

„Mr. Benjamin T. Branagans Bayardo, dreijährig . . . ich schätze, er trägt einen Viertelstein zu viel . . ."

„Ich denke nicht so, Mr. Plumkins!"

Auf der Veranda des nächsten Hauses war eine Gruppe Gentlemen erschienen. Sie trugen graue Zylinderhüte und eingehängte Operngläser. Sie wollten auch zum Rennen. Vorderhand frühstückten sie gründlich und hörten dem Hausherrn zu. Das war ein Mann in den besten Jahren mit seinem großen, runden und roten Gesicht und seiner vierschrötigen Gestalt, das Urbild jenes John Bull, wie ihn die illustrierten Blätter des Inselreichs immer noch als den massiven Aufseher der Schöpfung zu zeichnen liebten. Die Erde eine große Besserungsanstalt und er der strenge Hausvater, der keine Unordnung duldete.

„Nichts Schamloseres als dieser Überfall der Hunnen vorigen Dienstag!" sagte er, sich die Milch über den Haferbrei gießend. „Welch eine schimpfliche Belästigung einer offenen Stadt!"

„Ich fürchte, die Deutschen suchten die Batterie gleich da hinter der Kirche, Mr. Plumkins!"

„Oh — nichts von der Batterie!" Der Gastgeber fegte sie mit einer Handbewegung aus der Wirklichkeit hinweg. Es war zugleich ein Wink für die Haushälterin, die gebratenen Eier aufzutragen. „Die Seeräuber nahmen die Kirche zum Ziel ihrer Mordlust! Sie werden erst mit ihren Greueln aufhören, wenn sie verhungert sind! Nehmen Sie ein Stück kaltes Fleisch, Mr. Johnston! Es ist Hammel von der schottischen Salzküste!"

„Da würden aber auch die Frauen und Kinder in Deutschland hungern!"

„So hoffe ich! So hoffe ich ernstlich, Sir! Es gibt kein besseres Mittel! . . . Etwas Schinken, wenn ich bitten darf!"

Der Mann auf dem Boot unten hörte jedes Wort der lauten Unterhaltung, aber er wandte nicht den Kopf. Er richtete ihn lieber nach dem Nebel über dem Meer, wo sich nichts in dem schattenhaften Grau regte, oder doch? . . . In seine blauen Seemannsaugen kam ein spähender Glanz. Es war da etwas, kaum sichtbar wie Spinnweb, in der Luft . . . wie fadendünne Masten und Rahen. . . .

„Die Hungerkur bewährte sich an den Iren, Gentlemen! Früher waren ihre Lippen vom Graseessen



grün! So hungerten sie! . . . Mein Urgroßvater lachte oft noch darüber und nannte deswegen das Land die grüne Insel!"

„Hört, was Plumkins sagt . . ."

Die Schattenschiffe wuchsen. Dunkle Rauchstreifen hoben sich vom Blei des Meeres.

„Auch die Inder sind nur fügsam, wenn sie hungern . . . Die Buren . . . Das Jam . . . danke . . . oh, greifen Sie doch nach den heißen Buttertoasts . . . Kein Land sollte in Europa andere Lebensmittel haben, als die ihm England gibt oder nicht gibt . . ."

„Sehr weise!"

Die Schatten der Gespensterschiffe kamen unheimlich schnell näher. Gleich dräuenden Luftspiegelungen glitten sie durch Nebel und Flut.

Der Mann mit dem John-Bull-Kopf auf der Veranda nahm sich einen großen Hummer von der Schüssel, der ebenso rot war wie sein eigenes Gesicht.

„Nichts vorteilhafter als ständig von Hunger geschwächte Völker!" sagt er. „Sie arbeiten viel besser als andere!"

„Alt-Plumkins hat immer recht!"

„Kaffern und Kulis muß man die Rippen zählen können, wenn sie nützliches Werk für uns tun sollen!"

„Den Hindus auch!"

„Den Fellachen!"

„Den Deutschen!"

„Haha!"

Die Umrisse der Schiffe waren jetzt ungeheuer geworden. Der Nebel vergrößerte noch ihre Formen in das Phantastische. Sie drehten langsam bei. Es waren ihrer drei. Der Kapitän Lürsen beobachtete sie mit fieberhaft gespannten Augen. Die Gentlemen in der Laube über ihm schauten nicht hin. Sie kauten.

„Wenn überhaupt Deutsche nach diesem Krieg übrigbleiben!"

„Plumkins spricht wie ein Brite!"

„Ich habe das Ding reiflich überlegt und gefunden: Deutsche sollten besser nicht auf der Welt sein!"

„Wahr!"

„Krieg tötet nur die Männer. Aber nicht das Volk!"

„Richtig!"

„Also brauchen wir eine Form des Krieges, die das ganze deutsche Volk tötet!"

Rasch wie ein Schatten stieg aus den eisgrauen Panzern drüben ein weißer Ballen den Mast empor zum Top, entfaltete sich, zeigte jäh ein mächtiges, schwarzes eisernes Kreuz, das furchtbare Zeichen für den flammenden Erdball: Das Deutsche Reich im Krieg . . . Der Kapitän Lürsen hatte den Mund offen, starrte hinüber wie der Jäger auf dem Anstand.

„Darum bin ich kein Freund der lärmenden flandrischen Methoden! Ich ziehe nach ernstlicher Abschätzung den Hunger vor . . . Den Zahnstocher, wenn's beliebt, Sir! . . . Danke . . . man hört den Hunger nicht! Man sieht ihn kaum! Er wirkt so ruhig und sicher, wie sich mein Geld verzinst! Die Deutschen sollen nur verhungern . . . Nun, Gentlemen, ich denke, wir sind satt . . ."

„Was ist in den Mann da unten gefahren?"

„Er springt von dem Boot empor!"

„Er rennt, was er kann, um die Ecke!"

Ein schwacher, kleiner roter Blitz flammt drüben im Nebel auf. Mr. Plumkins ließ das Mundtuch, mit dem er sich eben die wulstigen Lippen wischen wollte, sinken. Sein rotes Gesicht verzerrte sich. Die kleinen Augen quollen weißlich aus den Höhlen.

„Gentlemen . . . da . . .!"

„Die Hunnen!"

„Um Gottes Barmherzigkeit . . ."

„Der Teufel am Werk . . ."

„Sie schießen!"

„Was heult denn da heran . . .?"

„Das jüngste Gericht . . ."

„Fort . . . fort . . ."

Old-Plumkins kam nicht mehr auf die Beine. Die Veranda zitterte von einem betäubenden Schlag. Die Luft füllte sich mit qualmendem Rauch und Staub. Als sich der Dunst verzog, saß John Bull immer noch auf seinem Stuhl, das Mundtuch in der Hand. Nur fehlte ihm der Mund, um ihn damit zu wischen, und der Kopf dazu. Die andern rannten durch die Straßen, prallten zurück, rechts und links von ihnen schmetterten die Wetterblitze durch Dächer und Wände, klirrende Ziegel und stürzende Mauern gegen das Versteck der englischen Batterie, die nun auch, aus dem Schatten der Kirche heraus, in schweren donnernden Schlägen antwortete. Dicker Sprengqualm und erstickender Kalkstaub umhüllten in fahler Finsternis das befestigte Städtchen . . . Wie beim Untergang Pompejis stürzten die Menschen, wie sie standen und gingen, auf die Straßen, liefen, ein bißchen Habe unter dem Arm, drehten um, denn auch auf den Höhen, über dem Familienbadeort lagen schwere englische Batterien, die man bisher nur als liebliche Aussichtspunkte zur Beobachtung der Regatta betrachtet hatte, und die nun ihr Feuer spien und empfingen.

„Die Seeräuber . . ."

„Die Mörder . . ."

Jetzt blitzte es jäh auch drüben am Pier vom Lande her. Auch da standen auf einmal britische Geschütze hinter dem Seemannshospital mit dem Roten Kreuz.

„Die Barbaren . . ."

„. . . eine wehrlose Stadt zu überfallen . . ."

„. . . , welch Schandfleck für die Menschheit. . ."

„Da hat ein Gentleman schon den Verstand verloren!"

„Wo?"

„Der im Golfanzug!? Steht da und lacht . . ."



Der Kapitän Erich Lürsen konnte sich nicht helfen. Er lachte wirklich in seinem leidlich gesicherten Stand beim Brüllen der Breitseiten vom Meer. Granaten auf England . . . Granaten in das große Heiligtum der Selbstsucht, das seit acht Jahrhunderten kein Feind mehr betreten! Granaten in die Hochburg der Lüge! Granaten in die große Herberge der Sabbatheuchelei und der Krokodilstränen! Wehe über die Wucherer der Welt! Blut über die Blutsauger! Granaten über das frohe alte England . . .

Er kannte von Flandern her die Kunst, mit Granaten umzugehen. Der Höllenlärm da vorn war ihm nichts Neues. Aber als nun das Hotel St. George an der Marina plötzlich eine Art Verbeugung zur See hinausmachte und im Handumdrehen in sich selbst zu einem rauchenden Schutthaufen zusammensank, sagte er sich doch: Nun sollte ein Mann wohl machen, daß er still wegkommt . . .

Die ersten Straßen und Plätze, deren freie Gefahrstellen er geübt, horchend und sich umschauend, übersprang, waren schon ganz menschenleer. Weiter aufwärts holte er leicht mit seinen langen Beinen die steil zur Eisenbahnstation hinauf Flüchtenden ein. Er hörte atemlose Stimmen: „Es geht noch ein Zug . . .!"

„Sie lassen Züge ab, solange noch eine Lokomotive da ist . . ."

Kein Mensch kümmerte sich um die leeren Schalter. Man stürmte ohne Fahrkarten die abfahrtbereiten Züge. Der Gentleman boxte, die Lady kratzte, eine alte Dame, der Erich Lürsen hineinhalf, biß ihn zum Dank in den Finger. Er selbst zwängte sich hinterher und stand eingekeilt in dem verstörten Britenknäuel und sah in der Tiefe den Zweikampf zwischen den Schiffen und Batterien und sagte sich: Nun weiß ich nicht einmal, wie das Städtchen unten heißt. Und noch weniger, wohin ich fahre! Das ist ein sonderbarer Tag . . .

Der Zug raste nach englischer Art dahin. Zuweilen huschte seitlings das buntscheckige Geflacker einer Station vorbei. Kein Halt. Weiter . . . Weiter. Zeit ist Geld

Nein, dachte sich der Kapitän Lürsen, an die eine Seitentür gepreßt, mit dem Rücken gegen die Fensterscheibe, Zeit ist kein Geld. Denn ich reise vorläufig umsonst. Wahrscheinlich schon eine Stunde oder länger. Nett von den Cousins! Aber wie ich sie kenne, heißt es zum Schluß doch immer cash! Wahrscheinlich auf der ersten Haltestelle . . . Und dann . . .?

Man sah draußen allmählich wieder deutlich die bis dahin schattenhaft vorüberfliegenden Umrisse der Häuser und Bäume. Die Fahrgeschwindigkeit hatte sich gemäßigt. Es ruckte und stieß wie beim Kreuzen von Weichen unter den Rädern.

„Station, Sir?"

„Noch nicht, Sir! Ausbesserungstrecke, Hunnenangriff aus der Luft. Vorige Woche."

Der Bahnkörper war an den Seiten noch locker und frisch geböscht, da wo ihn die deutschen Fliegerbomben aufgewühlt hatten. Geborstene Schwellen und verbogene Schienen lagen im Gras daneben.

„Ein einfältiger Spaß!" sagte der Gentleman mit dem Rennglas am Riemen. „Es sollte ja nichts davon in den Zeitungen stehen. Da hieß es nur, es seien einige Ziegel auf dem Dach einer Waisenanstalt leicht beschädigt worden. Aber in Wirklichkeit wünschte ich, ich träfe im Herbst die Moorhühner so gut wie die Goten hier den Eisenbahnabschnitt . . . Man könnte jetzt beinah nebenher wandern, so langsam fahren wir . . ."

„Man möchte denken, die Seeräuber greifen uns da zu Lande schon wieder an!"

Von der Straße her sprangen drei oder vier Männer an verschiedenen Stellen gleichzeitig gegen den langsam rollenden Zug, liefen nebenher, rissen die Türen auf, schwangen sich ins Innere.

Eine alte Dame fing an zu weinen. Der Gentleman mit dem Operngucker tröstete sie.

„Keine Angst, Madam! Es sind Beamte der Eisenbahngesellschaft. Sie wollen das Fahrgeld einziehen!"

„Ein wenig Platz, Ladies und Gentlemen, wenn's beliebt!"

Der Angestellte zog die Tür, durch die er aufgesprungen, hinter sich zu. Was vor ihm zwischen den Sitzreihen eingepfercht stand, drängte sich rückwärts gegen die Tür auf der andern Seite.

„Oh . . . oh . . ."

„Um Gottes willen . . ."

„Was gibt's?"

„Die Tür ist aufgeflogen . . ."

„Der Sportsmann, der an ihr stand, ist hinausgeflogen . . ."

„Welcher?"

„Der Sportsmann mit den Kniehosen im Golfdreß . . ."

„Hat er sich etwas getan?"

„Er muß ein guter Sportcharakter sein! Er sprang bemerkenswert geschickt noch im Stürzen ab . . ."

„Kam auf die Beine . . ."

„Überkollerte sich . . ."

„Stand wieder auf . . ."

„Ganz da hinten steht er ja!"

„Lacht! Macht mit der Hand ein Zeichen: Alles in Ordnung!"

„Hinkt nach der Straße!"

„Man sollte dem Gentleman den Oberbefehl in Flandern geben! Er hat mehr Glück als Marschall French!"

„Er ist ein leichtsinniger Bursche!" sagte eine alte Dame. „Er spielte mit dem Griff der Wagentür, an der er stand. Er drehte ihn herum, so daß die Tür aufgehen mußte. Ich sah es wohl . . ."

Der Zug hatte jetzt wieder seine volle Geschwindigkeit erlangt und sauste dahin. Der Herr in Knickerbocker schritt schon ein paar Meilen hinter ihm durch den grünen Park, der ihn umgab und ein Teil des großen Parks war, der England hieß.

Liebliche, lächelnde, ländliche Ruhe, wie in Deutschland am Feierabend, war hier, wo das Tagewerk Nichtstun hieß, schon am frühen Morgen. Vor den Türmen und Zinnen des Schlosses drüben schimmerten rote Punkte von Fräcken und schwarzweißes Gewimmel der Meute aus dem saftigen Grün. Der Lord hielt es für gut, jetzt noch im Mai einen letzten Fuchs zu hetzen. Seine keuchenden Pachtbauern drüben in Irland hörten das fröhliche Kläffen der Hunde, das jauchzende: „View Hallow“ der Jäger nicht. Vor den blumenumrankten Villen lagen Ladies und Gentlemen im Schatten in Hängematten, lasen, träumten, schäkerten miteinander und mit ihren preisgekrönten Möpsen und Katzen. Indien war weit. Nichts wahrscheinlicher, als daß es dort bei der Arbeit in den fiebrigen Reissümpfen schon recht heiß war. Aber der Rupeewechsel aus Kalkutta fühlte sich so kühl und glatt an wie immer. An den Bächen standen ernsthafte alte Herren, die grünschillernde, künstliche Maifliege am Köder der Forellenangel, und ließen mit einem Schwung, zu dessen Meisterung ein Menschenalter gehörte, die Lockspeise gleich einem Hauch auf die Wasserfläche wehen. Ihre Geschäftsbriefe aus der Stadt blieben indes liegen. Die Welt hatte zu warten. Sonst erhöhte die City den Wechseldiskont. Auf den Wiesen rannten Hunderte von hemdsärmeligen Männern und Burschen hinter dem Fußball. Was heute in der Fabrik nicht fertig wurde, kam nächste Woche daran. Sportgründe statt der Äcker, Hammelweiden statt der Gemüsefelder, Parkgruppen statt der Wälder, Tausende von städtischen Ruhesitzen statt der Dörfer. Der Kapitän Lürsen dachte sich, während er seines Weges wanderte: An sich ist's überall gleich, wo man auf der Verbrecherinsel herumläuft! Aber irgendwohin muß der Mensch doch schließlich kommen . . .

Ein tiefer Hornstoß ließ ihn zur Seite springen . . . ein Viererzug rollte vorbei. Ein Frühlingsbeet von Damenhüten, eine Malerpalette von grellen Kleidern der Ladies oben auf dem Verdeck, ein steinerner Gentleman mit einem hechtgrauen Zylinder im Nacken auf dem Kutschbock. Reihen von andern Wagen folgten. Menschen tauchten überall auf. Wurden zu Massen . . . Es war, als zöge irgendein ungeheures Ereignis in der Ferne, so wie die Spinne im Mittelpunkt des Netzes, von allen Seiten Alt-England an sich heran. Es erinnerte den Kapitän Lürsen an den Krieg auf dem Festland: Das Wandern grauer Kolonnen auf den Straßen, das Rollen eines Eisenbahnzuges hinter dem andern, die Staubfahnen der langen Autoreihen . . . solch ein Heerlager im Frieden war die weite Ebene, die sich vor ihm auftat.

Wer England kannte, der kannte auch dies zehntausendköpfige Gewimmel eines großen Renntages, diese Budenstadt von Zelten, diese Wagenburgen, diese Taschenspieler und Feuerschlucker, die vorläufig den Leuten die Zeit vertrieben, diese riesigen Plakate auf Stangen und darunter, verrückt hergerichtet, in grellen Kleidern und seltsamen Hüten wie die Marktschreier die Volksbuchmacher auf ihrem erhöhten Stand.

„Bayardo 1 : 2!“ Der dicke Kerl in zebragestreiftem Rock heulte es beinah von seiner Tonne. Was Krieg! Was Fliegernot und Küstenangriff! Was Flammenmeere und Blutströme in Europa! . . . Hier war England, hier Pferdebeine und grüner Rasen. Bayardo 1 : 7/8, brüllte der hagere Budennachbar im weißen Harlekingewand. Die Menge lachte . . . Fabrikmädchen legten ihre Sixpences zusammen und beratschlagten erregt. Bayardo hatte heute nacht einmal gehustet. Die Spione hatten es trotz der Wächterkette um den Paddock deutlich gehört. Es stand im letzten Extrablatt . . .

Das Blatt lag auf der Erde. Der Kapitän Lürsen hob es auf und las wieder, daß Bayardo Mr. Benjamin T. Branagan gehörte. Mr. Branagan aus Ohio, U.-S., Mr. Branagan, der Mann, der die Kontrolle über die Kanaan-Steel-Company und ihre neuen Granatenfabriken hatte, Mr. Branagan, der neue Mann in England.

Er ging da, klein und breitschultrig, die besonnte Würde des Emporkömmlings um die grausam herabgezogenen Mundwinkel des verschrumpften Angesichts, äußerlich jetzt schon sorgfältig von dem ersten Cityschneider in einen britischen Sportsman verkleidet. Er war ein Menschenkenner. Er vergaß niemals ein Gesicht und erinnerte sich an alles, was er jemals mit jemand im Leben gesprochen. Nur einen Augenblick überlegte er, während ihm der jüngere, glattrasierte Gentleman in dem Golfanzug mit freiem amerikanischem Lächeln die Hand hinhielt, und drückte sie dann kräftig.

„Oh — ich sehe: Mr. Lumley! . . . Mr. Lumley aus Illinois! . . . Wir trafen uns vor ein paar Monaten da drunten in Cadix . . .“

„So ist's.“

„. . . in jener Nacht, da dies Teufelschiff, die ‚Heidelberg', die besten Köpfe da unten bluffte . . .“

„O leider!“

„Ich sah Sie nicht mehr am nächsten Morgen . . .“

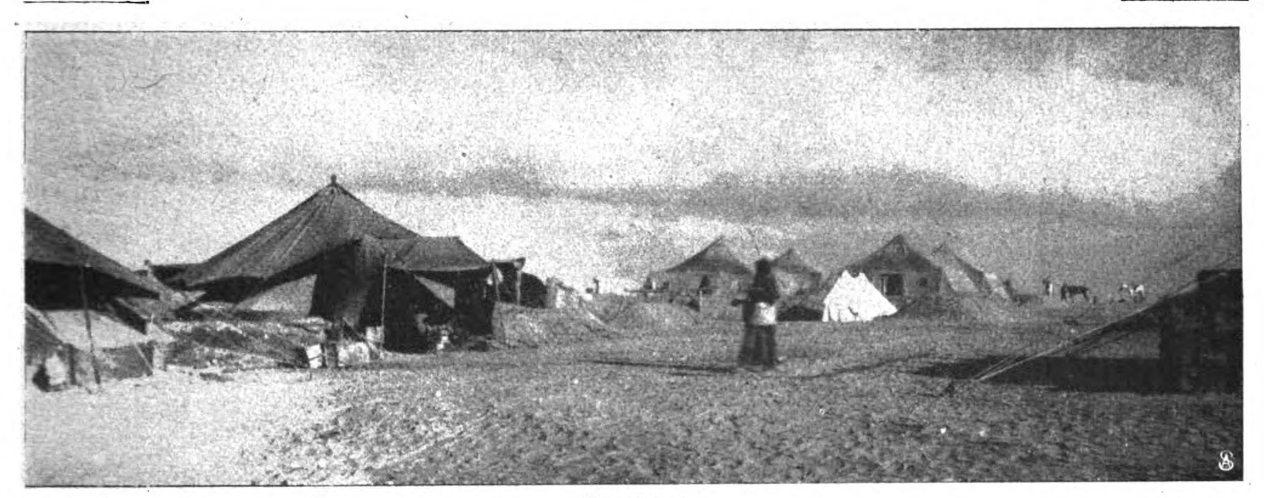
„Ich war schon früh mit meinem Auto weitergefahren, Mr. Branagan!“

„Oh — ich entsinne mich! Sie wollten an der Westfront Berechnungen machen, um wieviel die giftigen Gase die Granatenlieferung verteuern . . . Und waren Sie mit der Wirkung Ihrer Geschütze in den letzten Monaten zufrieden?“

„Oh — so ziemlich!“ sagte Mr. Lumley bescheiden.

(Fortsetzung folgt.)





Das Lager.

Deutsches Lagerleben in der Wüste.

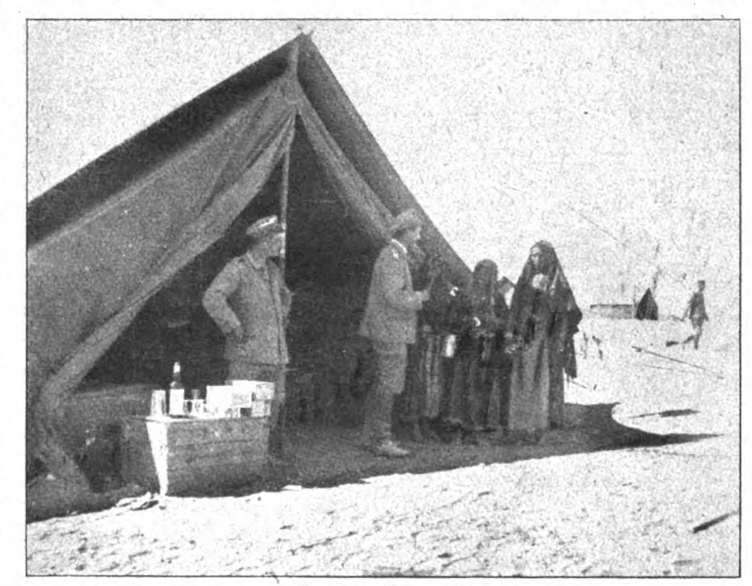
Von Leutnant Dienst-Irion. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

In der Wüste fehlt es im allgemeinen von vornherein an der Möglichkeit, in festen menschlichen Wohnstätten Unterkommen zu finden, und zum Häuserbauen gibt es in der leeren Einöde gewöhnlich kein Baumaterial. Man hat es wesentlich einfacher. Auf Kamelen führt die Truppe ihre Zelte mit sich, und so kann sie an jedem beliebigen Ort Unterkunft beziehen. Abends werden die Zelte aufgebaut, am frühen Morgen wird alles wieder auf die Tiere gepackt, und die nächtliche Stadt ist verschwunden.

Hat die Truppe ein längeres Standquartier, so begnügt sie sich nicht mit dem einfachen, regellosen Hinstellen der Zelte, sondern dann wird die Zeltstadt mit System und Sorgfalt aufgebaut.

Sonne, Sand und Fliegen stören hier mehr als feindliches Feuer. Dagegen muß man sich zunächst schützen. Die Zelte müssen, wo möglich, genau in die Nord-Südrichtung ausgerichtet werden, damit die allzu liebe Sonne nicht zu stark durch die Eingänge brennt. Dabei ist zu berücksichtigen, aus welcher Richtung der Wind kommt, der Wind, der in unserm jetzigen Quartier so unangenehme, wilde Eigenschaften hat. Jeden Tag stellt er sich mehrere Stunden lang ein und fegt über die kahlen, sandbedeckten Hügel. Und wo nur eines Menschen Fuß ein kleines Häufchen Staub aufwirbelt, da packt er rasch zu und dreht es in tollen Kreisen, bis langsam eine riesenhafte und rauchende Sandsäule entsteht, die er lachend vor sich her pustet und uns arme Menschen damit quält. Sandsturm! Er ist garstig, dieser Sand, sitzt im Hals, in den Augen, in allen Poren, in den tiefsten Tiefen der wohlverschlossenen Koffer treibt er sich herum, was man anfaßt, wo man hinschaut, überall Sand, Sand, Sand! Ihn fernhalten ist unmöglich, man muß sich damit begnügen, seine Macht abzuschwächen. Dies geschieht, indem man tiefe Räume ausschachtet und darüber, gut abgedichtet, die Zelte baut. Dann fegen die Sandwolken drüber weg, aber im Vorbeiwehen schicken sie doch ihre Grüße in die Tiefe. —

Und dann die Fliegen! Sie sind doch die schlimmste Plage. Diese Millionen frecher, kleiner Insekten, die sich mit widerspenstiger Unverschämtheit in die Augen — und Mundwinkel klemmen, sich überall hinsetzen und alles so ungemütlich und mißstimmig machen. Sie totzuschlagen, gleicht dem Bemühen, der Hydra den Kopf abzuhacken. Die Zelte kühl, zugig, dunkel, vor allen Dingen rein und von allen Speiseresten frei halten, kann die Plage einigermaßen eindämmen.



Das Kantinenzelt.

Bevor aufgebaut wird, muß alles genau abgemessen werden, so daß die Zelte ausgerichtet stehen wie eine Kompagnie auf dem Kasernenhof. Dadurch entstehen sorgfältig abgesteckte Straßenfluchten, und da ist auch das Straßenbild gleich bei der Hand. Natürlich haben auch wir eine Kaiser-Wilhelm- und Hindenburg - Straße und für unsere Bayern einen Bayrischen Platz. Aber ganz besonders fein ist die Bezeichnung „An den

Zelten", und die Umgebung des Zeltes eines tierliebenden Leutnants mit seinen verwünschten nächtlichen Ruhestörern heißt „Am Zoo". —

Stehen die Zelte, dann werden die Forderungen der Hygiene und Bequemlichkeit erfüllt. Saubere Kochstellen, verdeckte Müll- und andere Gruben werden angelegt. In einem geräumigen Sanitätzelt waltet der Abteilungsarzt seines Amtes. In einem eigenen Kantinenzelt kauft man sich die kleinen, das Leben aufheiternden Dinge, die wir aus Deutschland mitgebracht haben, oder die die Wüste und das umgebende Land bieten: Ein Glas Wein oder Whisky mit Soda, Zigarren, Zigaretten, Eier (soviel man will), Zitronen und all die Sachen, die ein Soldat immer braucht: Nadeln, Faden, Hosenträger, Seife, Bürsten, Wichse und sonstigen Kleinkram. Die mit der Post ankommenden Zeitungen und Zeitschriften werden hier in selbstgefertigte Zeitungshalter gesteckt und aufgelegt. Diese und eine kleine Feldbücherei geben dem Einkehrenden Stoff zu einem unterhaltenden Lesestündchen. Lieferanten für die Kantine sind Beduinenweiber, die täglich mit ihrer reichen Kinderschar kommen. Erscheint der Verpflegungsoffizier, dann wird er von den mit Fuß- und Armbändern, Nasenringen und klirrenden Münzen im Gesicht reich geschmückten Wüstenschönen bestürmt. Jede hält ihm ein Schock Eier entgegen: „Eier gut, Effendi!" —

Da wir Funker sind und uns Nauen jede Nacht die Heeresberichte schickt und sonstiges Neues aus der ganzen Welt erzählt, steht mitten im Lager eine Depeschentafel, an der jeden Morgen die Telegramme angeheftet werden. Diese erfreut sich natürlich des regsten Besuches auch von den benachbarten Truppenlagern.

Eine Lichtmaschine sorgt für elektrisches Licht. In den wichtigsten Zelten steht ein Feldtelephon. In den Schreibstubenzelten klappern die Schreibmaschinen, im Handwerkerzelt hämmert der Schuster die zerrissenen Stiefel wieder zusammen, und der Schneider flickt die verschlissenen Röcke und Hosen. An der kleinen Feldschmiede werden die Pferde beschlagen, in der Schreinerei macht man aus alten Kisten, die einst Verpflegung bargen, Tische, Stühle, Schränke, Bettstellen und sonstige nützliche Sachen, und in der Schlosserei feilt und klopft man alles mögliche zueinander. Man kann ja mit so wenig Mitteln so viel Schönes schaffen!

Das ganze Lager umgibt ein Wall und Graben, dessen Eingang zwei aus Sand und Wasser zusammengekleisterte Postamente flankieren. Ein ganz klein wenig künstlerisches Beiwerk!



Ausgang nach dem „Tempelhofer Feld".



Inneres eines Mannschaftzeltes.

Einundeinhalb Dutzend Leute liegen in einem Mannschaftzelt. Jeder hat seinen genau abgeteilten Platz und seine Bettstelle, über die ein schützendes Moskitonetz gebreitet ist. In der Mitte steht ein Tisch mit Stühlen, an dem die Mahlzeiten eingenommen werden. In einem Gewehrständer ruhen die Karabiner und an den Kleiderhaken hängen geordnet die Ausrüstungsgegenstände der Mannschaften. Je nach Veranlagung und Geschmack hat sich der einzelne seinen kleinen Raum mehr oder minder geschmackvoll ausgestattet. Fast über jedem Bett findet man natürlich, irgendwo angeklebt, ein Bild des Herzensschatzes aus der Heimat.

Ein paar ausgeschnittene Bilder, mit Palmzweigen umrahmt, geben einen bescheidenen, abwechselnden Wandschmuck. Aus alten Konservenbüchsen haben gewandte Hände Aschenbecher und Streichholzständer gefertigt. Noch manche andere niedliche Kleinigkeit zeugt von der Kunstfertigkeit und dem Schönheitsinn einfacher Soldaten. — Das langweilige, schmutzige, gelbliche Grau des Sandes in der weiten Landschaft verlangt nach Ablenkung für Auge und Gemüt. Trotzdem die Mittel spärlich und geradezu kümmerlich sind, findet man doch vor

Tisch mit gleißendem, zerbrechlichem Porzellan täuscht uns über ein manchmal zu stark konserviertes Soldatenessen hinweg. Doch nein, ich muß unsern Koch in Schutz nehmen. Was er aus Büchsenfleisch und Eiern alles fertigbringt, ist erstaunlich, und manche deutsche Hausfrau könnte darob ehrlich neidisch werden. Und aus dem kleinen Militärzwieback macht er mit Hammelfett (ach Gott, danach schmeckt sogar der Kaffee!) zum Nachtisch ein „Wüstengebäck", das ganz prächtig schmeckt. —

Das Offizierkasino.

vielen Zelteingängen ein paar wohlgepflegte grüne Gräser und Kakteen in steinumsäumte kleine Beete gesetzt

Doch das schönste ist unser Offizierkasino. Das ist mit Liebe gebaut! Ein großer, ausgegrabener Raum, mit Lehmziegeln etwas in die Höhe gemauert, darüber ein Dach, in den Wänden Tür und Fenster, das ist die Stätte, wo wir uns zum Essen zusammenfinden und so manche gemütliche Stunde verplaudern. Dahin retten wir uns, wenn stechende Sonne und wirbelnder Sandsturm den Aufenthalt im Freien fast unerträglich machen. Vor den Fenstern hängen Fensterläden, in denen in schlichter, ländlicher Weise ein kleines Herzchen ausgesägt ist. Und wenn dann die Sonne durchstrahlt und das Herzchen neckisch auf dem Papier vor den Augen tänzelt, da soll man keine lieben Briefchen schreiben können? Die geweißten Wände hat eine künstlerische Hand sinnreich ausgemalt.

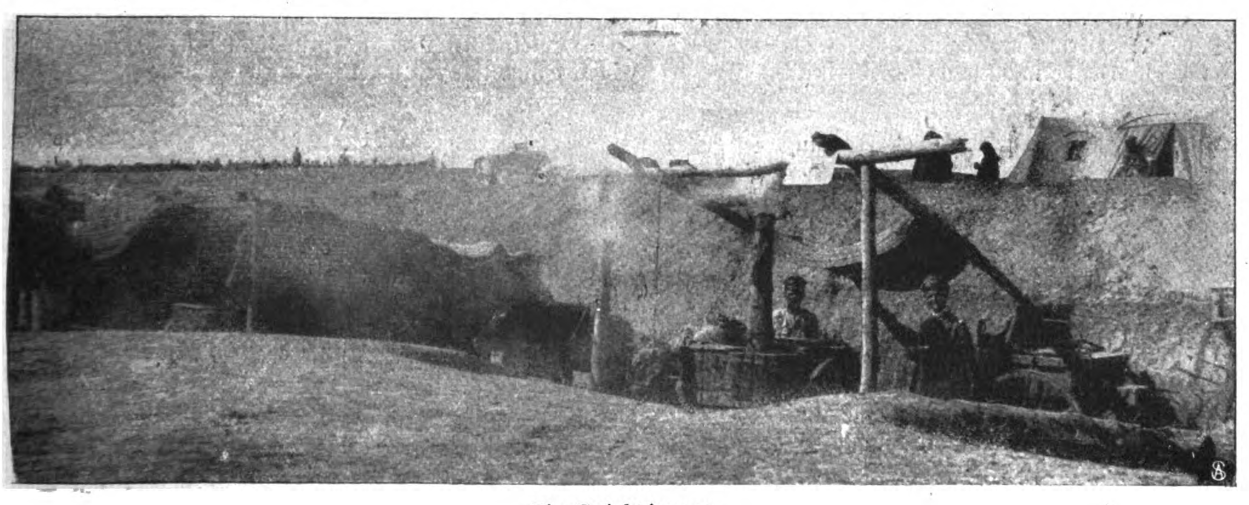
Ach, es ist zu schön in diesem Erdloch! Wir lachen und sind froh darin. Oefters empfangen wir da hohen Besuch, auf den sich bald die heimelige Gemütlichkeit überträgt. Die Schreinerei hat uns ein paar bequeme Lehnstühle hineingestellt zu süßem, träumerischem Nichtstun, und ein tadellos weißgedeckter, fähnchengeschmückter



Beduinenweiber.

Ist das Lager fertig eingerichtet, dann kommt des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr in Gang. Die militärische Ausbildung wird vervollständigt, Zucht und Disziplin wieder gefestigt, Friedensarbeit beginnt. Um fünf Uhr früh geht der Unteroffizier vom Dienst durchs Lager, die Schläfer zu wecken. Die Zelte sind naß von nächtlichem Tau, feuchter Nebel hängt in der Luft, und es ist kalt. Beträgt doch der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht öfters 25 bis 30 Grad. Da muß man schon immer eine dicke Leibbinde umhaben, soll dieser schroffe Wechsel den Därmen nichts schaden. —

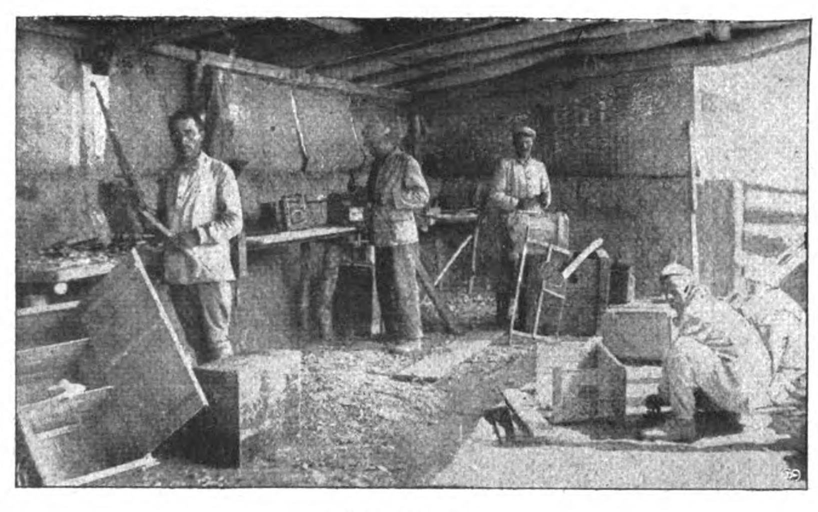
„Aufstehen" tönt die Stimme des Unteroffiziers schrill durch die Zelte. Schlaftrunken fährt der Soldat in Hosen und Stiefel, doch frisches Wasser bringt ihn bald zur vollen Klarheit. Der „Kaffeedienst" rafft die Koch-



Die Gulaschkanone.



geschirrezusammen und läuft damit zur dampfenden Feldküche, um für alle Zeltbewohner den Morgenkaffee zu holen. Der „Stubendienst" kehrt flink das Zelt aus, wischt Tische und Stühle ab und macht Ordnung. Das muß alles flott gehen, denn zum Antreten um 6 Uhr muß alles fertig sein. Da wird der Tagesdienst bekannt gegeben und die einzelnen Leute dazu eingeteilt. Um 11 Uhr gibt es eine warme Suppe an der Feldküche, und dann ist Ruhe. In der Mittagshitze liegt das Lager wie ausgestorben.



Die Schreinerei.

Nach dem Nachmittagsdienst ist die Zeit frei zu ungehinderter persönlicher Betätigung. Da sitzt einer im weichen Sand mitten unter einem halben Dutzend laut kreischender Beduinenweiber und feilscht um ein paar Eier oder Zitronen als Zutat zum Abendbrot.

In verschwiegenen Winkeln sitzt da und dort einer an einem Feuerchen und brodelt sich in seinem Bratpfännchen oder seinem Kochgeschirr ein besonders schmackhaftes Gericht zusammen. In einem Zelt surrt ein Grammophon. Ein ganz Begabter macht dazu klirrende Xylophonbegleitung. An einer Schnur hat er ein Dutzend Flaschen aufgehängt, die er durch Zugießen von Wasser fein abgestimmt hat.

Die Nacht dämmert schnell und sanft herab, paffendes, feierabendliches Wohlbehagen liegt über dem Lager, liebe, traute Gedanken stellen sich ein. Abend im Feld, weit unten in der Wüste, fern, fern der lieben Heimat!

Zapfenstreich! Drüben bei den Oesterreichern bläst ihn einer so hell und glockenrein, daß man in stille Andacht versinkt, wenn sein weihevolles Nachtgebet erklingt.

Langsam erlöschen die Lichter, es wird stiller, die Soldaten gehen schlafen. Der Schritt des Postens knirscht kaum vernehmbar im tiefen Sand. Kühler Nachtwind streift durch stolz und sieghaft flatternde deutsche Fahnen!

Märchennacht.

Der helle Mond schwimmt über den Grat der Berge,
drin schaukelt sich ein Sternenkind.
Und dann ein Gartenhauch, ein Blütenwind ...
Es öffnen sich uralte Felsensärge —
Aus jedem Sarge hebt sich kühl ein Haupt,
an Urwelt schwer. Vom Licht des Mondes blind,
sehen sie nicht das Sternenkind.
Ihr Waldhaar ist schon rot gelaubt.
Sie grübeln düster über Dorf und Tal
und scheuen jeden Silberstrahl.

Das Sternenkind spielt eine Himmelsharfe,
die singt in einsam wachen Herzen mit,
und alle Stimmen singt die Silberharfe,
was je auf Erden selig war und litt.

Dann winkt das Sternenkind dem Wolkenmeer,
das schnell den Grat der Berge überflutet
mit hellgesäumten Wellen schwarz wie Teer.
Ein Sturmlaut hallt, wie wenn ein Alphorn tutet.
Die alten Urwelthäupter sinken schwer
in ihre Felsensärge. Der Mondnachen
versinkt in Wolken. Keine Schimmer wachen,
nicht Sternenkind und Harfe mehr.
Es duftet häuslich nach gebranntem Torf.
Mit offnen Fensteraugen träumt das Dorf.

Franz Evers.

Andacht.

Auf einen Tag voll seltner Pracht
folgt eine zauberstille Nacht.
Der Wald liegt wie in Märchenträumen,
Das Mondlicht hängt in Busch und Bäumen.
Kein Laut, kein Hauch im weiten Raum.
Ich staune stumm, ich atme kaum,
wie Wunder kommt es über mich,
ein heilig Schauern fühle ich —
andächtig, dankbar, inniglich,
so falten meine Hände sich.

Wie hast du mich so reich gemacht!
Wie dank ich dir für diese Nacht!
Was gut und rein noch in mir war,
das bracht mir deine Güte dar!
Was meine Seele heiß erstrebt,
ich hab's erschaut, gefühlt, erlebt!
Nun sitz ich stumm und wunschlos da
und fühl mich deiner Allmacht nah; —
Ach, schließt du jetzt mein Auge zu,
ich weiß, ich fände gute Ruh.

Paul Bliß.

Junghelfer.

Von Emma Stropp. Hierzu 4 Aufnahmen von A. Matzdorff.

Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, in der unser Wohlfahrtswesen Mängel aufwies, deren Ursprung in gesellschaftlicher Eitelkeit und Oberflächlichkeit zu suchen war. Es sei an die Basare und Wohlfahrtsfeste erinnert, die den breiten Massen Gelegenheit boten, bei Tanz und Maskeraden „wohltätig" zu sein, und damit eine beklagenswerte Leichtherzigkeit in der Auffassung sozialer Pflichten hervorriefen. Führende Männer und Frauen sahen sich aus diesem Grunde veranlaßt, wenigstens der heranwachsenden Jugend Ernst, Bedeutung und Verantwortlichkeit recht erfaßter Wohlfahrtspflege nahezubringen und damit Menschen heranzubilden, die, frei von eigensüchtigen Beweggründen, der Hilfsarbeit persönliche Opfer zu bringen bereit sind und auch gelernt haben, sie in rechter Weise auszuüben.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend wurde im Jahre 1911 in einer Charlottenburger höheren Mäd-





„Rechnungsführerinnen" der Klassen liefern die Monatsbeträge ab.



Masche an Masche für die Feldgrauen.

chenschule der Keim zu einer Organisation gelegt, die, ethische Einwirkung und praktische Arbeit verbindend, eine derartige „Erziehung zur Wohltätigkeit" in die Wege leiten wollte. Persönlichkeiten, die im Wohlfahrts- und Erziehungswesen an erster Stelle wirkten, übernahmen Leitung und Ausbau, so daß der „Deutsche Junghelferbund" sich bald weiterer Ausbreitung erfreuen durfte und nunmehr, unter dem bewährten Vorsitz von Kabinettsrat Dr. von Behr-Pinnow zu einem wichtigen Erziehungsfaktor geworden, bedürftigen Kindern wertvolle Beihilfe leistet.

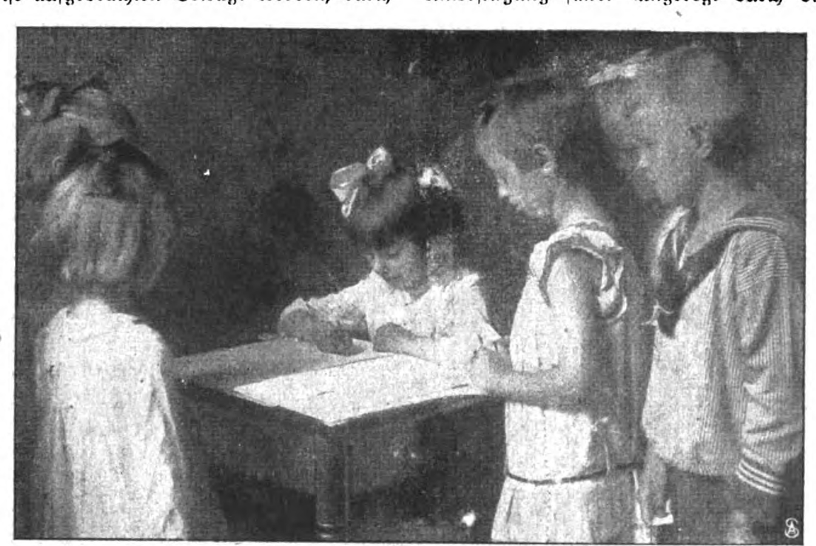
Der Grundgedanke des Bundes liegt darin, daß Kinder, die in treuer Hut liebender Eltern lebend aus Dankbarkeit für alles Gute, das sie empfangen, den Altersgenossen, die verkümmernd im Schatten stehen, ihre Hilfe angedeihen lassen sollen. Den jugendlichen Gemütern diese Pflicht mit rechten Worten nahezubringen, ist Aufgabe von Eltern und Lehrern; daß sie auf guten Boden fallen, wurde durch die Tätigkeit des Bundes hundertfältig bewiesen. Die Freude an diesem Liebeswerk erhöht sich den jungen Helfern aber dadurch, daß ihnen Selbstverwaltung der einzelnen Schulgruppen zugebilligt ist, ein Vorgehen, das gleichzeitig die erste praktische Einführung in die Arbeit des Fürsorgewesens darstellt. Der Beitrag, den die Mitglieder der jetzt an zahlreichen Schulen bestehenden Junghelfergruppen zu entrichten haben, ist auf monatlich, an einzelnen Schulen wöchentlich zehn Pfennig festgesetzt. Aber — und darin liegt ein bedeutsames erzieherisches Moment — diese zehn Pfennig dürfen nicht von den Eltern erbeten werden, sondern sind



Verkauf selbstgezeichneter Junghelfer-Postkarten.

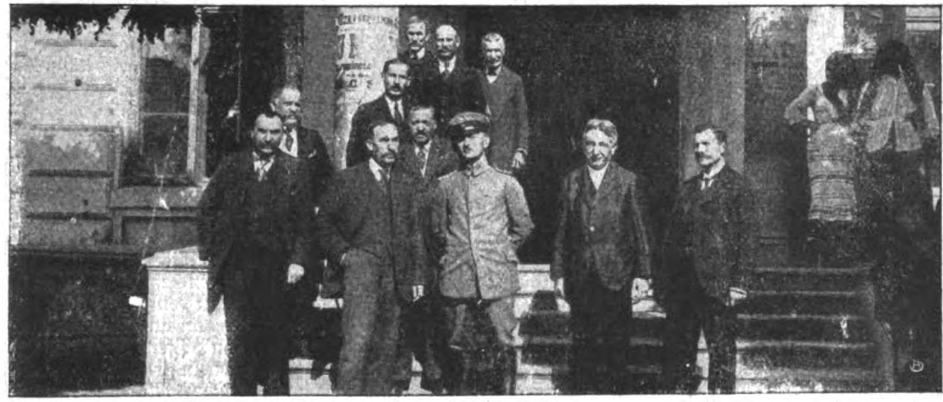
von dem Taschengeld, dem Entgelt für gelegentliche kleine Arbeitsleistungen oder von „Naschgroschen" zu entrichten. Ein kleines Opfer soll mit der Hergabe verbunden sein.

Die auf diese Weise aufgebrachten Beträge werden, durch Vermittlung der zuständigen Wohlfahrtsvereine, ausschließlich im Dienst der Kinderfürsorge verwandt, während die Werbe- und Organisationskosten aus den Mitteln der Zweigvereine bestritten werden, der eigentlichen Träger des Vereins „Deutscher Junghelferbund", deren Mitglieder sich aus den Eltern und Förderern der Sache zusammensetzen. So konnte, nach Festlegung eines gewissen Stammkapitals, eine stattliche Summe der Kinderfürsorge zugewandt werden. Schwächliche Kinder wurden in Erholungsheime entsandt, mißhandelte in Kinderschutzheimen untergebracht, die Ausstattungen für Konfirmation und Berufsleben gewährt und vieles andere mehr.



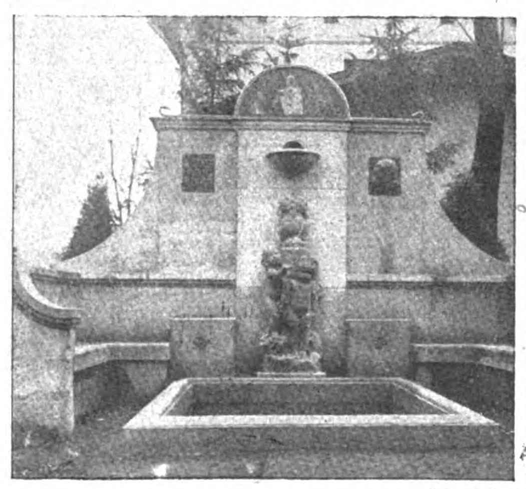
Das Taschengeld wird für die U-Boot-Spende gezeichnet.

Auch der Kriegshilfe widmeten sich die Junghelfer in emsigster Weise. Ganze Ballen von Liebesgaben, zum größten Teil selbstgefertigter Art, wanderten an die Front, während auch die U-Boot-Spende durch Zeichnung von gesparten kleinen Beträgen und die Verlosung selbstgefertigter Handarbeiten Unterstützung fand. Angeregt durch diese erzieherischen Ergebnisse hat eine Dame, deren Kinder selbst in der Stammgruppe des Bundes als eifrige Junghelfer tätig sind, in dieser Kriegszeit anläßlich eines längeren Aufenthaltes in Chile die dortige deutsche Jugend zu gleichem Tun zu veranlassen gesucht. Ihren Bemühungen ist es, mit tatkräftiger Unterstützung der Kolonie, gelungen, einen „Deutschen Junghelferbund in Chile" ins Leben zu rufen, der bereits zwei Gruppen, an den deutschen Schulen von Valparaiso und Vina del Mar, besitzt, die bisher, allerdings unterstützt durch Stiftungen begüterter Mitglieder der Kolonie und die Einnahmen eines Basars, an dem sich auch die Besatzung von S. M. S. Dresden durch Hergabe von kunstgewerblichen selbstgefertigten Arbeiten beteiligte, die stattliche Summe von mehr als fünfzehntausend Mark überweisen konnten.



Ein Zeichen des guten Einvernehmens zwischen dem deutschen Militär und der rumänischen Bevölkerung.

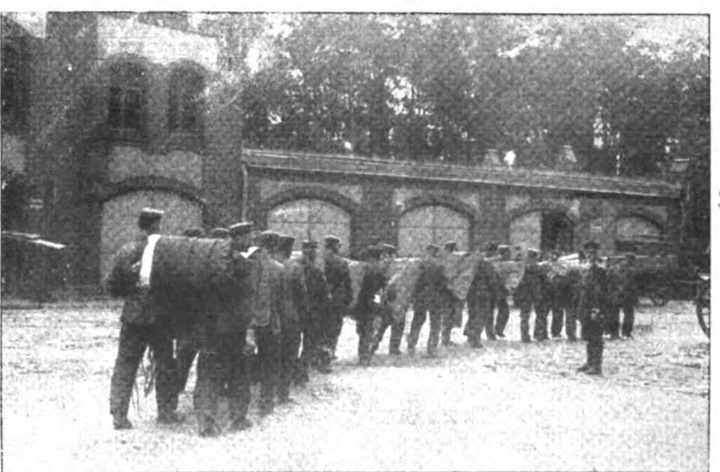
Der Ortskommandant von Calarasi mit dem Ersten und dem Zweiten Bürgermeister sowie dem Polizeimeister vor dem Amtshaus.



Phot. Nack.

Ein Zierbrunnen in Posen.

Erbaut von den Kriegsbeschädigten des Hauptfestungslazaretts.



Phot. Baumgartner.

Beförderung eines entleerten Fesselballons.

Schluß des redaktionellen Teils.

Moha — Im Dienste der Hausfrau

„Moha"-Kochbuch

Kriegsgemäße Küche

in 40 Kapiteln bearbeitet von
Kochlehrerin Frau H. Kiel, Frankfurt a. M.
* Küchenmeister A. Stober, Nürnberg *

Ein Kochbuch, dessen außerordentlicher Wert darin liegt, daß nicht das fatale „Man nehme ..." die Hauptsache bildet, sondern das in knapper übersichtlicher Weise Anleitung gibt, mit d. bescheidensten Hilfsmitteln u. unter Einsparung v. Fett, Eiern, Fleisch, Milch usw. eine abwechslungsreiche, schmackhafte, gute Kost zu bereiten.

In jedem Kapitel eine beschränkte aber sorgfältig zusammengestellte Zahl von Rezepten, die mit den jetzt zur Verfügung stehenden Mitteln herzustellen sind. Praktische Winke über Ersatz- und kriegsgemäße Hilfsmittel.

Aus dem Inhalt:
Sättigende Suppen, Gemüsesuppen, Fleischersatz-Gerichte, Gerichte für fleischlose Tage, Wildpret, Abendbrotgerichte, Krankenkost, Kriegsgemäßes Backwerk (ohne Mehl, Eier, Milch u. a. m.

In allen besseren Geschäften für Haus- und Küchengeräte erhältlich.
LADENPREIS: M. 3.—

„MOHA" GESELLSCHAFT M. B. H. Nürnberg 2.

Wasche das Haar nur mit



Herzlilien-Schampon
Preis 25 Pfg.
Bestes, billigstes u vollkomenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!

Herzlilien-Schampon schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar schuppenfrei, voll u. glänzend.
Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.
Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau**, Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**
Grossisten gesucht!



Dörflinger-Bein

bestes Kunstbein der Welt!

Verlangen Sie Katalog W gratis

F. L. Fischer
FREIBURG i. Breisgau
Zweigniederlassung: Berlin NW 6, Luisenstraße 64.

Gute **Ideen** zeichnerisch verwirklicht werden zur Patentanmeldung und Verwertung durch Internationales Patent-Bureau Ing. Carl Fr. Reichelt Berlin S.W. Lindenstr. 116



Schöne Augenbrauen
erlangen Sie durch meinen tausendfach anerkannten Augenbrauensaft. Die Brauen werden dicht, die Wimpern seidig und lang. — Preis Mark 4.—. Porto 70 Pfennig. Prospekte frei!
Frau Elise Bock G. m. b. H.
Berlin-Charlottenburg 48, Kantstraße 158

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch:
Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.



Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule u. Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Auskünfte!
Diskret. Zuverlässig.
Auskunftei „Reform", Berlin 55.

TOLA PUDER

Antiseptisches **Streupulver**
von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als Kinderpuder zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss. In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf.
Zu haben in d. Niederl. v. Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.

DIE LEIPZIGER MESSE

wird von allen maßgebenden und kaufkräftigen Einkaufsfirmen des In- und Auslandes regelmäßig besucht. Für die Industrie ist schon wegen der Anwesenheit ihrer Kundschaft die Beschickung der Leipziger Messe unerläßlich

Frühjahrs-Mustermesse 3. bis 9. März 1918

Jede gewünschte Auskunft über Beteiligung, Besuch, Vergünstigungen usw. erteilt das
Meßamt für die Mustermessen in Leipzig



Beinkorrektionsapparat
Segensreiche Erfindung
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.
Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust nach Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen"**, da sehr leicht im Gewicht (1½–2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre. Die Sie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"
Arno Hildner, Chemnitz 38, Zschopauerstr. 2.

Elektrische Lichtanlage betriebsfertig
25 Kerzen 4 Volt
mittels kleiner Akkumulatoren
Prospekt gratis.
Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik Dresden-A., Grüne Str. 18/20



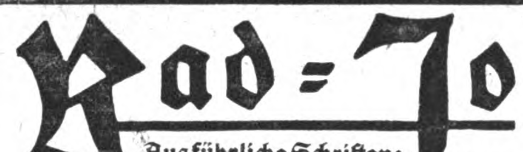
500 Briefmarken
M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St. M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.50.
Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Armee-Uhren mit Leuchtblatt
Über 100000 im Gebrauch



Marke „National"
Alleinverkauf für ganz Deutschland
Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt
Armband-Uhren 9.50, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 M
Armee-Taschen-Uhren 6.50, 10, 12, 15, 20, 25—50 M
Taschen-Wecker-Uhren 25, 30, 35 und 45 M
Cello. Glasschützer 1 M.
Moderner Schmuck jeder Art
Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages
Nachnahme ins Feld nicht zulässig.
Mehrjährige Garantie
Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos

J. Niesslein
Uhren Special-Haus
Dresden-A30 Wilsdrufferstr. 2



Rad-Jo

Ausführliche Schriften: „Aufklärungen für Mütter" gratis durch die
Rad-Jo-Gesellschaft m. b. H. Hamburg 40
oder durch die
Deutsche Handelsgesellschaft für Wohlfahrt und Gesundheitspflege m. b. H., Hamburg 40.
Fragen Sie Ihren Arzt deswegen!

Gummi- Sauger u. Ersatz für Milchflaschen, auch Beruhigungssauger, nicht an Händler. Haushalt- u. Toiletteartikel, Krankenpflegebedarf. — Preise auf Anfrage.
A. Maas & Co., Berlin 42, Markgrafenstr. 84.

Der Erfolg im Damenverkehr
Unterweisung in den feineren Künsten zur Eroberung des Frauenherzens und des vornehmen und gewandten Auftretens, über die Kunst ein guter Gesellschafter und vorzüglicher Plauderer zu werden und die Herzen der Damen im Sturm zu erobern. Von C. v. Cramer. Preis M 2.-. Nur z. bez. v. **W. A. Schwarze's Verlag, Dresden-N 6/70.**

Ueber ½ Million im Gebrauch.
Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera") färbt graues od. rotes Haar **echt** blond, braun oder schwarz.
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**





Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa".** Unübertroffen geg. Sommersprossen, Mitesser und Pickel, Röte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 3.— Mark.
H. Wagner, Cöln 24, Blumenthalstr. 99.

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Jugend des Alters
Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz, des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Olana". Die welkende Haut u. erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt u. elastisch gemacht u. d. Altern der Gesichtszüge weiterhin wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten. Dose 6.50 u. 3.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.



Unterricht

Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.



Ausbildung für höhere Frauenberufe außerhalb d. Universitätsbildung. Staatl. Prüfungen. Auskunft durch die **Kanzlei, Leipzig, Königstr. 42.**

Fröbelseminar
für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung. **Karlsruhe,** Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: Karlsruhe, Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl. auß. Samstag, 3—4 Uhr. **Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.**

Buchführung gründliche Unterweisung.
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen.** Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl., u. a.: 3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung vor.**

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Kultur- u. koloniale Technik. Neue Laboratorien.

Stottern jetzt radikal z. beseitig. Aber wie? Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. **Dr. P. Ulich.**

Ingenieurschule zu Mannheim
Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für
Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.
Programme kostenlos.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau, Hp. 181.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für Militärsohlenschoner (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Sohlenschonerfabrik, Neu-Isenburg H.

Geld- Verdienst durch eine gute Idee. Wegweiser durch **KLAUSER & Co., Berlin SW 11, Friedrichstraße 9.**

Stellen-Gesuche

Assistentin
(ärztl.), mit Röntgen - Laboratorium und Krankenpflege vertraut, sucht Stellung zum 1. März oder später. Offerten unt. **T. 7843** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Als Hausdame und Repräsentantin
sucht alleinstehende, sehr gebildete und feine Dame, sehr sympathisch, Ende Dreißiger, passenden **Wirkungskreis** in nur vornehmem frauenlosem Haushalt. Gefällige Offerten erbeten unter **M. M. 4325** an **Rudolf Mosse, München.**

Schöne Büste

Die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines Mittels „Juno" erzielt bei entschwundener oder

unentwickelter Büste



eine Vergrößerung derselben, während bei *erschlaffter Büste* die frühere Elastizität in kurzer Zeit wiederhergestellt wird.

Preis M. 6.-. Porto 50 Pf.

Garantie für Erfolg u. Unschädlichkeit.

Aerztlich empfohlen

Versand diskret gegen Nachnahme od. Voreins.

Schröder-Schenke

Berlin W 14, Potsdamer Straße 0 26 b, in Wien 14, Wollzeile 15.

Wir kaufen

Markensammlung

gegen bar

Philipp Kosack & Co.,

Berlin C., Burgstr. 13.

Krahe's Heilkuren

bezwecken eine innere unschädliche Desinfektion des Körpers u. sind zu empfehlen für alle noch heilbare Krankheiten, speziell für Lungen- und Magenkranke. Aerztliche Gutachten u. Zeugnisabschr usw. gratis durch die ärztl. Leitung des **Krahe's Heilinstitut, Frankfurt a. M., Börsenplatz 1.**

Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Uike, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.**



Der Mensch in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". **83 Abbildg.** Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart W.**

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 80. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. **2.80 M.** Fein geb. **3.80 M.**, mit Goldschnitt **4.50** (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von **Strecker & Schröder**, Stuttgart W.

VALOFIN

(„VALOFIN"-Wortmarke)

Ein ideales Baldrianpräparat

bei nervösen Störungen verschiedenster Art.

Wohlschmeckender und stets gebrauchsfertiger Ersatz für frische Baldrianaufgüsse.

1 Originalflasche M. 2.—

Zu haben in allen Apotheken.

Chem. Fabrik Helfenberg A.G., vorm. Eugen Dieterich
in Helfenberg bei Dresden, Karl Dieterich-Str. 13, Post Niederpoyritz.

KIOS

CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden

---

Unreines Blut

Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltarin** seit über 25 Jahren wirksam erprobt. Sch. 1.50. Übl. 3 Schacht. 4.50 **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4**



Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser**, Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 5**, Bornstedter Straße 8.

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Bett-Federn.

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung

Th. Kranefuß, Kassel 97.

Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.

Neu! D. R.-Patent, Ausl.-Pat

Bleistiftschere

Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben oder Zeichnen zu versehen.

Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere! Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen! Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen! Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.

Preis p. St. m. Scheide 3.50 M. fr. u. Nachn.

L. Doll, Heidelsheim 2 in Baden.

Hautjucken

(Krätze) wirksames

Spezial-Mittel.

6 M Dopp. Portionen (2 Pers.) 10 M.

Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8.



echte billige Briefmarken

Alle verschieden!

100 Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

25 alte Montenegro M. **3.—**	5 gest. Warschau M. **2.—**
30 versch. Türkei M. **2.—**	25 versch. Persien M. **2.—**
1000 verschied. nur **15.—**	2000 verschied. nur **50.—**

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur **17.50**

Max Herbst, Markenh., **Hamburg A.**

Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.



Nach der verlorenen Tankschlacht der Engländer bei Cambrai: Umbrechen eines Baumstammes.

Dies und das.

Verbotene und erlaubte Sohlenschoner. Die Ersatzsohlen-Gesellschaft macht darauf aufmerksam, daß der Vertrieb der Sohlenschoner und Sohlenbewehrungen vom 1. Januar verboten ist, insoweit sie nicht aus kernigem Blank- oder Bodenleder ausgestanzt sind und nicht eine Stärke von mindestens 2 Millimeter besitzen. Nur der Vertrieb solcher Sohlenschoner ist noch bis zum 28. Februar gestattet unter der Bedingung, daß die Kleinverkaufspreise für das Stück bei einer Länge von 2 bis 3 Zentimeter 4 Pf., bei einer Länge von mehr als 3 Zentimeter 5 Pf. nicht überschreiten. Aufwendungen für Verpackung, Kartons und Ähnliches dürfen nicht besonders berechnet werden.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Jugend-Kalender der Cecilienhilfe 1918. Verlag Brack & Keller, Berlin.

Paul von Fazekas: „Das Staatsrecht des Weltkrieges". Warnsdorf, Ed. Strache.

H. Geffers: „Monatliches Geschäftsergebnis ohne Inventur und ohne Abschluß". Stuttgart, Muth.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 13,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau,** Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.,** Prager Straße 35, **Düsseldorf,** Oststraße 105, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Kassel,** Königsplatz 53, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 3, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184, **München,** Theatinerstraße 3, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51, **Stuttgart,** Königstraße 11. — Der **Preis für die** viergespaltene Nonpareille-**Zeile oder deren Raum beträgt** 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen **müssen spätestens** vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Moorbad Polzin Kaiserbad Sanatorium auch i. Winter geöffn. Frühjahr 1918 Eröffn. des neuerb. Sanator.

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Kudowa Sanatorium im Winter geöffnet. Sprudelbäder d. Bäder im Hause. San.-Rat Dr. Hugo Herrmann.

Obernigk b. Breslau. Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteiln.Ermäß. Dr.Kontny.

Schreiberhau Dr. Wilhelm's Sanatorium, Bahnstation ist Ober-Schreiberhau.

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden

Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. Dr. Loebell.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Radebeul bei Dresden. Bilzsanatorium Gute Heilerf. Prospekt frei.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i.V.

Sächsisches Erzgebirge.

Bärenfels b. Kipsdorf, Erzgeb. Altes Forsthaus. Das ganze Jahr offen. Behagl. große Zimmer. Freie, doch geschützte Lage am Walde. Gute Küche, mäß. Preise. Frau Prof. Burger.

Harz.

Hasserode Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd.-Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. Haus Clara, Heim für Alleinstehende. O. Giraud. Dr. Morgenroth.

Schierke Sanatorium Schierke-Harz mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof". Geh. San.-Rat Dr. Haug. San.-Rat Dr. Kratzenstein.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f.Leichtlungenkranke,Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch Dr. Tecklenburg.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad-Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d.Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Degerloch-Hohenwaldau bei Stuttgart. Sanat. Dr. Reinert. Herz-, Magen-, Nervenkr., Erholungsbed., Gehstörungen. Gute Verpfleg. Prosp.

Bayern.

Bayrischzell In prächt.Lage i.Herz.d.bayer.Hochg. Hotel Alpenrose. neuerb.Haus m.all.Komf. Bes. H. Schermann.

Garmisch-Sonnenbichl Palast - Hotel. Haus I. Ranges. Dauernd geöffnet.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

München — Hotel Leinfelder —

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und andere Kurbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

Rothenburg o./T. Hotel Wildbad, mod. Fam.-Hot. in gr. eig. Park; Wintersp., eig.Oek., guteVpfl., mäß.Pr.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10,— an. Prosp. Bes. Jösler. Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

Arosa Sanatorium Altein, Heilanstalt I. Rg. f. jede Form d. Tuberkulose. Modernste Einrichtung. Chefarzt Dr. Amrein. Prosp.

Davos- Dorf. Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus. Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung. Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" ★ ist am besten informiert ★

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: R. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 4. Berlin, den 26. Januar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.



Die sieben Tage der Woche.

15. Januar.

Zwischen der Brenta und dem Mt. Perlica geht der Italiener nach starker, teilweise zum Trommelfeuer gesteigerter Artillerievorbereitung zum Infanterieangriff über. Nach sehr heftigen Nahkämpfen gelingt es dem Feinde, an einzelnen Stellen in die Gräben einzudringen. Im Gegenstoß wird er jedoch aus diesen geworfen. Der Gegner erleidet schwere Verluste.

Neue U-Boot-Erfolge im Mittelmeer: ein englischer Zerstörer und 24000 Br.-Reg.-To. Handelsschiffraum.

16. Januar.

Am 14./15. Januar unternehmen leichte deutsche Streitkräfte einen Streifzug durch die südliche Nordsee. Sie treffen weder feindliche Kriegschiffe noch Handelsfahrzeuge an, trotzdem sie nördlich der Themsemündung bis dicht unter die englische Küste vorstoßen. Dort nehmen sie wichtige Hafenanlagen auf nächste Entfernung bei guter Beobachtung mit über 300 Schuß unter wirksames Artilleriefeuer.

17. Januar.

Eins unserer Unterseeboote hat kürzlich an der Westküste Englands 4 Dampfer, ein französisches Bewachungsfahrzeug, einen Segler und einen Fischdampfer versenkt.

Dem Chef des Zivilkabinetts Herrn von Valentini (Portr. S. 91) ist der erbetene Abschied bewilligt worden. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Oberpräsident von Ostpreußen, Herr von Berg, ernannt.

18. Januar.

In Petersburg wird im Taurischen Palast die verfassunggebende Versammlung von dem Vorsitzenden des Hauptausschusses der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte, Sverdlow, eröffnet. Tschernoff wird mit 244 gegen 151 Stimmen, die auf Frau Spiridonowa fielen, zum vorläufigen Vorsitzenden gewählt.

Neue U-Boot-Erfolge im östlichen Mittelmeer; vier Dampfer und ein Segler mit rund 25000 Br.-Reg.-To. Eins unserer U-Boote versenkt in Sicht der tripolitanischen Küste den vollbesetzten italienischen Truppentransportdampfer „Regina Elena" (7940 Br.-Reg.-To.)

19. Januar.

Lebhafte Artilleriekämpfe im Stellungsbogen nordöstlich von Ypern. Auf dem Südufer der Scarpe und in der Gegend von Moeuvres, auch an vielen Stellen der übrigen Front, namentlich zu beiden Seiten der Maas, ist die Feuertätigkeit gesteigert.

Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Dieckmann, hat kürzlich sechs durchweg bewaffnete Dampfer mit rund 32000 Br.-Reg.-To. vernichtet.

Die russische Verfassunggebende Versammlung in Petersburg wird von den Bolschewiki aufgelöst.

20. Januar.

Ostende wird von der See her beschossen. Heftige Artilleriekämpfe dauern im Stellungsbogen nordöstlich von Ypern bis spät hinein an.

21. Januar.

Durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte sind im Monat Dezember 1917 insgesamt 702000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit erhöhen sich die bisherigen Erfolge des uneingeschränkten U-Boot-Krieges auf 8958000 Brutto-Register-Tonnen.

Die Ukraina.

Von Geheimrat Professor Dr. Albrecht Penck.

Das große weltgeschichtliche Ereignis, das sich jetzt vor unseren Augen vollzieht, ist der Zusammenbruch des großen russischen Reichs, vor dem ein Jahrhundert lang Europa gezittert hat. Die geknutet gewesene Menge bricht mit allen Traditionen des Zarentums, radikale Demokratie tritt an Stelle der Autokratie, und die einzelnen Bestandteile des Reichs, die die Zaren zusammengefügt haben, fallen auseinander. Noch ist schwer abzusehen, zu welchem endgültigen Ziel die sich überstürzenden Ereignisse führen werden; nur eins zeigt sich heute schon in voller Deutlichkeit: Die Ukraina scheidet sich von Rußland und geht ihre eigenen Wege.

Das kommt für diejenigen überraschend, die gewohnt waren, Rußland in Petersburger Beleuchtung zu sehen. In Petersburg wußte man angeblich nichts von Sonderbestrebungen in der Ukraina. Daß die Kleinrussen ein anderes Volk seien als die Großrussen, wurde bestritten; höchstens wurden provinzielle Verschiedenheiten zugegeben. Die Revolution von 1906 hätte schon die Augen öffnen können: In der ersten Duma traten ukrainische Ansprüche scharf hervor, und die Petersburger Akademie erklärte damals das Ukrainische für eine eigene Sprache. Aber die Regierung wußte jene Ansprüche niederzuschlagen, und im offiziellen Rußland war nicht mehr von der Ukraina die Rede. Daß die ukrainische Bewegung fortdauere, wußten nur diejenigen, die mit Ukrainern Fühlung hatten. Daß sie fleißig fortgearbeitet hat, zeigt sich nun, wo wir mit den Ukrainern viel schneller zu einem befriedigenden Friedenschluß gelangen als mit den Großrussen; denn in der Ukraina sind nationale Kreise an der Arbeit gewesen und haben alles seit Jahren vorbereitet. In Großrußland hingegen ist die Internationale ans Ruder gelangt, die weniger den Frieden erstrebt als die Revolutionierung Europas nach russischem Muster.

Was die Ukraina darstellt, hat der ukrainische Geograph Stefan Rudnyckyj schon vor Kriegsausbruch, im Mai 1914, im geographischen Kolloquium der Berliner Universität vorgetragen und damals schon jenes großzügige Bild von Land und Leuten entrollt, das er dann während des Krieges in seinem trefflichen Buch über die Ukraina näher ausgeführt und vertieft hat.

„Ukraina", sagt er darin, „ist das Land, wo die ukrainische Nation wohnt." Das erscheint auf den ersten Blick wie ein Kreisschluß, der von Leuten auf das Land folgert, das den Leuten den Namen gegeben hat. Für den Kenner aber liegen die Dinge anders. Er sieht Land und Leute getrennt und bemerkt, daß beide sich von ihrer Umgebung recht deutlich abheben. Was sich heute Ukrainer nennt, nannten wir früher Kleinrussen — nicht, weil diese kleine Leute sind, das sind vielmehr die Großrussen — sondern weil die byzantinische Kirche im heutigen Rußland zwei Metropoliten hatte: einen für das „große" Rußland um Moskau, einen für das „kleine" Rußland, das sich damals mit dem heutigen Ostgalizien deckte. Dort werden die Ukrainer heute Ruthenen genannt. Das ist die unrichtige Aussprache eines neugriechischen Wortes, das nahezu wie „Rusinen" lautet. Beide Benennungen, Kleinrussen oder Ruthenen, lehnen die Ukrainer für sich ab; denn sie wollen nicht als Russen gelten und nennen sich nach dem Kern ihres Landes, das lange Zeit der Grenzwall des zivilisierten Europas gegen die Einbrüche der Tataren und Türken gewesen ist, ebenso wie das österreichische Kronland Krain die südöstliche Grenze des Deutschen Reichs gegen die Balkanländer war, ebenso wie die Mark das deutsche Grenzland gegen die Slawen gewesen und die Uckermark in doppeltem Sinn eine Ukrainamark. Die Ukrainer sind also Grenzer. Aber sie spielen in der slawischen Welt eine weit selbständigere Rolle als die Märker in der deutschen. Sie sind ein Volk für sich, so wie die Russen, Polen, Tschechen, Kroaten, Bulgaren, nicht ein bloßer Volksteil wie die Kassuben, Slowaken oder Mazedonier.

Dies haben die Großrussen in Petersburg nicht gelten lassen wollen. Aber aufmerksamen Beobachtern ist der Unterschied zwischen Ukrainern und echten Russen nicht entgangen. Wir holen den Zeugen nicht aus der Gegenwart; denn wer in den letzten Jahren über Russen und Ukrainer geschrieben hat, kommt leicht in den Verdacht einer politischen Parteinahme; wir greifen vielmehr zu einem älteren Beobachter, der vor fast 80 Jahren durch Rußland reiste, und dessen weiter Blick für die Fragen aus der Geographie des Menschen noch heute mit Bewunderung erfüllt. Kein Geringerer als J. G. Kohl, der zum erstenmal die Frage nach der Lage der Großstädte Europas erfolgreich aufgegriffen, hat 1851 die Unterschiede von Groß- und Kleinrussen eingehender geschildert, z. T. in beinahe tabellarischer Form. Deutlich tritt da deren völkische Verschiedenheit entgegen. Sie ist ebenso wie die sprachliche größer als die zwischen Bayern und den Alpen und Norddeutschen auf ehemaligem slawischem Boden. Aber das Ukrainische war in Rußland in jeder Hinsicht unterdrückt. Die Sprache sowohl wie das Volk. Der eine große Dichter der Ukraina, der in seiner Muttersprache schrieb, Schewtschenko, hatte schwere Jahre der Verbannung zu ertragen, und der andere ukrainische Dichter, Gogol, schilderte seine Heimat in großrussischer Sprache. Wer kennt nicht seinen Tarraß Bulba!

Wie das Volk weicht auch das Land der Ukraina von dem Großrußlands ab. Zwar sind Großrußland und Kleinrußland beides Flachländer. Aber der scharfe Beobachter fühlt sich in der Ukraina mehr an den Boden des sächsischen Hügellandes, im moskowitischen Rußland aber mehr an den von Thüringen erinnert. Großrußland ist der rein kontinentale Teil von Europa. In der Ukraina spüren wir noch einen Hauch ozeanischen Klimas. Großrußland dehnt sich zwischen der Newa und Düna und der Mutter Wolga, zwischen den innersten Winkeln des Finnischen Golfes und des Eismeeres zum Kaspisee. Seine Wurzeln liegen um Moskau. Die Ukraina aber ist das Land am Vater Dnjepr, das vom Lande an der Wolga ähnlich abweicht wie das Land am Rhein von Ostelbien. Sein Herz ist Kiew. Diese alte Metropole liegt ziemlich nahe der natürlichen und ethnischen Nordgrenze der Ukraina: wenig oberhalb Kiew beginnen die großen Sümpfe der Poleßje und damit das Land der Weißrussen. Weithin ist der Pripet Grenze zwischen diesen und den Kleinrussen. Dafür reichen letztere im Westen aus dem Dnjeprgebiet weit heraus und wohnen im oberen Bereiche des nach Norden fließenden Bug sowie im ganzen Gebiet des zum Schwarzen Meer fließenden Boh, den unsere Karten vielfach als Bug bezeichnen. Sie greifen über in das Land am oberen Dnjestr und Pruth und reichen über den Karpathenkamm hinweg bis zur oberen Theiß. Im Osten aber haben die Ukrainer die Steppen des Donetzgebietes besetzt, sind hinübergedrungen über den mittleren Don bis an die Ufer des Choper; im Südosten sind sie gewandert hinüber über das Asowsche Meer und besiedeln das kubanische Gebiet nördlich vom Kaukasus. Gegen Süden sind sie ein Stück weit in die Krim eingedrungen und reichen bis an die Nordufer des Schwarzen Meeres, wo sie stark untermischt sind mit Großrussen, Deutschen und anderen Völkern. Auch sonst ist ihre Grenze nicht scharf. Allenthalben mischen sie sich am Saume ihres Gebietes mit Nachbarvölkern: mit Rumänen und Polen im Westen, mit Großrussen im Norden und Osten. Vielfach geschieht diese Mischung in der Weise, daß sich zwischen ukrainischen Dörfern zunächst solche der Nachbarvölker einstreuen, daß diese Einstreuung sich mehrt, bis endlich die ukrainischen Dörfer in ihr wie Inseln erscheinen. So ist es namentlich an der Grenze gegen die Großrussen und Rumänen. Im Westen hingegen erscheinen die Polen als eine städtische Oberschicht und als Großgrundbesitzer. Ein allmählicher Übergang scheint an der Grenze gegen die Kleinrussen im Nordwesten stattzufinden. Es wird nicht ganz leicht sein, nach völkischem Selbstbestimmungsrecht die Grenzen der neuen Ukraina zu ziehen. Über manche Schwierigkeiten im Westen wird dadurch hinweggeholfen, daß hier rund 75 000 Quadratkilometer ukrainischen Volksbodens mit 4 Millionen Einwohnern zu Österreich-Ungarn gehören. Es muß kein Nachteil für das ukrainische Volk daraus erwachsen, wenn dies so bleibt, ebenso wie es kein Nachteil für das Deutsche Reich ist, daß Millionen von Deutschen in der Schweiz und Österreich-Ungarn wohnen. Es wird Sache der österreichischen und der ungarischen Regierung sein, zu hindern, daß sich ihre Ukrainer als „unerlöste Brüder" zu fühlen beginnen, sondern Kulturvermittler bleiben, wie sie es im letzten Jahrzehnt gewesen sind, als die ukrainische Bewegung in Rußland unterdrückt war und namentlich in Ostgalizien sich fortentwickeln konnte. Der untere Dnjestr ist eine gute Grenze der Ukraina gegen das rumänische Volksland, der Mittellauf des nördlichen Bug und fast der ganze Lauf des Pripet eine ungefähre Grenze gegen Polen und Weißrußland. Aber kein natürlicher Anhalt findet sich für die nähere Grenzziehung der Ukraina gegen die Großrussen, und hier wird die Auseinandersetzung manche Schwierigkeiten zeitigen. Immerhin dürfen wir den im Werden begriffenen Staat der Ukraina zu rund 750 000 Quadratkilometer mit 28 Millionen Bewohnern veranschlagen. Er wird

größer sein als Österreich-Ungarn und nicht die Einwohnerzahl von Italien haben. Seine Bewohner werden dabei keineswegs allenthalben reine Ukrainer sein. Im Westen findet sich in Wolhynien eine Beimischung von Deutschen, in Podolien eine solche von Polen, in dem Grenzgebiet Beßarabiens eine solche von Rumänen; allenthalben ist rechts vom Dnjepr das jüdische Element sehr zahlreich vertreten; lediglich links vom Dnjepr in der Gegend von Poltawa gibt es rein ukrainische Bezirke. Ebensowenig wie Polen wird die Ukraina ein reiner Nationalstaat sein können. Das herrschende Volk wird gerade dreiviertel Majorität besitzen.

Die natürlichen Grundlagen für die wirtschaftliche Entwicklung des neuen Landes sind ausgezeichnete. Im Norden herrscht Waldland, im Süden Grasland mit schwarzerdigem Boden, welcher reiche Erträgnisse liefert, namentlich an Weizen, und auch den Anbau der Zuckerrübe in ausgedehntem Maß gestattet. Links vom Dnjepr birgt das Donetzgebiet große Schätze an Kohlen, rechts vom Strom liegt das große Eisenlager von Kriwoi Rog. Für die Entwicklung der Industrie sind also die besten Voraussetzungen gegeben. Auch besitzt das Land eine günstige Küstenentwicklung, obschon es an natürlichen Häfen fehlt. Heute liegt das Schwergewicht des Landes im Ackerbau. Die Ukraina ist eine der Kornkammern Europas. Odessa ist einer der Hauptausfuhrhäfen ihres Getreides; daneben kommen noch Nikolajewsk und Cherson in Betracht, während Taganrog und Rostow im Mündungsgebiet des Don namentlich das Getreide aus dem südlichen Großrußland verschiffen. Ein großer Teil des ukrainischen Getreides, viel mehr, als die russische Statistik ausweist, ist nach Deutschland gekommen, und zwar auf dem Seewege über Antwerpen. In Zukunft wird die Ukraina voraussichtlich in wachsendem Maß Deutschland mit Weizen versorgen, und wir haben allen Grund, diese Entwicklung zu fördern; denn der Weg zu ihr muß nicht notwendigerweise über See gehen. Zwar wird Odessa nicht aufhören, ukrainisches Getreide auch nach Deutschland zu verschiffen, aber neben dem Seeweg führen zwei Wasserstraßen zu Land aus der Ukraina nach Deutschland, welche kein meerbeherrschender Gegner zu sperren vermag. Wir gewärtigen, daß nach dem Krieg die Donau viel mehr als bisher als Weg nach dem Südosten Europas in Benutzung kommt, und wie der Weizen der südlichen Ukraina heut zur See nach Odessa gebracht werden muß, so kann er in Zukunft fast ebenso leicht an die Donaumündungen gebracht werden, um dann auf der Donau nach dem südlichen Deutschland geschafft zu werden. Von grundsätzlicher Bedeutung ist daher für unsere weiteren Beziehungen auch zur Ukraina, daß wir Deutschen uns die uneingeschränkte Benutzung der Wasserstraße der Donau sichern und an ihr feste Stützpunkte erhalten. Eine zweite Wasserstraße kommt der nördlichen Ukraina zugute. Sie hat im Dnjepr eine wundervolle Verkehrsader, aber keinen guten Weg zum Meer: denn um dieses zu erreichen, muß der Strom durch die Schwelle der Ukraina hindurchbrechen, und hat daher hier vielfach Stromschnellen, die einen Großbetrieb der Schiffahrt zum Meer hindern. Dafür gibt es einen Auslaß nach dem Norden. Er wird durch den Pripet eröffnet, der aus der Poleßje kommt. Dieses Sumpfland reicht über sein Quellgebiet hinaus und entsendet auch Wasser zur Weichsel und zur Memel. Um 150 Meter Höhe liegt die kaum kenntliche Wasserscheide zwischen dem Dnjepr und diesen beiden Flüssen, liegt die Scheitelstrecke zwischen dem Schwarzen Meer und Ostsee. Nirgend ist in Europa die Möglichkeit einer Wasserverbindung zwischen dem Gebiet der nördlichen Meere und dem Mittelmeer klarer vorgezeichnet als hier. So groß ist die Verlockung durch die Natur, daß hier schon zwei Kanäle geschaffen sind: ein Dnjepr—Bug-Kanal in der Richtung zur Weichsel, und der Oginski-Kanal zur Memel. Beide entsprechen den Bedürfnissen des modernen Verkehrs nicht. Aber sie lassen unschwer eine Ausgestaltung zu — erfolgt sie, so kann Memel ein Exporthafen für ukrainisches Getreide nach dem Norden Europas werden, kann ukrainisches Getreide zu Schiff von Kiew nach Berlin und Hamburg, und wenn der Mittellandkanal gebaut sein wird, in das rheinische Industriegebiet gelangen. Das ist eine Sache von allerhöchster Bedeutung. Bei Pinsk ist die Abzweigung beider Kanäle vom Pripet. Mit weitem Blick hat unsere Heeresleitung unsere Truppen bis zu dieser wichtigen Stelle vorgeschoben. Wir haben dieses Eingangstor zur Ukraina heut militärisch in der Hand. Aufgabe der deutschen Diplomatie wird es sein, es auch in Zukunft immer zugänglich zu erhalten. Der freie Wasserweg zum Dnjepr, seine Ausgestaltung zu einer modernen Großschiffahrtstraße muß zu den Bedingungen des Friedens gehören, den wir im Osten zu schließen im Begriff sind.

Unsere Nachrichtentruppen.

Von Oberleutnant Flach.

Wissen und Handeln sind die tatsächlichen Bestandteile jeder Kampftätigkeit, Bericht und Befehl ihre ursächlichen Unterlagen. „Was ist los?" „Was soll geschehen?" die beiden Fragen, um die sich alles dreht, und deren Beantwortung durch die Nachrichtenmittel „vermittelt" wird.

Was von dem idealen Nachrichtenmittel verlangt wird, ist: Zuverlässigkeit, Schnelligkeit und immerwährende Gebrauchsbereitschaft. Es gibt kein Nachrichtenmittel, das alle diese Erfordernisse unbedingt erfüllte.

„Doppelt genäht hält besser" ist darum auch hier die Losung, und wer durch das Schlachtfeld geht, sieht ein besonderes Heer von pflichttreuen Menschen zwischen Blitz und Krach der Granaten einer Tätigkeit nachgehen, welche mit dem Kampf ums nackte Leben unmittelbar nichts zu tun hat, ihn aber im Gleichschritt begleitet wie die Anmerkungen im Buch den großgedruckten Text: Das gesprochene, geschriebene oder telegraphierte Wort ist es, was sie zu vermitteln haben.

Die einfachste und kürzeste Meldung ist der Alarm, das eindeutige Signal: Angriff! Gas! Sperrfeuer! Glocken, Schlageisen, Pfeifen, Sirenen leihen ihnen ihre ohrenbetäubende Stimme. Sehzeichen ergänzen ihre beschränkte Wirksamkeit. Die farbigen Leuchtkugeln verkünden mit flammendem Hurra in wenigen Sekunden im ganzen Kampfgelände den feindlichen Angriff.

Bei Dunst und Nebel lassen uns aber auch diese temperamentvollen Rufer zum Streit im Stich. Hier greifen die feineren Verbindungsmittel ein.

Eine große Anzahl aller im Kampf verdienten

Eisernen Kreuze wird für die Bedienung des Telephons verliehen. Mit Recht. Das Telephon ist und bleibt das wichtigste Verständigungsmittel, weil es das Wort in Originalrede und Gegenrede zur Geltung bringt. Der persönliche Einfluß zwängt sich durch den dünnen Draht und wird auf viele Kilometer Entfernung wirksam.

Das Telephon ist aber auch unser teuerstes Nachrichtenmittel. Es kostet Blut. Wenn das Trommelfeuer rast und alles sich in Deckung duckt, so dauert es gar nicht lange, daß allenthalben ein, zwei Männlein aus Löchern und Unterständen kriechen, ungedeckt durchs Feuer übers offene Gelände marschieren, suchen, stehenbleiben, niederknien, sich beschäftigen: das sind die Telephonpatrouillen, die Drahtflicker, die es übernommen haben, in dem Gewirr von Drähten die abgeschossenen Enden ihrer Leitung zu suchen und zusammenzuknüpfen. Sisyphusarbeit inmitten des Tanzplatzes der Todesengel.

Ebenso opfervoll wie das Los der Telephonisten ist die Bedienung der verschiedenen Feldtelegraphen, die zwar ohne Leitungsdraht auskommen, aber dafür andere Nachteile aufweisen. Die Lichtsignalisten, Funker und Telegraphisten sind die Meister dieser feinbesaiteten Instrumente.

Im Großkampf sticht selbst durch dichten Pulverrauch und Dunst ein scharfer Feuerschein, der, auf Höhen oder aus Tiefen aufleuchtend, den Eindruck macht, als glänzte ein Fenster im Abendsonnenschein. Ganz außer Verhältnis zu jedem Raumgefühl, breit und kräftig, trifft er das Auge und erlischt, leuchtet wieder auf, bald kurz, bald lang, erlischt wieder und hinterläßt an Bergnase und Geländerippe auch nicht die leiseste Spur seiner rätselhaften Herkunft. Dieses feurige Auge, das über viele Kilometer hinwegblinzt und blinzelt, ist die Blinklampe des Lichtsignalgeräts, das geschwätzig hell seine Morsetelegramme durch die Luft gibt. Sie wird womöglich so eingebaut, daß feindliche Beobachtungen und Flieger sie nicht finden. Aber nicht immer glückt das, und wehe einer solchen Station, die entdeckt ist. Sie läßt der Gegner seinen ganzen Haß fühlen; denn sie ist der „Brennpunkt", der Lebensnerv des ganzen ihn treffenden Widerstandes, das weiß er: Da müssen die Morsezeichen unbeirrbar sitzen, wenn die Granaten ihren leichten Rhythmus mit dem ungebändigten Takt brutaler Synkopen zerschlagen.

Eine beinah noch größere geistige Sammlung verlangen unsere beiden elektrischen Telegraphensysteme, der Erdtelegraph und der Funkerapparat. Sie sind drahtlos und beruhen auf dem System der Morsezeichen, die in ganz leisen Summertönen aus kleinen Hörmuscheln abgelauscht werden.

Der Erdtelegraph hat eine bequemere Handhabung als das Funkergerät, aber auch einen wesentlich kleineren Wirkungskreis. Beide Apparate verlangen eine peinlich vorgebildete Bedienung, die sich so sehr in Gewalt hat, daß sie auch im stärksten Feuer die fein zirpenden Summertöne in der Hörmuschel nicht nur zu hören, sondern von soundso viel anderen gleichzeitig durch Boden und Luft zuckenden Summerzeichen verschiedener Klangfarbe zu unterscheiden vermag.

Die meist aus zwei bis drei Mann bestehenden Bedienungstrupps gehen selbst mit den Sturmwellen der Infanterie vor, richten sich, wie diese, in jedem beliebigen Granattrichter häuslich ein und haben, da sie vom Draht unabhängig sind, eher Gelegenheit, Verbindung aufrechtzuerhalten als das Telephon. Allerdings teilen sie auch das harte Los der Infanterie mit all seinen fürchterlichen Zufälligkeiten restlos.

Die schriftliche Meldung besitzt, richtig erstattet, den Wert urkundlicher Treue und, richtig benutzt, den Vorzug großer Zuverlässigkeit.

Ihr Fehler ist die mangelnde Geschwindigkeit, die mit allen Mitteln ausgeglichen werden muß. Der Hund läuft dreimal, die Taube fliegt dreißigmal, das Geschoß dreihundertmal so schnell, als der Fußgänger marschiert. Alle drei werden im Kampf mit Erfolg zur Beförderung schriftlicher Meldungen gebraucht.

Die Verwendung des Meldehundes setzt zwei Führer voraus, die mit gleicher Sorgfalt und mit gleicher liebevoller Behandlung das Tier an sich gewöhnen. Soll der Hund auf einer gewissen Strecke laufen, so muß er mit dem einen der Führer den Weg erst einmal zurücklegen. Dann kann er beliebig oft hin und her geschickt werden. Trockene Unterkunft, gute Pflege, Übung in Gehorsam und Feuerfestigkeit, die in einem wahren Trommelfeuer von Kanonenschlägen und Feuerwerkskörpern künstlich anerzogen wird, steigern die Leistungen der treuen Tiere zu großer Zuverlässigkeit. Über größere Strecken und sicherer arbeiten die Brieftauben, die dem feindlichen Feuer naturgemäß weniger ausgesetzt sind als die Hunde und auch gegen Gasvergiftung unempfindlicher als diese. Eine Kombination von Hund und Taube ergibt sich beim Transport von Tauben in kleinen Segeltuchtornistern, die dem Hund auf den Rücken geschnallt und von ihm nach der vorderen Linie gebracht werden, wo die Vögel auffliegen, um Meldungen wiederum an einen dritten Ort mitzunehmen.

Eine originelle Verbindung in der Verwendung von Meldehund und Telephon stellt der sogenannte Kabelhund dar, der dazu gebraucht wird, auf den Weg von dem einen Hundeführer zum anderen ein Telephonkabel auszulegen.

Zur schnellsten Beförderung schriftlicher Meldungen benützt man endlich kleine Granaten und Minengeschosse, die mit Granat- oder Minenwerfern abgeschossen werden.

Der Gedanke der Vernichtung, dem jene Grabenwaffen sonst gewidmet sind, ist hier auf einfache Weise einer segenstiftenden Einrichtung dienstbar gemacht und die Idee der Münchhausenschen Kanonenkugel so dem Bereich des Märchens in gewissem Sinn entzogen.

Jedes Nachrichtenmittel übertrifft in dem einen oder anderen Punkt seinen eigenen Schöpfer. Und dennoch bleibt der Mensch das größte unter allen Dingen.

Alle Zweige der Nachrichtentruppen leiden bei ihrem leicht verletzlichen Werkzeug besonders in der Feuerwirkung von Großkampftagen unter dem Druck fortgesetzter Enttäuschung und der Drohung unausgesetzter und meist nicht zu umgehender Lebensgefahr. Verstand, Wille und Charakter sind bei jenen Helden duldender Tätigkeit dauernd einer gleichmäßig schweren Belastungsprobe ausgesetzt, die auf allen Teilen unserer Front mit wahrhaft rührender Ausdauer, Kühnheit und Liebe zur Sache bestanden wurde.

Freilich darf man auch die Mühe und Arbeit nicht vergessen, die auf Erreichung jener Resultate in besonderen Ausbildungskursen aufgewendet werden.

Eine wirkliche Musterschule dieser Art besitzt unsere Verdunarmee. Dort versammeln sich in fortgesetztem Wechsel die Abgesandten der Kampftruppe, genießen in bequemen Quartieren theoretischen Unterricht, im groß angelegten Rahmen feldmäßiger Verhältnisse gründliche praktische Einzelausbildung und endlich ausgiebige Übung in der Zusammenarbeit der verschiedenen Nach-

richtenmittel im Gefecht. Erprobte Offiziere sind Lehrer, eine frische Sachlichkeit ist der Geist der Schule, der ohne rekrutenhaften Drill mit der Freude am Erfolg als einzigem Lehrmittel gründliche Erfolge zeitigt. Allwöchentliche größere Vorführungen von Gefechtsaufgaben im Gelände lassen den Fortschritt der Ausbildung erkennen und erwecken gleichzeitig bei den von allen Seiten herbeiströmenden Zuschauern aus der Front Interesse und Verständnis für das Nachrichtenwesen.

Unseren braven Kampftruppen im Graben und im Trichterfeld kommen die Früchte dieser rastlosen und gewissenhaften Arbeit zugute, die ihnen die harte Gegenwart erleichtert und schließlich Glanz und Ruhm für die Zukunft sichert; denn indem unsere Nachrichtentruppen melden und berichten, was die Stunde fordert, legen sie auch die ersten Grundlinien fest für die Ewigkeitsgeschichte des unvergleichlichen Heldentums unserer Kämpfer und — ihrer selbst!

Das deutsche Handwerk im Kriege.

Von Hans Ostwald.

Die Leistungen des deutschen Handwerks sind auch im Kriege von erheblicher Bedeutung. Allerdings ist der Hauptteil der Mitwirkung des Handwerks an der Vervollkommnung unserer Kriegsrüstung indirekter Art und läßt sich mit Zahlen gar nicht messen. Zahlreiche Betriebe arbeiten jetzt im Auftrage von Großbetrieben und sind als deren Hilfsbetriebe anzusehen. Unschätzbar ist die Bedeutung der Handwerksbetriebe für die Reparatur der in den Großbetrieben und in der Landwirtschaft benötigten Werkzeuge, Geräte und Maschinen. Wenn man diese Zweige handwerklicher Tätigkeit zusammenfaßt, ergibt sich ein ganz gewaltiges Arbeitsgebiet, das von den nahezu 2 Millionen deutschen Kleinbetrieben versorgt wird. Große Teile des deutschen Handwerks haben eine bemerkenswerte Anpassungsfähigkeit erwiesen. Sie haben sich zum Teil so schnell in die neuen Verhältnisse hineingefunden, daß man annehmen muß, ihre Leistungsfähigkeit hätte noch bedeutend gesteigert werden können, wenn es im Frieden rechtzeitig gelungen wäre, ihre Arbeitsmethoden nach der technischen Seite hin zu modernisieren.

Zu Beginn des Krieges konnte jedoch das Handwerk nicht unmittelbar zu den Heereslieferungen herangezogen werden. Das Heer brauchte Massen, Massen von Menschen sowohl wie von Ausrüstungsgegenständen jeder Art. Also konnten die Aufträge nur im großen vergeben werden. Einzelne Handwerksmeister können solche Aufträge nicht übernehmen, weil sie weder kapitalkräftig genug sind noch die unbedingt erforderlichen umfangreichen Einrichtungen, Werkstätten, Maschinenanlagen und Werkzeuge besitzen und sich auch nicht das notwendige Rohmaterial in dem Umfange beschaffen können, wie es der Bedarf verlangt. Da tauchte innerhalb des Handwerks der alte Genossenschaftsgedanke auf. Die Handwerker wollten nicht nur im Auftrage von Großunternehmern arbeiten, denen in diesem Falle der Hauptverdienst zufiel. Sondern sie wünschten, diesen Verdienst selbst zu erwerben. Die Aufträge mußten also dem Handwerk selbst zugeführt werden. Dies ließ sich nur erreichen durch die Gründung von Lieferungsgenossenschaften. Die Handwerker eines Gewerbes oder eines Ortes wurden zu solchen Genossenschaften zusammengefaßt. Durch diesen Zusammenschluß sind sie imstande zur Übernahme größerer Heereslieferungen.

Die Zahl der Lieferungsgenossenschaften dürfte augenblicklich 800 betragen. Diese Lieferungsgenossenschaften und auch die einzelnen Handwerksbetriebe haben im Jahr 1916 eine Zentralstelle erhalten: die im Mai gegründete Hauptstelle für gemeinschaftliche Heereslieferungen. Sie besorgt die Übernahme von Arbeiten und Lieferungen und deren Verteilung an Lieferungsverbände, Verteilungstellen und sonstige Vereinigungen der Handwerker. In besonderen Fällen zieht sie auch andere Gewerbetreibende und Gesellschaften heran. Sie hat bereits für mehr als 100 Millionen Mark Heeresaufträge dem Handwerk sichern können.

Aus besonderen Gründen richteten die Bundesstaaten mit eigener Militäroberhoheit außer Preußen, nämlich Bayern, Sachsen und Württemberg, eigene Zentralvermittlungstellen ein. So wirkt die Hauptstelle nur für das übrige Deutschland. Sie hat eine Anzahl von Abteilungen, die auf die Art der Lieferungen hinweisen: Für Fahrzeuge, Lederwaren, Eisenwaren, Holzwaren und Munition. Ihre wichtigste Abteilung ist die Abteilung für Auftragvermittlung, die in engster Fühlung mit den vergebenden Behörden steht. Sie vergibt z. B. folgende Aufträge an die Handwerkskammerbezirke und diese wieder an die Genossenschaften oder Handwerksmeister: 25 Proviantwagen à 1250 M., 100 Räder à 105 M., 3000 Minenkörbe à 12 M., 2000 Mützen à 3.90 M., 26 Schurzleder à 20 M., 300 Bremsklötze à 0.65 M., 300 Spiegel à 2.25 M. usw.

Solche Aufträge können natürlich meist nicht an einzelne Handwerkermeister vergeben werden. Um die Aufträge aber doch dem Handwerk zuzuführen und es auf diese Weise auch in der schweren Kriegzeit lebensfähig zu erhalten, sind die genannten Lieferungsgenossenschaften gegründet worden. Die Hauptschwierigkeit, die Beschaffung des Rohmaterials, wurde durch die Hauptstelle beseitigt. Soweit es sich bei den Aufträgen um die Herstellung aus beschlagnahmten Stoffen handelte, hat die Hauptstelle auch das Material von den Behörden verschafft.

Außerdem betätigt sich das Handwerk in Werksgenossenschaften, und zwar in der Art wie die Uhrmacher, Goldschmiede und Graveure. In allen drei Gewerben arbeiten Werksgenossenschaften als Hilfsbetriebe für private Unternehmen flott für den Heeresbedarf. Sie arbeiten in Fabriken oder Großbetrieben, die den Raum und die Einrichtung bereithaben oder leicht ergänzen können oder aber imstande sind, Hilfsgewerbe für eigene Rechnung heranziehen zu können. Z. B. arbeiten Goldschmiede und Uhrmacher optische Instrumente, Meßwerkzeuge, Orden, Gürtelschlösser, Helmzeichen, Beschläge für Granaten, Zünder, Bolzen, Schrauben, Gewinde, feinmechanische Teile für Waffen und Apparate aller Art. Viele Handwerker holen sich derartige Arbeit aus den benachbarten Fabriken. Andere wieder sind in Arbeitsgruppen tätig. Deren Vorstand sucht Arbeit und verteilt. Auf diese Weise wird der einzelne fruchtbar für die Waffenlieferungen. 70 Berliner Goldschmiede bilden eine solche Arbeitsgruppe oder Genossenschaft. Die Leipziger Uhrmacherinnung ist mit einer Zählerfabrik in Verbindung, die ihr Arbeit zusichert.

Diese Arbeitsgruppen werden auch nach dem Kriege noch ihre Bedeutung haben. Wird es doch voraussichtlich nötig sein, auch nach Friedenschluß dem Handwerk in größerem Umfang staatliche Aufträge zu überweisen. Auf alle Fälle werden die Genossenschaften von Wert sein bei der gemeinschaftlichen Beschaffung von Rohmaterial. Nach dem Kriege wird in der Hauptsache die Qualitätsarbeit von großer Wichtigkeit sein. Für diese Arbeit werden wir das Handwerk nicht entbehren können. Um leistungsfähig zu sein und zu bleiben, wird das Handwerk gut daran tun, die Organisation zu behalten und auszugestalten, die es im Kriege gewonnen hat.

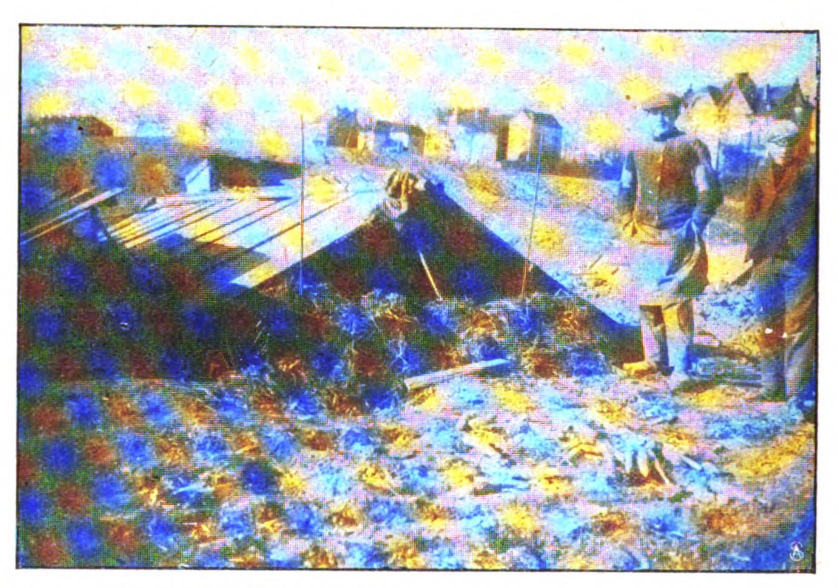
Außer den Heereslieferungen hat das Handwerk noch manche andere Aufgabe zu erfüllen. Bäcker und Schlächter arbeiten für den Lebensmittelbedarf der Bevölkerung. Unschätzbar aber ist die Bedeutung der Handwerksbetriebe für die Reparatur der in den industriellen Großbetrieben und in der Landwirtschaft benötigten Werkzeuge, Geräte und Maschinen. Die Handwerksarbeit auf diesen Gebieten ist vielfach als Hilfsdienst anerkannt worden, ein Beweis für die erhebliche Bedeutung, die dem deutschen Handwerk auch im Kriege zugemessen wird.

Chicorée.

Von A. Matthes, Berlin.

Die nach dem griechisch-lateinischen Cichorium genannte Zichorie (cich. intybus), deutsch Wegewart, weil sie sich häufig an Wegen und Feldrainen findet, ist allgemein bekannt als die Ursprungspflanze des aus ihren gerösteten Wurzeln bereiteten Kaffeezusatzes, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland erfunden und seitdem als „deutscher Kaffee" auch im Auslande sehr beliebt wurde. Weniger bekannt ist bei uns die Verwendung als Gemüsepflanze, die sehr nahelag, weil unsere Zichorie eng verwandt mit der von alters her geschätzten Endivie (cich. endivia) ist. Sie ist besonders in Belgien zu Hause und kommt von da unter dem französischen Namen für Zichorie, chicorée, neuerdings immer häufiger auch auf unsere Märkte und die Tische unserer Speisehäuser.

Ihre Kultur ist leicht und einfach. Die den Mohrrüben ähnlichen spindelförmigen Wurzeln werden in Kellern oder in auf freiem Land angelegten überdachten tiefen Gruben, am besten, wie Champignonbrut, auf Pferdedung gepflanzt und möglichst dunkel und warm gehalten. Wo künstliche Heizungsanlagen fehlen, weiß man sich, wenn die niedere Außentemperatur es notwendig macht, durch Abbrennen von Reisigbündeln zu helfen, wie es das eine der beigegebenen Bildchen veranschaulicht. Die Wurzeln treiben unter solchen künstlich hergestellten günstigen Verhältnissen schnell kräftige, lange, fast weiße Sprossen und Blätter, die, als ob sie sich erst durch Erdreich ans Licht zu arbeiten hätten, dicht aneinandergeschlossen bleiben. Diese Sprossen



Vor dem Anheizen.

und Blätter samt den breiten Blattrippen bilden das geschätzte Chicorée-Gemüse, das sich durch ein zartes Zellengewebe und milden Geschmack auszeichnet. Die Weichheit von jungem Kopfsalat erreicht es allerdings nicht ganz und wird daher, wenn es zu Salat verwendet werden soll, erst eine Viertelstunde in Salzwasser gesiedet, im übrigen ganz wie Kopfsalat zubereitet, besonders gern auch mit roten Rüben garniert. Soll es zu Gemüse dienen, so läßt man es etwa doppelt solange kochen, wiegt und bereitet es dann wie Spinat oder schneidet und hobelt es wie Weißkohl oder Rotkohl, um es dann zu dämpfen oder auch mit Fleischbrühe als Suppeneinlage auf den Tisch zu bringen.



Kultur des Chicoréegemüses: Die Ernte.

Die Matrosen.

Von Kurt Küchler.

In Mutter Greta Griens Grogkeller am Hamburger Hafen, wo man in Friedenzeiten für achtzig Pfennig drei wunderschön gebratene Butt mit Kartoffelsalat zu essen bekam, saßen die Stammgäste um den runden Eichentisch, auf dessen gelber Wachstuchdecke eine Erdkarte mit allen Kriegschauplätzen sauber eingezeichnet war. Die Stammgäste waren brave, ausgediente Seebären mit breiten, glattrasierten Gesichtern oder zottigen, weißen Ziegenbärten unterm Kinn, ehemalige Steuerleute oder Kapitäne der Hamburger Schiffsreedereien, die alle Ozeane und Wasserstraßen der Erde befahren hatten, oder Seeleute mit eigenen Fahrzeugen, die der Krieg aufs trockene geschmissen hatte und zu alt waren, um auf den Schiffen der Kaiserlichen Marine ihre Haut gegen England zu Markte zu tragen. Sie saßen nun Abend für Abend hinter ihren dampfenden Groggläsern oder dem dünnen Kriegsbier aus der Elbschloßbrauerei, tühnten von alten Abenteuern, vom Krieg, von den schlechten Zeiten und horchten mit einem Leuchten der wässerigen Seemannsaugen auf, wenn vom Hafen her die Sirene eines ausfahrenden Schiffes dumpf herüberheulte. Dann schwiegen sie alle eine Weile, stießen dicke Dampfwolken aus ihren kurzen Pfeifen gegen die niedrige Decke oder schoben bedächtig den Priem aus der einen Backentasche in die andere, und hinter jeder Stirn arbeitete zäh und bohrend der Gedanke an das weite, salzige Meer, das ihnen mit seinen Stillen und Stürmen, seinem Glänzen und Donnern wie ein verlorenes Paradies war.

Neben dem langen hageren Kosmoskapitän Peter Steenbock, der die Hände in den weiten Taschen seiner blauen Hose vergraben hatte und sich nur mit einem gelegentlichen grimmigen Fluch auf die Not und die Faulheit der Zeit an der Unterhaltung beteiligte, saß ein junger, schmaler Mensch mit blassem, magerem Gesicht und seltsam stillen, verschleierten Augen, die reglos, wie erloschen, unter den dichten blonden Brauen lagen. Wenn er sprach, bewegte er den Kopf nicht; es war, als sei sein Blick in eine wesenlose Ferne gebannt, aus der alles zu ihm hinströmte, was er dachte und sprach. Unter den Augen und an den Schläfen waren schmale, kaum verheilte Narben, und über den Brauen lag die Haut rot und wulstig wie über verharrschten Wunden. Das war Peter Steenbocks einziger Sohn. Fast zwei Jahre lang hatte er auf deutschen Torpedobooten den Krieg gegen England mitgemacht, dann hatte ihm in der Schlacht am Skagerrak der Splitter einer englischen Granate das Augenlicht weggeschossen ...

Ein Urlauber saß mit am Tisch, ein frischer, braunverbrannter Matrose, breitschulterig, mit stämmigen Armen, flackernden blauen Augen, und erzählte lärmend mit weit ausholenden Gesten von seinen Erlebnissen. Er kam geradeswegs aus der Bucht von Riga, und seine kräftigen Schilderungen von dem mächtigen Stoß der deutschen Hochseeflotte gegen die Inseln Ösel und Dagö schlugen Bresche in die blau verqualmte Luft der Wirtsstube. Die Goldschrift auf seinem Mützenband zeigte, daß er zu einer Minensucherflottille gehörte.

„Tja, Kinners," rief er, verrieb mit seiner braunen Faust einen nassen Grogflecken auf der Wachstuchdecke und blickte wohlwollend über die weißen Köpfe der alten Herren, die ihn mit verkniffenen Lippen anhörten, „das war ein böses Stück Arbeit, dori dimmi, die wir lütten Minensuchers machen mußten, ehe unsere dicken Panzerkasten glatte Bahn hatten. Die Russen, das sind die besten Minenlegers von der Welt, die legen ihre Minen staffelweis, und was das zu bedeuten hat, davon habt ihr in eurer ollen Hamborger Tranöligkeit keine blasse Ahnung!"

Die alten Seebären lachten gutmütig und zeigten ihre schwarz vertobakten Zähne. Einer, dem das weiße Haar unter der blauen Schiffermütze her zottig auf den Kragen fiel, hob lachend und drohend die hagere Faust und schrie mit seiner alten, von tausend Meerfahrten rauhen und heiseren Stimme: „Junge, Junge, Junge; pedd die man nich op'n Slips!" Und Frau Greta Grien, die schwer und rundlich hinter der Tonbank saß, an einer blauen Unterjacke strickte, ihren Grogwasserkessel und ihr letztes Tönnchen mit Jamaika-Rum hütete, rief vergnügt: „So is recht, Heini! Mach ihnen man ordentlich klar, daß es bei die verdammten Russens nich so bannig gemütlich hergeht wie bei Mutter Grien!"

Der stämmige Matrose mit dem verwegenen Blick in den glänzenden blauen Augen trank sein Grogglas leer und fuhr fort, mit fröhlicher Prahlerei von seiner Siegesfahrt durch die Bucht von Riga zu erzählen. Er schlug mit der Faust auf die Wachstuchdecke, mitten in die Ostsee hinein: „So sind wir Minenlegers hineingefahren



B. J. G.

Amalie Materna †

Die berühmte Wagnersängerin starb zu Wien im Alter von 71 Jahren.

mittenmang twüschen die russischen Knallbonbons, und haben sie weggefegt, daß nich ein Mann und nich eine Maus von unserer ganzen Marine ersoffen ist! Tja, wir sind bannig fixe Jungs, wir Minensuchers von Ösel und Dagö!"

Er brach mit einem Mal ab, mitten in seiner prahlerischen Fröhlichkeit, und schaute betroffen in die Augen des jungen Menschen neben dem alten Kapitän Peter

Steenbock. Diese verschleierten, mit einem seltsamen milchigen Glanz gefüllten Augen waren ihm voll zugekehrt. Es war dem Matrosen, als blickte er in eine Nacht, in deren Tiefe noch ein letztes schwaches Leuchten war, das nicht sterben konnte. Ein Glanz, still und heimlich übriggeblieben von all dem Licht, das mit hunderttausend Bildern und Erlebnissen durch die weitgeöffneten Tore unter den Bogen der dichten Brauen in das Innere geflutet war. Der Matrose von Ösel sah es wie etwas Unheimliches, Fremdes, dem Tode Verwandtes. Dann spürte er, wie der erloschene Blick sich wieder von ihm abwandte und an ihm vorbei wie vorher sich in wesenlose Fernen zu verlieren schien. Das Gesicht des blinden Kameraden hatte nichts Schmerzliches. Auf seinen ein wenig nach unten gebogenen Lippen lag ein weiches Lächeln, das wie der Glanz der erloschenen Augen war, schwach, unbestimmt und verloren, aber dennoch gefüllt vom Nachhall unendlichen Lichtes und unendlicher Erlebnisse.

Und wie ein Blitz stand es dem Kameraden von Ösel vor der Seele, wie dieser junge Sohn des alten Kapitäns in die Skagerrakschlacht hineingefahren war: im Krähennest des Vormastes auf dem kleinen Kreuzer, unter sich die grauen, klirrenden Stahlmassen des Schiffes und die langen Rohre der Schnellfeuergeschütze, die Wellen, die klingend gegen die Bugwände sprangen und weiß und wogig verschäumten, und vor sich, unter einem kalten, eisengrauen Himmel, die unendliche Weite des rollenden Meeres, das er mit fröhlichen, klaren Augen durchforschte, wie der Befehl es verlangte, und hinter der Stirn die unbändige Glut der Jugend, die dies alles als ein großes, wildes Spiel nahm, als ein Aufrollen unermeßlich gewaltiger Bilder, gierig aufgetrunken von den flammenden Augen des Körpers und der Seele... bis die Geschwader der Feinde heranstampften, bis unter Gebrüll und Donner der höllische Eisenfetzen kam, Blut über die jungen Augen rann und das unermeßliche Licht des Lebens erlosch.

Sie schwiegen alle um den runden Tisch. Es war, als hätten alle gespürt, was zwischen diesen beiden Männern der See und des Krieges lautlos hin und her gegangen war. Sie rührten in ihren Groggläsern oder blickten starr vor sich hin. Der alte Kapitän Steenbock legte sacht seine verarbeitete Hand auf die Schulter des Sohnes, und Mutter Greta Grien senkte den Kopf tief auf ihre Arbeit.

Der Matrose von Ösel, der triumphierend aus der Überfülle der hellen Lebendigkeit heraus mit den Bildern seiner Erlebnisse und seiner Phantasie um sich geworfen hatte, stand von einem geheimen Grauen gepackt unsicher auf, ging durch die Stube und warf, wie unter einer plötzlichen Eingebung, einen Groschen in den Musikautomaten, der an der Wand stand. Das alte, treue Flaggenlied klang auf. Heiter, wie die See unter blauem Himmel, sprühend wie das Knattern der Kriegsflagge am Heck, stolz wie ragende Masten, tanzte die Melodie durch den Raum, und alle blickten befreit auf, lächelten und reckten die alten Knochen.

Der Matrose von Ösel kehrte an den Tisch zurück und blickte forschend in das Gesicht des jungen Kameraden vom Skagerrak.

Der hatte den Kopf erhoben, summte die Melodie, und der matte Glanz seiner verschleierten Augen suchte die klingenden Töne.

Der große, breitschultrige Seemann sah es und fühlte sich ihm mit einer ungewissen und dumpfen Bewegung der Seele nahe wie einem Bruder.

Der Weltkrieg.

Zu unseren Bildern.

Von den Kriegschauplätzen nichts Neues. — Lage unverändert — keine Ereignisse von Belang, so lauten im großen und ganzen die Bekanntgebungen der Heeresleitung. Und doch steht zwischen den Zeilen der knappen Berichte deutlich die drohende Wucht aufgerichtet, die jeden Augenblick bereit ist, mit voller Schlagfertigkeit einzusetzen.

Nirgend Untätigkeit. Erkundungsvorstöße der Franzosen nördlich Reims, in der Champagne, bei Avocourt abgewiesen. Bei Ornes Gefangene eingebracht. Französischer Vorstoß nördlich Badonviller abgewiesen. Dagegen unsererseits erfolgreiche Vorstöße im Südosten von Armentières und nördlich von La Vacquerie mit Gefangennahme und Beute, erfolgreiche Erkundungsgefechte bei Juvincourt und westlich der Maas. Mit einem Wort: fortgesetztes erfolgloses Bemühen der Gegner, den Schleier vor unserer Front zu lüften, und Fortführung unserer Kriegsarbeit wie in den vorigen Wochen, die den Gegner im Bann hält und seine Unsicherheit steigert, ob und wo etwa wir zum Schlage ausholen.

Um so eifriger sind England und Frankreich an der Arbeit, Ränke zu spinnen, die darauf hinauslaufen, die drohende Entscheidung hintanzuhalten. Nur zu deutlich erkennt man, wie sie sich bemühen, unsere Wachsamkeit zu lähmen und abzulenken, in der verzweifelten Hoffnung, es könnte ihnen doch gelingen, auf dunkeln Wegen dem deutschen Siegesschiff Blei ans Ruder zu binden.

Da leuchtet durch allen Dunst, der unseren Feinden dienstbar sein soll, hindurch die Tatsache, die wir als wichtiges Ergebnis dieser Woche verzeichnen können, daß die ersten Grundlagen für den Frieden mit dem Osten durch Einigung mit der Ukraine geschaffen sind. An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln. Daß die hinterhältigen Verschleppungsversuche unserer letzten Gegner erst dann ihr völliges Ende finden, wenn wir den Schlußstein auf all unsere Siege setzen, darüber ist niemand im unklaren. Es fragt sich nur, wie lange sich jene hartnäckigen Bemühungen der ringsum abgeschlagenen feindlichen Welt, am Profit ihrer Sonderinteressen zu arbeiten, noch dreist zu behaupten wagen.

Italien kann nicht mehr, wenn England und Frankreich nicht schleunigst helfen. Kann nicht mehr kämpfen, überhaupt nicht mehr leben. Die wirtschaftlichen Zustände im Lande werden offen als unhaltbar und unerträglich eingestanden. Alle künstlichen Illusionen über Italiens Widerstandskraft sind zerstört. Der Schiffsraum ist gefährlich unzureichend, die beängstigenden Schiffsversenkungen im Mittelmeer setzen ihm derart zu, daß ihnen nur noch ein entkräftetes und entmutigtes Heer bleibt.

Dieselbe bewegliche Klage über die drohende Niederlage durch Schiffsmangel klingt über die britische Krämerinsel hin. Und es ist aller Grund vorhanden. Nicht weil irgendeine englische Äußerung heute mehr Glauben verdient als je, nehmen wir mit Befriedigung davon Kenntnis, sondern weil wir selbst wissen, was unser U-Boot-Krieg für Wirkungen hat, weil wir mit Tatsachen rechnen, die in zielbewußter Arbeit von unserer Kriegsleitung im Zusammenwirken von Heer und Flotte geschaffen sind und in ständig gesteigerter Zunahme dauernd weiter geschaffen werden.

Neue Bestätigung findet das an dieser Stelle schon früher Gesagte über die schwere Enttäuschung unserer letzten Feinde in bezug auf die Hilfe Amerikas. Es kommen bereits Berichte, daß die großen amerikanischen Truppentransporte frühestens zu Ende des Jahres 1919 zur Verfügung gestellt werden können. X.

Berichtigung: Zu der Unterschrift des Bildes der russischen Delegierten in Nr. 3 ist berichtigend zu bemerken, daß der eine dargestellte Delegierte nicht Kameneff, sondern Karachas heißt.

Nummer 4.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage


Seite 87.

Büste unseres Kaisers von Prof Fr. Coubillier,
im Auftrage der Stadt Düsseldorf geschaffen für den Kaisersaal der städtischen Tonhalle

Zum 27. Januar.



Phot. Visser van Beeren.

Ankunft des Fregattenkapitäns von Müller, Kommandanten der „Emden", in Rotterdam.



1. Fregattenkapitän von Müller, 2. Bürgermeister R. A. Zimmermann.

Begrüßung der aus England zurückgekehrten deutschen Kriegsgefangenen in der Gesellschaft „Harmonie" in Rotterdam.

Der erste Transport deutscher Kriegsgefangener von England über Holland nach Deutschland.



Herr Trotzki, der Führer der russischen Delegation.



Die ukrainische Delegation.



Von links: General Hoffmann, Graf Czernin, S Hoheit der Großwesir Talaat Pascha und Staatssekretär von Kühlmann.

Vertreter der Mittelmächte.

Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.

Bild- und Film-Amt.

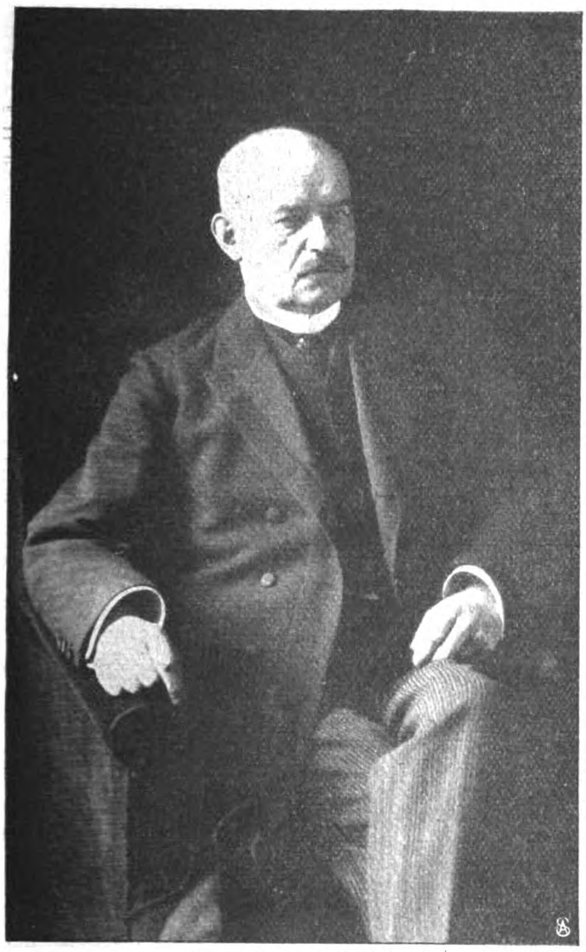




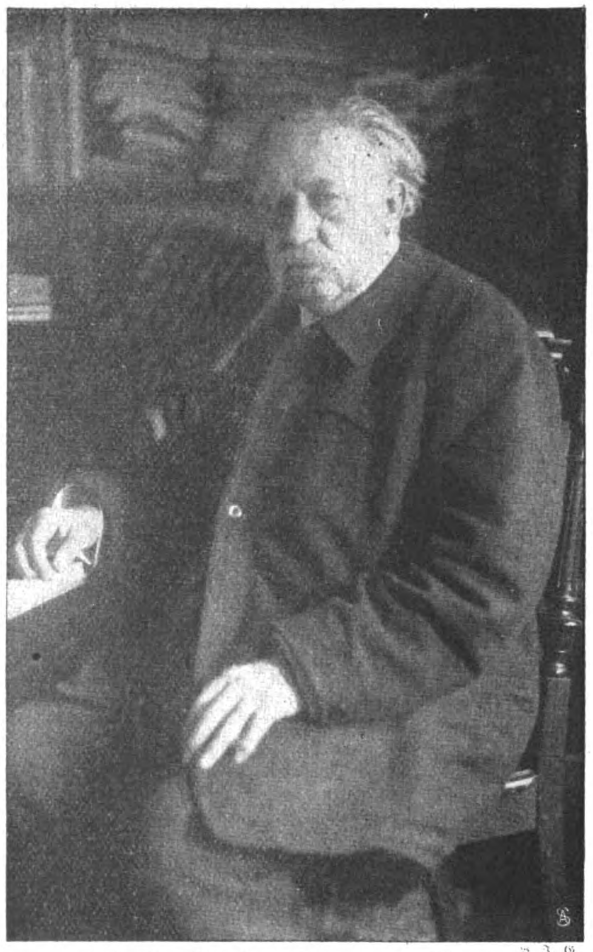
Berlin im Schnee.

1. Der Schloßplatz. (Phot. Hohmann.)
2. Ein gefährlicher Feind. (Presse-Photo Wagner.)
3. Eine Laubenkolonie im Schnee. (Phot. Hohmann.)





Rudolf von Valentini,
Geh. Kabinettsrat und Chef des Kaiserl. Zivilkabinetts, trat von seinem Posten zurück.



Geh. Reg.-Rat Prof. Hermann Kretschmar,
der verdienstvolle Direktor der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin, hat sein 70. Lebensjahr vollendet.



Phot. Riebicke.

Berlin im Schnee. Freilegen der Straßenbahngleise durch Schaffnerinnen.

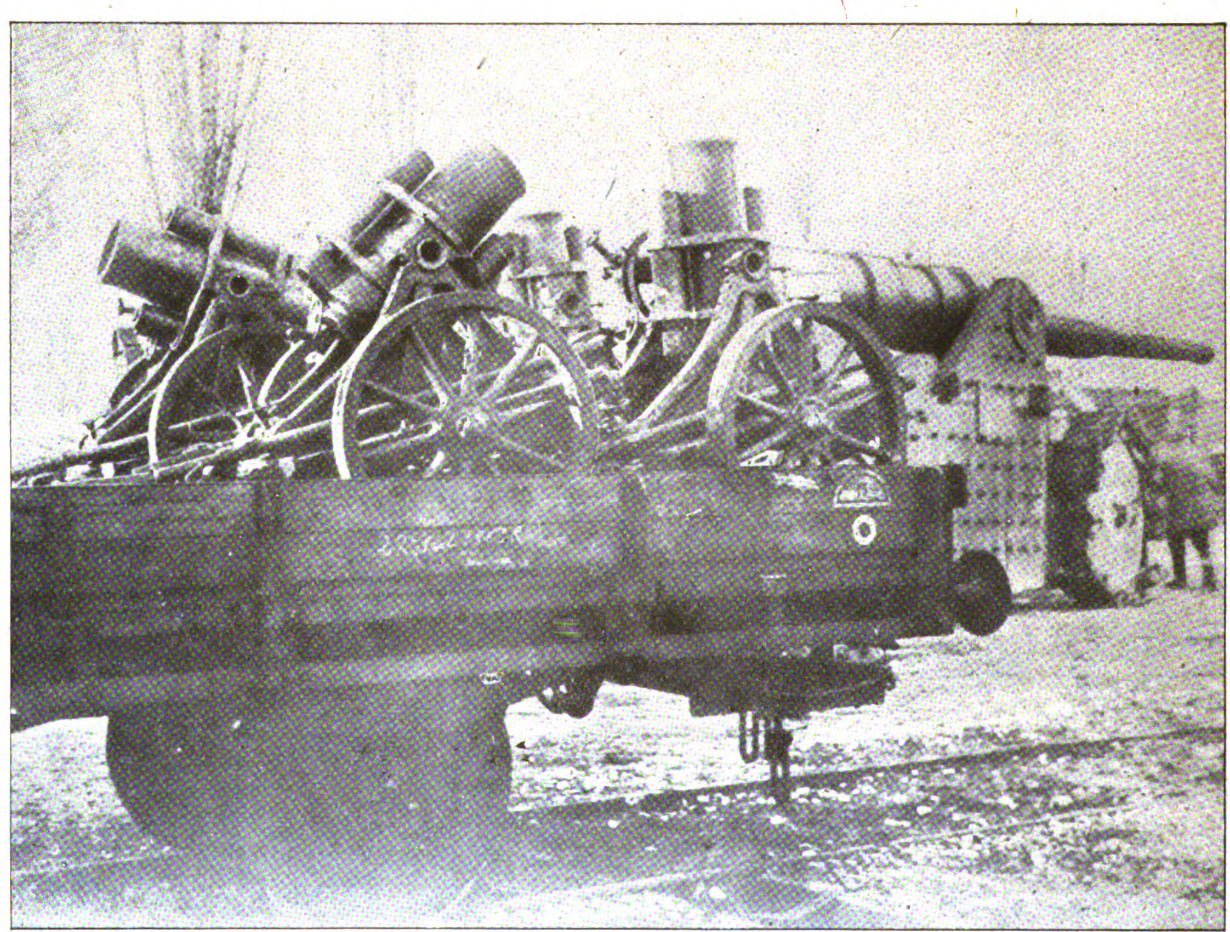




Leutnant W. Hegener. — Unteroffizier Helm. Zirjahn. — Vizefeldwebel Kretzschmar. — Leutnant Scheidt. (Phot. Gerling.) — Leutnant Mankel. (Phot. Klum.)

Leutnant W. v. Alvensleben (Phot. Wollschack.) — Off.-Stellv. Zieger. (Phot. Siebert.) — Unteroffizier Karl Lange — Off.-Stellv. A. Heldmann. — Leutnant B. Kemper

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Österreichisch-ungarische Kriegsbeute in Italien: Abtransport eroberter italienischer Minenwerfer.

Bolschewiki in der Warschauer Zitadelle.

Die einst so gefürchtete Warschauer Zitadelle, die Zwingburg der Zarenherrschaft, erhielt am 19. Dezember 1917 einen unerwarteten Besuch. Die russischen Hauptvertreter bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, die Herren A. Joffe und A. Kamenew, besichtigten unter Führung einiger Herren des Generalgouvernements das große Russenlazarett, um sich von der Art der Unterbringung ihrer 1200 kriegsgefangenen Landsleute durch Augenschein zu überzeugen.

Die Herren Abgesandten betraten das Lazarett offenbar mit dem düsteren Gefühl, daselbst einige von den Schrecknissen zu finden, über die sich die russischen Zeitungen in solchem Übermaß ausgelassen hatten. Es war zweifellos für die Herren eine sichtliche Überraschung, als sie die luftigen, warmen Räume betraten und jeden Kranken an bzw. in seinem sauberen weißüberzogenen Bett erblickten.



1. **Abgeordn. Joffe,** 2. **Abgeordn. A. Kameneff,** 3 **osmanischer Botschaftsrat Effen Bei.**

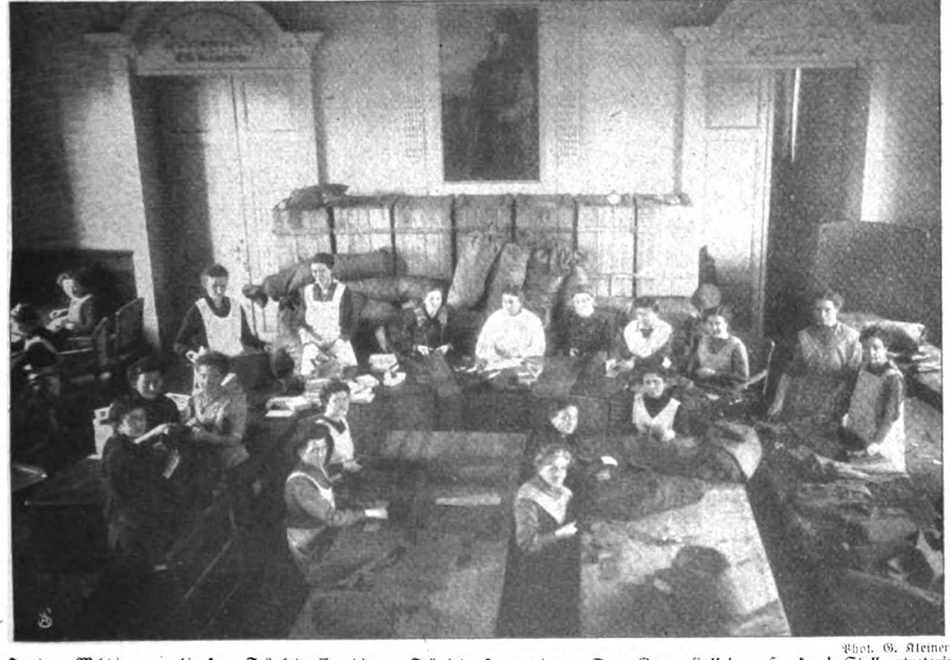
In jedem Saal unterhielten sich die Abgesandten mit einigen Kranken, am längsten mit dem Soldatenvertreter der Liebesgabenkommission, und ihre Gesichter klärten sich zusehends auf, als sie überall zufriedene Antwort erhielten. Anschließend wurden die Baderäume gezeigt, die umfangreiche Bibliothek, die Balalaika (russ. Lauten) des Krankenorchesters und der Saal, in dem eine russische Kapelle eingerichtet ist. In der Küche versuchten die Abgeordneten mit großer Befriedigung das gerade in großen Kesseln fertiggestellte Krankenessen und gaben schließlich ihrer Zufriedenheit und Freude über das Gesehene, über die herrschende Ordnung und wohnliche Sauberkeit unverhohlenen Ausdruck.

Die Abgesandten hatten volle Gelegenheit, sich ungezwungen und längere Zeit mit den russischen Ärzten und Schwestern zu unterhalten, und diese waren ihrerseits erfreut, in den etwas mißtrauisch empfangenen Bolschewiki weltmännisch gebildete Landsleute zu finden. Scherzend wandte sich einer der Abgeordneten an eine der Schwestern, eine Generalstochter, mit der Frage, wie sie sich denn als vermeintliche Monarchistin zu der neuen Ordnung stelle, und erhielt die schlagfertige Antwort: „Machen Sie erst Frieden, dann werde ich Ihnen sagen, zu welcher Partei ich mich bekenne"

Mit der Besichtigung des berüchtigten Pavillons X. (zur Zeit der Zarenherrschaft Gefängnis der politisch Verdächtigen) und des ehemaligen Richtplatzes schloß dieser denkwürdige Besuch.

Kriegshilfe in Bückeburg.

Gleich zu Beginn des Krieges, im August 1914, bildete sich unter Vorsitz des Staatsministers Freiherr von Feilitzsch Exz. ein Ausschuß für freiwillige Kriegshilfe, zunächst als Sammelstelle für freiwillige Liebesgaben. Später erweitert in eine Ausgabestelle zur Verarbeitung der mit gesammelten Geldern angeschafften Stoffe und Strickwolle, in freiwilliger Liebesbetätigung durch Frauen und Schülerinnen in der Stadt und auf dem Lande. Dadurch konnten die einheimischen Lazarette und die tapferen Feldgrauen aus dem Schaumburg-Lipper Lande immer wieder von neuem bedacht werden mit Zigarren, Leibwäsche und Wollsachen jeder Art. Fast täglich laufen Briefe aus dem Schützengraben ein mit Dank für erhaltene Liebesgaben und mit Bitten um dieselben. Wie vielen Freude gemacht werden konnte, ist ersichtlich an der Zahl der verschickten Sachen: 5174 Hemden, 988 Wollhemden, 3157 Hosen, 33834 Paar Strümpfe, 1429 woll. Halstücher, 60 Muffen, 2999 Taschentücher, 1855 Leibbinden, 1848 Handtücher, 412 Brustschützer, 6397 Paar Pulswärmer und Handschuhe, 2821 Kopfschützer, 707 wasserdichte Regenkragen, 580 Pfeifen,



Phot. G. Kleiner.

In der Mitte von links: Fräulein Everding, Fräulein Harmening, Frau Gymnasiallehrer Hapke, I. Stellvertreterin, Frau Staatsrat Bömers, Vorsitzende, Fräulein Barmbeck, II. Stellvertreterin, Fräulein Dohm, Frau Nolting

Kriegshilfe des Fürstentums Schaumburg-Lippe im Landtagsaal des Ministeriums in Bückeburg.

2 250 Feldpostpakete, 150 300 Zigarren, 1 900 Tabakpakete. Auch eine Verkaufsstelle für Nährhefe wurde eingerichtet.

Im weiteren Ausbau dieser Kriegshilfe werden seit längerer Zeit auch Heereslieferungen übernommen. Die von der Heeresverwaltung gelieferten Stoffe werden täglich im Landtagsaal zugeschnitten und von dort zum Nähen ausgegeben zur Unterstützung an Kriegerfrauen und Kriegerwitwen. Über 200 derselben allein aus dem Kreis und der Stadt Bückeburg finden dadurch regelmäßige und lohnende Beschäftigung zur Erleichterung ihres Lebensunterhaltes in dieser schweren Zeit. Bisher konnten an die Heeresverwaltung abgeliefert werden: 38 037 Bettücher, 13 792 Strohsäcke, 51 417 Sandsäcke, 8 957 Reiterfuttersäcke 101 850 Infanterie-Panzerriemen, 60 000 laufende Meter Panzerriemen.



Zeichnung v. G. v. Kunowsky. **Hanns Johst.**

Phot. Erfurth. **Walter Hasenclever.**

Phot. Genthe. **Friedrich Sebrecht.**

René Schickele.

Phot. Tillmann-Matter. **Gerdt v. Bassewitz,**

Paul Zifferer.

Nachwuchs unserer dramatischen Autoren: Dichter, die in jüngster Zeit mit neuen Werken hervorgetreten sind.



In der Mitte von links: Universitätsmusikdirektor Dr. Alfén, Erzbischof Söderblom, Prof. Hugo Rüdel. Phot. Flinn.

Der Berliner Domchor unter Leitung von Prof. Hugo Rüdel.

Die ausgezeichneten Leistungen des Berliner Domchors hat während des Krieges auch das neutrale Ausland kennenzulernen Gelegenheit gehabt. Wir veröffentlichen ein in der schwedischen Universitätstadt Upsala aufgenommenes Gruppenbild des Chors.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

12. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Der Amerikaner sagte weiter: „Kommen Sie mit hinein auf den Platz!"

„In Kniehosen, Mr. Branagan? Es würde die Ladies erschrecken! Niemals, seit England besteht, sah man einen Mann im Golfanzug unter Rennpferden!"

„Heute doch! Sie sind nicht der einzige . . . ich sah drinnen schon manchen, der wie Sie sich vor dem Überfall der Hunnen landeinwärts begab . . . so ist es doch?"

„In der Tat. Ich wollte den Sonntag zur Erholung vom Geschäft auf der Seeseite verbringen . . ."

„. . . Und werden statt dessen hier durch die Rennen entschädigt!"

„. . . in denen ein so glorreiches Pferd wie Ihr Bayardo der anderen Gesellschaft die Eisen zeigen soll!"

„Nicht wahr?" sagte Benjamin T. Branagan erfreut. Pferde waren ihm an sich, nach dem Lauf seines Lebens, so gleichgültig wie Ratten. Aber die Engländer liebten gerade diese Art Säugetiere . . . hätten sie statt dessen Meerschweinchen oder Känguruhs laufen lassen, so würde er auch für solche, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Fünftausendpfundschecks ausgefüllt haben. Er war so blind, ein Höriger der Lords, wie drüben seine Damen von jenseit des großen Wassers, die zwischen den betitelten Ladies mit einer bei ihnen ganz ungewohnten Bescheidenheit und glücklich wie im Paradiese saßen. Er selbst hatte schon die frohgelaunte britische Gönnermiene an sich, während er seinen Freund Lumley an den stumm grüßenden Dienern am Eingang vorbei zu der Tribüne der Klubmitglieder und ihrer Gäste führte.

„Wenn Sie zu wetten gedenken, Lumley — dort steht mein Bookie."

„Leider steckte ich für meinen Sonntagsausflug nur das Allernötigste ein!"

„Oh — O'Kelly schreibt Ihnen ein Guthaben!"

Mr. T. Branagan führte seinen Landsmann selbst zu der scheidenden Schranke zwischen der Klubtribüne und dem Ersten Platz, an deren Drahtgitter außen die vornehmen Buchmacher lehnten, Bleistift und Notizbuch in der Hand.

„Wieviel auf Bayardo, Mr. Lumley?"

Und Mr. Lumley dachte sich: Ich bin ein Amerikaner! Also frech! „Nur eine Kleinigkeit! Sagen wir tausend Pfund!"

„Recht gern, Herr!" Der Buchmacher schrieb es sich geschäftsmäßig auf, und Benjamin T. Branagan meinte leutselig: „Sie werden den Tip nicht bereuen, mein teurer Lumley!"

Was dieser kleine, vierschrötige Mann mit der hellen, näselnden Kinderstimme und dem zeitlosen, verrunzelten Gesicht nur mit den Fingerspitzen anfaßte, das wurde zu Gold — mochte das ein neuer Wuchertrust in Amerika, ein geraubtes Altarbild aus Italien oder ein englischer Vollblüter sein. Als inmitten eines ungeheuren Stimmengebrauses die Gewinnummern am Pfahl aufstiegen, fand sich, wie Bayardos andere Anhänger, auch Mr. Charles Lumley aus Illinois um achthundert Pfund reicher. Er wettete in den folgenden Rennen noch ein paar kleinere Posten, verlor und gewann und steckte am Ende des Tages zerstreut das dicke Banknotenbündel, das ihm der Buchmacher O'Kelly als Gewinn übergab, in die leere Brusttasche. Der Besitzer des Golfanzugs hatte da wenigstens ein Taschentuch stecken lassen, und Charles Lumley dachte sich: Vorläufig sorgt England ja ganz nett für mich!

Aber in diesem Augenblick standen zwei Herren unauffällig neben ihm, und der eine sagte halblaut und freundlich: „Ihre Ausweise, wenn's beliebt, Sir!"

„Oh — was wünschen Sie?"

Seit der Begegnung mit seinem Landsmann Benjamin T. Branagan sprach Mr. Lumley wieder wie damals in Cadix das unverkennbarste, zerquetschte Yankee-Englisch.

„Ihre Papiere, Sir!"

„Oh — ich bin Amerikaner!"

„Ich höre es an Ihrer Aussprache, Sir! Nichts ist sicherer, als daß Ihr Paß das bestätigen wird!"

„Ich habe keinen bei mir!"

„Warum nicht, Sir . . . es ist Krieg." . . .

„O ja — ich las davon!"

„Jeder Fremde in England muß bereit sein, sich auszuweisen!"

„Oh, wie wahr!" sagte Mr. Lumley lebhaft. „Ist neuerdings etwas Näheres über den Verbleib der englischen Flotte bekannt geworden, Sir?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Die Frage drängte sich mir heute früh auf, als ich in meinem Hotelzimmer an See durch eine deutsche Granate geweckt wurde, die ziemlich unter meinem Bett explodierte." . . .

„Oh — Sir.“ . . .

„Ich schaute zum Fenster hinaus, niemand störte die Hunnen bei ihrem Wettschießen, wer von ihnen rascher Briten und ihre Gäste ins Jenseits befördern könne! . . . Ich hatte wahrlich keine Zeit, mich um meinen Paß zu kümmern. Ich sprang wie ein Baseballspieler ins Freie. Gleich hinter mir legte sich das Hotel auf die Seite und war nicht mehr!“

„Welches?“

„St. George!“

Die beiden Beamten tauschten einen Blick des Einverständnisses. Das stimmte. Der eine meinte lächelnd: „Es ist ja nur eine Formsache, Sir! Spione sind im Land! Gestern abend erst ereignete sich in einem Hafen am Kanal ein bedauerliches Mißverständnis. Es ging Befehl, auf alle Ausländer ein Auge zu haben!“

„Sehe ich aus wie ein Hunne?“

„Wahrlich nicht! Nennen Sie uns einen oder zwei Ihrer Freunde hier auf dem Rennplatz. Dann wird alles erledigt sein!“

„Wie gern!“

Mr. Lumley sah suchend umher, als müsse er sich erst aus der Masse bekannter Gesichter in der Runde die vertrauenswürdigsten auswählen. Dort drüben fand er Benjamin T. Branagan. Der Granatenkönig schaute ehrfurchtsvoll lächelnd wie zu einem höheren Wesen zu einem riesigen, tiefbrünetten jüngeren Engländer vor ihm empor. Ein Widerschein dieser Andacht lag auch auf den Mienen der in stummer Neugier im Rund gescharten Briten. Ein Halbgott weilte unter dem Volk . . . der Markgraf Harald von St. Asaphs, der Erbe des Herzogs von Chichester, stand breitbeinig, die Hände in den Taschen, gleich einem gewöhnlichen Sterblichen da und unterhielt sich lächelnd, wie anderswo ein Landesfürst, mit den beglückten Ladies und Gentlemen und nickte lebhaft, als Benjamin T. Branagan ihn auf seinen Freund Lumley aufmerksam machte.

„Ich stellte ihn Ihnen in Cadix vor, Marqueß St. Asaphs! In jener Nacht, als der Kommandant der ‚Heidelberg' draußen mit uns sein zynisches Spiel trieb.“ . . .

Lord Harald hatte keine Ahnung mehr. Aber war es nützlich, jetzt Amerikaner seine innere Verachtung fühlen zu lassen?

„Was macht der Gentleman?“

„Die besten Granaten für die Verbündeten, Mylord!“

„Oh — wie gut von ihm!“

Die Menge umher sah mit ehrerbietiger Anteilnahme, daß der Peerserbe drei Schritte dem fremden Gentleman entgegenging und ihm gewinnend die mächtige weiße Hand entgegenstreckte.

„Froh, Sie wieder einmal zu sehen, Mr. Lumley! Wie geht's?“

„Danke, Euer Herrlichkeit!“

„Nichts war mir unerwünschter zu hören, als daß Sie Munitionsherstellung kontrollieren!“

„. . . wenn ich nicht durch diese Herren darin gehindert werde . . .“

„Oh — nein — nein — Sir!“

„Alles in Ordnung, Mr. Lumley!“

„Ein kleines Mißverständnis . . .“

„Wir sehen es ja jetzt deutlich . . .“

Ein Händedruck Seiner Höchsten Ehren des Marqueß von St. Asaphs war mehr wert als ein Paß. Seine herzlichen Worte machten jeden Anflug eines Argwohns lächerlich. Die beiden Beamten von Scotland-Yard zogen sich geräuschlos und eilig mit einem um Verzeihung bittenden Lächeln zurück. Lord Harald runzelte, als er von dem Sachverhalt erfuhr, noch nachträglich die Stirn.

„Ist es nicht merkwürdig,“ sagte er, „daß die Polizei in allen Ländern Dummheiten macht? Auch bei uns! Diese heillosen Burschen sollen verkappte Deutsche fangen und geraten dabei gerade auf Sie! . . . Oh — ich bin befriedigt, daß Sie es heiter auffassen, Mr. Lumley . . .“

„Ich muß in der Tat über den Zwischenfall lachen, Mylord!“

„Dabei braucht die Polizei nur ihre Augen aufzusperren! Es wimmelt in unserem armen alten England von heimlichen Deutschen . . .“

„Man sollte es nicht für möglich halten, Eure Herrlichkeit!“

„Sie sind überall . . . man kann ihnen nicht entgehen . . . ich möchte wetten, daß sogar hier auf dem Rennplatz in diesem Augenblick welche unter uns sind!“

„Unglaublich!“

„So ist es! Und statt die Hunnen auszuräuchern, belästigt man Sie! Es ist mir wirklich peinlich! Ich muß Sie im Namen Englands um Entschuldigung bitten, Mr. Lumley!“

„Erwähnen Sie es nicht, mein Lord Marqueß!“

„Ich möchte es gern gutmachen! . . . Eben erzählt mir Mr. Branagan, wie grausam Sie in Ihrem stillen Sonntag an der Seeküste gestört wurden! Erlauben Sie mir, Sie zu bitten, dafür diesen Tag bei mir auf Ogmore Castle zuzubringen . . .“

„Zuviel Gnade, Lord St. Asaphs!“

„Wir fahren jetzt gleich zurück! Mein Auto steht bereit. Sie bleiben so lange, bis Sie sich von dem Schrecken durch die Hunnen erholt haben . . .“

„Mylord . . . ich floh vor den Hunnen, wie ich ging und stand! Ich habe nichts bei mir! Das Hotel ist zerstört. Ich muß mich erst in London von Kopf bis zu Fuß neu ausrüsten!“

„Es ist Sonnabend, Mr. Lumley. Ihre Bank in London ist geschlossen. Alle Läden bis Montag zu. . . .“

„Leider wahr, Mylord!"

„Wir werden Ihnen mit allem aushelfen! . . . Der Mißgriff von Scotland-Yard war zu plump. Da, der gute Craven hat Ihre Gestalt! Er wird Ihnen einen seiner Frackanzüge geben! Los, Craven! Steigen Sie ein, mein lieber Mr. Lumley! Nein, bitte neben mir! So! . . ."

„Ich danke von Herzen, Mylord!"

„Craven fährt uns mit hundert Kilometer Geschwindigkeit. Er ist Reverend. Er wird uns morgen den Gottesdienst in der Kapelle halten. . . . Sie finden auch sonst allerhand Gäste in Ogmore Castle . . . Hervorragende Fremde, die ihr Weg auf unsere Insel führte! . . . Der Minister Barandiaran aus Paris. Eine Dumaabordnung, drei Herren aus Petrograd. Mr. Holm, ein Däne. Ein distinguierter Holländer, der Yonkheer Ter Meer mit seiner lieblichen Frau . . ."

„Ich freue mich auf diese Bekanntschaften, Mylord!"

„Morgen nach der Kirche erwarten wir interessante britische Gäste. Von der Reichskonferenz in London. Da sind manche Größen des größeren Britanniens, die sich freuen werden, Sie kennenzulernen, Mr. Lumley!"

„Es ist zu viel der Ehre, Euer Herrlichkeit!"

Der große Kraftwagen schoß wie ein lautloser, übelduftender Blitz dahin. England lag im Abendschein unter den vergoldeten Lämmerwölkchen am Himmel und selbst so friedlich wie ein Lamm. Wo war da noch etwas von Krieg auf den guten alten Inseln des Roastbeefs und des Gesangbuches, des Kurszettels und des Fußballes, des Peerage-Kalenders und der Heilsarmee, der Suffragetten und der Derby-Cracks, Jack des Seemanns und Tommys, des Landsoldaten, die irgendwo draußen ihren Hafer auf dem Schlachtfeld verdienten, wie das Rennpferd auf dem grünen Rasen?

An der Wegkreuzung spähten zwei Männer in das vorbeisausende Auto und traten beim Anblick des Markgrafen ehrfurchtsvoll zurück.

„Wieder Scotland-Yard . . ."

„Geheimpolizei, Mylord?"

„Heute vormittag schossen sie auf dieser Strecke einem Gentleman, der nicht halten wollte, mit ihren Revolvern Löcher in die Gummischläuche! Es war ein harmloser Sportsman. Er war sehr erstaunt."

„Und wen suchten sie? Man sagt, es sei gestern da unten in einem Hafen etwas passiert . . .?"

„Oh — hörten Sie schon davon? Es soll eigentlich noch nicht darüber geredet werden. Auch die heutigen Abendblätter dürfen noch kein Wort bringen!"

„Jede Neugier liegt mir fern, Mylord!"

„Also unter uns: Der Kommandant der ‚Heidelberg' ist gestern abend in Portsmouth entwichen!"

„Das sieht ihm ähnlich!"

„Nicht wahr? Mir ist das Ding besonders unerwünscht. Denn ich war gerade dafür, ihn mit gesundem Lärm nach England zu bringen, damit der Mann auf der Straße etwas für den Sonntag hat. Nun ist er selber der Mann auf der Straße. So war das nicht gemeint!"

„Niemand begreift Ihre Betrübnis mehr als ich, mein Lord Marqueß!"

„Danke, Mr. Lumley! . . . Ich hoffe, wir bekommen den höllischen Burschen heute noch irgendwo in England zu fassen!"

„Oh — sicher, Mylord!"

„Sagen Sie mir, wo! . . . Der Allmächtige weiß, wen er in diesem Augenblick wieder an der Nase zupfen mag . . ."

„Es ist betrübend!"

„Bekommen wir ihn nicht, so müssen morgen alle Blätter seinen Steckbrief bringen! Es wird keine Urkunde britischer Weisheit, Sir!"

„Mylord: Die ganze Welt weiß, daß ein respektables Land nichts dafür kann, wenn Hunnen mit ihren schmählichen Kniffen die Freiheit seiner Einrichtungen mißbrauchen!"

„Sie trösten mich, Mr. Lumley! Aber es wäre mir doch lieber, wenn ich wüßte, wo Kapitän Lürsen heute nacht schläft!"

„Ich würde ihn gern einmal sehen!"

„Ja. Ich auch!"

Fern tauchte über lichtgrünen Parkwipfeln das unwahrscheinlich riesige Türmegewimmel des Schlosses Ogmore auf und rückte rasch näher. Der Erbe des Tudorsitzes sagte nach einer Weile im Auto: „Das Skandalöseste ist, daß er als britischer Marineoffizier herumgeht . . ."

„Mein Gott . . ."

„Und zwar legte er vor unser aller Augen Mütze und Mantel in Portsmouth an . . ."

„Sie erschrecken mich, Mylord!"

Dem Gentleman aus Illinois war, schon von Friedenzeiten her, das Äußere britischer Adelshochburgen auf dem Lande nicht fremd. Und doch mußte sich das Auge immer erst wieder langsam an die ungeheuren Flächenmassen solch einer Halle oder Castle gewöhnen, wie da das Stammschloß des Hauses Glun in voller Größe lag. Auf den weiten Wiesenflächen davor weidete weißes und buntgeflecktes Damwild. Dicht am Schloß Ogmore schimmerten, noch bunter, helle Damenkleider durch das Grün. Eine Gruppe von Gästen wandelte da, vor dem Diner, auf der scheinbar endlosen Terrasse in der Abendkühle auf und nieder und kam gerade zum Eingangsportal, als dort der Kraftwagen hielt. Lord St. Asaphs sprang wohlgelaunt heraus.

„Ladies und Gentlemen . . . Mr. Lumley. Ein Gentleman aus Illinois! . . . Guten Abend

Monsieur Barandiaran! Gute Überfahrt aus Paris? Da war keine Unterseepest im Kanal? Wie gut! . . . Ihre Hand, Mr. Holm! . . . oh . . . mein lieber Yonkheer Ter Meer, ich bin erfreut, Sie wieder zu begrüßen!"

Der Gentleman aus Illinois hatte so scharfe blaue Augen wie irgendein Seemann der Welt. Mit denen sah er drüben, wo einige Ladies noch in einer Gruppe plaudernd standen, ein zweites Paar große blaue Augen fassungslos und ungläubig auf ihn gerichtet, als sei mit ihm ein Geist und nicht ein Mensch erschienen. Und zugleich dachte er sich: Gott sei Dank, daß sie die Frau eines Diplomaten a. D. ist und seit vielen Jahren gewohnt, in Gesellschaft sich und ihre Gesichtzüge zu beherrschen . . .

„Ladies . . . ich nehme mir die Freiheit, Mr. Lumley bei Ihnen einzuführen . . . unser armer Freund fiel heute beinah den Hunnen zum Opfer . . . Mrs. Ter Meer: Sie sehen so blaß aus . . Dieser Gentleman hier ist Mr. Lumley . . . Vorsicht, Madam . . ."

„Warum?"

„Er macht Granaten! In den Staaten drüben! Er ist ein Freund Englands!"

„England hat keinen aufrichtigeren Freund als mich, Mrs. Ter Meer!"

Während man nach dem Schloßeingang schritt, war der Gentleman aus Illinois unauffällig neben Johanna Ter Meer. Niemand war in dem Zwielicht in ihrer nächsten Nähe. Er lächelte heiter und forschte in seinem Yankee-Englisch: „Wenn ich Ihren Gesichtsausdruck recht deute, scheint Ihnen mein Anblick aus irgendeinem Grunde erstaunlich, Mrs. Ter Meer . . ."

Sie faßte Mut. Sie sagte leise und ungläubig: „Sie haben einen Doppelgänger, Mr. Lumley!"

„Tja — wie soll der Mann denn wohl heißen?"

Niemand hörte die paar halblauten hanseatischen Worte. Erich Lürsen lachte.

„Als wir uns zuletzt in Bremen sahen," sagte er gedämpft, „da wünschte ich, daß wir doch einmal während des Krieges in England zusammen sein könnten! . . . Das hat sich der liebe Gott gemerkt . . . da sind wir!"

IX.

„Denkt daran, Alt-Charley!" sagte der Marqueß Harald von St. Asaphs zu seinem Freund, dem Reverend Craven, während er am selben Abend nach dem Dinner mit ihm die Marmortreppe zu den Damen im Drawing-Room emporstieg. „Ihr seid der einzige von den Gästen, der Mrs. Ter Meer da oben schon einmal hier traf, und weiß, daß sie aus einer ausgewählten Hunnenfamilie stammt!"

„Schade um ihr liebliches Äußeres!" Der junge Autorennfahrer schüttelte ernst das Haupt. Er fing an, jetzt, am Vorabend des Sabbat, sehr respektabel zu werden. Morgen war er den ganzen Tag ein schwarzgekleideter, salbungsvoller Gottesmann, der bei jedem Lachen schmerzlich zusammenzuckte und sofort ein Haus verließ, in dem jemand auch nur mit einem Finger auf eine Klaviertaste drückte.

„Mrs. Ter Meer hatte bereits kürzlich wegen ihrer Herkunft gesellschaftliche Unannehmlichkeiten in London. Ich möchte sie ihr hier ersparen! Ich habe meine Gründe!"

„Welche, St. Asaphs?"

Auf dem bräunlichen Antlitz des Lords zeigten die weißen Zähne unter dem schwarzen, kleinen Schnurrbart ein gesundes und frohgelauntes Lächeln.

„Das ist mein Geheimnis! Kein gutes Ding für den Sabbat! Es könnte Ihre Predigt verwirren, alter Bursche!"

„Hängt es mit dem Krieg zusammen?"

Der riesige brünette Lord wich aus.

„Kann sein!" sagte er. „Die Lady ist eine aufrichtige Freundin Englands! Niemand merkt ihr ihre wilde Herkunft an. Sie stammt aus dem bayrischen Gebirge. Schweigen auch Sie darüber, Craven! . . . Oh — Exzellenz! Ich bin wahrhaft erfreut, die liebenswürdige Sprache unserer tapferen Verbündeten aus Ihrem Mund zu hören!"

Der Marqueß von St. Asaphs sagte das mit gewinnendem Freimut und in einem Französisch, dessen Reinheit und Leichtigkeit kaum hinter dem Monsieur Paul Barandiarans zurückstand, des ehemaligen Botschafters, Senators und jetzigen Ministers in Paris. Der Ehrengreis der dritten Republik war dick und klein, mit kleinen braunen Geschäftsaugen über dem weißen Vollbart. Er gehörte zu den Franzosen, die die erstickende Enge ihres Landes begriffen und zur Ergänzung auf weitere Reisen die Demokratie der angelsächsischen Welt in sich aufgenommen hatten.

„Ich redete eben mit diesen Herren von den Vereinigten Staaten!" sagte er lächelnd, auf den Yonkheer Ter Meer, den Dänen Holm und andere Gäste weisend. „Es gibt doch wirklich oft geniale große Kinder dort drüben!"

„Oh — denken Sie so?"

„Yonkheer Ter Meer machte mich auf den Gentleman aus Illinois da am Kamin aufmerksam. Er interessiert sich für ihn seit seiner Ankunft, und ich gebe ihm recht . . ."

„Kein nützlicherer Mann im Saal als er! Er liefert uns Granaten . . ."

„Und sicher die besten! . . . Aber beachten Sie bitte die scharfe Grenzlinie, die zwischen der hohen geistigen Berufskraft dieses Gentleman und seiner Weltfremdheit in europäischen Dingen besteht! Sie ist für diese Industriekapitäne jenseit des Atlantischen Ozeans bezeichnend!"

„Er sitzt da zwischen den Ladies!"

„Er plaudert ihnen etwas vor!"

„Sie kommen aus dem Lachen über seine naiven Urteile kaum heraus!"

„Was hat er denn da in der Hand?"

„Nur eine Zeitungsnotiz über den verdammten Kapitän Lürsen. Er liest sie den Ladies vor!"

Man hörte aus dem Kreise der Ladies drüben die helle und trockene, leicht nach Yankeeart näselnde Stimme des Gentleman aus Illinois.

„‚Daily Mail' sagt: Der Flüchtling sieht einem Engländer ähnlich. Aber er spricht so gebrochen Englisch, daß man daran sofort den Deutschen erkennt!"

„Er trägt britischen Mantel und Mütze!"

„Es ist schamlos!"

„Auch sein ganzes Wesen zeigt eine bemerkenswerte Dreistigkeit! . . ."

„Weiter! Weiter!"

„Da ist nur noch die Gewißheit hingestellt, daß er spätestens morgen nach der Kirche gefangen sein wird!"

Mr. Lumley ließ das Blatt sinken und fragte freundlich lächelnd: „Warum hat man den Mann eigentlich in Norwegen gefangen, um ihn in England loszulassen?"

„Oh — sehr wahr!"

„Es wäre vielleicht besser gewesen, der gute alte Captain Quick hätte sich nicht über die Grenzen der norwegischen Hoheitsgewässer getäuscht!"

„Ich bewundere ihn!" sagte Mr. Lumley bescheiden. „Er ist ein wahrer britischer Seemann!"

Er saß in dem ihm ausgezeichnet passenden Frackanzug des Reverend Craven neben dem Kamin, dessen Flammenschein über sein ernsthaftes und nüchternes, glattrasiertes Gesicht hinflackerte und da allerhand täuschende humoristische Lichter in den Augen und um die Mundwinkel herum aufzucken ließ. Nachdenklich schob er mit der Feuerzange ein herausgefallenes glimmendes Stümpfchen wieder in die Glut und meinte in die peinliche Stille eines mißglückten britischen Völkerrechtsbruches hinein: „Briten sollen die Weltmeere kontrollieren. Gott schuf sie dazu!"

„Wie gut von Ihnen, das zu sagen, Mr. Lumley!"

„Ich reiste jetzt um die Erde. Von den Staaten nach Europa . . ."

„Oh — taten Sie so, Mr. Lumley?"

„Wohl, Mylady: Ich hatte Geschäfte in Wladiwostok . . . Munition für russische Rechnung — Und da ich schon die Nase nach Westen hatte, fuhr ich gleich weiter in derselben Richtung: Welch eine Ordnung überall unter dem Union Jack, welch eine Prosperität in Ceylon!"

„Es gibt keine gesündere Kronkolonie!"

„Und es scheint klar, daß die Dominions den Kronkolonien nicht einen Cent an gutem Geschäft nachgeben! Freunde aus Kapstadt, die ich traf, waren erstaunt über den Nutzen, den Südafrika abwirft . ."

Der Yonkheer Cornelis Ter Meer, der den Gentleman aus Illinois unauffällig nicht aus den Augen ließ, machte im Hintergrund ein unmutiges Gesicht: Ceylon war mit holländischem Schweiß, Südafrika mit holländischem Blut gedüngt.

„Kanada macht ebenso Geld!" sagte Mr. Lumley. „Niemand weiß es besser als ich. Denn ich habe so gute Geschäftsverbindungen dort, daß ich mir eigens für den kanadischen Platz und für Neuorleans einen französischen Korrespondenten halten muß . . ."

Diesmal war es Monsieur Barandiaran, über dessen gallischen Weißkopf ein Schatten des Verdrusses flog. Freilich: auch Kanada und der Süden der Vereinigten Staaten war einst französisch gewesen, bis England kam und alles an sich riß . . .

„Sie landeten in Marseille, Mr. Lumley?"

„O ja! Unterwegs hatte ich noch einen Stop in Kairo! Baumwolle ist weißes Gold! Bewundernswert, was Briten für die Nilländer getan haben . ."

Der Däne, Herr Holm, unterdrückte ein Lächeln und tauschte unwillkürlich einen Blick mit dem französischen Botschafter a. D. . . . Bonaparte hatte Aegypten erobert, Lesseps den Suezkanal gebaut, der Deutsche Emin den Sudan erschlossen. Solch ein Yankee wußte das natürlich nicht! Er sagte tiefsinnig und beinah andächtig in das etwas peinliche Schweigen: „Ja, England überall . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Hochschulvorträge in der Moschee von Prilep.

Von Prof. Dr. Franz Doflein (Freiburg i./Br). — Hierzu 5 Aufnahmen.

„Aus Mazedonien nichts Neues", so heißt es so[f]t im Tagesbericht. Wenn das der Deutsche in der Heimat in seiner Zeitung liest, so stellt er sich meist kaum vor, was von unsern Truppen auf dem Balkan geleistet wird. Wenn auch das Schlachtgedröhn dort nur selten solche Maßstäbe erreicht wie im Westen und auch im Osten, so können doch die Taten unseres Heeres auf diesem Kriegschauplatz nicht hoch genug gewertet werden.

An keiner andern Front sind solche Geländeschwierigkeiten, eine so feindselige Natur, solche Erschwerungen des Nachschubs zu bekämpfen. Der Zugang zur Front ist durch hohe Gebirgsketten gesperrt; von der großen Hitze des Sommers meldeten sogar die Heeresberichte, eine Fülle bei uns unbekannter Krankheiten bedroht die Schlagfertigkeit des Heeres. Das durch Krieg und Bürgerzwist verwüstete Land vermag die dort stehenden

Armeen Deutschlands und seiner Verbündeten nicht zu ernähren; und welchen Schwierigkeiten begegnet die Versorgung des Heeres mit allem Notwendigen an dieser entlegenen Front bei den geringen Eisenbahnverbindungen und den überaus schlechten Straßen.

All diese Schwierigkeiten sind in bewundernswerter Weise von unserm Heer überwunden worden. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, monatelang mit unserm mazedonischen Heer gelebt hat, kann feststellen, wie unsere Truppen in kurzer Zeit sich in die ganz ungewohnte Natur des Landes eingefügt hatten. Viel haben sie dabei von den bulgarischen Bewohnern des Landes gelernt, während umgekehrt auch ein starker Einfluß kultureller Art von unserm Heer auf das Land ausgeübt wird.



Begrüßung Sr. Exzellenz durch die Professoren.

Neben der großen körperlichen Leistung, die das Kriegführen in diesem Land von unseren Soldaten fordert, steht mindestens ebenso hoch die geistige Arbeit, die zur Überwindung aller Schwierigkeiten hier auf dem Balkan aufgewendet werden muß.

Ein glänzender Beweis dafür, in welchem Maß die Heeresleitung Herr all dieser Schwierigkeiten geworden ist, war ihr Entschluß, die Sehnsucht der Akademiker des mazedonischen Heeres zu stillen und in der Stadt Prilep einen Hochschulkursus für die Studierenden der XI. Armee zu veranstalten. Wir Universitätsprofessoren wissen durch den Briefwechsel und die persönliche Beziehung zu unsern Studenten, wie diese sich nach geistiger Nahrung sehnen. So sind wir denn alle mit Freuden der Aufforderung gefolgt, nach Prilep zu kommen und dort unsern Studenten Vorlesungen zu halten.

Für mich, der ich seit Monaten auf dem Balkan weilte, bedeutete es keine ungewohnte Anstrengung, die Reise nach Prilep anzutreten. Aber für die zum Teil bejahrten Kollegen aus Berlin, Leipzig und Aachen war es schon ein Entschluß, die lange, beschwerliche Reise zu wagen. Es hat ihn keiner von ihnen bereut. Und gerade, daß nicht nur junge Professoren, sondern eine Anzahl ehrwürdige, bejahrte Vertreter der Wissen-



Professorenkollegium, Stabsoffiziere und bulgarische Politiker auf dem Kloster Treskovatz.

schaft gekommen waren, erhöhte den Eindruck auf die Akademiker der Armee.

Zum Hochschulkurs waren aus Deutschland nach Prilep gereist: Exzellenz von Wilamowitz-Möllendorf, der klassische Philologe der Berliner Universität, Geheimrat Roethe, ihr Germanist, die Geh. Räte Wiener, der Physiker, und Seeliger, der Historiker, beide aus Leipzig, Geh. Rat Schmid, Kunsthistoriker aus Aachen, Geh. Rat Lütgert, Theologe aus Halle.

Vom Kriegschauplatz selbst kamen Generaloberarzt Prof. Brauer, innerer Kliniker aus Hamburg, Privatdozent Dr. Klute und schließlich der Verfasser dieses Berichts, Prof. Doflein, Zoologe aus Freiburg i. Br. Es waren also ganz verschiedene Wissensgebiete vertreten. Der Zweck der Vorträge war, nicht spezielles Wissen zu bieten, sondern geistige Anregung auszuteilen. Es wurde voll erreicht; die Studierenden aller Fakultäten drängten sich zu allen Vorlesungen, nicht minder aber Ärzte und Offiziere der Armee, deren Bildungstreben eine unerwartete Befriedigung hier fand. Welche Fülle anregender Gespräche und Briefwechsel, welche Fragen nach geeigneten Büchern zur Weiterbildung traten an uns heran. Wie viele tüchtige, hervorragende junge Leute durften wir beraten. Wir hatten wieder unsere jungen deutschen Männer vor uns, den Stolz der deutschen Professoren, die Blüte Deutschlands an geistiger und körperlicher Tüchtigkeit.



Die Karawane der Gäste (Professorenkollegium und Stab der Armee) setzt sich zum Kloster Treskovatz in Bewegung.

Festmahl, geboten von der Stadt Prilep.

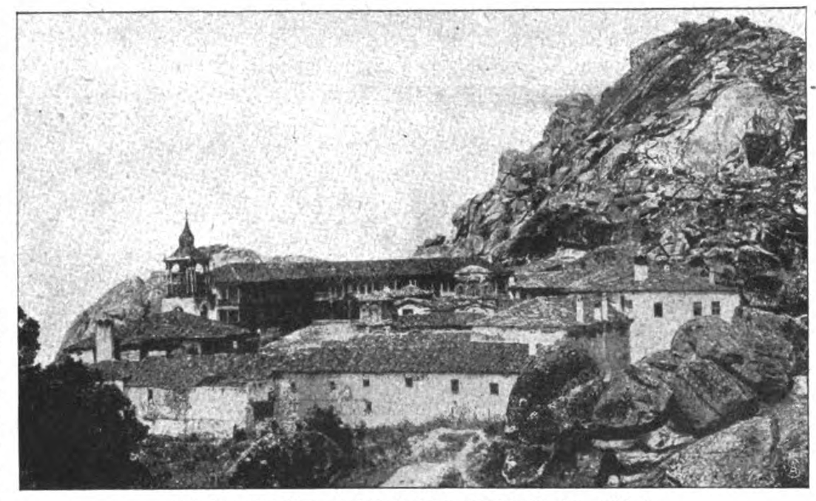
Die Vorträge fanden in der großen Moschee der alten türkischen, jetzt vorwiegend von christlichen Bulgaren bewohnten Stadt Prilep ihre Stätte. Es waren weihevolle Stunden für uns akademische Lehrer, in denen wir unsere Hörer in die stillen Gefilde der Wissenschaft geleiteten, während draußen um das Gebäude das bunte Leben des Orients brandete.

In den Wandelgängen, die die Moschee umgeben, waren saubere Quartiere eingebaut für die Studierenden, die von der Front zu den Vorlesungen beurlaubt waren, eine besondere Feldküche versorgte sie im Hof der Moschee. Hier und da durfte unter dem strengen Mantel des militärischen Dienstes, der alles umhüllte, fröhliche akademische Sitte und Gepflogenheit sich regen.



Von größtem Eindruck war der Festakt zum Abschluß des Kurses mit musikalischen Aufführungen, Ansprachen und sonstigen Leistungen von ganz hohem Rang.

Besonders bemerkenswert war das Interesse, welches bulgarische Behörden und Offiziere den Hochschulkursen schenkten. Hatte schon ein bulgarischer Politiker Dr. Georgieff bei den Kursen durch Vorträge über die ältere und neuere Geschichte Mazedoniens mitgewirkt, so wurde die Schätzung der kulturellen Bedeutung der Beziehungen zum deutschen Heer durch eine Einladung der Stadt Prilep zum Festmahl in einem hochgelegenen Kloster an die Hochschullehrer und den Stab der Armee zum Ausdruck gebracht.



Kloster Treskovatz bei Prilep (1300 Meter Höhe),
typisches mazedonisches Kloster.

In Begleitung der Stabsoffiziere fuhren wir an einem schönen Morgen an den Fuß eines Berges, von wo wir in stattlicher Kavalkade zu Pferde zu dem eintausenddreihundert Meter hoch gelegenen Kloster Treskowatz hinaufritten. Dort wurden wir von bulgarischen Politikern, Offizieren, Geistlichen feierlich empfangen und zum Festmahl auf eine Galerie geleitet. Politische Reden bei Tisch drückten den Wunsch der bulgarischen Nation aus, gerade mit der deutschen Gelehrtenwelt in enge Verbindung zu treten. Wie vom deutschen Heer so wollten die Bulgaren möglichst viel von der deutschen Kultur lernen. Die Reden, die gehalten wurden, klangen aus in begeisterte Huldigungen für unsern Kaiser und den Zaren Ferdinand.

Wir Professoren nahmen von dem Kurs einen starken Eindruck mit von der Stärke und Tüchtigkeit unseres Heeres auf dem Balkan. Nicht minder wichtig erschien uns aber die Entwicklung der Beziehungen zu Bulgarien, die unser Heer dort so prachtvoll fördert, und des Eindringens unserer mitteleuropäischen Kultur auf der bisher so vernachlässigten Balkanhalbinsel.

Das Haus mit dem Reiter.

Skizze von Lucie Fer.

Es war das höchste Haus am Nordermarkt, die breite Steintreppe hatte noch vier Stufen mehr als die vom Bürgermeisterhaus. Über dem Portal war ein Granitblock eingemauert, aus dem ein Reiter ausgehauen war, ein Reiter in gestrecktem Galopp. Die Leute in der Stadt sagten, daß es seit jeher Hernekampsche Art gewesen sei, so in gestrecktem Galopp ins Leben hinauszustürmen. — —

Fünf Jungen hatten die Hernekamps. Immer gingen Türen, klappten Schritte. Im Hof schrien oft zehn, zwölf durcheinander, bis von der Oberstraße kamen die Jungen hierher. Der Hof mit den beiden Schuppen, dem Nußbaum und den Kastanien war berühmt. In den Herbstferien ging es von frühmorgens an. Da gab es Nuß- und Kastanienschlachten. Der Hof lag voller Blätter, die Schreie prallten wie Bälle von den Hauswänden. Onkel Theodor kam aus der braunen Stube und schalt lateinisch (er war nun mal für das Klassische), und Tante Gottliebe teilte deutsche Ohrfeigen aus. Manchmal geschah es auch, daß das schöne, sanfte Gesicht der Frau Hernekamp am Küchenfenster erschien, und dann war alles still. Es war immer ein so gutes Lächeln in diesem schönen Frauenantlitz.

Manche sagten, daß Marie Mohr ein stilles, ernstes Mädchen war, als sie den frohen, großen Hernekamp heiratete. Aber schon beim ersten Jungen kam ein leises Lächeln in ihr Gesicht, beim zweiten wurde es schon lauter, und beim fünften war dieses Lächeln rund herum gewachsen um den gütigen Mund, daß sie es nicht mehr verlieren konnte, als das sechste Kind, ein Mädchen, nach drei Monaten wieder von ihr ging. Es blieb nur ein suchender Blick in ihren Augen zurück, der über die fünf runden, festen Jungenköpfe hinwegging — als fehlte noch etwas Weiches, Lockiges hinter ihnen. Aber auch der verlor sich in den langen Schuljahren.

Fünfmal hintereinander wurden blaue Sextanermützen gekauft, fünfmal wurden sie gefeiert, denn der Stadtrat Hernekamp nahm jede kleine Gelegenheit wahr, um ein großes Fest daraus zu machen. Die Hernekampsche Landlinie kam vom Gröbel herein, brachte an Federvieh mit, was sie entbehren konnte (und sie konnte viel entbehren). Pastor Hernekamp aus Kittlitztreben kam mit vier Töchtern und viel Eingemachtem, und aus der Stadt fand sich an Verwandtschaft zusammen, was irgendwie mit den Hernekamps verwandt sein wollte. Tante Gottliebe buk eine halbe Woche lang, speicherte Rumküchlein auf und ihre berühmten Mohnkuchen, schlief mit dem Schlüssel zur Speisekammer unterm Kopfkissen und war jederzeit bereit, ihre deutschen Ohrfeigen auszuteilen.

Onkel Theodor ging indessen in der braunen Stube spazieren und memorierte eine seiner berühmten lateinischen Reden. Es war nicht leicht, zu fünf gleichen Gelegenheiten fünf verschiedene Ansprachen zu halten.



Tante Gottliebe kam alle Stunden und brachte einen Teller mit Probegebackenem: „Der Geist macht's nicht allein, Theodor.“ Frau Hernekamp ging mit ihrem gütigen Lächeln durch die vielen Zimmer und stellte Blumen auf jeden Tisch. Stadtrat Hernekamp kostete Weine. — —

Nun waren nur noch zwei Hernekamps, die in kurzen Hosen herumliefen. Da kam ein Winter mit Krankheiten. Einer lag an Lungenentzündung, einer an den Nieren. Kaum waren sie auf, legte sich der jüngste an Scharlach und riß die beiden Gesunden mit. Wie leise gingen die Türen. Der Hof lag in Schnee verpackt, der Nußbaum erhob sich wie ein silberner Hügel vor den Schlafzimmerfenstern. Frau Hernekamp ging zwischen den Betten umher, unermüdlich, das blasse, schmalgewordene Gesicht immer lächelnd. Und sie bekam sie durch, alle drei. Der erste Krokus blühte, da gingen sie alle fünf morgens wieder aus dem Haus. Sie sah ihnen von einem Eßzimmerfenster nach. Es war das Fenster über dem Reiter. Sie hatte einen langen, grünen Seidenschal um die Schultern gelegt, der wehte im Lenzwind, als sie sich herausbeugte, und Christian, der Jüngste, rief zurück: „Mutter, der Reiter hat ja eine grüne Frühlingsfahne.“

Und Stadtrat Hernekamp, der Große, Frohe, konnte nicht anders, als ein Fest aus der endlichen Genesung zu machen. Aber es wurde nur ein kleines Frühlingsfest mit der allernächsten Stadtverwandtschaft, vielen Blumen, guten Ratschlägen und glücklich verlaufenen Krankheitsberichten.

Der Älteste hatte sein Abitur hinter sich, und ein Bett wurde leer. Er ging nach Freiburg. Onkel Theodor hielt seine Rede in Hexametern, Tante Gottliebe hatte dieser Rede fünf Teller Probegebackenes geopfert und horchte mit Tränen in den Augen.

Immer schneller liefen die Jahre. Frau Hernekamp schien es, als wüchsen die Monate nur so zusammen. Das Haus war nicht mehr so laut. Sie waren nun schon alle in der Tanzstunde gewesen, und es hieß allgemein, „die Hernekamps sind die besten Tänzer und haben die feinsten Manieren“. Walter Hernekamps Walzer war direkt berühmt.

Frau Hernekamp ging durch das stille Haus. In den Zimmern der Jungen standen die Fenster auf, die Gardinen flatterten, die Kotillonorden an den Wänden raschelten, und die Bänder von Christians Laute flogen auf im Zugwind.

Wie lebte das alles.

Sie stand an dem breiten Arbeitstisch. Da lagen Hefte und Bücher, sauber geschichtet, in der Mitte das große Tintenfaß. Wie ordentlich und fleißig waren sie alle. Prachtkerle. Nein, sie wollte sich nicht überheben, aber so sprachen die anderen, und sie hatte keinen Grund zum Widerspruch.

Es wurden immer weniger um den Eßtisch herum. Schon hatte Walter seine Examensrede, und einige Wendungen kamen ihm bekannt vor. Es war ja nun auch schon die vierte, und Onkel Theodor ging stark auf die Sechzig zu.

Es blieb nur Christian im Hause, aber in den großen Ferien waren sie alle fünf wieder zusammen. Eine Woche nur, aber diese eine sollte ein einziges Fest sein. Drei Geburtstage fielen da zusammen, Onkel Theodor wurde sechzig, der Stadtrat fünfzig, Walter einundzwanzig.

Diesmal ging es fast vierzehn Tage lang mit Vorbereitungen. Da fuhr Christian mit Frau Hernekamp auf den Gröbel nach Obst und jungem Geflügel, der Stadtrat war auf Wein- und Zigarrenreisen, die Jungen malten Einladungen und hatten allerlei Heimlichkeiten in ihren Zimmern. Tante Gottliebe war ganz aufgeregter Vogel und flatterte aus allen Türen heraus. Onkel Theodor skandierte bei offenem Fenster.

Der Juli ging mit heißem Atem durch das Land. Rings um die Stadt brannte das Goldgelb der Kornfelder, die Bäume streckten ihre üppigen Kronen in den Himmel, und in den Nächten glühten die Sterne. In allen Gärten blühten Blumen. Schwer hing das Obst.

Der Stadtrat hatte den Gröditzberg auf den ersten Festtag gesetzt. Durch die Oberstraße fuhren sie davon. Fünf Landauer, Blumen, helle Mädchenkleider, Musik. Da flogen Fenster auf, verschlafene Gesichter beugten sich heraus. Die Rathausglocke hatte gerade sechs geschlagen.

Es ging durch die Kirschenallee über den Mühlenberg, durch Wald und Wiesen, an Dörfern vorbei, über den Fluß. Es war eine Fahrt voll Lärm und Lachen. Plätze wurden gewechselt, es wurde marschiert. Die Mädchen flochten sich Kränze ins Haar, sie sangen zweistimmig, vierstimmig. Der alte Hesekiel knatterte falsch mit der Trompete dazu. Es wurde schon am Vormittag getanzt, denn eine Wiese war so schön.

Und allen voran der Stadtrat und Frau Hernekamp. Frau Hernekamp in lila Tüll mit echten Spitzen. „Mutter, du bist die allerschönste,“ sagte Christian, und seine sechszehn Jahre glühten, „darf ich den Walzer mit dir tanzen?“

Sie tanzte mit ihrem Jüngsten. Über Nelken und kleinen blauen Glockenblumen. Die Sonne schien, Vögel sangen. Er streichelte ihr Handgelenk, „die feinen Spitzen“.

„Sie sind von meinem Brautkleide.“ Frau Hernekamp wurde rot, als sie es sagte, und Christian küßte sie mitten auf der Wiese. „Ach, Mutter.“ —

Wieder Landstraße und wieder Gesang, dunkler Wald und schweigende Fahrt und plötzlich lichte Ebene. Hell glühte die Ernte. Nun noch eine Biegung, da stieg der Gröditzberg dunkelgrün in den Mittagshimmel.

Die Tafeln waren im Burghofe gedeckt, drei Tafeln, für jedes Geburtstagskind eine, Onkel Theodor hielt den Onkel- und Tantentisch, der Stadtrat den Elterntisch und Walter den Tisch der Jugend. Er hatte die längste Tafel. Wie bunte Vögel flogen die Reden durch die Luft. Die Alten hielten die Gläser in die Sonne, wenn die Jugend sprach. Ach, sie sprach ja nicht, sie sang, sie jauchzte, sie lachte, sie glühte unter der Sommersonne. —

Das war der Montag. Dann folgte ein Ruhetag mit „einer kleinen Abendaktion“ im Hause, dann das Waldfest, und als man spät abends nach Hause kam, las man die Zeitungen nach und fand das Wort Krieg, und am nächsten Morgen las man wieder die Zeitungen und fand das Wort noch öfter und drohender. Besucher kamen. „Ja, sollte man nicht lieber . . .“

Stadtrat Hernekamp saß mit den vier Älteren im grünen Salon. Er sah nicht so ernst aus, wie man erwartete, er sah jung wie immer und stolz wie noch nie aus. „Wenn es dahin kommen sollte — die Jungen wollen alle mit“, sagte er zu jedem. „Und heute abend das Fest am Fluß.“

Das war selbst den nächsten Hernekamps zu viel. Die verwitwete Medizinalrat Tusche, geborene Hernekamp, zog ihre schwarzen Seidenhandschuhe wieder an. „Lieber Neffe, ich muß doch bitten, dem Ernst der Zeit . . .“

Das Gesicht des Stadtrats wurde ernst, er sah plötzlich alt und weich aus. „Es wird ein Abschiedsfest für unsere Jugend sein, verehrte Tante."

„Hoho," dröhnten die vier Hernekamps und standen lang und mächtig auf, „wir kommen alle wieder."

Sie kamen nicht alle wieder. Walter blieb bei Lüttich, Fritz bei Dixmuiden. Marie Hernekamp wollte es nicht begreifen.

Kurt kämpfte im Osten, Peter im Westen. Sie kamen auf Urlaub. Braun, breit, fast wild in ihrer Kraft. Marie Hernekamp begriff allmählich, daß zwei fehlten. Sie saß da und schaute den beiden Soldaten in die Gesichter. Etwas Fremdes war darin, etwas Grauenhaftes war um sie, als wären sie mitschuldig am Tode der beiden anderen. Hatten sie nicht auch Söhne von Müttern, Väter von Kindern auf dem Gewissen?

„Mutter, Mutter," riefen sie, „du darfst nicht so dasitzen." Als Kurt den Arm um ihren Nacken legte, begann sie laut zu weinen. „So ist es gut, so ist es gut." Peter kniete vor ihr und streichelte ihre Hände. „Liebe, liebe Mutter." Und dann, als schämten sie sich der plötzlichen Weichheit, richteten sich beide auf und gingen durch das Zimmer, das unter ihren schweren Stiefeln schütterte.

Marie Hernekamp sah ihnen nach, als sie gegen Abend aus dem Hause gingen. Christian schritt stolz zwischen ihnen. Es war ein kühler Märztag, der erste Krokus blühte. Sie sah ihnen von einem Fenster des Eßzimmers nach, es war das Fenster über dem Reiter. Sein roter Schal lag um ihre Schultern, der flog im Frühlingswind und flatterte dem Reiter wie eine Fahne voran. Christian wandte sich um, sah den Reiter, den Schal, und dachte wohl im gleichen Augenblick an den gleichen Märztag. Diesmal ist die Fahne rot, dachte Frau Hernekamp, blutrot. — —

Die Zeit jagte über das Land und riß die Menschen mit sich. Altes stürzte zu Boden, Neues blühte auf, vieles wandelte sich — doch unwandelbar blieben die Herzen der Mütter.

Der Stadtrat Hernekamp war ein wenig kleiner geworden, denn er bückte sich nicht mehr, wenn er durch die Tür der Beckelmannschen Weinstube trat, aber seine Rede war straff wie immer. Marie Hernekamp saß um die Dämmerstunde oft in Onkel Theodors brauner Stube. „Das Haus ist so groß geworden", sagte sie. „Entsinnst du dich noch der Zeit, als wir kaum Platz genug hatten?"

„Es ist noch nicht lange her."

„Ein Jahr kann so lang werden, Theodor."

„Ja," sagte er und sah zu dem Nußbaum hinaus, den er in jungen Jahren gepflanzt hatte, „das Herz hat seine eigene Weise zu rechnen." Es wurde dunkel, keiner konnte das Gesicht der anderen erkennen. Marie Hernekamp weinte leise.

„Sagtest du etwas?" fragte Onkel Theodor nach einer langen Weile. Er hörte Tante Gottliebes Stimme näher.

„Ich sagte, daß Walter dir doch manchen Schabernack gespielt hat."

„Es war ein fröhliches Kind", sagte Onkel Theodor in seiner unendlichen Güte.

„Mein Gott, wie dunkel." Tante Gottliebe stürmte durch die Tür. „Was meinst du zu sauren Kartoffeln heute abend, Mariechen, wir haben noch ein paar Scheiben Kalbsbraten dazu." — —

Sie saß auch oft in den Jungenzimmern. In Walters Kommode fand sie einen Stoß Mädchenbriefe, eine seidene Haarschleife, eine feinzierliche, silberne Nadelbüchse. Sie nahm die Büchse und trug sie in ihr Nähkörbchen. „Wie wenig weiß doch eine Mutter von ihren Kindern", klagte sie in der braunen Stube.

„Fünf Jungen machen viel Arbeit," sagte Onkel Theodor, „du bist immer eine gute Mutter gewesen."

In Fritzens Schrank lagen Gedichte, jugendliche Verse von Empörung, Anklagen und Bitterkeiten. Marie Hernekamp kam mit roten Augen in die braune Stube. „Ich glaube, daß ich Fritz vernachlässigt habe." Sie las ein Gedicht vor. „Ich fand das zufällig."

„In diesen Jahren sind wir alle so", sagte Onkel Theodor. „Ich habe ihm das manchmal gesagt."

„Du wußtest es?"

„Ich sah es."

„Theodor, dann bin ich doch keine gute Mutter gewesen. — Ich sah es nicht."

„Du bist eine Frau, Marie." — — —

Die Monate schmolzen im Kriegsfeuer dahin. Weihnachten kam. Onkel Theodor saß mit seinem watteumwickelten Gichtbein am Fenster, als Stadtrat Hernekamp in die braune Stube trat. Er hatte einen offenen Brief in der Hand und bewegte die Lippen, um ein Wort zu formen. K . . . . K . . . brachte er heraus, wurde dunkelrot und stürzte zu Boden.

Kurt war gefallen. — In der Nacht tat der Stadtrat den letzten Atemzug, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Marie Hernekamp saß bewegungslos an seinem Bett. „Du solltest schlafen gehen", sagte Onkel Theodor. „Mutter", bat Christian.

Da schrie sie auf, wie ein Tier schrie sie auf. „Für Tote, nur für Tote hat man gelebt."

Onkel Theodor griff sie hart am Arm und führte sie hinaus. „Du bist undankbar, Schwester, weil du immer so reich gewesen bist." — —

Die Tage schlichen langsam vorbei. Marie Hernekamp saß am Fenster und sah über den Markt. Um zwölf Uhr ging drüben auf der Südseite die Tür von Beckelmanns Weinstube. Alle gingen hinein, nur Hernekamp fehlte. Ihr Mund wurde hart. Aber kurz nach ein Uhr kam Christian von der Oberstraße her, groß, schlank und schön, ein echter Hernekamp. „Nur diesen laß mir, wenigstens diesen", betete sie.

Er blieb ihr eines Herzfehlers wegen, den niemand bei ihm vermutet hatte. „Es ist wohl eine Sünde," sagte sie, „aber ich danke Gott für diesen Herzfehler."

Onkel Theodor sah aus seinen guten, grauen Augen in ihr geängstigtes Muttergesicht. „Er wird dir wohl darum nicht zürnen."

„Er zürnt mir doch", sagte sie am nächsten Morgen und brachte ihm einen Brief. „Peter liegt schwer verwundet." —

Wieder war es ein Märztag, als sie sich aus dem Fenster über dem Reiter bog, nach einem Wagen zu sehen, der vor dem Hause hielt. Eine Schwester stieg aus und half einem Soldaten, der sich die Mütze aus der Stirn schob, um das Fenster besser sehen zu können. Aber noch ehe er ihr Gesicht erreicht hatte, war sie schon unten an der Haustür. „Peter — Junge!"

Mühsam ging er neben ihr. Sie sah auf sein steifes rechtes Bein, die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Er aber sah zu dem Reiter hinauf, der in gestrecktem Galopp vorwärts stürmte, und hatte das triumphierende Lebensgefühl der Hernekamp im Gesicht. „Wenn's auch nicht mehr im Galopp geht, Mutter, vorwärts geht's dennoch."

Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe u. Tod.

Betr. Bronchialkatarrh, Kehlkopf-, Rachenkatarrh, Asthma, Schnupfen, Erkältungen, Husten.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?

Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft Wiesbaden 5, Rheinstr. 34.

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator“ ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die verstecktesten Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Eucal.-Präp.) oder (Spezial-Asthma-Präp.) nur 14.— M. (Porto 60 Pf., bei Nachn. 95 Pf.) Keine weit. Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachstehend nur einige:

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit den allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat.
Dr Richard Bolte

Der Wiesbadener Doppel-Inhalator

Luftpumpe

Husten nach 14 Tagen verschwunden.

Charlottenburg den 19. 6. 1917, Oranienstr. 12. Ihr Inhalator leistete mir sehr gute Dienste, nach 14 tägiger Anwendung verlor sich der Husten. Senden Sie noch einen Apparat für eine Bekannte.
Fr. Greitzke.

Sehr zufrieden.

Cöln, den 7. 10. 1917. Senden Sie sofort noch einen Doppel-Inhalator für meine Schwester. Ich selbst habe vor 2 Monaten einen erhalten und bin damit sehr zufrieden.
Carola Gruber, Bremerstraße 4.

Bei 4jährigem Asthma und Lungenleiden.

Charlottenburg, den 4. 3. 1917. Kaiserin-Augusta-Allee 78. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungenleiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei Dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat.
Frau Wolter.

Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppel-Inhalator“ von uns zu beziehen:
Seine Kgl. Hoh. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; Ihre Kgl. Hoh. die Großherzogin von Mecklenburg-Streitz; Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß; Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau; Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt; Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg; Seine Großherzogl. Hoh. Prinz Max v. Baden; Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels. usw.

> **Vorsicht! Es gibt minderwertige Nachahmungen!** Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, vieltausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber“ zu erhalten. Deutsches Reichs-Pat. Ausl. Patente. — Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren (**unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen**) ist zum Preise von **2.50 M.** per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 5, Rheinstr. 34.** Telegr.-Adr.: „Doppelinhalator Wiesbaden“.

Depot für die Schweiz: M. Zeller Söhne, Romanshorn; für Österreich-Ungarn Alte Salvator-Apotheke Wien, Kärntenerstr. 16.

Lästige Haare

im Gesicht und am Körper beseitigen Sie sofort schmerzlos **mit der Wurzel** mit meinem Enthaarungsmittel **„Rapidenth“**. Die haarbildenden Papillen werden zum Absterben gebracht, so dass die Haare nicht wiederkommen. Keine Reizung der Haut. Weit besser als Elektrolyse. Aerztlich empfohlen. Preis **M. 6.—**. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Schröder-Schenke
Berlin W 14, Potsdamer Straße U. 26 b, in Wien 14, Wollzeile 15.

Leiden Sie an Frost, dann gebrauchen Sie unsere 1000fach bewährte **Frostpackung,** das Beste gegen Beulen sowie aufgesprungenen Frost. Per Nachnahme Mk. 3.50.
Vers. Gebr. Menze, Hamburg 65, Borgfelder Str. 12.

Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis nur 4,15 M. Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

Allgemeiner Briefsteller



für den schriftlichen Verkehr in allen Lebenslagen z. B.: Privatbriefe für sämtl. Familien-Ereignisse, Bittschriften, Empfehlungs-, Entschuldigungs-, Dankschreiben, Bestell-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Quittungen, Kontrakte, Vollmachten, Verträge, Heiratsanträge, Majestätsgesuche, Gesuche an Behörden, kaufmänn. Briefe u. s. w. 324 Seiten stark, Preis M. 2.50 — gegen Nachnahme 30 Pf. mehr! — Bücherkatalog gratis!

Albrecht Donath, Verlag, Leipzig 49.

DIE LEIPZIGER MESSE

wird von allen maßgebenden und kaufkräftigen Einkaufsfirmen des In- und Auslandes regelmäßig besucht. Für die Industrie ist schon wegen der Anwesenheit ihrer Kundschaft die Beschickung der Leipziger Messe unerläßlich

Frühjahrs-Mustermesse 3. bis 9. März 1918

Jede gewünschte Auskunft über Beteiligung, Besuch, Vergünstigungen usw. erteilt das

Meßamt für die Mustermessen in Leipzig



Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh.
In Schachteln zu 20 u. 40 Pf.
Zu haben in den Niederlagen von Tola-Pud[illegible]r.
Fabrik: Heinr. Mack, Ulm [illegible]

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Oberbedarf-Nummer nennt sich ein Buch, das vor kurzem herausgekommen ist. Unter „Oberbedarf“ verstehen die Fachleute die Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft in Gleiwitz. Die Gesellschaft, eine der größten Stahl- und Kohlenunternehmungen Deutschlands, hat in dieser Oberbedarf-Nummer eine Übersicht über die Entwicklung und den heutigen Stand ihrer Werke geben lassen. Ein schönes Buch, das, ausgezeichnet mit zahlreichen hervorragenden Abbildungen und Tabellen, zugleich zeigt, was unsere Buchkunst selbst in diesem Krieg noch zu leisten versteht. In der Oberbedarf-Nummer wird uns in knapper Zusammenstellung vor Augen geführt, was die Gesellschaft heute ist. Mit einer Rohstahlerzeugung von 500 000 Tonnen ist sie das größte und, wie man ergänzend bemerken darf, das modernste Hüttenwerk Schlesiens. Sie umfaßt fünf Hüttenwerke, ein Steinkohlenbergwerk und eine Anzahl Eisenerzförderungen. Dazu kommen drei Tochtergesellschaften, von denen zwei ihren Sitz in Berlin haben, nämlich Jachmann-Werke in Borsigwalde und die Friedenshütter Feld- und Kleinbahnbedarfs-Gesellschaft. Der erste Hauptteil des Buches bietet eine geschichtliche Darstellung, worin der Liebhaber historischer Merkwürdigkeiten auch auf seine Kosten kommt. Auf Seite 32 und 33 finden wir zwei Federzeichnungen der Huldschinskywerke aus dem Gründungsjahre 1867, übrigens auch von kunstgeschichtlichem Werte; das Werk umfaßte damals ein paar dürftige Hütten, während es heute eine ganze Stadt für sich bildet. Gerade die Huldschinskywerke müssen genannt werden, wenn man von den Leistungen der deutschen Industrie im Kriege reden will. Die Generaldirektion hatte dort noch vor dem Kriege mit weitem Blick Anlagen geschaffen, die, im Kriege stark erweitert, eine mächtige und gar nützliche Produktion geliefert haben. Der zweite Teil des Buches beschreibt die technischen Anlagen der Werke. Die Abbildungen, die dazu gegeben werden, sind mustergültig; sie lassen auch dem Laien einen Blick in das technische Wunderwerk eines solchen Riesenbetriebes tun, und manche Ausdrücke, die ihm täglich in den Zeitungen begegnen, werden ihm dadurch verständlicher, zumal da das Buch dabei den Gang der Produktion erläutert. Ein Abschnitt z. B. gilt der Schilderung des Ferrum-Werkes bei Kattowitz, dessen Hauptfabrikate uns durch imponierende Abbildungen veranschaulicht werden: Röhren von einem Durchmesser, daß darin ein Reiter auf dem Pferde bequem Platz findet. Solche Röhren braucht man für Turbinenleitungen, wie sie in Gebirgsgegenden verwendet werden, wenn man die Wasser auffängt und der Erzeugung von elektrischem Strom dienstbar macht. Das Ferrumwerk genießt in dieser Spezialität einen Weltruf. Der Abschnitt über das Jachmann-Werk mit seinen Bildern wird besonders in Berlin interessieren. Aber den Inhalt des Buches können wir hier nicht erschöpfen. Es sei nur noch auf das Schlußkapitel hingewiesen, das von den Wohlfahrtseinrichtungen der Gesellschaft handelt, die jetzt etwa 30 000 Leute beschäftigt.

„Maler Müller Volksausgabe.“ Lieferung 13 und 14. Neustadt a. d. Haardt. Schiller Verlag.

Dr. Th. Schuchart: „Die deutsche Außenhandelsförderung unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsnachrichtenwesens“. Berlin, Leonhard Simion.

Heinar Schilling: „Meinungen“. Heft I: Die lange Zigarettenspitze. Heft II.: Die Richtung. Dresden, Felix Stiemer.

H. L. Dannenberg: „Sieg ohne Landgewinn“. Dresden, Verlag: Das größere Deutschland.

Dr. Alfred Manes: „Kriegs- und Friedensrüstung der deutschen Versicherung“. Dresden, Leipzig. „Globus“.

Theo Kantny: „Bleilötung“. Halle a. S. Carl Marhold.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36–41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Detektiv Graeger Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch: **Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.**



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt i. Thür. Fach- und Haushaltungsschule. — — Lehrgänge für techn. Lehrerinnen
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Der persönliche Führer zum Erfolg

Wer Erfolge erringen oder dieselben vergrößern will, muß vor Beginn der Arbeit das nötige und beste Werkzeug dazu haben. Er muß seine Geisteskräfte zu größter Leistungsfähigkeit erziehen, was ihm am schnellsten und sichersten an der Hand eines erfahrenen Führers gelingt, der ihn persönlich unterrichtet. Was nützt ihm ein Buch, in dem er sich, so gut es geht, zurechtfinden muß? Versteht er etwas nicht, oder sieht er die praktische Anwendung nicht, so kann er nicht fragen. Die Berufe und Fächer menschlichen Wissens sind aber so zahlreich, daß kein Buch alle Anwendungen zeigen kann; es würde sonst zu dick und zeitraubend.

Wie ganz anders der persönliche Führer, von dem wir stets Rat und Auskunft erholen können. Dieser Führer ist Poehlmann in München, der in der Anleitung von Menschen zum Erfolg eine mehr als 20jährige, praktische Erfahrung hat und unter seinen Schülern alle Standesklassen vom Tagelöhner bis zum Minister zählt. Niemand anders kann nur annähernd solche Erfahrung nachweisen. Tausende verdanken diesem Führer ihre heutige Stellung. Seine Geistesschulung und Gedächtnislehre enthält die Richtlinien für die Ausbildung aller Geisteskräfte, eines festen Charakters und andauernden Willens, aber dieser Kurs ist nur der Leitfaden für die persönliche Anleitung, welche brieflich oder mündlich erfolgt, bei welcher auf alle individuellen Bedürfnisse eingegangen wird. Die einzigartige Erfahrung dieses persönlichen Führers und das volle Eingehen auf die Individualität allein verbürgen den Erfolg. Nur das Beste ist gut genug, wollen wir Sieger sein im Kampfe ums Dasein.

Auszüge aus Zeugnissen: „Ich bin durch Ihre Lehre um ‚vieles‘ reicher geworden an Körper und Geist. A. Sch.“ — „In Ihrer Geistesschulung habe ich einen Brunnen gefunden, dessen Gaben in meinem geistigen Leben viel Licht und Kraft geweckt haben. H. H.“ — „Mit Hilfe Ihrer Anweisungen bin ich nach 8monatigem Arbeiten im neuen Beruf zum Disponenten aufgerückt. K. M. (Kriegsbeschädigter).“

Verlangen Sie heute noch Prospekt von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A. 69.



Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl.,** u. a.: **3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj.** Bereitet zu allen **Notprüfg.**, namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung** vor.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Technikum Hainichen i. Sa. Masch.- Elektro-Ing., T., Werkm. Lehrfabr. Prog. fr.

Wyk a. Föhr Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Buchführung ☛ gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Das Vorlesungs-Verzeichnis der ***Universität*** ☛ ***Greifswald*** *für das Sommer-Semester 1918* ***ist erschienen*** *und wird auf Wunsch kostenlos übersandt.*

Stellen-Angebote
Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für **Militärköhlerkohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerkohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**

Der **Frankfurter Schwesternverband** der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt **als Lehrschwestern.** Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 1.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Kaufmännisches Personal
Inserate haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ großen Erfolg. Auch während des Krieges.

Ein neues Heilverfahren mit **Puroxyd**-Tabletten gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. **Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.**



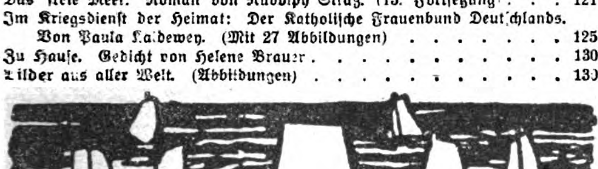
Solche Nasenfehler und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. Nasenformer **„Zello“** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7 fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100 000 „Zello“ versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 125,** Winterfeldtstraße 34.

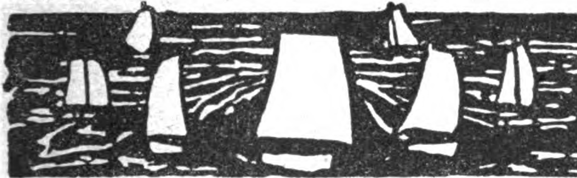
Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 5. Berlin, den 2. Februar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 5.





Die sieben Tage der Woche.

22. Januar.

Östlich von Ypern ist die Kampftätigkeit der Artillerien am Tage und zu einzelnen Nachtstunden lebhaft.

Am 20. Januar stießen türkische Streitkräfte, und zwar der Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim" (früher „Goeben"), der kleine Kreuzer „Midilli" (früher „Breslau"), und Torpedoboote aus den Dardanellen gegen feindliche Streitkräfte vor, die durch Fliegeraufnahmen bei der Insel Imbros festgestellt waren. Ein großer und ein kleiner englischer Monitor werden vernichtet. Ein Transportdampfer von 2000 Tonnen versenkt, mehrere Hulks schwer beschädigt und die englische Signalstation an der Kephalo-Bucht zerstört. Beim Rückmarsch nach den Dardanellen ist der kleine Kreuzer „Midilli" durch mehrere Unterwassertreffer von Minen oder Unterseebooten gesunken.

23. Januar.

Fast an der ganzen flandrischen Front ist der Feuerkampf gesteigert. Auch südlich der Scarpe lebt die Gefechtstätigkeit wieder auf.

Neue U-Boot-Erfolge auf dem nördlichen Kriegschauplatz: 18000 Br.-Reg.-Tonnen. Unsere U-Boote im Mittelmeer waren kürzlich mit besonders gutem Erfolg gegen den Transportverkehr nach Italien und dem Orient tätig. Sieben Dampfer und zwei Segler mit rund 27000 Br.-Reg.-Tonnen sind ihren Angriffen zum Opfer gefallen.

24. Januar.

In einzelnen Abschnitten der mazedonischen Front Artillerietätigkeit. Südwestlich vom Dojran-See scheitert ein englischer Vorstoß.

Sechs Dampfer und ein Wachfahrzeug werden letzthin von unsern Unterseeboten versenkt. Vier Dampfer werden dicht unter der englischen Ostküste abgeschossen.

25. Januar.

Zwischen Poelkapelle und der Lys, bei Lens und beiderseits der Scarpe lebt die Gefechtstätigkeit auf.

26. Januar.

In den letzten 4 Tagen werden im Luftkampf und von der Erde aus 25 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Unsere Flieger führen erfolgreiche Angriffe gegen die französische Nordküste durch. Gute Wirkung wurde in Dünkirchen, Calais und Boulogne beobachtet. Leutnant Röth brachte innerhalb weniger Minuten 3 französische Fesselballone brennend zum Absturz.

Auf der Hochfläche von Asiago und zu beiden Seiten der Brenta kam es zu lebhaften Artilleriekämpfen.

Unter der bewährten Führung des Kapitänleutnants Viebeg erzielt eins unserer Unterseeboote kürzlich glänzende Erfolge gegen den Transportverkehr in dem besonders stark bewachten östlichen Teil des Armelkanals, 7 Dampfer mit insgesamt 28000 Br.-Reg.-Tonnen werden vernichtet.

27. Januar.

Auf der Hochfläche von Asiago und östlich von der Brenta lebhafter Feuerkampf. Ein italienischer Angriff gegen den Monte Pertica scheiterte.

28. Januar.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden dauern Artilleriekämpfe an, die sich im Gebiet des Col del Rosso zu größter Heftigkeit steigerten.

Die Petersburger Regierung hat alle diplomatischen Beziehungen zu Rumänien abgebrochen. Die rumänische Gesandtschaft wird auf dem kürzesten Wege ins Ausland abgeschoben. Der Goldschatz Rumäniens, der in Moskau liegt, wird als unantastbar für die rumänische Oligarchie erklärt.

Ein Jahr U-Boot-Krieg.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

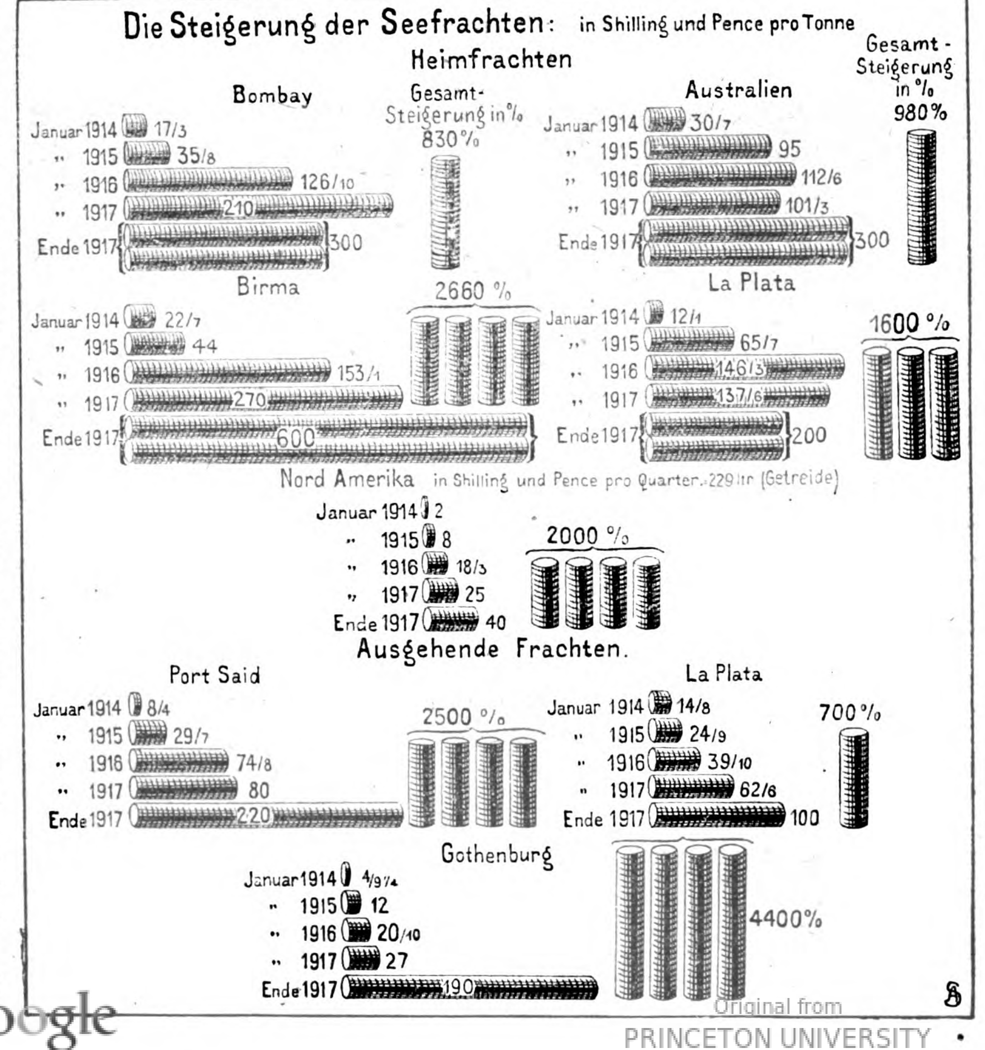
Es jährt sich heute der Tag, an dem bittere Not uns zwang, endlich nach langem Zagen die tödliche Waffe wider den Erzfeind zu zücken. Sie war längst geschärft und lag bereit und war erprobt, wir hatten sie auch zur Hand genommen, aber immer wieder, wenn wir uns anschickten, zum Schlage auszuholen, legte sich uns eine falsche Freundeshand auf den Arm, die abzuschütteln wir uns nicht getrauten, bis endlich kein Zweifel mehr an der Falschheit des Freundes sein konnte, der unseren Feinden Kriegshilfe leisten wollte, und bis wir erkannten, daß es nur die Wahl gab zwischen einem falschen Freund, der uns am Sieg hinderte, und einem offenen Feind mit der Möglichkeit zum Sieg über England, der allein zum Frieden führen kann. Der Verzicht auf den mit aller Schärfe geführten U-Boot-Krieg wäre der Verzicht auf den Sieg gewesen. Wir standen einer Welt von Feinden gegenüber. Wir waren durch Englands Seemacht vom Meer absperrt, das unseren Feinden offenstand und ihnen erlaubte, die Hilfsmittel auch der sich noch neutral nennenden Neuen Welt wider uns zu türmen, die uns in unserer Abgeschlossenheit je länger, desto eher erdrücken mußten. Ein anderes Mittel gab es nicht. Der Geschichtsschreiber wird billigerweise aus den Anfängen des U-Boot-Krieges, ehe wir die Schranken fallen ließen, später feststellen müssen, daß uns der Entschluß nicht leicht geworden ist, weil er Härten einschloß für manche, die wir gern geschont hätten, und weil er so, wie sich die Dinge in fast zweiundeinhalb Kriegsjahren entwickelt hatten, uns wahrscheinlich neue Feinde schuf. Wir haben die Waffe vor Jahresfrist nicht mit dem Mut der Verzweiflung, sondern weil nur so der Sieg kommen kann, unverzagt erhoben und werden sie nicht senken, bis der Sieg da ist. Und heute haben wir ein Recht auf die Zuversicht, daß er auf dem Marsch ist. Wir wollen hier nicht die Zahlen wiederholen, die die Tagespresse oft genug berichtet, und die schließlich nur für den, der sie richtig lesen und in ihrer Bedeutung erfassen kann, vollen Wert haben, wir wollen nur allgemein die Lage betrach-

ten, wie sie das Jahr des verschärften U-Boot-Krieges geschaffen hat. Wir wissen zunächst, daß der U-Boot-Krieg militärisch mehr geleistet hat, als man bei den zugrunde gelegten Vorausberechnungen angenommen hat, wir wissen weiter, daß die Flotte unserer U-Boote ständig wächst, trotzdem unsere Feinde den Kampf gegen sie mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, führen, wir erfahren täglich, daß die Geschicklichkeit und Kriegstüchtigkeit unserer U-Boot-Kommandanten und erprobten Besatzungen sich jeder neuen Abwehr außerordentlich schnell anpaßt, und daß die Beuteziffern immer noch trotz des ungeheuer verminderten Schiffsraums gewaltig bleiben, wir erleben es, daß die Pläne des U-Boot-Krieges immer weiter großzügig ausgestaltet werden.

Als das U-Boot seine Tätigkeit in diesem Krieg begann, da galten Operationen im Kanal und an der englischen Ostküste schon für weit. Als der Handelskrieg einsetzte, war man überrascht über das Auftreten von U-Booten an der Westküste Englands, noch mehr erstaunt, als sogar von der Bucht von Biskaya gesprochen wurde, und das Erscheinen unserer Boote in der Nähe von Gibraltar und im Mittelmeer schien nicht eher glaubwürdig, bis dort die schweren unmißverständlichen Schläge vor den Dardanellen im Mai 1915 fielen. Bald wurde das Eismeer in den Bereich der U-Boote gezogen. Als der uneingeschränkte U-Boot-Krieg begann, da lag ein großes, weites Sperrgebiet um England und Frankreich, griff um deren europäische und nordafrikanische Küsten und schloß das östliche Mittelmeer mitsamt Italien ab. Und jetzt erleben wir, daß diese Gebiete immer noch weiter in den Ozean hinausgeschoben werden, fast bis zur Hälfte des Weges zur Neuen Welt, fern im Ozean gelegene Handelstützpunkte, Inselgruppen, werden in weitem Umkreis gesperrt, die feindliche NW.-Küste des schwarzen Erdteils mit einem breiten Gefahrgürtel umschlossen. 4000 Seemeilen, das heißt 7400 Kilometer, liegt dieses Kriegsgebiet auf direktem Weg von der Elbe entfernt. An die Möglichkeit, auf solche Entfernung mit den U-Booten Krieg zu führen, konnte man bei Kriegsbeginn noch nicht denken, und diese Entwicklung haben sich wohl auch unsere Feinde nicht träumen lassen. Das alles ist unsere eigene positive Leistung, die den Stempel dauernd gesteigerter Anspannung an der Stirn trägt. Was war die Abwehr? Unsere Feinde haben ihre Handelsfahrzeuge bewaffnet und faßten sie, als das nicht wirkte, zu Geleitzügen zusammen. Das mag für die Geleitung durch Kriegsfahrzeuge einige Vorzüge haben, für die Ausnutzung der Handelsschiffe hat es gewaltige Nachteile, die unsere Feinde zugestehen, und unsere U-Boote holen sich ihre Beute doch. Man hat alle leichten Streitkräfte aufgeboten und sich fieberhaft bemüht, solche neu zu schaffen, die unsere U-Boote mit allen Mitteln, Geschütz, Bombe, Ramme, bekämpfen, sie haben U-Boot-Fallen mannigfachster Art ersonnen, keine List ist ihnen unbekannt, keine Tücke fremd. Gewiß, auch manches unserer braven U-Boote ruht auf dem Meeresgrund, wie das nicht anders möglich ist, aber man hat nie gewagt, in den Ländern unserer Feinde die Zahlen der uns zugefügten Verluste zu veröffentlichen. Der Grund kann, abgesehen von der Unsicherheit der Zahlen, nur Furcht von der Enttäuschung der Öffentlichkeit gewesen sein. Und man hat zugegeben, daß wir mehr U-Boote neu bauen, als vernichtet werden.

Solange das geschieht, hat alle Abwehr in dieser Richtung ihren Zweck verfehlt. Daß die Abwehr auch den Zweck, unsere U-Boote an ihren Angriffen zu hindern, nicht erfüllt, ersehen wir aus den Beuteziffern, die in dem Prozentsatz des auf England fahrenden Schiffsraums, der ihm zum Opfer fällt, keine große Schwankung aufweisen, sondern nur eine allmähliche Abnahme des Durchschnitts der absoluten Zahlen, wie er durch das Abnehmen der Zahl der fahrenden Schiffe bedingt ist. Eine angreifende Abwehr wider die Stützpunkte unseres U-Boot-Krieges hat man wohl in Frankreich verlangt, in England auch in der Presse erörtert, aber aus den vor den Gefahren warnenden Stimmen, die sofort in der Öffentlichkeit ertönten, ist ersichtlich, daß man ernstlich diesen Plan trotz aller Wechsel in der Admiralität nicht hegt oder gehegt hat, und er würde dem leitenden Grundsatz der englischen Seekriegspolitik, die Flotte zu schonen, in der Tat widersprechen. Im Kampfe gegen die U-Boote haben unsere Feinde weder durch Vernichtung noch durch Vereitelung ihrer Angriffe Erfolge aufzuweisen, die das Wachstum des U-Boot-Krieges, das sich in der Ausdehnung des Kriegschauplatzes klar spiegelt, zu hindern vermochten. Zum Teil wohl in der Erkenntnis dieser Tatsache, selbstverständlich aber auch im Bestreben, die Kräfte anzuspannen, ist der Schwerpunkt der Abwehr langsam in die reine Verteidigung übergegangen, die alle Hilfsmittel der Länder aufbietet, mehr Schiffe zu bauen, als wir versenken. Ganz abgesehen davon, daß das ökonomisch kein für unsere Feinde sehr vorteilhafter Weg ist, wissen wir bisher aus ihrem eignen Mund, daß ihnen das bei weitem nicht gelungen ist, und wir können untrüglich errechnen, daß ihnen das in einer Zeit, die überhaupt noch für den Austrag des Krieges zur Verfügung stehen kann, auch nie gelingen kann. Diese Rechnung ist von Sachverständigen des Schiffsbaus und der Schiffahrt durchgeführt und hat das Ergebnis, das auch dem einfachen Menschenverstand natürlich ist. England war weder auf die ihm durch den Gang des Krieges zugefallene Bildung von eigenen Millionen Heeren gefaßt noch auf den Umfang der Hilfe, die seine Verbündeten jetzt von ihm brauchen. So mußte es seinem Wirtschaftskörper Millionen Arbeitskräfte entziehen, gleichzeitig aber zur Erzeugung des gewaltigen Kriegsbedarfs der eigenen und verbündeten Heere ungeheuer vermehrte Arbeit leisten. So ging Englands Schiffbau im Krieg zunächst gewaltig zurück. Und als nun der uneingeschränkte U-Boot-Krieg kam und mit den gewaltigen Erfolgen der Ernst der Lage offenbar wurde, da kam der Schrei nach Handelschiffen und nach mehr Abwehrfahrzeugen zu den ungeheuren Anforderungen hinzu, und neuerdings erschallt wieder der Ruf nach Vermehrung der Heere, die sonst ihrer Aufgabe nicht gerecht werden könnten. Es liegt auf der Hand, daß die Möglichkeit hier enge Grenzen hat, und wir finden sie klar in der englischen Feststellung ausgedrückt, daß trotz aller Anspannung im Jahre 1917 wesentlich weniger Schiffe in England gebaut worden sind als im Frieden. Jetzt setzt man seine Hoffnung auf die Vereinigten Staaten, denn die anderen Verbündeten fallen als Schiffbauer nicht nennenswert in die Wagschale, ebenso die Neutralen nicht. Dort haben sich aber die Dinge ähnlich entwickelt. Amerika, das seine Neutralität dahin auslegte, daß ihm jede Kriegslieferung an den Verband, solange sie nicht von Staatsbetrieben geleistet wurde, erlaubt sei, entwickelte seine Kriegsindustrie riesengroß. Als es in den Krieg eintrat, änderte das daran gar nichts, aber es begann jetzt, ein großes Heer aufzustellen und Pläne zu großer Erweiterung seiner Flotte in die Wirklichkeit umzusetzen. Ob es dies wirklich tut, um auf dem europäischen Kriegschauplatz auf-

zutreten, oder aus anderen Gründen, mag hier dahingestellt bleiben. Nun kam auch die Schiffsraumnot seiner Verbündeten hinzu. Amerikas Schiffbau im Frieden war klein, es hatte wenig Werften und wenig gelernte Arbeiter, die Arbeitskräfte waren zur Kriegsindustrie und zum Heer geströmt, und gelernte Arbeiter lassen sich so wenig von heute auf morgen schaffen wie neue Werften. Es treten also ähnliche Verhältnisse auf wie in England, nur mit dem einen Unterschied, daß es noch keine Millionenheere im Krieg hat, daß es über mehr Menschen und Hilfsmittel verfügt, dafür aber ungünstigere Vorbedingungen im Fehlen von Werften und geschultem Schiffbaupersonal. Trotzdem hat es nach sachverständigem Urteil im Jahre 1917 allerdings seine Leistung gegen den Frieden gewaltig gesteigert auf etwa das Dreifache, aber selbst für das Jahr 1918 wird Amerika trotz aller Anspannung kaum imstande sein, mehr zu bauen als England im Frieden. England mag diese Leistungsfähigkeit vielleicht erreichen, ob es sie überbieten kann, muß bezweifelt werden, und damit wird auch im ganzen Jahr 1918 bei einer U-Boot-Beute von 600 000 T. im Monat durch Schiffbau nur die Hälfte des versenkten Schiffsraums ersetzt werden können, wenn wir die Entwicklung bei unseren Feinden denkbar günstig einschätzen. Damit ist der Fortgang des U-Boot-Krieges zum Ziel gesichert. Die anderen Mittel, neuen Schiffsraum zu erlangen, sind jetzt erschöpft. Was an deutschen und österreichisch-ungarischen Schiffen in früher neutralem Ausland zu vergewaltigen war, ist seinem Geschick bis auf kleine Reste nicht entgangen und, soweit es überhaupt möglich ist, in den Dienst unserer Feinde gezwungen. Die Erpressung allen Schiffsraums der Neutralen ist nahezu vollendet, den militärischen Bedürfnissen ist soviel Schiffsraum entzogen, wie sich durchführen läßt, ohne die Kriegführung unmöglich zu machen, die Bedürfnisse aller Länder, auch nicht kriegführender, sind zwangsweise gewaltig eingeschränkt, die Schiffahrt ist vollständig der Staatsaufsicht unterstellt. Aus allen diesen Quellen kann unseren Feinden keine nennenswerte Hilfe mehr kommen. Und aus dem fachmännischen Überschlag*) all dieser Dinge ist errechnet, daß, wenn auch in allen diesen Dingen die letzten denkbaren Möglichkeiten ausgenutzt werden, wenn der feindliche Schiffbau auch im ganzen Jahr 1918 die denkbar größte Steigerung erfährt und unsere U-Boote nur eine Monatsbeute von 500 000 T. machen, daß selbst dann der augenblicklich schon längst nicht mehr ausreichende Schiffahrtzustand nur aufrechterhalten werden kann, wenn Amerika keine Tonne Schiffsraum für Truppentransporte und Versorgung verwendet. So sieht die ungünstigste Rechnung aus, die überhaupt aufgestellt werden kann. Seine volle Wirkung hat der jetzige Schiffahrtzustand natürlich noch gar nicht ausgeübt. Wir wissen von unserer Obersten Heeresleitung, daß eine Entlastung der Landfront vorhanden ist, wir sehen in England die Zwangsrationierung einziehen und hören von dem Mangel an Schiffsraum täglich. Wir wollen uns aber vor dem Irrtum hüten, nur nach dem Mangel an Nahrungsmitteln und dem, was davon verlautet, zu urteilen. England hat immer noch die Wahl, von dem vorhandenen Schiffsraum für Nahrungsmittel genug zu gebrauchen, wenn es Kriegsbedürfnisse einschränkt, was wir zunächst vielleicht gar nicht merken, bis neue Ereignisse es aufdecken, und seiner Zähigkeit müssen wir zutrauen, daß es uns äußerlich bis zum letzten Augenblick zu täuschen versuchen wird, so gut, wie es im eigenen Land die Öffentlichkeit irreführt. Aus dem gesagten geht hervor, daß Eng-



*) „Wirtschaftsdienst", Zentralstelle des Hambg. Kolonialinstituts Dr. Aug. Kengbein.

land zwar neue Heeresvermehrung plant, aber die Bedürfnisse stärkerer Kriegführung nicht decken können wird, daß es auf Amerikas militärische Hilfe hofft, daß sie aber nicht kommen kann, wenn die anderen Verbündeten leben sollen, denen das ja jetzt schon sehr sauer wird.

Also war die Rechnung unseres U-Boot-Krieges richtig. Wo von bestimmten Zeitpunkten gesprochen wurde, zu denen England Frieden schließen müsse, war das gewiß unvernünftig. Die Faktoren, die das bestimmen, sind zu dehnbar. Die Gewaltmaßregeln, die England und Amerika gegen die ganze Welt, die Verbündeten nicht ausgeschlossen, ergreifen, ließen und lassen sich zu schwer vorhersehen. Eins ist aber gewiß, daß unsere Feinde auch beim heutigen Schiffahrtzustand nicht unbegrenzt weiter Krieg führen können, selbst wenn sie den dauernden Vermögensverlust versinkender Schiffe und Ladungen, der jetzt schon auf 31½ Milliarden beziffert wird, tragen könnten. Es ist eine böswillige Geschichtsfälschung, Amerikas Kriegshilfe der Erklärung des U-Boot-Krieges in die Schuhe zu schieben, denn seit es den Krieg erklärt hat, hat es noch keine Hilfe geleistet, die es nicht auch vor der Kriegserklärung geleistet hätte, und daß es keine weitere leisten wird, dafür sorgt der U-Boot-Krieg. In einem Jahr Kriegführung hat sich das Bild geklärt. Was bei unseren Feinden als bald überwindlich verkündet wurde, hat seinen unerbittlichen Ernst erwiesen, dessen ganze Wucht man drüben ängstlich zu verhüllen bestrebt ist. Die Rechnung, die schon auf Kriegserfahrung fußte, hat sich als vorsichtig und richtig erwiesen, der heute erreichte Zustand verbürgt schon den Enderfolg. Wir haben in diesem mühevollen Jahr einen gewaltigen Schritt zum Sieg vorwärts getan, und das verblendete England hat seinen Abstieg begonnen. Es hat wohl nicht geahnt, daß es sich zum Niedergang anschickte, als es den U-Boot-Krieg heraufbeschwor, den es ohne Hilfe nicht bestehen konnte. Diese Hilfe hat das England, das seine Weltherrschaft zu vollenden gedachte, abhängig gemacht von dem Dollarland, das aus dem Krieg den Anlaß nimmt, sich Flotte und Heere zu schaffen, die denen Englands voranstehen sollen, eigene Schiffahrt und Schiffbau entwickelt in einem Zeitmaß, das fast unwahrscheinlich ist, und einen durch keine Bundestreue getrübten Egoismus aufweist, und dessen Dollars den Schwerpunkt der Weltwirtschaft nach Amerika verrücken werden. Seinen Jahresbericht über die Flotte schließt der amerikanische Staatssekretär diesmal mit den Worten: „Das Programm des Flottenausbaus und Neubaus der Zukunft ist groß genug, Amerika die unvergleichlich stärkste Flotte der Welt zu schaffen." So hat uns der U-Boot-Krieg nicht nur auf den Weg zu unserem Sieg geführt, sondern auch an anderer Stelle eine große Stufe gehauen zum Abstieg des weltbeherrschenden England und damit erst nicht nur uns dem Sieg, sondern auch die Welt einem dauerhaften Frieden genähert.

Weltwirtschaft und Weltlage.

Von Dr. Richard Pohle.

Durch die im Jahre 1914 eingetretene Veränderung der Weltlage hat auch die Weltwirtschaft zuerst Veränderungen, dann einen völligen Umschwung erfahren; schließlich ist sie gänzlich aus ihren Fugen geraten, und heute kann von einem Weltwirtschaftsverkehr nicht mehr die Rede sein.

Sogleich bei Beginn dieses größten aller Kriege stehen uns zwei Imperien im Bunde mit anderen wohlgerüsteten Mächten gegenüber; ein drittes Weltreich — so können wir die Vereinigten Staaten mit ihrem gesamten, fast die ganze Neue Welt umfassenden Anhang wohl nennen — fördert unsere Gegner nach Möglichkeit; denn auch Amerika ist uns von Anfang an ein Feind, der einstweilen mit diabolischer Miene lächelnd Riesengewinne einstreicht, um sodann, und zwar verspätet, gegen Ende des großen Dramas in verzweifelter, beinahe lächerlich wirkender Eilfertigkeit nur mehr ganz auf seine eigene Rüstung bedacht zu sein. Während wir mit unseren Verbündeten bereits in den ersten Monaten eine große Anzahl von Menschen ihren gewohnten Berufen entreißen müssen, sind unsere Gegner insofern im Vorteil, als sie eine gewisse Auswahl unter ihrer bedeutend größeren Menschenmenge treffen können. Erst die anhaltenden beispiellosen Siege der Mittelmächte zwingen den Feind, im weiteren Verlauf ohne Wahl alles irgend verfügbare Material zur Kriegsarbeit heranzuziehen. Doch, nicht bloß den kämpfenden Parteien ergeht es so. Auch Neutrale und sogenannte Neutrale werden vom allgemeinen Übel betroffen. Sogar die friedfertige Schweiz sieht sich genötigt, eine verhältnismäßig große Zahl von Männern ihrer bisherigen Tätigkeit zu entfremden. Es tritt schließlich der Zustand ein, daß auf der ganzen Erde viele Millionen schaffender und arbeitender Kräfte einseitig, nur nach einer Richtung hin beansprucht werden, und nahezu überall ist die Produktion, direkt oder indirekt, den Zwecken des Weltkriegs angepaßt. In dem Maße aber, wie diese Produktion zunimmt, geht die Erzeugung wichtigster Nahrungsmittel zurück. Dazu kommt noch, daß die im Felde stehenden Mannschaften ebensowohl wie zahlreiche Arbeiter der Kriegsbetriebe einer besonders starken Ernährung bedürfen, da ihre Kräfte aufs äußerste angespannt werden. Das geschieht überall auf Kosten der hinter der Front lebenden friedlichen Bevölkerung. Übrigens erweist sich dabei ganz allgemein, daß eigentlich kein Staat, kein Land eine völlige Autarkie oder Selbstversorgungsmöglichkeit besitzt. Selbst das reiche Amerika sieht seine Ernten von Jahr zu Jahr zurückgehen, weil es bestimmte, wichtige Dungstoffe während des Krieges für keinen Preis erhalten kann. Die lagern eben in Mitteleuropa. So wird der Zusammenbruch der Weltwirtschaft, das Stocken des Weltverkehrs in jedem Lande der Erde fühlbar. Allerdings äußert sich die Wirkung auf die Völker in den einzelnen Ländern verschieden.

Entbehren ist ein relativer Begriff. Das sehen wir an einigen neutralen Staaten Europas, deren Bevölkerung sich nicht einschränken möchte, gewisse Nahrungstoffe, die man eher den Genußmitteln zurechnen könnte, nicht zu vermissen wünscht. Diese Staaten stehen davor — zum Teil haben sie es schon getan — sich auf eine schiefe Ebene zu begeben. Sie wagen das gefährliche Experiment, unseren Feinden, die uns auszuhungern nach wie vor willens sind, von ihrem an und für sich keineswegs sehr bedeutenden Schiffsraum einiges zur Verfügung zu stellen.

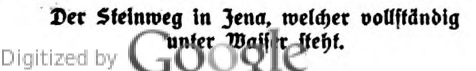
Wir selbst haben niemals von Autarkie reden können, die wir im Deutschen Reich eingezwängt leben. Unsere Küsten sind kurz, und eine — die längere — wird vom nördlichen Binnenmeer bespült. Wir haben keinen Teil am Ozean und wohnen in der Mitte Europas auf einer Fläche, deren Raum unserer Bevölkerung längst zu klein wurde. Seitdem wir an Weltwirtschaft und Weltverkehr teilnehmen, ist unser Anteil, von Jahr zu Jahr sich steigernd, bis 1914 zu einem Riesenwert angewachsen. Damit haben auch die Bedürfnisse des deutschen Volkes beständig und nach allen Richtungen zugenommen. Teilweise gerade deshalb müssen wir in diesem Krieg am meisten entbehren, mehr als irgendein anderes Volk der Erde. Aber, wir halten durch! Dazu befähigt uns eine Organisation, die der Feind uns neidet, während wir selbst nicht selten mit ihr unzufrieden sind. Zum wenigsten müßte ein gewisser Überschuß an wichtigsten Nahrungsmitteln erzeugt werden, um alle Teile der Bevölkerung gleichmäßig zu versorgen. Dieser notwendige Überschuß läßt sich jedoch für das bisherige Territorium des Deutschen Reichs, für das Mutterland, nicht einmal theoretisch errechnen, geschweige denn in praxi hervorbringen. In Hinsicht auf die Zukunft entspringt daraus eine beim Friedenschluß zu beherzigende, eindringliche Lehre — gegenwärtig heißt es für das deutsche Volk: fest bleiben wie der Fels in tosender Brandung. Sonst sind wir verloren!

Anders liegen die Dinge im großen Nachbarreich des Ostens. Rußland hat sich an der Weltwirtschaft stets nur mit Rohstoffen beteiligt, gewissermaßen passiv, und es lebte von seiner Getreideausfuhr. Beide, Produktion und Export, wurden ihm durch den Krieg in ungeahnter Weise gehemmt. Einige Monate genügten, um die Ausfuhr zu unterbinden; 1916 bereits waren Anbaufläche und Viehbestand eines völlig auf seine Landwirtschaft angewiesenen Staatengebildes nahezu auf die Hälfte ihrer normalen Größe zusammengeschrumpft. Das vergangene Jahr überraschte dann die Welt mit dem völligen Zusammenbruch des einen der gegen uns kämpfenden Imperien. Heute läßt nationaler Selbsterhaltungstrieb Rußlands westliche Randgebiete zu neuer Arbeit erstehen; östlich davon herrscht Selbstvernichtungswille, der alles Leben ertötet. Im eigentlichen Rußland, d. h. im Raum zwischen Newa- und Wolgamündung, der die Randgebiete umschließt, bereitet man sich vor, eine Hungersnot zu erleben, welche die neuere Geschichte nicht kennt. Die Großrussen, die Stützen ihrer alten moskowitischen Autokratie, zeigen der Welt einen vollständigen Bankrott aller geistigen und materiellen Kräfte, seitdem das Volk dank unserer Siege sich von knutenden Zarenhänden befreien konnte. An die Knute gewöhnt, ist er indessen nicht imstande, sich demokratisch zu regieren; deshalb mußte es der Gewaltherrschaft jener tollen Ideologen anheimfallen, welche das Schicksal der Welt in die Hände des „Proletariats", der ungefügen Massen legen wollen. Und damit soll eine völlig neue Weltlage geschaffen werden!

Wer erinnerte sich nicht an jenes Unglück auf dem Chodynkafelde bei Moskau zur Krönungsfeier des letzten russischen Zaren? Ist es nicht heute ähnlich wie damals, mit dem Unterschiede zwar, daß an Stelle von Tausenden — Hunderttausende zertreten werden!

Ex oriente lux! So hieß es früher. Jetzt kommt uns von Osten eine Pest. Doch im deutschen Volk gibt es kein Proletariat, keinen Boden für die Entwicklung derartiger Seuchen. Wir wollen uns ihrer schon erwehren. Wohl aber haben die Krankheitskeime in unseren Nachbarländern Eingang gefunden, in der Ukraine, den Ostseeprovinzen und in Finnland, deren Bevölkerung, durch die Einwirkungen des Krieges geschwächt, nicht den nötigen Widerstand zu leisten vermag. Sollen wir etwa ruhig ansehen, wie die neuen, sorgfältigster Ausgestaltung bedürfenden Gebilde, unter denen eins zu den fruchtbarsten der Erde zählt, gleichfalls in eine Wüste verwandelt werden? Hier helfend einzugreifen, wird uns zur Pflicht. Geschieht es doch im eigensten Interesse, wenn wir sie baldmöglichst in den Kreis unseres wirtschaftlichen Verkehrs einbeziehen.




Der Steinweg in Jena, welcher vollständig unter Wasser steht.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Straße in Jena, auf welcher der Fußgänger-Verkehr durch Notbrücken aufrecht erhalten wird.

Die Dame in Spiritus.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Schweres Feuer lag seit abends 5 Uhr 30 auf dem Nebenabschnitt. Der Gegner wollte Sailly durchaus haben. So erstaunlich es klingen mag, bei solcher Nähe von im Trommelfeuer einschlagenden Granaten: hier war es, im Verhältnis gesprochen, ruhig. Im Unterstand saß der junge Kompagnieführer mit seinem Leutnant und einem Offizierstellvertreter. Nachdem allerlei rundum gegangen war, redeten sie, wer soll es wissen, wie es kam, vom Sterben. Nicht mit jener gespielten Gleichgültigkeit, die im Grunde nur gesteigerte Abwehr der Nerven ist, nein, sie sprachen vom Tode als von einem Selbstverständlichem, etwas, dem jene an der Kampffront immer ins Auge blicken müssen. Und den Gedanken weiter spinnend, stieg die Frage auf, wie jeder begraben werden wollte. Den „Chopin" mochte keiner gespielt haben, aber der Leutnant hätte gern „Weylas Gesang" an seiner Gruft gehört, der Oberarzt, der eben hinzukam, gar die Neunte Sinfonie. Das empörte den Offizierstellvertreter, dem, aus bescheidensten Verhältnissen stammend, solcher Aufwand an Chören, Bläsern und Streichern zu kostspielig schien. Er mochte überhaupt kein Freund der holden Dame Musika sein, denn er wollte aller Töne entraten und begehrte nur eines nach Unrast, Lärm und Wildheit dieses Krieges: Ruhe an seinem Grabe. Da glommen die Gedanken weiter, und mit einem Mal ergriff der junge Kompagnieführer das Wort. „Von uns ist die Rede, deren Herz und Leib dem Vaterland gehört. Nun, wir wollen der Erde übergeben sein, wo wir gerade fallen. Soldatentod. Soldatengrab. Unser Körper mag sich auflösen. Es liegt nichts an ihm. Aber wie ist es mit einem schönen Mädchen? Einer, die man nur immer und immer sehen und sehen möchte, weil hier einmal der Gnadenhand des Schöpfers ein Wunder gelungen ist?"

Fast verstiegen klang es, während er doch sonst vor Feind und Leuten mit beiden Füßen fest auf dieser Erde stand. Und als hätten seine nicht alltäglichen Worte an die Sinne der Kameraden gegriffen, brannten sie, die da eng zusammensaßen, während draußen dumpf die Einschläge krachten, mit einem Mal so lichterloh bei dem Gedanken an Weibesschöne, in dieser grausigen Oede hier so lange entbehrt, daß ein fast schmerzliches Seufzen durch den Raum ging. Ein Röhren wie Hirsche in der Brunst. Ein Unnennbares, das scheue Sinne kaum zu deuten wagen.

Da sagte der Oberarzt, dem bei des jungen Kompagnieführers seltsamer Redeweise eine lächelnde Falte sich um die Mundwinkel gebogen hatte: „Eins ist ausgemacht: solch erlesenes Geschöpf muß erhalten werden. Fragt sich nur wie, denn so hoch auch die Mumienkunst der alten Ägypter gestanden haben mag, wie weit man auch durch Gefrierenlassen gekommen ist, welche Erfolge in gewisser Hinsicht Einspritzungen gezeitigt haben: die vollkommene Erhaltung dürfte kaum anders zu bewerkstelligen sein, als indem, wie in anatomischen Sammlungen Präparate aufbewahrt werden, wie in Museen die Kaltblüter, Schlangen, Fische aufgehoben sind, man zur Phiole mit Spiritus greift. Man müßte also solch holdseliger Schönheit Akt — um in der Sprache des Herrn Oberleutnant wenigstens annäherungsweise zu reden — in ein großes, dickwandiges Glasgefäß voll absoluten Alkohol setzen. Oben wäre es etwa durch Gummi zu verschließen oder durch das Kalbfell einer erbeuteten Trommel."

Das listige Lächeln seiner Augen verschwand hinter dicken Brillengläsern. Aber der Leutnant führte den scherzhaften Einfall lebhaft fort: „Und irgendeiner, in das liebreizende Geschöpf vergafft, würde dann wohl heimlich hinschleichen, um heimlichen Fingers auf das Fell oder die abschließende Blase zu drücken, daß die Schöne dann wie der Cartesianische Taucher langsam auf- und niederstiege!"

Des Offizierstellvertreters Augen verschwammen, der Oberarzt machte finstere Brauen, als müsse er Geister scheuchen, die er doch selbst erst scherzend emporgerufen. Der junge Kompagnieführer aber starrte fast erschrocken in die dunkle Ecke des niedrigen Raumes. Keiner sprach mehr ein Wort, und bald schlich einer nach dem andern davon, den nassen Graben entlang, in seinen Unterstand hinabzusteigen, während draußen die Posten hinauslugten durch den Sehschlitz der Stahlschilde über die weite, schweigende Fläche und das Gitter des Drahtverhaus bis zum mondbeglänzten Erdaufwurf des feindlichen Grabens.

Es war ruhig geworden, auch im Nebenabschnitt. Wie der Fernsprecher verkündet, hatte der Feind nicht angegriffen. Ob er seine Leute nicht aus der Deckung gebracht? War etwa gar kein Sturm geplant gewesen? Wer mochte es sagen? So warf nichts den jungen Kompagnieführer aus seiner Seele Gleichgewicht. Und doch konnte er nicht schlafen. Die beschworene Gestalt der Schönen quälte seine Sinne. Er löschte das Licht, zog die Wolldecke bis ans Kinn und zwang sich, die Augen zu schließen. Draußen pfiff der Wind. Bisweilen hörte man Schritte auf dem Lattenboden der Grabensohle. Irgendwo sangen die Landser — die Erde leitete den Schall — das Lied von der Annemarie, das da begann: „Im Feldquartier auf hartem Stein." Ein einsamer Schuß gellte durch die Nacht. Dann pfiff die Antwort. Die drüben wollten zeigen, daß sie wachten. Der junge Kompagnieführer mühte sich, die Gedanken verlöschen zu lassen. Er schloß die Augen, aber eine Helle ließ ihn die Lider rot scheinen, als blicke er in die Sonne. Und es war doch dunkel im Unterstand? Aber nein. Aus der Ecke fiel ein völlig rätselhaftes mattes Leuchten, das den ganzen Raum mit gedämpftem Licht erfüllte. Einer Retorte schien es zu entstrahlen, Schwefeldünste zaubernd, eine grünlichgelbe Spiritusflamme, die hinter der Glaswand bläuliches Phosphorlicht um einen schlanken, wunderherrlichen Leib spielen ließ. Langsam, ganz langsam bewegte er sich, vielleicht durch die ständige Erschütterung des Bodens, bei nie gänzlich sterbendem Feuer dieser Sommeschlacht, am Ende gar durch einen Lufthauch, der etwa durch die Poren des Kalbfelles blies, das die Phiole schloß. Denn, unzweifelhaft, durch eine Glaswand war die Schöne geschieden von dem Weibentwöhnten, der sie mit gebannten Sinnen bestaunte. Er sah das langaufgelöste Haar, gleichsam aufstoßend auf dichteren Schichten in dem Naß oder emporgetrieben von leiser Strömung, sich kräuseln, verwirrend sich entrollen, gleich Fühlern jener seltsamen Meeresgewächse, die ihre roten Taster spielend strecken oder einziehen in geheimnisvoll bangem Leben. Schlaff hingen die schlanken Arme herab, und das dennoch volle Geschöpf, mattgelb, gleich Elfenbein, blaß wie jene blutarmen Mädchen, denen Sehnsucht aus gefragten Augen spricht, grünlich, bläulichen Hauches längst erstorbener Kälte, hob leise flehend



Hofphot. Hagelmann.

Gen. d. Inf. Graf v. Kirchbach,
Präsident des Reichsmilitärgerichts,



Spezialaufnahme der „Woche".

Gen. d. Inf. v. Beseler,
Generalgouverneur in Warschau,



Kgl. Sächs. Gen. d. Art. v. Kirchbach,
Generaladjutant des Königs von Sachsen,

wurden zu Generaloberſten ernannt.



Phot. Linthardt & Ennen.

Kgl. Sächs. Gen. d. Inf. z. D. d'Elsa,
erhielt den Charakter als Generaloberst.



Fürst von Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg,
begeht am 4. Februar seinen 70. Geburtstag.



Phot. Schöfer.

Feldmarschalleutnant F. v. Höfer †
früh. Stellvertreter d. Chefs des K. u. K. Generalstabs.

Hände, als wollte es dem tötenden Naß entfliehen. Die rosigen Zehen sanken wie im Traum tretend unmerklich nieder.

Er blickte ihr ins Schwermut-ernste, suße Angesicht, darin die Augen geschlossen lagen, sah ihren Mund, die Lippen halb nur geöffnet, daß man einen Schimmer weißer Zähne ahnte, und sein Herz begann zu pochen. Der Atem versagte ihm einen Augenblick. Er beugte sich vor. Die Halsader schwoll, und wie er in die finstere Ecke blickte, die nun im Wunder der Erscheinung so Bangendes gezaubert, wurde ihm alle bedrängende Süße seines vergangenen jungen Lebens wieder wach. Ihm war, als müsse er ihn kennen, den schlanken Mädchenleib. War es eine, die ihm einen Sonnentag hindurch das Herz gewärmt? Oder jene, deren junges Leben er lange, lang begleitet? Welche stiegen auf: sie hatten ihm die feuchten Lippen geboten und waren wieder versunken in der dunkeln Erdennacht. Da standen Gestalten, fast fern und fremd. Bei Tanz und Trubel hatten sie nur einmal kurz seine arme Seele entzündet.

Wie er nun hinüberstarrte auf die Rätselschöne im Glas, schien es ihm plötzlich, als trüge sie vertraute Züge, müsse ihn anschauen voll betrogener toter Liebe und sprechen: „Was haben wir mitsammen getan?" Ja, dort stand sie vor seinen brennenden Augen in jenem unerklärlich gedämpften Licht, und ihre Brust und ihre Schultern hoben sich leise. Die Arme spreizte sie gering zur Seite, daß von den zarten, langen Fingern Perlen sich löſten und stiegen in dem gelblich grünlichen Naß. Wie nun, gleichsam von einem Strudel getragen, die Strähnen goldschimmernden Haares sich stauten, zu Locken sich ringelten und hin und her zogen, gesammelt und wieder entlassen, gestreckt und wieder gerollt, begann er leise zu fragen: „Du, Annemarie?"

Aber sie schwieg. Draußen heulten barmherzig ferne Granaten. Schüsse peitschten durch die Nacht. Die Schöne rührte es nicht: in ihrem gläsernen Schrein blieb sie schweben. Da bat er sie leise, völlig verzaubert und hinweggetragen von seinen Sinnen: sie möge ihm ihre Gnade schenken. Als wollte sie die Antwort weigern, ließ sie sich von leiser Strömung drehen, daß er sie nur im Mantel ihres grüngoldenen, dunkel aufgewellten Haares sah. Da kroch er die paar Schritte im Unterstande hin bis dicht an das Gefäß, legte die Finger sehnsüchtig tastend daran, daß sie wie Saugnäpfe eines Meertieres breit auseinanderquollen, und drückte heiß

den Mund auf die gläserne Wand. Die Gestalt wandte sich ihm wieder zu.

Als sie nun bei der Wendung leise am Glas hinstreifte, kam über den Weiblosen solch unbezähmbare Sehnsucht, ihrer glatten Glieder Gleißen mit übergehenden Augen zu schauen, daß er die Hände am Glas hinauf bis an den Rand der Phiole emporgleiten ließ und auf das Kalbfell drückte, denn er wollte sie tanzen lassen. Jäh verblaßte das bläuliche Licht. Es wurde Nacht. Der junge Kompagnieführer tastete sich zurück zum Lager und schwer atmend, in gequälten Regungen der Jugend, stöhnte er laut und starrte hilflos zum Dunkel der niedrigen Decke empor. Klatschend klang draußen ein Schuß. Es stapfte durch den Graben. In der Ferne verhallte ein Rollen, dann schlug eine Granate ganz nahe ein. Bei der schweren Erschütterung rieselte es von den Wänden. Der junge Offizier, die ewige Musik der Geschosse langgewohnt, rührte sich kaum vom Lager. Mit kaum erkalteten Sinnen griff er nur zum Meldeblock und kritzelte im Dunkeln, fast als sei es sein ahnungsvoller letzter Wunsch: „Die Annemarie sollen sie singen!" Da klang ein grausiges Dröhnen, schlug etwas donnernd, krachend, schmetternd, splitternd ein. Feuerzucken, Schwefellicht, Qualm, Staub, Erde. Ein Volltreffer hatte den Unterstand zerrissen und verschüttet.

Wie sie nun nach dem schweren Feuer der Nacht, dem abgewiesenen Angriff am Morgen wieder Ordnung schufen im Graben, die abgekämmten Brustwehren richteten und nachgruben nach ihrem jungen verschütteten Kompagnieführer, staunten sie nicht wenig, als man neben seinem zerrissenen Leibe das Papier entdeckte, darauf deutlich noch zu lesen stand, sie sollten das Lied singen von der Annemarie. In einer Zeltbahn wurde er zurückgetragen. Sie schaufelten ihm hinten ein eiliges Grab. Der Oberarzt — Leutnant und Offizierstellvertreter waren gefallen — stimmte das Lied an, und die Leute sangen leise mit stiller Rührung, denn ihr junger Kompagnieführer war ein guter Mann gewesen: „Im Feldquartier auf hartem Stein". — —

Nun aber bleibt es immer eine Frage, daran man nicht rühren möchte, um nicht Geister zu beschwören: Ist dem jungen Offizier die Schöne wahrhaft im Glase erschienen? Jenes Rätselgebilde, das man — so grell dies auch klingt — nicht wohl anders zu bezeichnen vermag als: „Die Dame in Spiritus"? Wir werden uns bescheiden müssen: wer soll es wissen, da der einzige Zeuge gefallen ist. Der Zettel mit augensichtlich seinem letzten Wunsch löst das Rätsel keineswegs. Enthält er doch nichts als die Bitte, sie möchten ihm am Grabe die Annemarie singen. Bedeutet das nun aber gleich berückende Erscheinungen im dämmerblauen Phosphorlicht? Dieses steht fest: Die jungen Kämpfer für ihr Vaterland haben an jenem Abend, als das schwere Feuer auf Sailly, dem Nebenabschnitt, lag, von einer Schönen gesprochen, deren süße Herrlichkeit nicht vergehen dürfe, wie alles Fleisch dahinfährt, sondern die aufbewahrt werden müsse — sagte es der Doktor nicht — in absolutem Alkohol. Steht fest, denn der dieses schrieb, hat es selbst vernommen. Vielleicht gelang es ihm, der mitfühlend versucht, zu halten und zu bannen, was an der Kampffront unsere Helden bewegt, auch nur jenen Naturtrieb zu gestalten, der diese jungen, einst sinnenfrohen Kämpfer in Gefahr und Oede bisweilen quält, und den sie, den Feind in der eigenen Brust, niederringen wie den Feind ihres Volkes vor ihren Gräben. Vielleicht.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Im Hinblick auf die verflossene Woche nimmt der U-Boot-Krieg eine hervorragende Stellung ein. Wir erfuhren das erstaunliche Ergebnis der Wirkungen der U-Boote im Monat Dezember. Erstaunlich deshalb, weil die positive Zahl des in diesem Monat vernichteten feindlichen Schiffsraumes am Schluß eines Jahres verschärften U-Boot-Krieges so hoch ist. Unsere kühnsten Erwartungen werden weit übertroffen. Wäre die Ziffer um einen großen Bruchteil geringer, sie wäre immer noch höchst befriedigend. So aber bedeutet sie eine Steigerung, vor deren Geschwindigkeit den Feind der blasse Schrecken befallen muß. Und mit Recht, denn die Wirkungen auf alle Seiten des wirtschaftlichen Lebens Englands sind derart scharf, daß seine Schlagkraft bereits von einer Lähmung befallen ist, die täglich und stündlich zunimmt. Zeigt doch gerade diese Woche wieder in ihren Einzelmeldungen aus den Berichten, die vom U-Boot-Krieg einlaufen, wie Schlag auf Schlag eine schwere Vernichtung der andern folgt. Lächerlich sind angesichts der Tatsachen die auf Irreführung berechneten gegnerischen Erklärungen über angebliche Aushilfsmittel Englands. Es gibt kein Mittel gegen die Vernichtung, die Versenkungen nehmen zu. Mitten in den Gebieten, von denen die Gegner sich die höchste Sicherheit versprechen. In der Tat sind sie nirgend sicher.

Es lohnt, zu lesen, daß am 20. Januar 19 000 Tonnen und dazu als Beute eines einzigen U-Bootes weitere 32 000 Tonnen versenkt wurden. Am 21. wurden neue 22 000 Tonnen versenkt gemeldet, am 22. wiederum 27 000, am 23. abermals 18 000, am 24. kam die Meldung von acht versenkten Dampfern und einem Wachtfahrzeug, am 25. über sieben Dampfer mit 28 000 Tonnen.

Und im Hintergrunde dieser gewaltigen Erfolge steht der Einfluß auf den Verlauf des Landkrieges, über welchen Einfluß wir durch die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung und durch all jene Zusammenhänge von Land- und Seekrieg voll im Bilde sind, wie das an dieser Stelle stets mit dem Nachdruck hervorgehoben ist, der diesem entscheidenden Faktor zukommt.

Mit demselben Nachdruck verzeichnen wir diesmal aufs neue die volle Bestätigung der Tatsache, daß die militärische Lage noch niemals so günstig war wie gegenwärtig. Die Wiederholung dieser Tatsache von Zeit zu Zeit ist der sichere Beweis, daß der Erfolg in steter Zunahme ist, weil die Schwungkraft lebendig bleibt, die über alle — von unsern aufs äußerste bedrohten Feinden ach so heiß gewünschten und ach so laut erörterten Hemmungen hinweg — hinweg nur vorwärts strebt, das nahe Ziel des Endsieges fest im Auge.

Schwüle Beklemmung lastet über unsern letzten Feinden, gegen die unsere Westfront, die einzige, die noch in Betracht kommt, gewappnet und schlagbereit sich rührt. Mag im Osten sich ereignen, was da will, die russische Armee ist ausgeschaltet. Die russischen Streitkräfte neu in Gang zu bringen, würde Jahre in Anspruch nehmen. Zur Sicherung der Ordnung an der Ostgrenze brauchen wir nur eine vollkommen sonst entbehrliche Truppenzahl, die von Anfang an dafür vorgesehen war. Über Italien ist kein Wort in diesem Zusammenhange zu verlieren. Über die Haltlosigkeit der amerikanischen Illusionen auch nicht. Was nun allein noch kommen kann, was gewitterschwer in der Luft liegt, ist die Erwartung der Niederwerfung Frankreichs und Englands. Diese hochgespannte schwüle Stimmung zu benutzen, um das siegreiche Deutschland in seiner Tatkraft einzuschläfern, hinzuhalten und zu verwirren, daran arbeiten unsere Feinde, die in solchen Mitteln von jeher Meister waren.

So lesen wir, und so verstehen wir die Berichte von der Westfront über die zunehmende Gefechtstätigkeit an der Lys, am La-Bassée-Kanal und zwischen Lens und St. Quentin, über das Scheitern französischer Angriffe nördlich von Le Four de Paris, bei Souain und Avocourt, über die eigenen erfolgreichen Vorstöße im Bereiche der Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und Kronprinz Rupprecht. X.

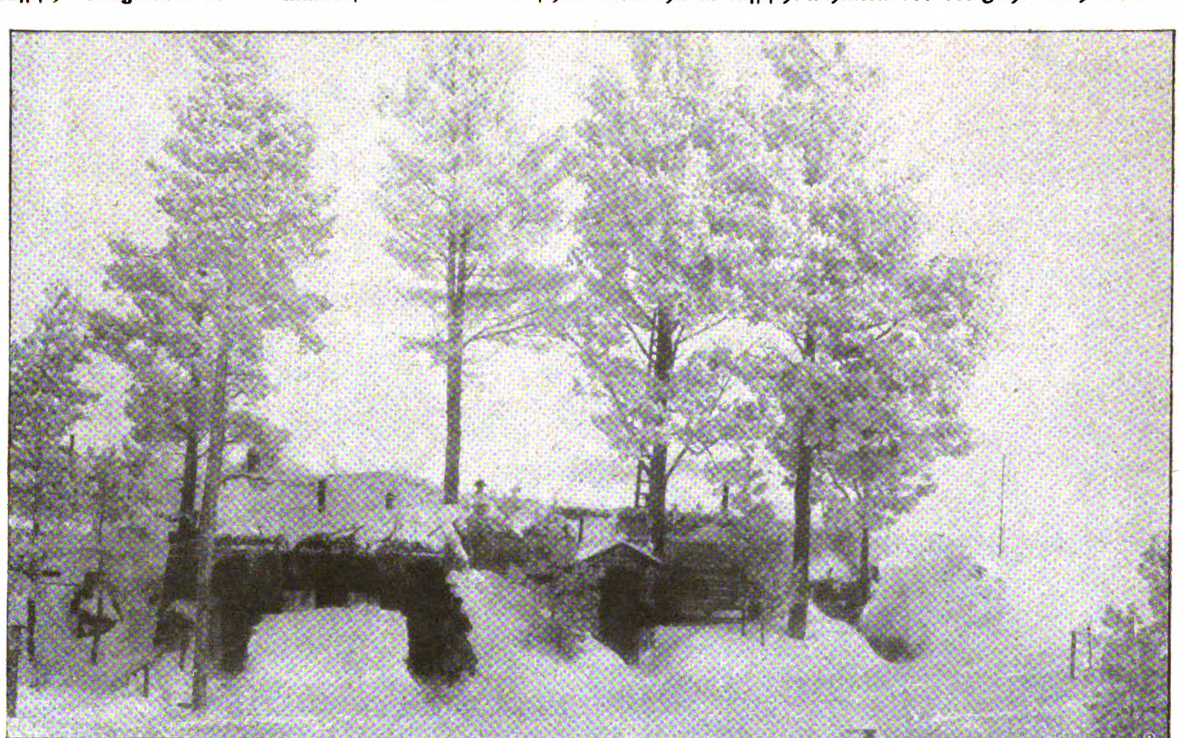


Phot. Dora Tarnke.

Viktoria Luise Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg mit Prinzessin Friederike.



Russische Emigranten an der Umladestelle von der deutschen Kleinbahn in russische Schlitten vor der Fahrt nach Dünaburg.



Winterstille in den deutschen Quartieren an der Ostfront.



Arbeiten zur Wiederinstandsetzung der Bahnstrecke Wilna-Dünaburg.

Waffenruhe an der Ostfront: Zwischen den Stellungen vor Dünaburg. Bild- u. Film-Amt.

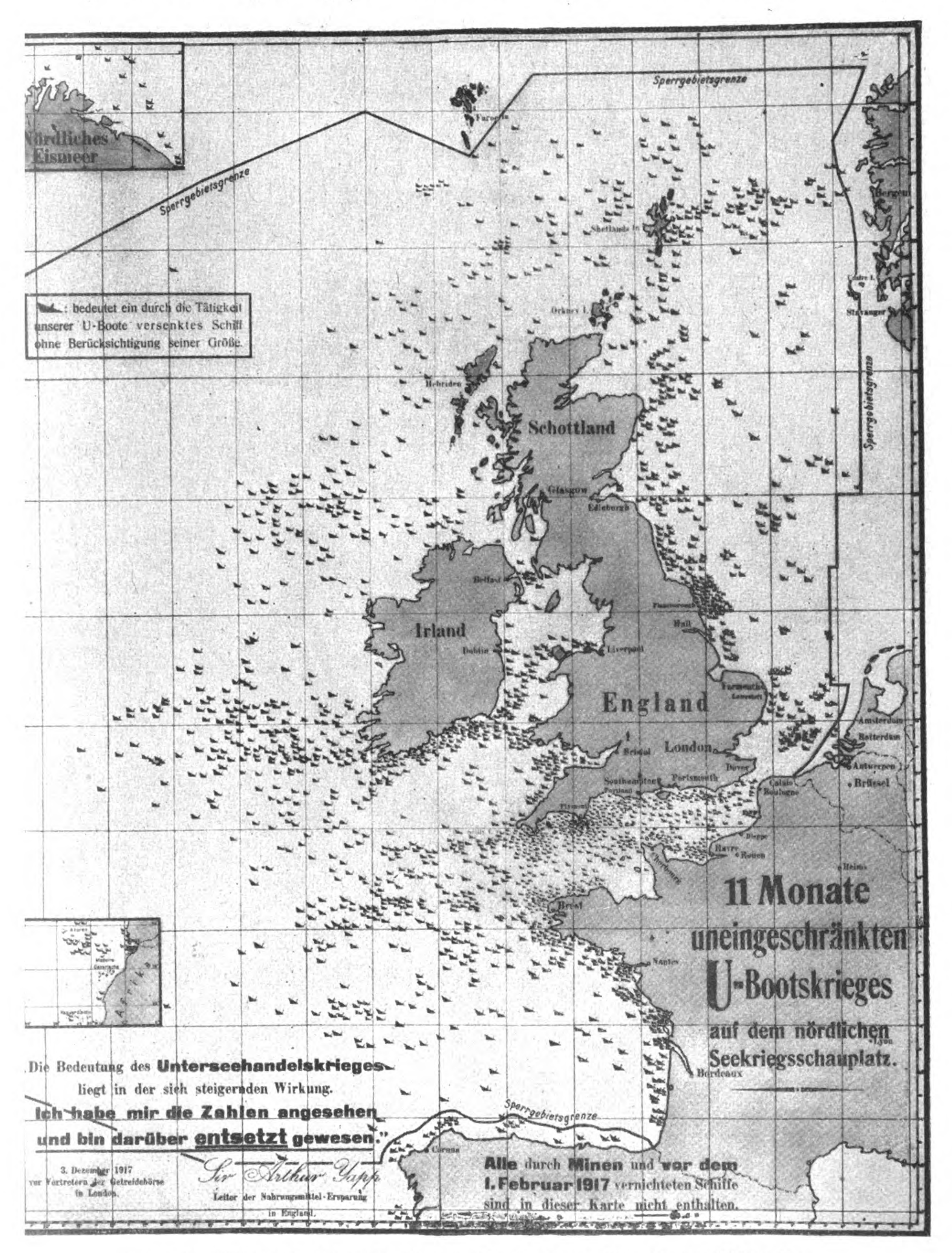


Spezialaufnahme der „Woche“.

Am Vorstandstisch (oben) 1. Gräfin von Schwerin-Löwitz, Vorsitzende. 2. Frl. Margarete Friedenthal, Vorsitzende des Vereins zur Förderung der Arbeiterinneninteressen.

Der Landfrauentag in Berlin: Sitzung im Herrenhaus.

Ein Jahr U-Boot-Krieg.



Hierzu der Aufsatz „Ein Jahr U-Boot-Krieg". Von Kapitän z. S. a. D. von Kühlwetter.

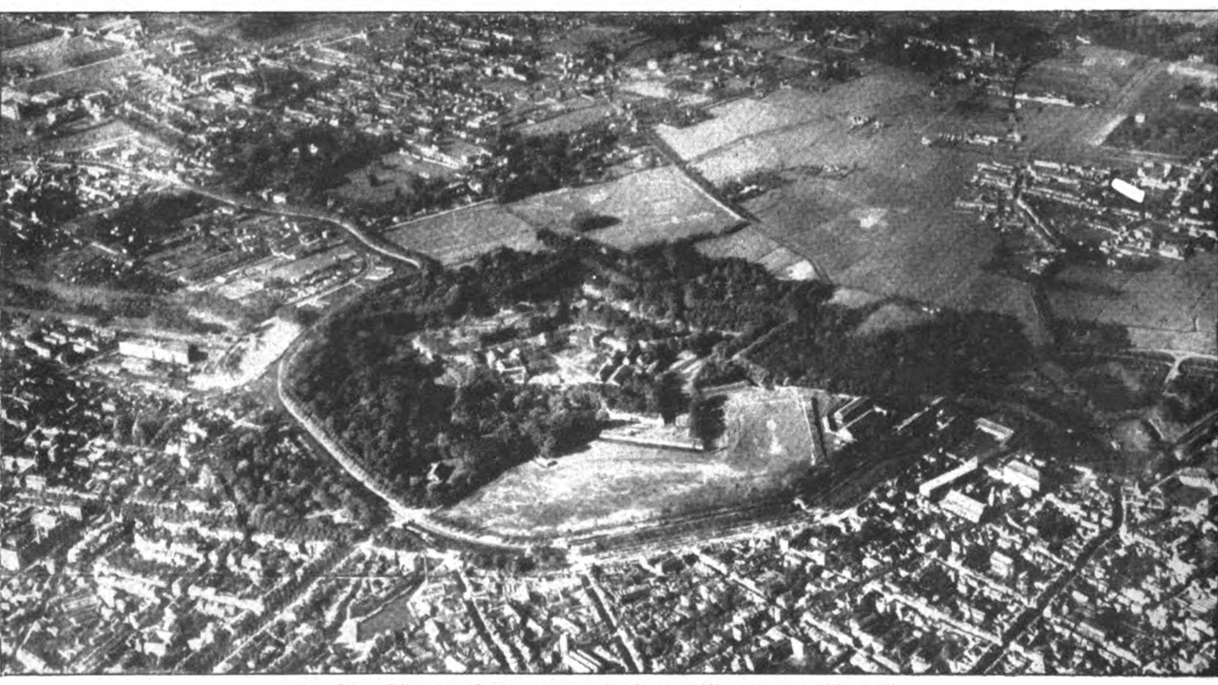

U-Bootswirkung
im Mittelmeer.
bedeutet ein durch die Tätigkeit unserer U-Boote versenktes Schiff ohne Berücksichtigung seiner Größe.
Alle durch Minen und vor dem 1. Februar 1917 vernichteten Schiffe sind in dieser Karte nicht enthalten.
11 Monate uneingeschränkten U-Bootskrieges auf dem Mittelmeer-Kriegsschauplatz.
„Die wichtigste unmittelbare militärische Ursache der italienischen Niederlage wird unwidersprochen in dem Mangel an Munition und schweren Kanonen erblickt; die Unterseeboote haben die Erz- und Kohlenzufuhr unterbunden."

Hauptmann Ernst Grothe. | Leutnant Lange. | Off.-Stellv. Herm. Herwig. | Leutnant Viktor Gerber. | Phot. Petzold. Leutnant Hans Dietrichs.

Vizewachtmeister Steinmitz. | Vizewachtmstr F Schnick. | Phot. Cordes. Leutnant Gerves. | Leutnant Walter Wilhelm. | Gefreiter Ewald Dolle.

Phot. A. Wertheim. Leutnant Bartz. | Phot. A. Wertheim. Leutnant Heinrich Quiring. | Vizefeldwebel Rud. Salzmann. | Vizefeldwebel Fried. Rabe. | Phot. Appel. Unteroffizier Schreiber.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Deutsche Fliegeraufnahmen im Westen: Lille mit der Zitadelle.



Tachyphot.

Wohnkultur: Deutsches Bürgerzimmer in Mitau.

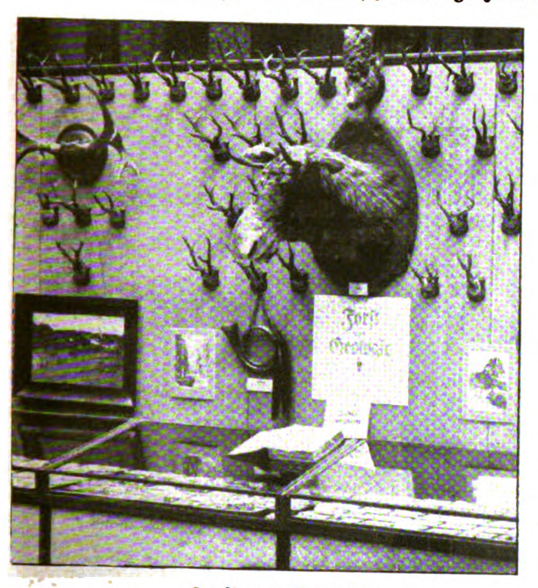


(×) Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Eröffnung der Ausstellung.

Kurland-Ausstellung in Berlin.

Spezialaufnahmen der „Woche“.



Forst und Geologie.



Aus dem Volksleben.



Historische Abteilung.



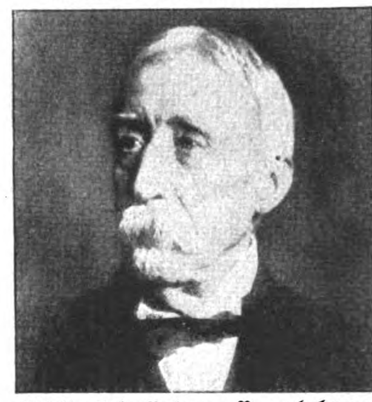


Die Leiterinnen. — Oberes Bild: **Die Arbeiterinnen.**
Suppenküche des Wohlfahrtausschusses der deutschen Kolonie in Antwerpen.



Phot. Albrecht.

Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Karl Bittmann,
tritt von der Leitung des badischen Gewerbeaufsichtsamts (Fabrikinspektion) zurück.

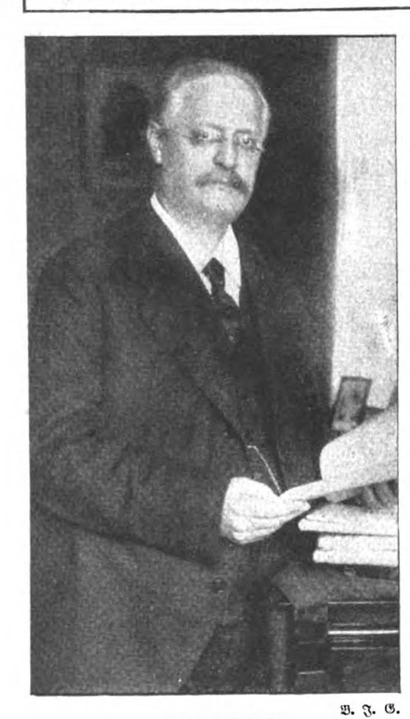


Wirkl. Geh. Rat von Braunbehrens,
langjähriger Präsident der Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte, feierte den 85. Geburtstag.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Kommerzienrat Dr. August Oetker †
Begründer der Backpulverfabrik in Bielefeld.



B. J. G.

Hugo Kaun,
Komponist der mit Erfolg aufgeführten Oper „Sappho".



Hofphot. Kloeck.

Vermählung des Prinzen Hans v. Ratibor mit Fürstin Gabriele zu Windisch-Grätz:
Das junge Paar.



Justizrat Dr. Julius Bachem †
Bekannter Zentrumspolitiker und Journalist.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

13. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Es war jetzt, als wehte ein Frösteln durch die hellen Säle, als entblätterte sich etwas am Baum der englischen Herrlichkeit, seit ein fremder Gast unter diesem Dach war. Und drüben sagte Lord Harald, der, nach seiner Art, wieder nachlässig zwischen den Zähnen die jungen Ladies mit seinen Spukgeschichten hypnotisierte, als wollte er sie, als Damentöter, mit eben diesen weißen Zähnen zerreißen.

„Natürlich gibt es einen Geist in Ogmore Castle. Der gehört zu einem alten Sitz in England so gut wie der Kamin. Ich schaute ihn schon als Knabe ..."

„Wie sah er aus?"

„Sie können ihm jederzeit begegnen, Miß Simpson! Denn er ist ein schnurriger Bursche. Er wechselt oft die Gestalt. Er geht rasch durch die andere Tür aus dem Billardzimmer heraus, wenn Sie eintreten, und kann doch der nicht sein, den er darstellt, denn er ist entweder schon tot oder gerade in Indien oder Flandern."

„Hu ...".

„Oh — Sie gewöhnen sich, Miß Clifford! Alte Freunde von Ogmore Castle beklagten sich schon, wenn sie ihn bei einem neuen Besuch zu lange vermißten!"

Der Marqueß von St. Asaphs funkelte dabei die Damen mit kaltblütigen schwarzen Menschenfresseraugen an, daß sie kicherten und schauderten. Sein Blick suchte immer wieder Johanna Ter Meer. Auf sie, so schien ihm, wirkte heut seine Gegenwart und seine unheimlichen, wie ein gebieterischer Wille in die Seele kriechenden Geschichten am meisten. Seitdem er vorhin mit Mr. Lumley aus dem Auto gestiegen, war sie verändert. Er sah es. Sie atmete schwer. Sie wechselte zuweilen die Farbe. Ihre fein geschnittenen, lebhaften Züge hatten etwas Starres. Es erstaunte ihn nicht. Er war gewohnt, die Ladies in zwei Sorten zu unterscheiden: Solche, auf die er sofort Eindruck machte, und solche, bei denen die Wirkung seiner Persönlichkeit langsamer, aber um so stärker kam. So bei Ausländerinnen, die sich erst an seine britische Art der Hypnose gewöhnen mußten. So bei Mevrouw Johanna Ter Meer. Er lächelte sie an und merkte, daß sie wieder blaß wurde und seinem Blick auswich und hinüber nach dem Kamin schaute, wo nichts Besonderes zu bemerken war, sondern nur dieser Naturbursche aus Illinois, der eben in seinem gequetschten Yankee-Englisch meinte: „Arm-Belgien!" ... Aber dies Land hatte wohl immer schwer unter den Hunnen zu leiden! Männer der Wissenschaft lehren drüben, schon vor ein paar hundert Jahren sei man da raubend eingefallen!"

„Oh, Sir: Die Franzosen waren da eingefallen ..."

„Blücher wehrte sie ab! Er kämpfte mit uns!"

Der Minister Barandiaran sah frostig zur Decke. Die Engländer starrten tiefsinnig in den Kamin. Waterloo war keine gute Erinnerung. Nur der Gentleman aus Illinois sah freundlich und erstaunt um sich. Der Clergyman Craven sagte zwischen den dünnen Lippen: „Ein Hinterwäldler, St. Asaphs!"

„Er meint es nicht böse!"

Der Herzog von Chichester kam aus seinem Privatkabinett, wo er die russische Dumaabordnung einer vertraulichen Nachtischunterhaltung gewürdigt hatte. Zwei der Gäste, einer der tausend Fürsten aus Petrograd und einer der tausend Rechtsanwälte aus Moskau, sahen aus wie andere Menschen. Dazwischen bewegte sich ein Geschöpf, wie ein in Frack und Zubehör gesteckter Bär mit langen gelben Haarzotteln, gelbbärtigem Gesicht und breiten Nasenlöchern darin. Die Ladies, für die sonst der Eingeborene an irgendeinem Punkt der Erde ein Tier und nichts weiter war, sahen mit lieblichem Lächeln auf den Bauern Karauloff, das Urbild des Muschik, den Sendboten des verbündeten heiligen Rußland, obwohl der Waldmensch nicht mehr ganz nüchtern war. John Herbrand, der älteste Herzog von Chichester, übersah das mit einem gewinnenden Lächeln auf seinem stillen und frostigen Gesicht, in dessen an sich feinen rosigen Zügen der wirre, rötlich angegraute Vollbart die brutal vorspringenden Kiefer verdeckte. In seinen eisigen blauen Augen war beinah etwas von Leben, während er sich zu dem Gentleman aus Illinois wandte: „Oh — unser Freund von drüben! ... Ich hoffe, daß Sie sich bei uns wohlfühlen, mein lieber Mr. Lumley!"

„Sehr wohl, Herzog Chichester! Wahrlich: Ich dachte heute morgen nicht, daß ich noch einen so angenehmen Abend verbringen würde!"

„Oh, vergessen Sie den plumpen Überfall der Teutonen, Mr. Lumley! Es war ein unglückseliger Zufall. Er wird sich nicht wiederholen. Sie sind hier auf den Inseln der Sicherheit. Jede Lady im Vereinigten Königreich mag heute nacht ruhig schlafen!"

Im Nebensaal wandten sich einige Köpfe jäh nach dem Fenster. Ein langer, hagerer Gentleman eilte mit nachschleppendem linkem Bein hin und öffnete es. Es war ausnahmsweise windstill. Durch diese nächtliche Ruhe tönten in der Ferne dumpfe Schläge . . . zwei . . . drei . . . eine Pause . . .. wieder einer.

„Oh . . . Colonel . . . was ist das?"

„Der Feind!" sagte der lange Oberst. Seine Kugel von Ypern steckte ihm noch im Bein.

„Schon wieder der Feind?"

„Der Feind im Land?"

„Nein, über dem Land!" Der lange Brite lauschte auf die fernen Bombenwürfe. „Es sind die fliegenden Hunnen."

Im selben Augenblick lag Schloß Ogmore dunkel und in sich zurückgezogen wie eine Auster auf dem Meeresgrund. Der Haushofmeister hatte, seiner Weisung gemäß, eilig das elektrische Licht ausgeschaltet. Es war eine Heiterkeit der Gentlemen. Ein Kichern der jungen Damen. Alt-England hatte Roastbeef-Nerven. Es faßte den teutonischen Luftritt humoristisch auf. Schon der Ausländer wegen. „Keine Angst, Mr. Lumley! Das ist keine Gefahr!"

„Es verliert sich schon in der Weite! Feige Flucht der Goten, Yonkheer Ter Meer!"

„Nichts Lächerlicheres als die Bombenwürfe dieser kurzsichtigen, gedrillten Piraten, Monsieur Barandiaran! Man wird die paar Löcher im Golfplatz morgen früh wieder glätten."

„Da ist in der Ferne ein roter Schein!"

„Es brennt!"

„Man kann von hier nichts sehen!"

„Aber von der Terrasse . . ."

Eine alte, tief ausgeschnittene Lady marschierte neugierig als Erste mit bloßem Kopf auf die mächtige, sich in das kalte Dunkel der Frühlingsnacht verlierende Terrasse hinaus. Die anderen Gäste folgten. Sie sahen von einander nur ihren Schatten in der Finsternis, hörten ihre halblauten Stimmen.

„Oh — welch große purpurne Flamme!"

„Sie steht ganz still . . ."

„Sie wächst noch . . ."

Ein Wispern: Old Priory, die neue größte Munitionsfabrik der Grafschaft, in der der Recht Ehrenwerte Bischof Abbot seit vierzehn Tagen des guten Beispiels wegen eigenhändig Granaten drehte.

„Ach . . . die armen Alten! Gott helfe ihnen! Es ist das Altersheim für gelähmte Greise, Mrs. Ter Meer, das dort drüben brennt! Die Luftmörder wußten es wohl, Mr. Lumley. Erzählen Sie es in Petrograd, Fürst Besobrasoff!"

Johanna Ter Meer trat zur Seite. Sie fand sich allein in der unbestimmten Finsternis der weiten Terrasse, auf der die Gäste zerstreut standen. Gleich darauf fühlte sie die Nähe von jemand neben sich, erkannte den dunklen Umriß einer Gestalt.

„Ein erquickend frischer Abend, Madam . . ."

„Um Gottes willen: Sind Sie es denn oder Ihr Geist?"

„Ein Geist? Es wäre ein zu anspruchsvolles Auftreten, Madam, für einen schlichten Geschäftsmann aus Illinois . . ."

„Wie ist es denn möglich . . .?"

„Charles Lumley ist mein Name . . ."

„Wie kommen Sie denn nur hierher?"

„Mein Freund, der Lord St. Asaphs, führte mich ein. Es war ein liebenswürdiger Zug Seiner Herrlichkeit . . ."

„Großer Gott! Wenn er wüßte . . .!"

„Welch ein prächtiger Mann, sein Vater, der Herzog! Seine Gnaden würdigten mich eines eingehenden Gespräches über die letzten Ziele der englischen Politik. Seine kaltblütige Offenherzigkeit wirkte beinahe verwirrend auf mich, einen einfachen Bürger der Vereinigten Staaten!"

„Wenn irgendein Zufall . . ."

„Herzgewinnend, der lange Colonel! Er erzählte mir wohl eine Stunde vertraulich von den englischen Befestigungsanlagen in Flandern! Das Vertrauen solch eines Mannes tut wohl, Madam!"

„Wenn eine Menschenseele eine Ahnung hätte."

„Tja — denn würden sich die Cousins ja wohl bannig wundern!" sagte der Korvettenkapitän Erich Lürsen trocken im Tonfall der Waterkant, und ihr rieselte ein Schauer des Schreckens über den Rücken.

„Seien Sie nur still! Verraten Sie nichts! Sie sind viel zu aufgeregt . . ."

„Wenn ich sehe, wie Sie . . ."

„Sie kennen mich nicht! Sie wissen von nichts! Was auch hier in dieser alten guten Räuberhöhle geschieht . . ."

„Aber . . ."

„Die Geschichte hier ist nämlich gefährlich!" sagte Erich Lürsen so nachdenklich, als verkünde er ihr damit etwas ganz Neues. . . „Wenn's herauskommt, werden die Jungs böse!"

„Ich bin halb tot vor Angst!"

„Warum? Sie geht die Sache nichts an! Sie dürfen nicht mit dem lütten Finger dran tippen!"

„. . . wenn ich Ihnen nur irgendwie helfen könnte . . ."

„Ich brauche nichts! . . . Halten Sie nur noch morgen am Sabbat die Ohren steif. Montag mache ich ja dann wohl, daß ich still von hier abkomme!"

„Wohin?"

„London ist ein hübsches Städtchen", sagte Erich Lürsen sorgenvoll. „Für jemand, der nicht viel auffallen möchte, kenne ich keinen besseren Platz auf der Welt."

„Und dann?"

„Dann muß ich doch mal wieder nach meiner alten Tante in Ritzebüttel drüben schauen, nicht? Die

Cousins hier nehmen einen ja sehr liebenswürdig auf. Aber ein anständiger Mensch darf das nicht mißbrauchen!"

„Wie wollen Sie denn um Gottes willen nach Deutschland kommen?"

„Ja — nicht wahr?" Er hob lebhaft den Kopf. „Das frag ich mich manchmal auch! Ich denke doch wohl, zu Wasser . . . denn durch die Luft — das ist doch nichts für einen seebefahrenen Mann: Wenn ich nur erst die See sehe, dann fällt mir schon was ein! . . . Oh yes . . . the flying Huns are away!"

Er sagte es plötzlich laut und auf englisch. Denn es näherten sich Gestalten. Und ebenso versetzte sie, beinahe unbewußt: „Do you think so?"

Die fliegenden Hunnen waren wirklich verschwunden. Nur die ferne Flamme der Munitionsfabrik stand noch purpurn in der schwarzen Nacht. Wurde kleiner. Verlosch. Zugleich trat das Schloß Ogmore wieder aus seinem schützenden Dunkel hervor und überstrahlte heiter und festlich weithin das Land, als sei nichts geschehen. Eigentlich war ja auch nichts geschehen. Die paar störenden Geräusche und das bißchen Geflacker waren wohl mehr eine Sinnestäuschung gewesen! Oh — erwähnen wir den nächtlichen Umtrieb der Teutonen nicht erst! Ein bißchen Pick me up! Eine nützliche kleine Sensation nach dem Dinner. Die glattrasierten Gesichter der Gentlemen, die rosigen der Ladies waren wohlgelaunt. Man sprach auf dem Rückweg in das Schloß mehr von Bayardo und dem heutigen Rennen als von dem Menetekel der deutschen Flammenschrift drüben am Horizont, und nur die alte Lady mit den bloßen Schultern erklärte: „Da waren Spione! Ich möchte meine Hand auf die Bibel legen, daß es noch verkappte Deutsche zwischen uns gibt!"

Und der Gentleman aus Illinois neben ihr sprach teilnehmend: „Ich fürchte es auch, Madam!"

Es klang an Johanna Ter Meers Ohr, während sie in die Lichterflut der großen Halle trat. Wieder überlief sie ein Frösteln. Sie schaute sich nach Erich Lürsen um. Er stand, ohne sich um sie zu kümmern, heiter plaudernd mit ein paar Gentlemen in der Ecke, die ihm manches Neue über den geheimen Ankergrund der Königlichen Flotte in der Irischen See mitzuteilen wußten.

Statt seiner nahm der Marqueß Harald von St. Asaphs neben ihr Platz, schlug ein Bein über das andere, steckte die Hände in die Hosentaschen und fragte in dieser lässigen Haltung so freundlich, als spielte eine Katze mit der Maus: „Sie sehen bleich aus Mrs. Ter Meer!"

„Die Bombenschläge haben mich erschreckt!"

„Sie waren schon vorher blaß . . . Es ist schade um Ihre zarten Farben!"

Sein Siegerlächeln hieß: Du bist nicht die erste Lady, die vor mir blaß wird, und wirst nicht die letzte sein! Die Ungeduld legte ihr eine gereizte Erwiderung auf die Lippen, aber sie schwieg. Sie hatte, seit sie Lürsen vor sich leibhaftig unter den Engländern sah, das Gefühl, sich mit ihm inmitten einer Welt von Feinden zu befinden. Der riesige Lord neben ihr nickte befriedigt.

„Nun bekommen Sie schon wieder einen warmen Teint, Mrs. Ter Meer! Recht so! Es paßt zu der Lebendigkeit Ihrer Züge! . . . Sie sind hier unter Freunden! Niemand von den Gästen hier ahnt, daß dieses zarte, durchscheinende Blau in Ihren Adern von deutschem Blute stammt!"

Er musterte lächelnd ihre schmale, weiße Hand. Sie dachte: Es sind mehr Deutsche hier unter den Türen von Ogmore Castle, als du ahnst!

„Und Ihr bester Freund, Mrs. Ter Meer, sitzt hier neben Ihnen. Warum sehen Sie mich so abwehrend an?"

„Wirklich nicht, Lord St. Asaphs!"

„Wissen Sie von den geheimen Zeichen, an denen sich die Iren von Dublin bis Neuyork, wenn sie sich die Hand geben, erkennen?"

„Ich war nie in Irland, Mylord!"

„Es ist auch nichts auf der verhungerten Insel zu holen. Aber solch ein Geheimbund besteht auch zwischen Ihnen und mir, Mrs. Ter Meer! Wir wollen beide das Beste unserer Länder. Wir wollen den Frieden!"

„Ja, gewiß!"

„Darum bin ich so froh, daß Sie hierher kamen! Ich war ängstlich, Sie zu treffen und mit Ihnen zu sprechen. Wann gehen Sie wieder nach Deutschland?"

„Bald. Das Befinden meiner Eltern macht mir Unruhe!"

Der Lord nickte und sagte, während seine dunkel flackernden verständnisvollen Augen sie nicht losließen, langsam: „Wir beide sind so verschieden, wie ein Mann und eine Frau oder jemand vom Festland und jemand aus England sein kann. Aber darin sind wir beide einig wie zwei gute Geschwister, daß dies Blutvergießen ein Ende nehmen sollte!"

„Ach — möchte es!"

„Wohl! Briten machen nicht viele Worte. Briten handeln. Friedensfreunde unter uns hier sind am Werk. Wie Friedensfreunde bei Euch drüben!"

„Ich weiß!"

„Das Schlimme ist nur: Die See dazwischen ist zu tief. Die Verbindung zu schwierig. Alles kommt auf den guten Mittelsmann an! Solch ein prominenter Friedensfreund ist Mr. Knox!"

„Ich kenne ihn nicht!"

„Sein Vater ist aus Schottland in die Vereinigten Staaten eingewandert. Seine Mutter stammt von deutschen Ansiedlern in Pennsylvanien. Er ist ein alter Mann und hat nur noch zwei Wünsche im Leben:

Die beste Nähmaschine und den Weltfrieden herzustellen. Der Gentleman ist jetzt in der Schweiz. Aber er kommt nächstens nach Deutschland!"

„Ich würde mich freuen, ihn dort zu sehen!"

„Oh, tun Sie das! . . . Und bringen Sie ihm Briefe von mir mit!"

„Unmöglich, Mylord!"

„Ach — warum sagen Sie das?"

„Sie wissen, daß es verboten ist!"

„Verbrechen sind verboten! Wohltaten nicht, Mrs Ter Meer!"

„Briefe sind Briefe!"

„Briefe, die eine Neutrale einem Neutralen gibt . . . offene Briefe! . . . Ich überreiche sie Ihnen offen, Mrs. Ter Meer! Sie können sie lesen. Jedermann. Ich schäme mich nicht, mich als Freund eines gesunden Friedens zu bekennen . . . aber ich habe von hier aus keinen Weg, Worte der Vernunft hinübergelangen zu lassen . . ."

„Durch die amerikanischen Gesandtschaften . . ."

Der Lord St. Asaphs schüttelte ernst das brünette Haupt. „Wenn Sie wüßten, wie amerikanische Botschafter den Krieg schüren, Madam . . ."

„Leider!"

„Da hält sich ein Menschenfreund wie Old Knox fern. Er ist von Spionen umgeben. Was ich hier tue, wird ebenso von tausend Augen kontrolliert. Nichts kann zarter gehandhabt werden als der Meinungsaustausch zwischen ihm und mir . . ."

„Ich darf es nicht übernehmen!"

„Gut! Ich gebe Ihnen morgen die Briefe!"

In dem Saal war eine leichte Unruhe auf den gleichmütigen Gesichtern voll kühler, guter Laune. Nur so wie Ringe auf einem kalten glatten Wasserspiegel. Schon schlossen sie sich wieder.

Oh — es war nichts! Eine kleine Unpäßlichkeit des Verbrüderungsmuschiks aus Petrograd. Man hatte ihn unauffällig weggeführt. Die Ladies redeten so lächelnd und angelegentlich aufeinander ein, daß sie nichts zu bemerken schienen. Einer von den Gentlemen sagte zu seinem Nachbar: „Diese Eingeborenen ... ich war jüngst bei dem Verbrüderungsbankett zu Ehren der Russen im Hotel Cecil dabei, als der Dumaabgeordnete Krajechzoff im Rausch die Ladies der Reihe nach abküßte . . ."

„Oh — tat er so?"

„. . . bis ihm der italienische Botschaftssekretär eine schallende Ohrfeige gab! Da nannte er die Italiener ein Volk von Schnorrern . . ."

„Nichts Wahreres wurde an jenem Abend gesprochen!"

„. . . und brüllte, während er hinausgetragen wurde, die Engländer seien Halsabschneider, die der Welt die Taschen ausraubten . . ."

Das Wort verhallte in der Kaminecke und lebte doch, während Osmore Castle und Alt-England mit ihm in den Schlaf des Gerechten versank, als dämmerndes Ahnen überall da draußen in der bluttriefenden Welt. In ihrer Zimmerflucht des Fremdenflügels im Schloß standen der Yonkheer Ter Meer und seine Frau, umgeben von der in ihrer unauffälligen Selbstverständlichkeit immer wieder berückenden Gastfreundschaft eines großen britischen Herrn, der seinen Gästen nicht nur wie anderswo in der angelsächsischen Welt die Bibel auf den Nachttisch, sondern die neuesten französischen und englischen Romane für die Lady, die Reuterdepeschen und die letzten Abendtelegramme der Sportfexe für den Gentleman bereitlegen ließ.

Cornelis Ter Meer las achtlos die Havas-Meldung von der Ausrufung der Republik in Frankfurt am Main, dem Aufstand der Syndikalisten gegen Madam Krupp, den ersten Fall von Menschenfressern in der Wildnis der Sächsischen Schweiz. Dann legte er das Blatt hin und sagte in einem Ton, der rauher als sonst klang: „Sieh mich an!"

„Was hast du?"

„Das sollte ich dich fragen, Jantje!"

„Warum?"

„Weil ich dich besser kenne als du selbst! Ich habe dich den Abend über gesehen... Du warst plotseling verändert..."

„Mir war nicht wohl..."

„Ich weiß, wie jemand ausschaut, der sich nur schwach fühlt, und jemand, den etwas Geheimsinniges drückt..."

„Ich habe keine Geheimnisse!"

„Noch gestern niet! Aber heute..."

„Wie kommst du darauf?"

Cornelis Ter Meer trat auf sie zu. Sein faltiges verständiges Gesicht mit der großen Glatze darüber und dem ergrauten Schnurrbart, das so viel älter aussah als das ihre, zeigte auch jetzt keine Erregung, nur eine tiefe Besorgnis in den klaren grauen Augen.

„Jantje: Woher kennst du diesen Amerikaner?"

„Ich?"

„Du hast diesen Mr. Lumley schon früher einmal kennengelernt, und zwar gut!"

„Ich habe bis heute abend nichts von dem Dasein eines Mr. Lumley aus Illinois geahnt! Das schwöre ich dir!"

„Jantje: Tot hier und niet weiter! Ich habe dir allzeit vertraut..."

„Du hast allen Grund..."

„Ja, seker! ... Aber hier ist etwas, wo ich nicht klar schaue..."

„Du bildest dir etwas ein!"

„Ich bin kein Mann, der Spuk sieht. Ich bin so nüchtern, als ein Mann sein soll! Ich habe ihn gesehen, und ich habe dich gesehen, und ich weiß, daß ihr beide euch schon einmal auf der Welt gesehen habt!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Kriegsdienst der Heimat: der Katholische Frauenbund Deutschlands.

Von Paula Kaldewey. – Hierzu 27 Aufnahmen.

Wie für so viele andere Organisationen forderte der Beginn des Krieges auch für den Katholischen Frauenbund Deutschlands ein Fallenlassen seiner Friedensaufgaben. An die Stelle der Aufklärung der katholischen deutschen Frauen über sie bewegende Fragen und der Anregung, durch caritative und soziale Tätigkeit an ihrer Lösung im Sinn der katholischen Weltanschauung zu arbeiten, trat ein Kriegsprogramm, das die Förderung jeder Kriegshilfe zum Mittelpunkt machte. Damit übernahm er zwar schwere, aber gleichzeitig auch dankbare Pflichten — Pflichten, die er nur erfüllen konnte in dem Bewußtsein, daß an seiner Spitze und in seiner Mitte Frauen waren, jederzeit bereit, ihr ganzes Wollen und Können unter Außerachtlassung der eigenen Person einzusetzen für den selbstgewählten Wirkungskreis. Wenn nun hier von den führenden Frauen des Katholischen Frauenbundes Deutschlands die Rede ist, dann muß in erster Reihe der Name der verdienstvollen Vorsitzenden Fräulein Hedwig Dransfeld zu Werl in Westfalen genannt werden. Vom Jahre 1912 an als seine Leiterin tätig, darf sie seine machtvolle Entwicklung getrost als einen Teil ihrer Lebensarbeit bezeichnen; zählt er doch heute in 370 Zweigvereinen rund 110 000 Mitglieder und sieht selbst in Swakopmund und Lüderitzbucht seine



Frl. Hedwig Dransfeld.



Phot. Ohle.

Frau Minna Bachem-Sieger.



Phot. Grainer.

Frau Hofrat Dr. Ammann.



Phot. Müller.

Frau Geheimrat Körner.



Phot. Spengler.

Frl. A. Badenberg.



Frau Amtsger.-Rat Neuhaus.



Phot. Overbeck.

Gräfin Mirbach.



Interessen durch Unterabteilungen vertreten. Wer einmal Zeuge gewesen, in welch zielbewußter Weise Fräulein Dransfeld den Vorsitz bei Veranstaltungen von der Größe und Bedeutung der Generalversammlungen des Katholischen Frauenbundes Deutschlands führt, wie meisterlich sie als Vortragende ihre Themata behandelt, wer ihr sicheres, maßvolles Urteil über schwebende Frauenfragen aus den verschiedensten Gebieten in Wort und Schrift vernommen, der wird unwillkürlich zugestehen, daß ein glücklicher Stern über der Wahl dieser Bundesvorsitzenden waltete.

In Frau Minna Bachem-Sieger zu Köln besitzt der Katholische Frauenbund Deutschlands eine stellvertretende Vorsitzende, die gleichfalls vollen Anteil an den bisher errungenen Erfolgen hat. Durch ihre tätige Mithilfe in der Nationalen Frauengemeinschaft ihrer Heimatstadt verkörpert sie so recht die Prinzipien des Bundes, der gerade in schwerer Kriegszeit unendlich oft bewiesen, daß er jederzeit bereit ist, willig Hand in Hand mit anderen Organisationen zu gehen, wenn es die Linderung sozialer Nöte gilt. Ihre Anwesenheit am Sitz der Zentralstelle des Katholischen Frauenbundes Deutschlands erleichtert Frau Bachem-Sieger die Erfüllung mancher Aufgabe, die schnelle Entscheidung heischt.

Dem Zentralvorstand gehört ferner Frau Hofrat Dr. Ellen Ammann zu München, und zwar als Beisitzende, an Sie steht gleichzeitig an der Spitze des Bayrischen Landesverbandes und ist die Vorsitzende des Münchner Zweigvereins. Lastet infolgedessen ein gerüttelt Maß von Arbeit auf ihren Schultern, so erwächst ihr dafür auch die Genugtuung, daß der unter ihrer Führung arbeitende Verein unendlich viel Segensreiches in der Kriegsfürsorge leistet. Der Münchner Katholische Frauenbund ist tätig im Erkundigungsdienst, in den Kleider- und Wäschedepots, in den Bureaus der Wohlfahrtsausschüsse, er ist vertreten im Konsumentenausschuß und bei der Berufsberatung der Kriegerwitwen in der städtischen Geschäftstelle für Hinterbliebenenfürsorge. Weiter unterhält er sechs Kriegsflickstuben und mehrere Arbeitsvermittlungsstellen.

Zu hoher Blüte ist bei ihm auch seine Jugendabteilung gelangt, die in Fräulein Marie Buczkowska — der Leiterin des Jugendsekretariats für den Gesamtbund mit dem Sitz in München — eine verständnisvolle Führerin ihr eigen nennt. Als Herausgeberin der „Jugendziele", der Zeitschrift für die Jugendabteilungen, aufs genaueste vertraut mit den Wünschen und Plänen ihrer Schutzbefohlenen, können wir in ihr wohl die geistige Urheberin mancher Einrichtung sehen, die heute in den katholischen Jungmädchenbünden eine gewichtige Rolle spielt. So erfreut sich in München die „Kommission für Weihnachtsengel" einer großen Beliebtheit Es ist dies eine aus Mitgliedern der dortigen Jugendabteilung gebildete Gruppe, die bei öffentlichen und privaten Weihnachtsbescherungen in Anspruch genommen wird. Auch bei den Weihnachtspenden der städtischen Wohlfahrtsausschüsse bedient man sich ihrer Mithilfe.

Neben dem mühevollen Amt einer Schatzmeisterin versieht zurzeit das Kriegssekretariat beim Zentral-



Hofphot. Anderlen

Freifrau v. Linden.



Gräfin Preysing-Walterskirchen



Hofphot. Elvira.

Gräfin Spreti.



Frau Anna Keuker.



Phot. Hundt

Frau Julie Kratz.



Frau Geheimrat Heßberger



Phot. Wollstein.

Frl. Berta Göring.



Phot. Taiber.

Frl. Pauline Herber.



Hofphot. Mertens.

Frau General Tilmann.



Baronin M. v. Kerkerinck.



Phot. Clinkowström.

Frau Oberlandesgerichtsrat Schmidt.



Frl. Liane Becker.



Frl. Anna Weltmann.



Phot. Grosse.

Frau Direktor Landmann.



Phot. ostrup

Frl. Marie Buczkowska.



Frau Rittergutsbesitzer Th. Lantz.



Phot. Bott.

Frau Klara Philipp.



Frau Geheimrat Trimborn.


Frau Geheimrat Hopmann.


Frau Justizrat Meißner.

vorstand des Bundes Fräulein Albertine Badenberg zu Steele a. d. Ruhr, die gleichzeitig ihre reichen sozialen Erfahrungen dem dortigen Zweigverein in ihrer Eigenschaft als Stellvertretende Vorsitzende zugute kommen läßt. Und gar manches hat der rührige Zweigverein in den Kriegsjahren geleistet! Er unterhält eine Kriegschreibstube und eine Sammelstelle für die Malteser-genossenschaft, weiter veranstaltete er Kriegskochkurse und aufklärende Versammlungen über Volksernährung sowie Lehrgänge für die Anfertigung von Kriegsschuhen.

In einer Reihe gilt es jetzt, die Namen von vier verdienstvollen Frauen zu nennen, die sämtlich dem Zentralvorstand als Beisitzerinnen angehören und ausnahmslos mit dazu beigetragen haben, daß der Katholische Frauenbund Deutschlands sich die Grenzen seiner Aufgaben weiter und immer weiter stecken konnte Es sind dies: Frau Geheimrat Körner zu Breslau, Frau Gräfin Mirbach, geb. Gräfin Thun-Hohenstein, zu Harff im Kreise Bergheim, Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus zu Dortmund und Frau Geheimrat Trimborn zu Köln.

Als Vorsitzende des Ostdeutschen Landesverbandes und des Breslauer Zweigvereins übernahm Frau Geheimrat Körner bald nach Ausbruch des Krieges die Leitung aller Erfrischungstationen auf den Bahnhöfen in Schlesiens Hauptstadt und trat auch dem dortigen Ortsausschuß für Kriegsverletztenfürsorge bei. Ihr rastloses Bestreben, durch die Zeitverhältnisse entstandene Nöte nach Kräften zu lindern, bekundete sich ferner in der Errichtung einer Kriegsküche und der Verabreichung von Mahlzeiten an Kriegerkinder. — Frau Gräfin Mirbach bekleidet in dem Zweigverein Mocken-Harff-Königshoven den verantwortungsvollen Posten einer Schriftführerin, und wenn man aus den Berichten ersieht, wie mannigfach die Kriegstätigkeit der nur wenige Hundert Mitglieder zählenden Zweigorganisation gewesen ist, dann gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, daß es zielbewußte, arbeitsfrohe Frauen sein müssen, die an jenem Platz anfeuern und anspornen: durchzuhalten bis zum siegreichen Ende. — Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus ist die Begründerin und Vorsitzende des Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder. Sie hat auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt, und ihr Name ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden. Sie gehört auch der Kommission zum Studium der Sittlichkeitsfrage als Mitglied an. — Frau Geheimrat Trimborn, Gattin des Abgeordneten Karl Trimborn, widmet sich besonders der Bahnhofsmission und bekleidet ferner den Posten der Vorsitzenden des Westdeutschen Mädchenschutzvereins.

In Frau Geheimrat Hopmann zu Godesberg a. Rhein sehen wir die Erste Vorsitzende des Katholischen Frauenbundes Deutschlands von seiner Begründung im Jahr 1903 bis zum Jahr 1912. Bei ihrem Rücktritt übernahm sie den Ehrenvorsitz, und mag sie auch jetzt vielleicht nicht mehr in persönlicher Arbeit mithelfen an seiner Weiterentwicklung — was immer und stets in ihr lebendig geblieben: das ist die unablässige Anteilnahme an seinem Ergehen und die stolze Freude an dem bisher Erreichten.

Fräulein Pauline Herber, Ehrenvorsitzende des Vereins Katholischer Deutscher Lehrerinnen, zu Boppard am Rhein wohnhaft, gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, die Anstoß zur Begründung des Katholischen Frauenbundes Deutschlands gegeben. Sie ist Mitglied des Zentralausschusses sowie die Ehrenpräsidentin der Kommission für Bildungs- und Berufsfragen — ein weiteres Zeichen der hohen Wertschätzung, die sie überall genießt. In früheren Jahren hat sie wissenschaftlich für den Bund gearbeitet.

In ihrer doppelten Eigenschaft als Mitglied des Zentralausschusses und Beisitzerin des Zweigvereins M.-Gladbach verkörpert Fräulein Liane Becker zu M.-Gladbach so recht die warmherzige Frau, die in Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz, dem Vaterländischen Frauenverein und anderen Wohlfahrtsorganisationen ihrer Vaterstadt den Kampf mit den Kriegsnöten der Minderbemittelten an den Wurzeln anpackt und durch energisches Zufassen Hilfe bringt, wo diese gebracht werden kann. Fräulein Becker ist auch literarisch tätig; von ihr rühren die Schriften: „Erziehungskunst der Mutter“, „Die Jugendpflege an der weiblichen Jugend“ und „Die Frauenbewegung“ her.

Wie sich denken läßt, erwuchsen dem Zweigverein Berlin des Katholischen Frauenbundes Deutschlands durch den Ausbruch des Krieges besonders große und schwere Aufgaben in der Reichshauptstadt, und sein Arbeitsfeld erfuhr eine gewaltige Ausdehnung. Allein so viel von dem Verein auch gefordert wurde, er versagte nicht — eine Anerkennung, die wohl zum schwerstwiegenden Teil auf die vorbildliche Vereinsleitung zurückzuführen ist. Diese ruht in den Händen von Frau Geheime Oberfinanzrat Heßberger und Frau Justizrat Meißner zu Berlin. Wer auch nur im geringsten mit der Leitung von Vereinsangelegenheiten vertraut ist, der weiß wohl, mit welch großen Schwierigkeiten es verknüpft ist, mehr als zwölftausend Mitglieder in einer



Weltstadt zu sammeln und ihr Interesse an den Einzelbestrebungen wachzuhalten. Frau Geheimrat Heßberger — im Ostdeutschen Landesverband übertrug man ihr das Amt einer Stellvertretenden Vorsitzenden — hat den Beweis erbracht, daß eine umsichtige Leiterin viel zu erreichen vermag. So wuchs, beispielsweise, die Arbeit der unter ihrem Vorsitz wirkenden sozial-caritativen Kommission ganz erheblich. Während die Jugendfürsorge-Abteilung im Jahre 1913-14 gleich 715 Fälle zu erledigen hatte, waren es 1914-15 bereits 1029 Fälle.

Seit Ausbruch des Krieges führt Frau Justizrat Meißner den Vorsitz in der „Kriegshilfe-Abteilung" des Zweigvereins, der fast 300 Damen angehören. Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe, das ihr vor einiger Zeit verliehen wurde, ist wohl das deutlichste Zeichen, wie hoch man an maßgebenden Stellen ihr unermüdliches Wirken einschätzt. Die Kriegshilfe-Abteilung entfaltet eine überaus segensreiche Tätigkeit im Samariterdienst, in der Kriegsbeschädigtenfürsorge, in der Hebung der Volkssittlichkeit und in der Kriegswaisenfürsorge.

Eine der jüngsten Gründungen des Zweigvereins Berlin ist die Soziale Frauenschule, an deren Spitze Fräulein Anna Weltmann, Oberlehrerin, zu Berlin steht. Im April v. J. eröffnet, konnte dem Institut ein Lehrkörper verpflichtet werden, der ausnahmslos Namen von bestem Klang aufweist. Mag nun auch seit Aufnahme des Schulbetriebs noch nicht ein Jahr verflossen sein — die Persönlichkeit der Leiterin bürgt dafür, daß man an jener Stelle voll Ernst und Eifer den Pflichten gerecht werden wird, die Gegenwartsaufgaben und Entwicklungziele der sozialen Arbeit fordern.

Die Stadt Münster birgt zwei im Katholischen Frauenbund Deutschlands hervorragend tätige Frauen in ihren Mauern, die beiden Vorsitzenden des dortigen Zweigvereins: Frau Schulrat Julie Kraß und Baronin M. von Kerkerinck. Gleich bei Ausbruch des Krieges erwählte man Frau Julie Kraß zur Leiterin der Bahnhofs-Erfrischungsstation vom Roten Kreuz. Unter ihrer Mithilfe bildete sich ferner im Zweigverein des Bundes eine Kommission für Kriegshinterbliebenenfürsorge aus den in Frage kommenden katholischen sozialcaritativen Vereinen und Einrichtungen. Das Frauenbundhaus diente in den Mobilmachungstagen der Verpflegung von Tausenden von Soldaten, später als Sammelstelle für Liebesgaben; ebenso fand hier die Wollausgabe für Heimarbeiterinnen statt.

Neben ihren eigentlichen Vereinsaufgaben widmet sich Baronin von Kerkerinck als Vorsitzende der Landkommission mit besonderem Eifer der Förderung der weiblichen ländlichen Bevölkerung, und sicherlich hat man sich ihre reichen Erfahrungen auf diesem Spezialgebiet zunutze gemacht, als man vor kurzem an der Zentralstelle eine Abteilung „Land" begründete, mit der Bestimmung, daß innerhalb derselben die Interessen der ländlichen Zweigvereine vertreten und die das Land betreffenden Fragen bearbeitet werden sollen.

Frau Rittergutsbesitzer Lantz zu Lohausen bei Düsseldorf ist Beisitzerin im Zentralvorstand und gleichzeitig ein tätiges Mitglied in dem dem Düsseldorfer Zweigverein angegliederten Tochterverein Lohausen, und manches, was die regsame Untervereinigung in dieser Kriegszeit an sozialer Arbeit geleistet hat und noch leistet, kann die rastlos wirkende Frau auf ihr Verdienstkonto buchen.

Gerade in der Kriegszeit hat sich das Wirken der Stellvertretenden Vorsitzenden des Danziger Zweigvereins, Frau Direktor Landmann zu Danzig, ganz außerordentlich bewährt. Im Zusammenarbeiten mit dem Nationalen Frauendienst, bei anderen Kriegseinrichtungen und bei den Hilfeleistungen im Depot des Festungslazaretts konnte der Zweigverein viel Not lindern.

Voll Stolz blickt der Katholische Frauenbund Deutschlands auch auf seine verdienstvolle Mitarbeiterin Frau General Tilmann zu Posen, gehört sie doch gleichfalls zu den vielen, die in dem Weltringen den Beweis erbrachten, daß die Frauen berufen sind, an dem Bau eines neuen Deutschland mitzuschaffen, sie, die in der inneren Wehr Schulter an Schulter mit dem Manne unter demselben Gesetz der Pflicht und der Verantwortung stehen und die sittlichen Werte, geboren aus zartestem Persönlichkeitsempfinden, in den lebendigen Zukunftsbau hinüberleiten.

Ein geschätztes Mitglied des Zentralausschusses ist Frau Klara Philipp zu Pforzheim in Baden, die ebenso wie die Vorsitzende des Karlsruher Zweigvereins, Frau Oberlandesgerichtsrat Schmidt zu Karlsruhe, in dieser notbeladenen Zeit in echt weiblichem Wirken mit dazu half, daß manche Träne getrocknet werden konnte und mancher Schmerz verstummte.

Mustergültiges in der Kriegsfürsorge leistet auch der Straßburger Zweigverein, an dessen Spitze Frau Anna Keuker zu Straßburg i. Elsaß steht. Kaum waren die Mobilmachungstage vorüber, da stellte er dem dortigen Roten Kreuz vierhundert Mitglieder für seine Tätigkeit zur Verfügung und schloß sich der städtischen Zentrale für freiwillige Kriegsfürsorge an. Erwähnenswert ist ferner seine Mithilfe in den Kriegskinderhorten und den Säuglingspflegestellen. Ebenso hat seine Suppenküche für Arbeiterinnen die wertvollsten Dienste geleistet.

Als treues Mitglied des Bundes bewährt sich jederzeit Fräulein Berta Göring zu Erfurt. Tatkräftig, warmherzig und hilfsbereit — das sind die Eigenschaften, die ihre Zugehörigkeit zur Organisation so segenbringend gestalten, und da es der Zentralleitung bis jetzt noch niemals an einer großen Zahl solcher Mitarbeiterinnen gefehlt hat, dürfen wir darin wohl das Geheimnis des Erfolges suchen, der dem Wirken der Gesamtvereinigung so sichtlich beschieden gewesen ist.

Ihre Exzellenz Freifrau von Linden zu Stuttgart ist die Vorsitzende des dortigen Zweigvereins. Noch jungen Ursprungs ist die Bewegung im württembergischen Lande, trotzdem stieg in kaum Jahresfrist die Zahl der Zweigvereine auf 16 und die der Mitglieder auf etwa 3500.

Gleich von Anfang an begann man sehr wichtige Arbeitsfelder zu beackern: die Organisation der Säuglingsfürsorge in Württemberg wurde seitens einer besonderen Kommission in die Hand genommen; ferner beschloß man, für die soziale und wirtschaftliche Schulung der Landfrauen nachdrücklich Sorge zu tragen.

In engstem Zusammenhang mit dem Bund steht der Bayerische Landesverband, der als Unterverband eingegliedert ist. Er hat bedeutenden Umfang, und sein Wirken entspricht vollauf seinem Ruf und seinem Ansehen. Und auch ihm hat es bis jetzt noch nicht an Frauen gefehlt, die rastlos in seinem Interesse tätig sind. Diesen müssen vor allen die Gräfinnen Preysing und Spreti zugezählt werden. Frau Gräfin Preysing, geb. Gräfin Walterskirchen, zu Kronwinkl bei Landshut teilt unermüdlich aus dem reichen Schatz ihrer sozialen Erfahrungen zu Nutz und Frommen ihrer jüngeren Vereinsschwestern mit, während Frau Gräfin Spreti-Yrsch zu Schloß Kapfing bei Vilsheim an der Spitze

der ländlichen Kommission steht. Ihrem Betreiben ist wohl auch der Einführungskursus in landwirtschaftliche Hausfrauenfragen zu danken, der in Landshut stattfand.

Weitverzweigt und vielseitig sind die Aufgaben des Katholischen Frauenbundes Deutschlands, und wenn beim Ende des grausamen Völkerringens dankbar auch derer gedacht wird, die in uneigennütziger Weise Kriegsdienst in der Heimat geleistet haben, dann wird der Name jener Vereinigung sicherlich nicht an letzter Stelle genannt werden.

Zu Hause!

Die Turmuhr tönt aus weichen Finsternissen
Und schüttet eilig blankes Silber aus,
Ich liege selig lauschend in den Kissen,
Ich bin zu Haus, die erste Nacht zu Haus!

Die Stunden drängen sich, und jede neue
Kommt an mein Lager mit vergnügtem Sprung,
Und jede freut sich mit, weil ich mich freue,
Und ist so übermütig und so jung.

Nächtliche Züge heiß vor Eifer rollen:
Man hört's, sie wandern ihrer Heimat nach.
Mein hohes Fenster schmückt sich mit dem vollen
Gesicht des Mondes, weiß wird mein Gemach.

Und alle Dinge schaun mich an und lachen,
Und ihnen ist so hell wie mir zu Sinn —
Ich muß die ganze weiße Nacht durchwachen,
Die erste Nacht, die ich zu Hause bin.

Helene Brauer.





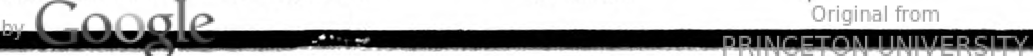
1, 2 und 3. Der Hunde-, Esel- und Büffelpark der K. u. K. Fassungstelle Meran.
4. Eine Feldwetterstation im Hochgebirge. (Phot. Kriegspressequartier.)

Von der österreichisch-ungarischen Front.





Schluß des redaktionellen Teils.





Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen"**, da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre dieSie überzeugt. Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"

Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.

Gegen **Aderverkalkung** wirksamstes Mittel.

Sklerosantabletten **M. 6** — Prosp. frei

Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 8

Bett-Federn.

Zarte **Füllfedern** per Pfd. M. 3.—. **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung

Th. Kranefuß, Kassel 97.

Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.

Wie werde ich Detektiv



Ein ausführlicher Wegweiser für jeden der sich im **interessantesten Beruf** der Gegenwart ausbilden will. Der **Berufsdetektiv** findet in diesem Buche ebensovielNeues, Spannendes, wertvolles, wie der **Liebhaberdetektiv**, der von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit nimmt, verschwiegenen Verhältnissen nachzuspüren, geheimen Zusammenhängen, Tätigkeiten usw. auf den Grund zu kommen. — **Bildungsgang des Detektivs.** — **Besondere Detektivkünste.** — Triks großer und kleiner Diebe.

Sie selbst können schon morgen in der Lage sein, sich vor Schaden, Uebervorteilung, Lug und Trug hüten zu müssen. Berühmte Detektive, die heute ein **märchenhaft hohes Einkommen** haben, mußten mit kleineren, persönlichen Aufgaben beginnen. Der Detektivberuf hat eine **ungeahnte Zukunft**, große Verdienstmöglichkeiten. Das Buch wird Talente wecken! M. **2.70** portofrei.

Rudolphs Verlag Dresden-D. 173.

Detektiv Graeger

Kgl. Krim.-Beamter a. D.

Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.



6	Albanien	3.—	2 Ung. Krönung	2.50
5	Liechtenst.	1.50	bde. a. rec. Brief	4.—
18	San Marino	6.50	42 Serb. } alt.	7.50
26	Kreta	5.25	42 Mont. } m. g.	7.50

u ungbr., alle verschieden, Porto extra — 3. Balkan- 6. Albanien- Spezialliste frei. **Otto Bickel** (gegr. 1890) **München 19. W**

Leiden Sie an Frost, dann gebrauchen Sie unsere 1000 fach bewährte **Frostpackung,** das Beste gegen Beulen sowie aufgesprungenen Frost. Per Nachnahme Mk. 3.50. Vers. **Gebr. Menze,** Hamburg 65, Borgfelder Str. 12.

Risin-Salbe

vorzüglich bewährt

gegen Schnupfen

Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 13.

Gummistrümpfe,

Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. z. billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Jeder **Asthma-** **Katarrh-** und **Heufieberleidende** verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

! Hautjucken

(Krätze) wirksames **Spezial-Mittel.**

6 M. Dopp. Portionen (2 Pers.) 10 M. Apoth. Lauensteins Vers., Spremberg L. 8.

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Krätze entsetzl. Bett-Hautjucken geheilt in 2 Tag. o. Berufsstör. 100000 f. bew. Monatl. üb. 100 Heilber. Mäßige Preise. Personenz. ang. **„Salus", Bochum 250,** Kortumstr. 13.

Kaufmännisches Personal

Inserate haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" großen Erfolg. Auch während des Krieges.

Auskünfte

über Heirats-, Familien- u. Vermögens-Verhältnisse, diskret, zuverlässig. **Auskunftei „Reform" Berlin 55,** Heinersdorfer Straße 28. - Handelsgerichtlich eingetragen. Gegr. 1902.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand", München 112, Landwehrstr. 44.**



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Stotterer

erhalten umsonst die Broschüre: **„Die Ursache des Stotterns und Beseitigung ohne Arzt und ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch."** Früher war ich selbst ein sehr starker Stotterer und habe mich nach vielen vergeblichen Kursen selbst davon befreit. Bitte teilen Sie mir nur Ihre Adresse mit. Die Zusendung meines Büchleins erfolgt sofort im verschlossenen Kuvert ohne Firma vollständig kostenlos. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf.,** auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl., u. a.: 3195 Fahnenj. 1917 u. a. 33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Alle Unterrichtsanzeigen finden hier erfolgreichste Verbreitung.

Stottern heilt **Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt Eisenach.** Prosp. über das wissenschaftl. bek., **mehrfach** staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei d. die Anstaltsleitung.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung. Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764. **Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.**

Ingenieurschule zu Mannheim

Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für

Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.

Programme kostenlos.



Eine herrliche, edelgeformte Büste und rosig weiße Haut erhalten Sie durch meine langbewährte Methode **„Tadellos".** Bildet keinen Fettansatz in Taille u. Hüften. Einfache äußerliche Anwendung u. völlig unschädlich. Laut Garantieschein bei Nichterfolg Geld zurück. — Der Preis meiner Methode „Tadellos" nebst nötiger Creme beträgt: 1 Dose 3 M., 2 Dosen 5 M. meist dazu erforderlich, 3 Dosen 7 M. per Nachnahme und Porto extra.

Ein neues Gesicht

ohne Massage — ohne Apparat. Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion".** Preis 6 und 8 Mk., mit Toilette-Essenz 3,50 M. mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte jugendfrische Haut zu erhalt. (Garantie.)

Bleich-Haut-Creme

gegen Sommersprossen und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 3,50 Mk. (Garantie.) —

Anna Nebelsiek

Braunschweig 352, Postfach 273

Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungen - zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme. —

Kostenloser Rat in vollendeter Schönheitspflege. — Überraschende Wirkung in kurzer Zeit.

Damenbart

auch jed. sonst. lästig Haarwuchs verschw. sofort **spur- u. schmerzlos** durch Abtöten der Wurzeln **für immer** verm. meines verbess. orient. Verfahrens **„Helwaka".** Sofortig. Erfolg garant., sonst Geld zur. Preis M. 5.— geg. Nachn. **Frau H. Meyer, Cöln 71,** Hülchratherstr. 23.

Rasche Hilfe bei qualvollem, besonders nachts unerträglich peinigendem **Hautjucken** bringt der sicher wirkende **„Olindabalsam",** der auch in hartnäckigsten Fällen bewährt ist. M. 5.— **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für Militärköhlersohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. **Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**



Verschiedene Mitteilungen.

Ausbildung für höhere Frauenberufe. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Frauen, die sich einen Lebensberuf suchen. Für jede, die das Reifezeugnis der zehnklassigen höheren Mädchenschule besitzt, bietet sich auf der Hochschule für Frauen in Leipzig, Königstraße, Gelegenheit, zu einer gründlichen und wissenschaftlichen Ausbildung für zahlreiche höhere Frauenberufe und zur Ablegung darauf bezüglicher staatlicher Prüfungen.

— Die Beteiligung an der kommenden Frühjahrs-Mustermesse in Leipzig. Die am 3. März beginnende Frühjahrs-Mustermesse in Leipzig wird nicht weniger zahlreich von Ausstellern beschickt werden wie ihre Vorgängerinnen. Gewiß haben sich die Betriebsverhältnisse noch nicht wieder gebessert, und manche Firma hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber das Vertrauen in eine gesicherte und günstige Zukunft der deutschen Wirtschaft macht sich doch in steigendem Maße fühlbar. Auch solche Firmen, die gegenwärtig keine Aufträge zu übernehmen in der Lage sind, haben das allergrößte Interesse daran, sich in Leipzig zu zeigen.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68**, Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



Ihre persönlichen Erlebnisse im Felde können Sie Ihren Angehörigen in der Heimat nur dann richtig verständlich machen, wenn Sie sich der kürzlich erschienenen Feldstereos bedienen. Eindrücke, die sich durch Worte und Bilder schwer oder gar nicht wiedergeben lassen, vermitteln Feldstereos im Augenblick. — Apparat mit 50 Aufnahmen, zusammenlegbar, bequem in der Tasche zu tragen, M. 7,50 einschließlich Porto. — Alles Nähere ersehen Sie aus einem ausführl. illustrierten Prospekt, der Ihnen auf Wunsch vom **Feldstereo-Verlag, Frankfurt a. M. 40,** kostenlos zugesandt wird.

Damenbart und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal und für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617, Prämiiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

Briefmarken Auswahlen nach Fehllisten. Vorzugspreisliste gratis. Kohl-Handbuch, 1. Aufl. 1915, 2 Bd. M. 16.50. **Paul Kohl** G. m. b. H. Chemnitz 33 W.



Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort und dauernd mein „Edelblaß". Kühlend und beruhigend. Preis 2.25 M. exklusive Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.

Krahe's Heilkuren bezwecken eine innere unschädliche Desinfektion des Körpers u. [illegible] empfehlen für alle noch heilbare Krankheiten, speziell für Lungen- und Magenkranke. Aerztliche Gutachten u. Zeugnisabschr. usw. gratis durch die ärztl. Leitung des **Krahe's Heilinstitut, Frankfurt a. M., Börsenplatz 1.**



Fort mit dem Beinverkürzungunsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G.m.b.H. Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**



O u. X Beine sofort kerzengerade bei Gebrauch v. „Progresso" ges. gesch. Das Neuste u. Vollkommenst. d. Jetztzt. Glänzende Dankschreiben. Prospekte gratis. **Gust. Horn & Co.,** Magdeburg 8. 122 Schönebecker Str. 99.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B. üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Bettnässen Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft, Stockdorf 364 b. München.**

Briefmarken Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47 W. Preisl. ums. Höchste Bezahl. für Ankauf.

Damenbart Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.**

Juckenden Hautausschlag bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

Echte Briefmarken
18 versch. Deutsche Kriegsmarken 3 Mark
50 verschiedene Balkan .. .. .. nur 2 Mark
25 verschiedene Altdeutsche nur 2 Mark
24 verschiedene Deutsche Kolonien 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 M 50
Porto extra. — Preisliste gratis.
Paul Siegert, Hamburg 36



Reines Gesicht rosig frisch verleiht rasch und sicher „**Krem Haifa**" Unübertroffen geg. Sommersprossen, Mitesser und Pickel, Röte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 3.— Mark. **H. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

Hämorrhoiden-Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.**



Schöne Büste Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit. — Erfolg garantiert. — **Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden.**



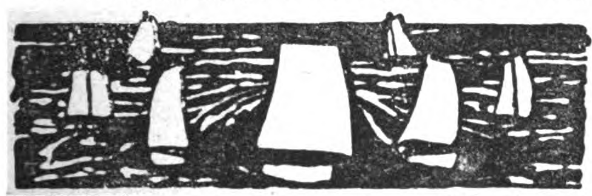
Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden W. Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in allen Preislagen. Sauberster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: [illegible], Wien V, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 6. Berlin, den 9. Februar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.



Die sieben Tage der Woche.

29. Januar.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden entbrennt von neuem heftiger Kampf. Die Italiener greifen in den Abschnitten östlich von Asiago bis zur Brenta mit starken Kräften an. Am Monte Sisenol und westlich bricht ihr Angriff vor den österreichisch-ungarischen Stellungen meist schon im Feuer zusammen; der Monte di Val Bella, auf dem sie vorübergehend Fuß fassen können, wird ihnen im Gegenstoß wieder entrissen. Ebenso werfen unsere Verbündeten den im Gebiet des Col del Rosso sowie zwischen der Franzela-Schlucht und der Brenta anstürmenden Feind nach schweren Kämpfen zurück.

London und Sheerneß werden erfolgreich mit Bomben beworfen.

In den Dardanellen wird durch Geschützfeuer der Dardanellenbatterien das englische Unterseeboot „E 14" bei Kum Kale versenkt. Einem zweiten englischen Unterseeboot „E 82" wird bei Nagara das Sehrohr abgeschossen. Es wurde dann ein großer Ölfleck beobachtet, so daß auch dieses Boot mit ziemlicher Sicherheit als vernichtet gelten kann.

30. Januar.

Unseren U-Booten fallen im Mittelmeer und östlichen Mittelmeer kürzlich 19000 B.-R.-T. Handelsschiffsraum zum Opfer.

31. Januar.

Am Weihnachtsabend und im Laufe des Januar greifen Flieger unserer Gegner trotz unserer Warnung wieder offene deutsche Städte weit außerhalb des Operationsgebietes an. Zur Strafe wird die Stadt Paris im ersten planmäßigen Luftangriff in der Nacht vom 30./31. Januar mit 14000 Kilogramm Bomben belegt.

Im Sperrgebiet um England werden kürzlich durch unsere U-Boote 5 Dampfer versenkt.

1. Februar.

In der in Brest-Litowsk abgehaltenen Vollsitzung der Friedensdelegationen gab Graf Czernin im Namen der Vierbunddelegationen eine Erklärung ab, deren Hauptsätze lauten: „Wir haben keinen Anlaß, die in der Plenarsitzung vom 12. Januar 1918 erfolgte Anerkennung der ukrainischen Delegation als einer selbständigen Delegation und als einer bevollmächtigten Vertretung der ukrainischen Volksrepublick zurückzunehmen oder einzuschränken. Wir sehen uns vielmehr weiter veranlaßt, die ukrainische Volksrepublik schon jetzt als unabhängigen, freien, souveränen Staat anzuerkennen, der in der Lage ist, selbständig internationale Abmachungen zu treffen."

Auf der Hochfläche von Asiago lebhafter Artilleriekampf. Vom Monte di Val Bella und Col del Rosso aus setzen die Italiener viermal starke Kräfte zu neuen Angriffen an. Sie brechen jedesmal im Feuer vor den österreichisch-ungarischen Stellungen zusammen.

Im mittleren und westlichen Mittelmeer wird in letzter Zeit besonders der Transportverkehr nach Italien und Frankreich gestört. Dabei werden 5 Dampfer und 1 Segler mit 23 000 B.-R.-T. versenkt.

2. Februar.

Dicht unter der englischen Ostküste wurden durch unsere U-Boote bei starker Bewachung und Gegenwirkung kürzlich sechs Dampfer sowie der englische Schlepper „Besire" mit zwei Motorleichtern versenkt.

3. Februar.

An der flandrischen Front kommt es zwischen dem Houlthoulster Walde und der Lys zu lebhaften Artilleriekämpfen. Auch in der Gegend von Lens, beiderseits der Scarpe und westlich von Cambrai lebt die Feuertätigkeit zeitweilig auf. Bei Monchy wird ein starker Erkundungsvorstoß der Engländer abgewiesen.

4. Februar.

Oestlich der Brenta werden zwei feindliche Erkundungsvorstöße zurückgewiesen.

Flandern und wir.

Zehn Tage im besetzten flandrischen Gebiet.

Von Oberbürgermeister Dr. Scholz, M. d. H.

Eine freudige, erwartungsvolle, vom Alltag losgelöste Stimmung war es, die die Teilnehmer an der „Groß-Berliner Frontreise", unternommen auf Einladung der Obersten Heeresleitung und vorzüglich vorbereitet durch das Kriegspresseamt, mit ihrem liebenswürdigen Führer bei der Abfahrt vereinigte. Und diese Stimmung blieb und steigerte sich von Tag zu Tag trotz allerhand Beschwernissen und Unbilden der Witterung, wesentlich beeinflußt übrigens durch die unverwüstliche Spannkraft und den glücklichen Humor unseres Seniors, des verehrten Stadtverordnetenvorstehers und Ehrenbürgers von Berlin — nomina sunt odiosa, denn jeder kennt ihn! Nie war Groß-Berlin einiger als in diesen schönen Tagen! Und nur der Ausdruck freundnachbarlicher Neckluft war es, als an einem der seltenen, vertrautem Gespräch Raum lassenden Abende auf Vorschlag des Berliner Bürger- und Dichtermeisters nach einer treffenden Bezeichnung für das alte Berlin im Gegensatz zu den es im Kranz umgebenden Vororten gesucht wurde und einer der Reiseteilnehmer — auch sein Name sei verschwiegen! — vorschlug, das klangvolle Wort: „Berlin-Nabel" zu wählen.

Schon die Hauptstationen der Reise — Brüssel, Brügge, flandrische Küste, flandrische Westfront, Tournai, Lille — mußten hochgespannte Erwartungen und Hoffnungen erwecken, besonders in denen, die die alten Kulturstätten auch aus Friedenzeiten her nicht kannten. Demgemäß waren auch die tausendfältigen Eindrücke der kurzen Reise so sinnverwirrend und überwältigend, daß es schwer, ja fast unmöglich ist, sie innerlich zu verarbeiten, zu klären und zu sichten. Immerhin wird wohl jeder Teilnehmer sie nach drei Gesichtspunkten gliedern: nach landschaftlichen und städtebaulichen, nach politischen oder verwaltungstechnischen und endlich nach militärischen. Von allen aber kann hier naturgemäß

nur aus dem Gesichtswinkel des betrachtenden, staunenden und nur die Oberfläche erfassenden Laien geredet werden.

Die flandrische Landschaft: Eine unübersehbar sich hinstreckende Ebene, durchschnitten von einer Menge von Kanälen und geradlinigen Pappelreihen, in ihrer ganzen Stimmung lebhaft an den Niederrhein erinnernd, in dem regnerischen Nebelduft, in dem auch wir sie meist fanden, und der charakteristisch sein soll, ein Bild von grandioser Melancholie. Ganz anders die reizvollen, zum Teil großartig wirkenden Städtebilder, die wir beschauen durften. Aus einer schier unendlichen Reihe köstlichster Eindrücke seien nur wenige genannt: Allen voran der Marktplatz von Brüssel, ein nicht durch Verkehrstraßen zerrissener, nur durch verhältnismäßig schmale, in den Ecken mündende Gassen zugänglicher und darum völlig einheitlich wirkender Platz von seltener Schönheit im Ausmaß. Dazu eine Bebauung, die, abgesehen von dem wundervollen Rathaus und einigen anderen öffentlichen Gebäuden, eine solche Fülle der Phantasie im einzelnen und doch eine solche künstlerische Geschlossenheit im ganzen aufweist, daß man dieses wundervolle Beispiel mittelalterlicher Städtebaukunst mit Fug und Recht eine Versinnbildlichung des tiefsten Gedankens der Kunst überhaupt nennen könnte: Reichste Gliederung im einzelnen und einheitlichste Wirkung im ganzen. Eine steingewordene Mozartsche Sinfonie. Dann ein Wunderwerk des Kirchenbaues: Die Kathedrale der Heiligen Gudula, auch sie ist nicht nur durch einheitlichen Aufbau und phantasiereichste Einzelheiten, sondern auch durch Lage und Straßenbeherrschung städtebaulich höchst bemerkenswert. Eindrucksvoll auch der bekannte Justizpalast: Ein Gemisch sämtlicher vorhandener Stilarten in theatralischem Aufbau, aber immerhin durch die gewaltige Kuppel, das Beste an ihm, die ganze Stadt beherrschend.

Ein anderes Bild: Das gleichsam in Dornröschenschlaf versenkte Brügge, jetzt nur aufgeweckt durch den dröhnenden Schritt unserer feldgrauen Bataillone. Leider gaben uns die Reisedispositionen nur die Möglichkeit, es bei Nacht zu sehen. Allein der Anblick des Marktplatzes mit dem herrlichen Belfried, dessen Konturen leicht verschwimmend gegen den sternbedeckten, frostklaren Himmel sich abzeichneten, wird mir unvergeßlich sein. Wieder anders grüßte uns die flandrische Küste: Ein herrlicher kalter Wintertag mit strahlend blauem Himmel, dunkelblau das Meer, weiß der Gischt und weiß die verschneiten Dünen. Schmerzlich aber demgegenüber ein anderer bildhafter Eindruck unserer Reise: Die einzige große französische Stadt, die wir sahen, Lille. Nie hat mich bei den vielen, völlig zerstörten kleineren Ortschaften, die ich während meiner Kriegzeit und auch jetzt auf unserer Reise sah, der Jammer der Zerstörung so gepackt als hier. Eine Großstadt mit lebhaftestem Verkehr auf den breiten und eleganten Straßen, dazwischen aber ganze Häuserviertel zusammengeschossen und eingeäschert in wildem Chaos. Hier kam mir so recht zum Bewußtsein, welches Glück für unsere deutsche Heimat darin liegt, daß sie bis auf geringe Ausnahmen von der Kriegsfurie verschont bleiben konnte, und wie dankbar unsere Bevölkerung daheim den Helden draußen sein muß, daß ihr diese Greuel erspart blieben.

Eine ganz außerordentliche, Staunen erregende Arbeit hat sich uns auf dem Gebiet der Politik und der Verwaltung in Belgien offenbart. Die viel gerühmte deutsche Organisationskunst hat auch hier unter schwierigsten Verhältnissen und einer durchaus nicht immer gutwilligen Bevölkerung gegenüber Glänzendes geleistet. Als besonders eindrucksvolles Beispiel wurde uns die Ölzentrale in Brüssel von ihrem hervorragenden Leiter Herrn Brinckman vorgeführt, die die gesamte Gewinnung und Verteilung von Mineralölen, pflanzlichen und tierischen Ölen und Fetten, Speisefetten, Seifen, Lacken und Farben, Petroleum für ganz Belgien zentralisiert hat und zu diesem Zweck in allen Teilen des Landes bedeutende Anlagen und Betriebe unterhält. Staunenswert ist allerdings auch — das muß anerkannt werden, obwohl die Organisation nicht von deutscher Hand erfolgte — die Arbeit des amerikanischen Hilfskomitees für Belgien, das, zurzeit unter spanischer Flagge, die Ernährung der gesamten belgischen Bevölkerung besorgt und sich dazu in den größeren Städten aller der uns auch hier bekannten Einrichtungen, wie Massenküchen, Mittelstandsrestaurants, Speisenausgabestellen, bedient.

Besonders interessante Einblicke durften wir in der Unterhaltung mit dem Generalgouverneur von Belgien, Generaloberst Freiherrn von Falkenhausen, und seinen militärischen und verwaltungstechnischen Beratern, ebensowohl auch in Gesprächen mit den obersten Heerführern und Marinekommandanten in Flandern und ihren Stäben über die dort alle Herzen bewegende flamische Frage tun. Es war uns allen wohl früher nie so greifbar zum Bewußtsein gekommen, daß Belgien sich aus zwei völlig verschiedenartigen, sich gegenseitig mit stärkstem Mißtrauen betrachtenden Volkstämmen zusammensetzt: Den Flamen — im wesentlichen im nördlichen Teil — und Wallonen im südlichen Teil des Landes. Der Flame, rein germanischer Abstammung, schon äußerlich und auch durch seine Sprache, die beispielsweise leicht von unsern Plattdeutsch sprechenden Blaujacken verstanden und erwidert wird, in seiner ruhigen Art und meist blonden Erscheinung ein durchaus niederdeutscher Typus; der Wallone anderseits, klein, beweglich, dunkel, ausschließlich Französisch sprechend, ein reiner Romane. Auch wir empfanden trotz der kurzen Anschauungsmöglichkeit lebhaft die Richtigkeit der Sätze, die ein belgischer Deutschenhasser, der Lütticher Advokat Emile Jennissen, 1906 in der Zeitschrift „Le Spectre Allemand“ niedergelegt hat:

„Es gibt keine belgische Volksart! Allein die Erfordernisse der europäischen Diplomatie haben eine belgische Nation geschaffen, deren zähes Streben es gewesen ist, zwei gänzlich entgegengesetzte Stämme im Frieden zusammenzuhalten“ und, nach einer Schilderung der völlig verschiedenen Grundeigenschaften der Flamen und Wallonen: „Wo findet man einen größeren Gegensatz? Belgien ist nichts als eine kleine Widerspiegelung des großen lateinisch-germanischen Widerstreits.“

Welche Folgen politischer Natur für die Zukunft aus diesem Zwiespalt gezogen werden mögen, kann und soll hier nicht erörtert werden. Verschwiegen werden darf auch nicht, daß einer etwaigen politischen Trennung des flamischen und wallonischen Teils der Umstand große Schwierigkeiten bereiten würde, daß beide Gebiete wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Aber immerhin wird rein gefühlsmäßig jeder, der das schöne Flandern und seine germanischen Bewohner gesehen hat, den Gedanken aufs schmerzlichste empfinden müssen, daß die flamischen Landesteile wieder unter eine Herrschaft fallen



Von links (Mittelgruppe). Rittmeister Ende (Kriegspresseamt); Stadtverordnetenvorsteher Michelet, Berlin; Stadtrat Alberti, Berlin; Divisionskommandeur Exz. v. Hahn; Bürgermeister Geh. Reg.-Rat Dr. Reicke, Berlin; Polizeipräsident v. Oppen, Berlin; Stadtverordnetenvorsteher Graf Matuschka, Berlin-Schöneberg; Oberbürgermeister Dr. Scholz, Charlottenburg; Stellv. Stadtverordnetenvorsteher Geh. San.-Rat Dr. Edel, Berlin-Wilmersdorf; Oberbürgermeister Kaiser, Neukölln.

Die Teilnehmer an der Groß-Berliner Frontreise in Flandern.

sollten, deren rein romanische Tendenzen unbezweifelbar sind.

Herrliche, unvergeßliche Eindrücke empfingen wir von allem, was unser Heer und unsere Marine uns zeigte. Die Wacht an der flandrischen Küste wird, davon sind wir überzeugt, keinen Engländer heranlassen. Und es mag als ein glückverheißendes Zeichen gelten, daß während der Besichtigung der Staunen und Bewunderung erregenden Küstenbatterien in der Ferne am Horizont zwei englische Monitoren erschienen, die alsbald durch einige Schüsse unserer weittragenden Geschütze zum Verschwinden gezwungen wurden. Auch hier und an der ganzen Küste das starke, uns alle beherrschende Gefühl: Was wird die Folge sein, wenn dieser durchaus notwendige Stützpunkt für unsere wirksamste Waffe gegen England nicht mehr in unserer Hand sein würde?

Die moderne Kriegführung, insbesondere auch der Grabenkrieg haben Aufklärungs- und Kampfmethoden gezeitigt, von denen sich selbst unsere Heeresleitung vor dem Krieg kaum eine hinreichende Vorstellung machen konnte. Diese Methoden sind im wahrsten Sinn des Wortes aus der Praxis des Krieges geboren. So sahen wir bei dem Kommando der Flieger einer Armee nicht nur die verschiedenartigen Flugzeuge und ihre Benutzungsart, sondern hörten auch Erstaunliches über den Aufklärungsdienst, die Technik der Beobachtung, die Anfertigung der Fliegerphotographien, kurz alle diejenigen Betätigungen, die unser Flugwesen im wahrsten Sinn des Wortes zum „Auge des Heeres" machen. So sahen wir als Ausfluß der modernsten Grabentechnik die Übungen eines sogenannten Sturmbataillons, die an Mann und Führung die höchsten Anforderungen stellen. Eine aus auserlesenen Mannschaften — Alter nicht über 25 Jahre — zusammengestellte Truppe wird unter bewährtem Führer speziell dazu ausgebildet, mit allen Mitteln neuester Technik — Handgranaten, Flammenwerfern, Nebeltöpfen, Gasgranaten — das erste Eindringen in den feindlichen Graben zu bewirken und ihn nach rechts oder links aufzurollen oder abzuriegeln. Jeder einzelne Mann der Truppe muß so ausgebildet sein, daß er ohne besonderen Befehl im entscheidenden Augenblick im Einzelkampf das Richtige tut und seine gesamte Energie und Kampfkraft am richtigen Ort einsetzt. Diese Elitetruppe wird nicht nur überall an der Front in besonders entscheidenden Augenblicken verwandt, sondern sie wirkt auch hinter der Front als Lehrbataillon für auszubildende Mannschaften.

An einem der wichtigsten und umstrittensten Punkte unserer ganzen Westfront hatten wir das Glück, infolge unsichtigen und nebligen Wetters bis in die vorderste Infanterielinie, der nur noch Feldwachstellungen vorgeschoben sind, vordringen zu dürfen. Ebenso konnten wir an einem andern Tag eine der meist genannten Ortschaften in der Kampflinie, die ein von Trichterfeldern umsäumtes wüstes Trümmerfeld bildet, besichtigen. Der „K.-T.-K.", der Kampftruppenkommandeur, das ist der Abschnittskommandeur in vorderster Linie — eine Stellung, die ich selbst, allerdings ohne die schöne Bezeichnung, ein ganzes Jahr lang ausgeübt hatte — die Kompagnieführer, die Artilleriekommandeure und Beobachter nicht nur, sondern auch die gesamten Mannschaften waren trotz ihrer Unterbringung in dem sprichwörtlich gewordenen „echt flandrischen Schmutz" und trotz dauernder schwerster Gefährdung durch Infanterie- und Artilleriegeschosse und Flieger in denkbar bester Stimmung und Laune, so daß wir über soviel Mut und fröhliche Tapferkeit im Ausharren geradezu gerührt die Stellungen verließen.

Ein besonders eindrucksvolles Kapitel war auch die mustergültige Organisation der Erholungstätten und Auf-

frischungsorte körperlicher und geistiger Natur für die Soldaten hinter der Front. Fast in keinem noch so kleinen Ort, der einigermoßen vor feindlichem Feuer gesichert ist, fehlen hübsch ausgestattete, gemütliche Soldatenheime; häufig aber findet man auch durchaus sehenswerte, gut funktionierende Kinematographen und ähnliche Unterhaltungstätten. Das Theater zu Lille, das die einziehenden deutschen Truppen halb vollendet vorfanden, ist vollkommen ausgebaut, behaglich eingerichtet und bietet Abend für Abend unseren Leuten an Oper und Schauspiel erlesene Kost. Welch herzliche Lachsalven aus dem Mund von 1400 Feldgrauen erschallen können, das muß man gehört haben, beschreiben kann man die Wirkung kaum! Ein anderes, in nicht geringem Grad zur Unterhaltung unserer Kämpfer draußen und zur Erhaltung des guten Geistes beitragendes Unternehmen ist die bekannte „Liller Kriegzeitung", die wir unter der liebenswürdigen Führung ihres Leiters, unseres Oskar Höcker, besichtigen durften.

Alles in allem: Eine Reihe stärkster und durchweg erfreulicher Eindrücke! Aus allen diesen Eindrücken aber hoben sich für uns, die die Heimat entsandte, immer wieder zwei Stimmungen empor: Der unendliche Dank an unsere herrlichen Kämpfer draußen, die unser Vaterland vor den Greueln behüten, die wir in Feindesland schaudernden Auges schauen mußten, und die ruhige und starke Zuversicht, die bezüglich unserer Zukunft an der Front vom höchsten Führer an bis zum geringsten Mann herab herrscht, und die wir uns im Inland getrost zur Richtschnur und zum Leitstern machen sollten. Wenn mir die Gesamtheit dieser eindrucksvollen Frontreise im Bewußtsein schwingt, so formt sich in mir unwillkürlich der stählerne Takt der Melodie: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Torf.

Plauderei von Hans Dominik.

Wir schreiben das Jahr 15 000 vor Christi Geburt. Die letzte Eiszeit ist glücklich vorübergegangen, aber ihr Schmelzwasser hat die zahlreichen Vertiefungen der norddeutschen Ebene gefüllt und in ebenso viele Seen verwandelt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert steigt die Temperatur wieder an, und üppiges Blühen und Gedeihen herrschen in dieser der Vergletscherung entrissenen Landschaft. Frische Waldungen umgeben den großen See, und grünes Schilf umkränzt seine Ufer. Noch steht das klare Schmelzwasser kristallrein in dem mächtigen Seebecken. Aber schon haben sich die kleinsten Lebewesen, die Bakterien, in ihm angesiedelt, schon breitet sich die Welt der Kleinlebewesen in ihm aus. Das entsteht in beständigem Kreislauf, lebt ein Weilchen, stirbt dann ab und sinkt durch die eigene Schwere in die Tiefe. Und so bedeckt sich der klare Kalksandboden des Sees allmählich mit einer schwarzen Schicht. Nicht die Algen und Bakterien allein liefern den Stoff zu dieser Auskleidung des Seebeckens. Jeder Frühlingswind trägt von Wäldern und Feldern unendliche Mengen feinen Blütenstaubes daher und schüttet ihn auf die Wasserfläche. Jeder Herbststurm reißt Wasserpflanzen los und trägt sie in die Seemitte, wirbelt dürres Laub von weither in die Wellen. Alles dies aber sinkt im Laufe des nächsten Winters mit Sicherheit in die Tiefe und verwandelt sich im Laufe eines Jahrzehntes in eine schwarze, fettige Masse, den Sapropel oder Faulschlamm. Die Schicht wächst langsam, aber sie wächst, und in einigen 500 Jahren ist sie reichlich einen Meter stark geworden und schließt das Seewasser hermetisch vom ursprünglichen Untergrund und von dem Grundwasser ab.

Damit ist die erste Stufe einer langen Entwicklung abgeschlossen. Das Seewasser kann jetzt keine Salze, insbesondere keinen Kalk mehr aus dem Untergrund auslaugen. Der See und seine Flora müssen mit denjenigen Salzen und Nährstoffen auskommen, die einmal darin vorhanden sind. Das bedeutet einen kleinen Unterschied gegen früher. Jene erste Faulschlammschicht war noch stark kalkhaltig und entwickelt sich im Laufe der Jahrtausende aus dem Urbrei allmählich zu einem steinähnlichen Gebilde, dem Sapropelkalk. Aber die Schlammbildung geht nach wie vor vonstatten, nur mangelt ihr jetzt das Mineral. Es wird nicht mehr Sapropel, sondern Saprokoll oder Faulgallert gebildet. Ein Schlamm, der ausschließlich aus den Überresten von Tieren und Pflanzen besteht, der also in der Hauptsache Kohlenhydrate und Eiweiß enthält. Viele Jahrhunderte liegt diese Masse da, vom Sauerstoff der Luft durch das stagnierende Seewasser fast völlig abgeschlossen, und ganz allmählich beginnt da der Wasserstoff, der Schwefel und etwa vorhandener Phosphor sich zu empfehlen. Vom Seegrunde steigen häufig Blasen auf, brechen bisweilen recht bedeutende Gasmassen empor. Es ist das Sumpfgas, ein leichter Kohlenwasserstoff, der hier entweicht, während der Faulschlamm und das Faulgallert immer kohlenstoffreicher werden. Der See ist nicht mehr geheuer, denn nachts irren Lichter auf ihm. Dann nämlich, wenn neben dem Kohlenwasserstoff auch Phosphorwasserstoff zutage brodelt. Der Phosphorwasserstoff entzündet sich dann sofort bei der Berührung mit der Luft und setzt auch den Kohlenwasserstoff in Brand.

Während so die Irrlichter auf dem See umgehen, schiebt sich der Kranz der Wasserpflanzen vom Lande her immer weiter in den See. Wo erst einmal die Wasserpflanzen Wurzel fassen können, da wuchern sie in dem Schlamm jetzt unendlich viel üppiger als früher auf dem kahlen Sandgrund. Die zweite Periode, die Zeit der Vertorfung, beginnt. Schon ist der Schilfkranz 200 Meter breit, und nach abermals 500 Jahren ist nur noch eine winzige Wasserfläche von dem ehemaligen großen See übriggeblieben. Zu Millionen hausen jetzt die Sumpfvögel in der veränderten Landschaft, und verirrt sich der Elch oder der Riesenhirsch in diese Rohrwildnis, so finden sie ein unrühmliches Ende.

Weiter gehen die Jahrhunderte, und schon hat sich eine zusammenhängende schwimmende Pflanzendecke gebildet, die dem Schilf ein Ende bereitet. Aus dem Röhricht ist eine schwimmende Moorwiese geworden. Eine trügerische Decke, die von Tier und Mensch noch manches Opfer fordert, die jahraus, jahrein nach oben nachwächst und nach unten abstirbt, bis endlich dieser Teppich Halt und Ruhe auf der darunterliegenden

Schlammschicht findet. Jetzt endlich ist das ganze ehemalige Seebecken ausgefüllt, und wir haben ein Flachmoor.

Schon geht der benachbarte Wald daran, dies Neuland zu erobern. Die Erle als erste, die Buschbirke als zweite siedeln sich auf dem schwanken Boden an. Erfreuliches Unkraut, die Brennessel an erster Stelle, breitet sich darunter aus, und immer fester wird der Boden. Schon wurde er der Erle zu trocken, und die Kiefer tritt an ihre Stelle. Rotes Heidekraut blüht darunter. Verschwunden scheint das Torfmoor jetzt ebenso zu sein wie einst der See. Aber nur trügerisch ist diese Ruhe. Zwischen der Erika siedelt sich jetzt die Familie der Sumpfmoose, der Sphagmen, an, und damit beginnt die dritte Stufe der Entwicklung, die Bildung des Hochmoores. Zunächst wird das Heidekraut von den üppigen, reichlich Wasser haltenden Moosen überwuchert und erstickt. Dann müssen auch Kiefern und Birken daran glauben. Kahl und baumlos liegt nun wieder die Stelle des ehemaligen Sees. Nur die Sumpfmoose wachsen und wuchern, während sie nach unten absterben, ständig empor, und im Laufe der weiteren Jahrtausende bildet sich das Hochmoor, ein Torfhügel, der in der Mitte häufig zehn und mehr Meter höher ist als am Rande.

Die hier geschilderte Entwicklung hat an zahllosen Stellen bald früher, bald später begonnen, ist hier schneller, dort langsamer vorangegangen, so daß wir auch heute noch sämtliche Stadien der Moorbildung antreffen. Immer müssen wir dabei aber den eigentlichen Torf und den Saprokoll unterscheiden. Der Torf, das jüngere Gebilde, besteht aus den Überresten der höheren Wasserpflanzen und zeigt dementsprechend Faserstruktur, das Faulgallert ist strukturlos. Beide Stoffe sind aber gut brennbar, nachdem sie durch Lufttrocknung ihres Wassergehaltes zum größten Teil beraubt wurden. Das Faulgallert besitzt außerdem hervorragende konservierende Eigenschaften. Nicht nur die Leichen von Mensch und Tier erhalten sich Jahrtausende in ihm, sondern auch Metallgegenstände bleiben blank und unversehrt.

Von solchem Torf und Torfschlamm haben wir nun in Deutschland schätzungsweise zehn Milliarden Kubikmeter. Davon wurden in Friedensjahren ungefähr 10 Millionen abgebaut, so daß dieser Vorrat auf rund 1000 Jahre reichen würde. Im Kriege und in der Zeit des Brennstoffmangels hat aber naturgemäß auch der Torf wieder erhöhte Bedeutung gewonnen, und der Torfkahn, das Symbol gemütlicher Großväterzeit, ist wieder zu Ehren gekommen.

Im Frieden war es mit dem Torf eine merkwürdige Sache. Er war uns als Brennstoff einerseits zu schlecht und anderseits auch wieder zu schade. Zu schlecht, weil eben die Heizkraft eines guten, lufttrockenen Torfes erheblich geringer ist als diejenige guter Steinkohle. Während ein Kilogramm Kohle etwa 8000 Wärmeeinheiten ergibt, liefert ein Kilogramm Torf nur etwa 3000. Noch ungünstiger wird dies Verhältnis, wenn man nicht die Gewichte, sondern die Raumeinheiten betrachtet, die schließlich bei jedem Transport die ausschlaggebende Rolle spielen. Dann liefert ein Kubikmeter Torf kaum den vierten Teil der Wärme, welche ein Kubikmeter Steinkohle gibt. Deshalb kam Torf in Friedenzeiten nur dort als Brennmaterial in Frage, wo man das Moor sozusagen dicht neben dem Hause hatte. Schon die großen Torfmoore der Nauener Gegend lagen z. B. für Berlin zu weit. Man zog es vor, die westfälische Kohle 600 Kilometer weit zu fahren, ehe man dem Torf 30 Kilometer zumutete.

Aber der Torf war uns zum einfachen Verbrennen auch zu schade. Man kann so viel andere nützliche und angenehme Gegenstände aus ihm gewinnen. Leuchtgas, Paraffin, Leuchtöl, Filz, Wolle, Watte, Gespinste und Cheviotstoffe, Packpapier, Bindfaden, Essig und schließlich sogar einen ganz trinkbaren Schnaps. Zur Erklärung dieser Mannigfaltigkeit müssen wir uns der eingangs behandelten Naturgeschichte des Torfes erinnern. Er besteht aus mehr oder weniger verwesten Pflanzen, d. h. aus Zellulose. Soweit nun die Struktur der Pflanzenfaser noch nicht zu sehr gelitten hat, reizt der Torf naturgemäß zu allerlei Textilversuchen. Es gibt Torfarten, bei denen diese Verwesung noch nicht geschadet, sondern eher nützlich gewirkt hat. Sie hat nur gewisse Unreinigkeiten und Verkleisterungen der einzelnen Fasern beseitigt, so daß man diesen Torf nach gewissen Behandlungen mit allerlei Chemikalien recht gut auskämmen, verspinnen und verweben kann. Im Frieden war diese Industrie nicht recht lebensfähig, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie jetzt in der Zeit der Faserknappheit recht gute Geschäfte machen soll. Wo die Faserstruktur des Torfes nicht mehr zum Verspinnen ausreichte, hat man immerhin noch recht brauchbare Watte daraus gewonnen und einen Papierstoff daraus gefertigt, dem nur die weiße Farbe zur Vollkommenheit fehlte. Wo aber endlich die Struktur doch im Laufe der Jahrtausende verlorengegangen war, da hat man sich mit Recht erinnert, daß auch dieser strukturlose schwarze Fettorf doch immerhin noch aus einer Reihe recht wertvoller Kohlenwasserstoffe besteht, die durch passende Destillation und sonstige chemische Behandlung vielen Veredelungen zugänglich sind. Man hat auf dem Wege der Destillation Paraffin, wachsähnliches Fett und Leuchtöl daraus gewonnen. Man ist durch weitere chemische Behandlung aber auch dazu gekommen, nicht nur Methylalkohol (Holzgeist), sondern auch Äthylalkohol (Weingeist) daraus herzustellen. In den letzten Friedensjahren schwebten große Projekte, die Moore Deutschlands für elektrische Riesenzentralen nutzbar zu machen. Man wollte die Zentralen mitten in den Mooren anlegen. Der Torf sollte unter Beigabe von Luft- und Wasserdampf vergast werden. Dem Gase sollten alle wertvolleren Bestandteile entzogen werden, und dann sollte es zur Krafterzeugung verbrannt werden.

Diese Projekte sind aber Projekte geblieben, und man möchte heute beinahe sagen, Gott sei Dank. Denn unsere Torfschätze sind wirklich Schätze und werden von der Chemie einer künftigen Zeit wahrscheinlich ungleich viel günstiger verwertet werden können, als es uns heute möglich ist. Wir mögen jetzt im Kriege ein paar Dutzend Millionen Kubikmeter verfeuern, um die Kohle zu strecken. Das ist an dem riesigen Gesamtvorrat nicht zu merken. Aber gerade in jener Zeit nach dem Kriege, in welcher die ausländischen Rohstoffe vielleicht noch knapp sind und unsere Industrie nicht mehr für den Krieg zu arbeiten braucht, wird der Torf sehr wahrscheinlicher Weise eine recht wichtige Rolle spielen. Man wird dann vielleicht mit gutem Erfolge gerade die Dinge aus ihm hervorzaubern, die uns in der Uebergangzeit noch fehlen.

Kriegsmoden.

Von Ola Alsen.

Auf den ersten Blick mag die Bezeichnung „Kriegsmode" ein wenig seltsam anmuten. Es scheint, als ob diese beiden Dinge wenig oder gar nichts miteinander zu tun haben. Auf welchem Gebiet sollte sich die ernste Wucht des Krieges mit der spielerischen Mode treffen? Und doch gibt es nichts, das ungehindert durch das große Geschehen, nichts, das unberührt von seiner Macht weiter existieren kann. Daß sich die Mode in dieser alle Werte umstürzenden Zeit überhaupt weiter entwickelt, ist ein Zeichen ihrer Unausrottbarkeit. Soll man die nutzlose Frage erwägen, ob ihr Dasein vonnöten oder überflüssig sei? Geben wir uns mit der Tatsache zufrieden, daß sie da ist, daß sie vielen, sogar sehr vielen große Freude bereitet, und was vielleicht im Augenblick noch wichtiger — daß sie einen außerordentlich wichtigen Faktor der Industrie darstellt.

Die Mode als getreuer Spiegel ihrer Zeit schmiegt sich kraft ihrer weiblichen Anpassungsfähigkeit stets den gegebenen Verhältnissen an. Alle wichtigen Ereignisse finden in ihr charakteristische Ausdrucksmöglichkeiten, so daß es in allen Epochen „Kriegsmoden" gegeben hat. Die Revolution brachte die aller Vernunft entkleidete, die sogenannte nackte Mode und die „Merveilleusen". Im Jahre 1814 besannen sich die deutschen Frauen auf ihr Nationalgefühl und trugen das „deutsche Feierkleid" zur Erinnerung an den Einzug der Deutschen in Paris am 31. März 1814.

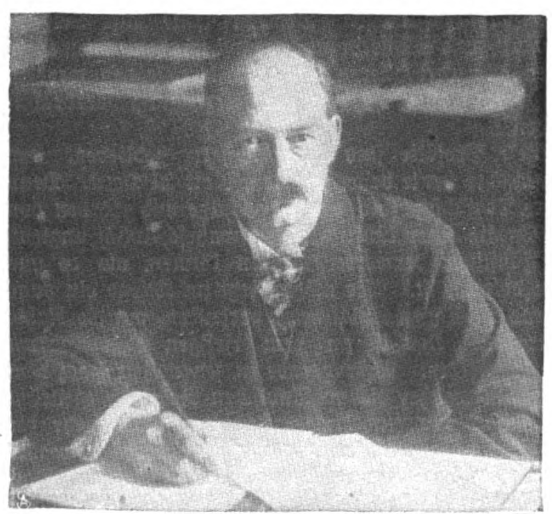
An der Hand der Modengeschichte könnte man bei vielen deutlich in die Erscheinung tretenden Besonderheiten mit Leichtigkeit politische Einflüsse feststellen und die Wahrheit des Balzacschen Wortes bestätigt finden: „Wer in der Mode nur die Mode sieht, ist ein Dummkopf."

Betrachtet man unsere Mode des Weltkrieges, so wird man zugeben müssen, daß sie nicht ein anderes Bestreben zur Schau trägt, als sich mit möglichst viel Grazie mit den Schwierigkeiten der Zeit abzufinden. Man sucht aus der Not eine Tugend zu machen und erweist dadurch allen beteiligten Kreisen den größten Dienst. Unzählige Familien bleiben durch die in modischen Industrien tätigen Frauen vor Mangel geschützt, da ihnen das weitverästelte Gebiet Lebensunterhalt verschafft. Man wird behaupten, für Überflüssigkeiten sei jetzt keine Zeit, und wer arbeiten wolle, fände überall Beschäftigung. Das mag stimmen, hat aber nur insoweit Berechtigung, wie statistisch nachgewiesen ist, daß ein beträchtlicher Teil deutschen Wohlstandes auf dem Handel mit den zahllosen Ergänzungsobjekten der Mode beruht, anderseits würde es den Tiefstand deutschen Geschmacks dokumentieren, wollten wir den Reiz aller Dinge für null und nichtig erklären, die für viele Millionen im Frieden vom Ausland bezogen wurden. Wie auch die theoretische Entscheidung ausfiele, der Wille der Frauen zur eigenen Schönheit erwiese sich mächtiger als alle noch so scharfen Gesetze und Verstandeserwägungen. Und man sieht mit Genugtuung, wie geschmeidig die Gesetze, die bei ihrem Auftauchen Bestürzung hervorriefen, von den klugen Modelenkern angewandt werden. Die aus dem Überfluß geborene weite, bauschige Linie ist vorüber, von der Freude am Wechsel überholt wie zahllose andere vor ihr. Schlanke Gradheit ist Trumpf. Für sie stimmt das vorgeschriebene Stoffmaß. Aber niemand denkt darüber nach. Das Auge gewöhnt sich an die schlanke, grade Form, eine reizvolle Neuheit, der die nächste Zeit gehört. Damit die Stoffknappheit nicht die Laune verderbe, hat die erfinderische Mode weitere geschickte, zugleich sehr hübsche Dinge erdacht, die einen sparsamen Sinn verraten. Das sind die aus zweierlei Material kombinierten Kleider, deren Vorschrift verlangt, aus Stoff und Seide oder Samt zu bestehen. Mit Geschwindigkeit, die den Beifall beweist, führte sich diese sinnvolle Neuheit ein, besonders begehrt, da sie ihre einsichtsvolle Zweckmäßigkeit nicht geschmacklos und aufdringlich in die Erscheinung treten läßt. Im Gegenteil. Von den höchsten Modeleitern ihres Interesses gewürdigt, tauchen unaufhörlich Anregungen auf, die wirkliche geschmackvolle Werte besitzen.

Mit ihrer zauberischen Macht erlöste auch Frau Mode die viele Jahre hindurch als überlebt geltende Straußfeder aus ihrer Verbannung. Die kostbare, weiche, zu den reizvollsten Gegenständen des Frauenanzugs gehörende Straußfeder war verpönt. Nun besinnt man sich auf die reichen Bestände, und siehe — über Nacht ist die Feder zu neuem Leben erweckt. Zahlreiche Möglichkeiten tauchen auf, dieses, gerade nur dieses Material restlos auszunützen.

Natürlich wandelt die Zeit auch überlieferte Anschauungen. Die Frau unterschied ehedem zwischen Wolle und Seide nach dem Grade der Eleganz. Im allgemeinen galten das seidene Kleid, die seidene Bluse mehr als wollene Dinge. Anders heute! Von einem Unterschied der Eleganz ist nicht mehr die Rede. Was zu haben ist, ist am meisten begehrt. Jedes Mädchen, jede Frau, die früher mit heiliger Scheu das „Gutseidene" betrachtete, geht heute in „Samt und Seide". Diese klassische Bezeichnung hat ihre Bedeutung verloren. Das bewirkt die Kriegsmode. Sie will gar nichts Eigenbrötlerisches, will späteren Generationen nicht durch sensationelle Einfälle imponieren, keine Denksteine besonderer Art liefern, sondern sich von einer Seite zeigen, die man der Mode nur ungern zubilligt — nämlich vernunftvoll sein.

Ganz zu Beginn des Krieges erinnerte man sich des Ausspruchs Ernst Moritz Arndts: „Wir Deutschen bleiben elende Knechte, wenn wir die fremde Art, Sitte



Ill.-Verlag.

Dr. Freiherr von dem Bussche-Haddenhausen,

Wirklicher Geheimer Legationsrat, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt erhielt den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz.

und Sprache nicht aus unseren Grenzen vertilgen." Man zitierte ihn und andere leidenschaftliche Vorfechter der damaligen deutschen Mode. Allmählich trat aber das Bewußtsein wieder in den Vordergrund, daß es nur eine „Weltmode" geben könne, und daß das Aussehen der deutschen Frau durch die Betonung eines eigenwilligen deutschen Anzugs nicht dazu angetan sei, ihr Aussehen zu fördern. Im Kleide läßt sich eine völkische Gesinnung nicht dartun. Geschmack, der sich in einer der Zeit angepaßten Weise und in vornehmer Zurückhaltung äußert, spricht mehr für die patriotische Anschauung der deutschen Frau, als wenn sie geschlitzte Puffärmel und Gretchentäschchen trüge wie im Jahre 1814.

Ein Zwischenspiel.

Von Leutnant Martin Lampel.

In großen Kurven schraubte sich der Albatros-Doppeldecker hoch. Er war aufgestiegen, um einen bestimmten Abschnitt der feindlichen Artilleriestellung zu photographieren, die sich in letzten, zum Teil mit Gas geführten Kämpfen beträchtlich verschoben hatte.

Noch war die Front nicht überflogen. Der Apparat hatte bereits größere Höhe erreicht und hatte soeben die Ballonlinie überflogen. In langer Reihe, wie große Raupen, hingen ihm zur Seite die Fesselballons in der Luft. Der Oberleutnant beugte sich aus seinem Beobachtersitz. Er stellte schnell die Kamera wieder auf ihren alten Platz und führte mit beiden Händen das Doppelglas zu den Augen, mit den Fußspitzen leise wippend, um trotz des Vibrierens der Maschine das Ziel auch sicher im Glas zu behalten.

Kein Zweifel, was dort drüben angezwitschert kam, konnte nur ein Nieuport sein.

Der Oberleutnant überlegte schnell. Der Nieuport drüben kam mit abgestelltem Gas geradeswegs auf einen Fesselballon zu. Ein kurzer Rundblick zeigte ihm, daß nirgend ein anderes Flugzeug zu seinem Schutz in der Nähe war. Zwar hatte er selber seinen Auftrag und durfte sich auf einen Kampf nur einlassen, wenn er angegriffen wurde. Aber wozu hatte man sein Maschinengewehr an Bord? Und ein Fesselballon war doch auch eine ganz nette Sache!

Also einen Schlag dem vor ihm sitzenden Führer auf die linke Schulter: das hieß backbord. Einen zweiten: das hieß Gas weg, und schon schoß der Albatros wie drüben der Franzose auf den Fesselballon los.

Der war ungefähr in gleicher Höhe, eher waren sie selbst noch eine Kleinigkeit über ihm. Unmittelbar vor dem Ballon mußten sie aufeinanderstoßen.

Den Oberleutnant packte eine frohe Kampfeslust. Endlich mal wieder ein Luftgefecht, bisher hatte er als Artillerieflieger weit mehr mit den gegnerischen Flaks unten zu tun gehabt, und er schob sein Maschinengewehr zurecht und visierte.

Von der Erde aus waren sie jetzt auch aufmerksam geworden. Weiße Tupfen flammten rings um den Nieuport auf, wie in einer geraden Linie hingen sie über ihm in der Luft. Aber es waren nur noch Augenblicke, der Franzose war schon zu nahe herangekommen. Wie ein Raubvogel stieß er auf den Ballon herab.

Der Oberleutnant sah noch halb, wie sich aus dem Korb ein Gegenstand löste, im Fall herunterschlug, ein Schirm spannte sich auf, und darunter pendelte ein Mensch — da waren die beiden Doppeldecker aber auch schon aneinandergeraten. Kaum hundert Meter noch von dem Ballon ab, und haarscharf über den Nieuport pfiff der Albatros hinweg im Tausendstel einer Sekunde, fast so nah, als wollten sich die Tragdecks streichen. Und in diesem minimalen Bruchteil eines Augenblicks zischten aus unmittelbarer Nähe die Kugeln durchs Gestänge.

Sofort hatte der Führer seine Kiste in die Kurve geworfen. Steil auf dem linken Flügel drehte sich der Albatros mit Vollgas. Aber auch der Nieuport tat dasselbe.

Verflucht — sagte sich der Oberleutnant — der Nieuport hatte zwei Maschinengewehre an Bord und war ihm so beträchtlich überlegen — jetzt bloß dem andern hinter dem Schwanz bleiben, damit er das vordere nicht zur Geltung bringen konnte — und in immer engeren Kurven drehten sich die beiden Apparate um sich selber — pfiffen dabei die Maschinengewehrkugeln gegenseitig durch die Tragfläche . . .

Wieder schmiß sich der andere auf eine Seite, stieß steil nach unten — wieder kreuzten sich die beiden Maschinen und pfiffen haarscharf übereinander weg. — In diesem Augenblick mußten beide M. 9. an Bord des Feindes den Albatros haben — aber der Oberleutnant hatte damit gerechnet und im selben Moment, was der Gurt hergeben mochte, dem andern in die Spitze gejagt — er selber spürte irgendwo in der Nähe ein halbes Knacken, ein Stück der Karosserie flog ihm zersplittert ins Gesicht — einen dumpfen Schlag spürte er am Arm. Aber schon lag die Kiste wieder in steiler Kurve, daß er fast aus seinem Sitz geschleudert wurde. —

Lange konnte das so nicht mehr weiter gehen — verflucht, das Gewehr hemmte ihn, er riß mit tastenden Fingern den Verschluß auf, klaubte hastig am Gurt — tausend Teufel, das würde nichts — der Ladestreifen hemmte noch immer — dabei zischten schon wieder die Kugeln an seinem Kopf vorbei — Gott sei Dank, der Motor setzte wenigstens sein brüllendes Lied fort, ein Zeichen, daß er nicht getroffen war. —

Er zerrte, riß am Schluß — dazwischen lief ihm das Blut vom Ellbogen her über die Finger. —

Da, von neuem ein Tackern, von oben — kam da noch ein zweiter? — Das fehlte gerade. —

Da sah er, wie der Nieuport sich mit einem Male überschlug, scheinbar überzogen, von hoch, ganz steil und jählings hintenüber abrutschte — senkrecht pfiff er rücklings hinunter. —

Gleichzeitig schlug der Albatros vornüber — der Führer hatte wohl das Gas weggenommen — der Oberleutnant taumelte gegen das Maschinengewehr — sah einen Augenblick nach dem Ballon — sie waren etwas weiter von ihm abgetrieben und durch den Kampf doch ganz beträchtlich tiefer gekommen — dann mußte er sich seinen Sturzhelm halten, der ihm fast vom Kopfe weggerissen wurde.

„Donnerwetter", meinte er, wie denn der Albatros auf einem schmalen Wiesenstück ausschwebte und leise stuckernd landete. Der Führer drehte sich um.

„Verwundet?" meinte er und langte von seinem vorderen Sitz herüber, streifte dem anderen den Lederärmel auf. Der hatte am Ellbogen einen großen Riß, ebenso wie der Backenriemen des Sturzhelmes, den der Oberleutnant noch in der Hand hielt und beschaute.

„Guck mal an", meinte er tiefsinnig. „Glatt durchgeschossen hat ihn mir der Kerl."



Der Führer wies mit der Hand zur Seite. Da landete eben der Fallschirm, wie eine richtige Fledermaus schwebte er über dem Boden, einen Augenblick, man sah, wie der Beobachter dran mit den Füßen angelte, etwas unsanft aufstieß, die Hülle legte sich sachte über ihn, und schon kam er quietschvergnügt hervorgekrabbelt.

Im selben Augenblick sprang dicht über ihnen ein Motor an. Ein Fokker war, weit ausschwebend, heruntergeglitten, gab wieder Gas und flog einen niedrigen Kreis über dem Albatros und der Aufstiegstelle des Fesselballons drüben, wo die Motorwinde gerade das Halteseil einholte. Die vermummte Gestalt des Kampffliegers winkte denen unten zu.

„Hallo," meinte der Oberleutnant, „das hast du ganz gut gemacht. Aber hör mal, Verehrtestër, den Schützen vorn hatte ich schon beseitigt, das hab ich ganz genau gesehen."

„Mir war's auch so", bestätigte ihm sein Führer, „ich sah ihn deutlich quer über die Karosserie liegen, die Hand hing ihm zum Sitz heraus. Im übrigen ist das ein rein äußerlicher Streifschuß, hast du nicht ein Taschentuch? ..."

Er knüpfte ihm das um den Arm.

„Kleinigkeit", meinte der Oberleutnant zu ein paar Luftschiffern, die vom Aufstiegplatz über die Stoppeln herübergelaufen kamen, und schimpfte wie ein Rohrspatz über seine Ladehemmung. „Das wäre so schön gewesen, wenn wir den uns zum Frühstück allein heruntergeholt hätten."

„Das abgeschossene Flugzeug liegt drüben an jenem Waldstück", berichtete der Luftschiffer. „Gleich wie es aufschlug, stieg eine hohe Staubwolke hoch — da ist nichts mehr ganz."

Das Schloß erwies sich als vollkommen unbrauchbar. Eine zurückgestoßene Patrone war danebengefahren, hatte es vollkommen verklemmt. Der Oberleutnant wechselte es gegen ein Reservestück aus, das er an Bord hatte.

Der vorhin mit dem Fallschirm gelandete Offizier war inzwischen herangekommen. Er stellte sich kurz vor.

Der Oberleutnant war noch immer reichlich mißvergnügt.

„Denken Sie nur nicht, weil wir hier so 'ne traurige Figur machen . . ." Er deutete auf den Arm, der, halb aufgekrempelt mit dem Taschentuch umwickelt war, auf dem die Blutspuren und die öligen Finger des Führers allerhand schmutzige Spuren hinterlassen hatten — „gerettet haben wir Ihnen trotzdem Ihre Gasblase, der Fokker kam jedoch viel zu spät; freilich, runtergekriegt hat er ihn später, schade — aber was soll man machen mit einem kaputten Maschinengewehr —"

„Bist du fertig?" fragte der Führer und streifte sich die Brille wieder herab.

„Bis auf den Sturzhelm ist alles wieder in Schuß", bestätigte ihm der andere und verstaute den im Sitz. „Na, wenn schon, denn muß es eben auch ohne das gehen ...."

„Aber nicht doch", meinte der Luftschiffer liebenswürdig. „Wollen die Herren nicht erst einen zur Brust nehmen? Ich steige ja selbst gleich wieder auf —" er deutete auf den Ballon, der schon ziemlich dicht über der Winde schwebte. „aber inzwischen eine kleine Stärkung."

„Was denken Sie", lachte da der Oberleutnant. „Jetzt geht's erst ans Photographieren — Glück ab, Herr Kamerad ..."

Der Weltkrieg.

Zu unseren Bildern.

Daß unsere Feinde jedes Ungefähr benutzen, um uns abzulenken, darauf sind wir gefaßt. Mit der Übung und Geschicklichkeit, die für England Überlieferung ist, werden sie bis zum äußersten versuchen, uns Streiche zu spielen, die uns um die Frucht unserer Siege prellen könnten. Kein Mittel ist ihnen schlecht genug. So hatten sie eine starke Hoffnung darauf gesetzt, daß wir, im Innern beunruhigt und in unserer Standhaftigkeit geschwächt, die Besonnenheit verlieren und zu allem, was wir mit Gut und Blut errungen haben, nun das Letzte preisgeben würden, was noch zur Erfüllung unserer Daseinsbehauptung fehlt. Wie würden England und Frankreich hohnlachen, wenn wir jetzt locker ließen! Wie würden sie ihr Mütchen an uns kühlen, wenn wir uns übertölpeln ließen!

In diesen Abgrund haben wir in der verflossenen Woche einen Blick getan. Wir sind in die neue Woche hinübergetreten mit dem stärkenden Bewußtsein, eine Probe bestanden zu haben. Die Extrablätter, die in der feindlichen Fremde bereits verteilt wurden mit der Ankündigung unseres angeblichen inneren Zusammenbruches, sie haben gelogen. Die Millionen amerikanischen Geldes für aufhetzende Flugblätter, die dem deutschen Volk den Sinn verwirren sollten, sind verpufft. Wir sind nicht, vom künstlichen Schwindel erfaßt, in die Falle gegangen. Diese Teufelei war verfehlt.

Inzwischen aber hat jeder einzelne Tag der verflossenen Woche am Verderben unserer Feinde weiter gearbeitet. Am 28. Januar sind von unsern U-Booten versenkt gemeldet: 6 Dampfer und 2 Fischerfahrzeuge, weiter 20 000 Tonnen, am 28. Januar 18 000 Tonnen, am 29. Januar 30 000 Tonnen und so fort ohne Unterbrechung. Wir buchen nach wie vor die Fortschritte unseres Unterseekrieges. Wer Augen hat zu sehen, verfolgt die unerbittliche Abnahme der dringendsten Zufuhr für England, die schweren Wirkungen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens in England, von dem seine Schlagfertigkeit abhängt. Unter anderm konnten wir neuerdings die bittere Not um Grubenhölzer bestätigt finden, der auch die Abholzung der Wälder auf der Insel keine Abhilfe bringen konnten. Konnten die jähe Zunahme der Ernährungschwierigkeiten mit Befriedigung feststellen. Und nicht minder schlagen die hohen Ziffern zu Buch, um welche der feindliche Transportverkehr im Mittelmeer weiter beeinträchtigt wird. Die Mehrzahl der versenkten Schiffe wurde aus stark gesicherten Geleitzügen herausgeschossen. Wir kommen vorwärts. Von Tag zu Tag. Und dafür sollen wir blind sein? Uns durch künstlichen Schwindel und schlaue Schliche betäuben lassen?

Bomben auf London in ungewöhnlicher Stärke fielen in dieser Woche. Und, eine schwere Überraschung für unsere Feinde: Paris lag stundenlang unter schwerstem Feuer unserer Luftgeschwader. Beide Angriffe sind in vollstem Umfange geglückt und werden nicht verfehlen, den beiden Betroffenen den Begriff zu stärken, daß es uns mit der Durchführung unserer Schutz- und Trutzmaßnahmen nach wie vor ernst ist.

Aus den Frontberichten ist ersichtlich, daß das Bild, wie es sich nach dem Willen unserer Kriegsleitung gestaltet hat, unentwegt beibehalten wird. Nur eine größere Regsamkeit macht sich unter dem Druck unserer energisch versammelten Haltung geltend. Aus der Fortführung unserer Kriegsarbeit heraus Einzelheiten hervorzuheben, hat die Berichterstattung des Großen Hauptquartiers nicht für gut befunden. Wir sehen also getrost solchen Ereignissen entgegen, die sicherlich der Erwähnung wert sein werden.

Einigermaßen überraschend kamen Anstrengungen der Gegner an der italienischen Front. Die Hochfläche von Asiago ist der Schauplatz lebhafterer Kampftätigkeit. Bezeichnend ist, daß lediglich italienische Truppen beteiligt sind; ihre Verbündeten zeigen volle Zurückhaltung.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Die größte Telefunkenstation der Welt: Station der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Nauen.

Die Station vermag Nachrichten auf Entfernungen von mehr als 10 000 Kilometer hinauszusenden und zu empfangen. Unser Bild zeigt den Ausblick von der ersten Plattform (60 Meter) des südlichen 260-Meter-Turmes über das Stationsgelände.



Hauptmann von Wolff.

Major v. Reitberg.

Phot. Stein.
Oberstlt. Zunehmer.

Major Sproesser.
Steinzeichnung von Hans Wilh. Stillhammer, Stuttgart.
Im Felde gezeichnet.

Phot. Radke.
Fliegerlt. Hans Jürgen Horn.

Major v. Vollard-Bockelberg.

Phot. Lichtenberg
Hauptmann Viktor Bangert.

Phot. Albert Meyer.
Oberstlt. Stachow.

Phot. Mertens & Schmidt.
Oberstlt. Hasse.

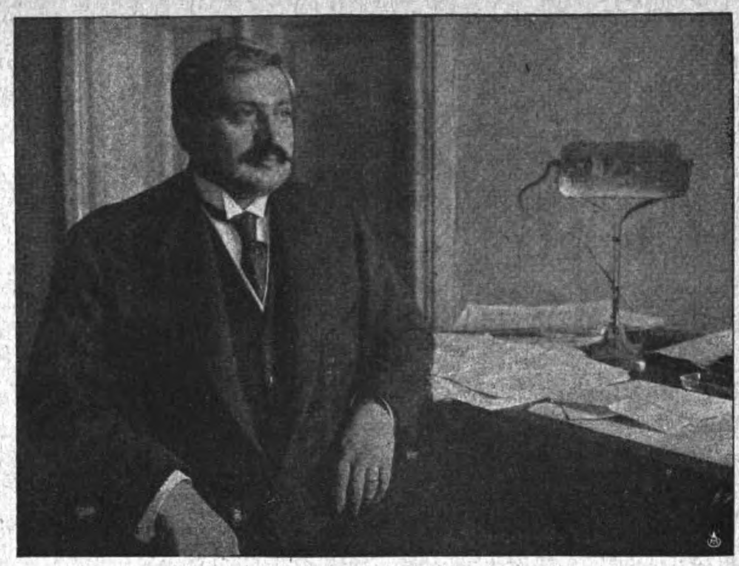
Phot. Wertheim.
Oberst von Selle.

Phot. Frohsinn.
Lt. Bonggartz. (Führer einer Jagdstaffel.)

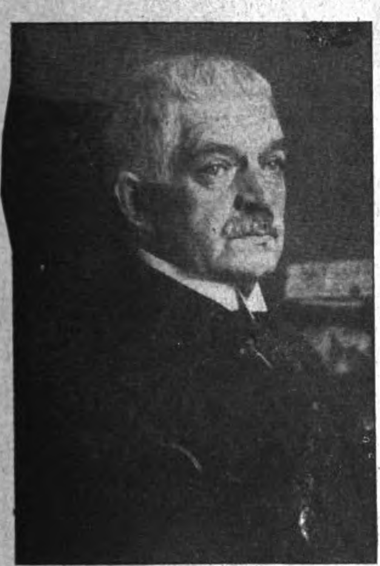
Ritter des Ordens „Pour le Mérite“.



Wsewolod Holubowytsch,
Staatssekretär für Handel und Industrie, Mitglied der ukrainischen Delegation



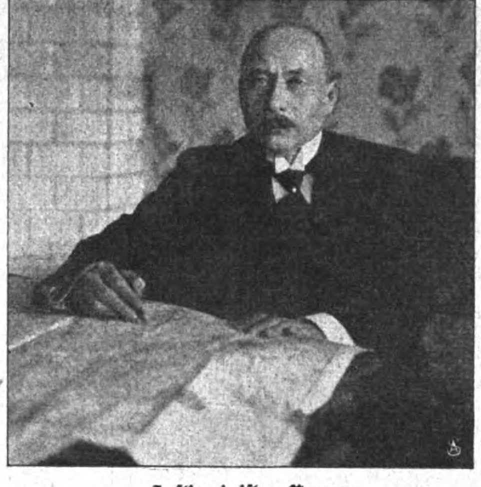
S. Hoheit der Großwesir Talaat Pascha,
von der ottomanischen Abordnung.



Phot. Groß.



Staatsrat Hjelt,
finnischer Delegierter für Brest-Litowsk



Justizminister Popow,
von der bulgarischen Abordnung.



Phot. Groß.

Prof. Erich,
finnischer Delegierter für Brest-Litowsk.

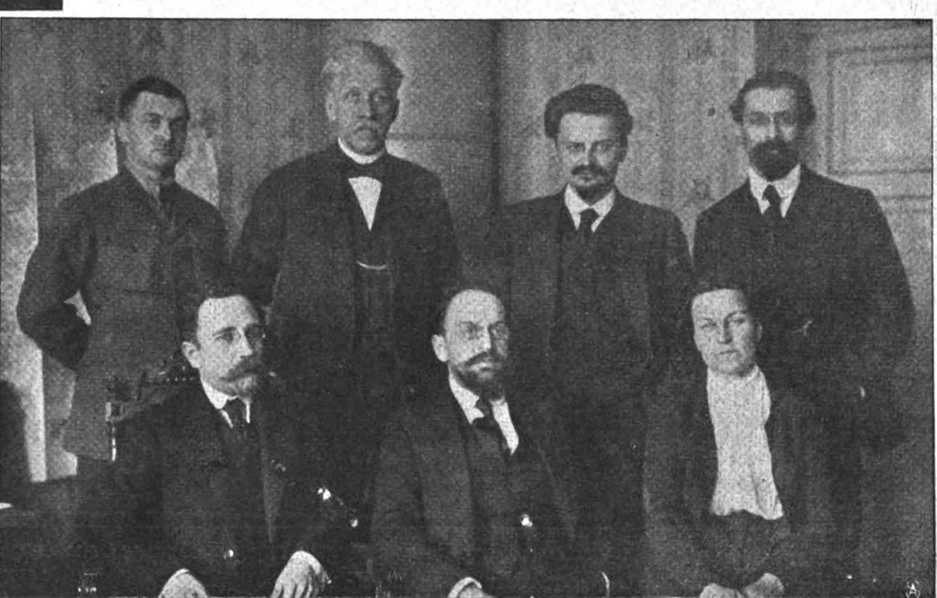
Porträtaufnahmen aus Brest-Litowsk.

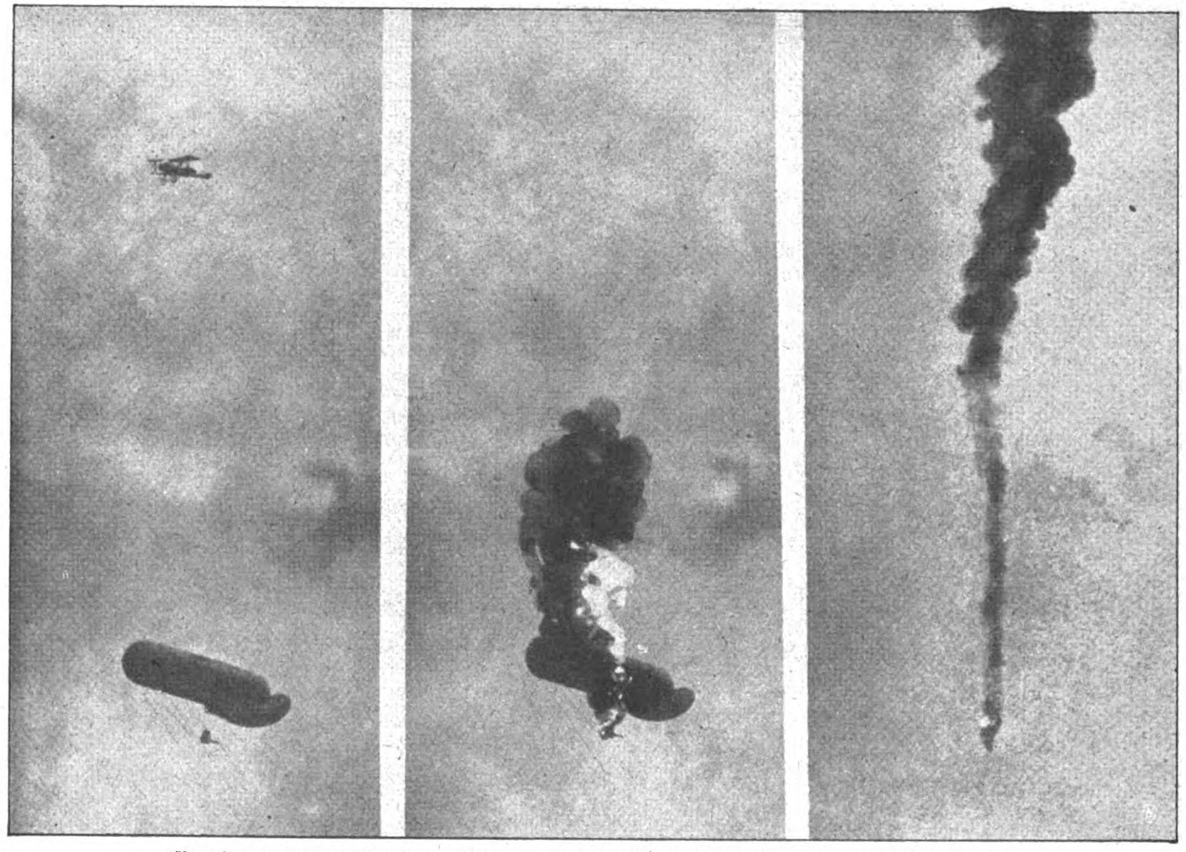
Phot. Bild- und Film-Amt.

Nebenstehend

Die russische Abordnung.

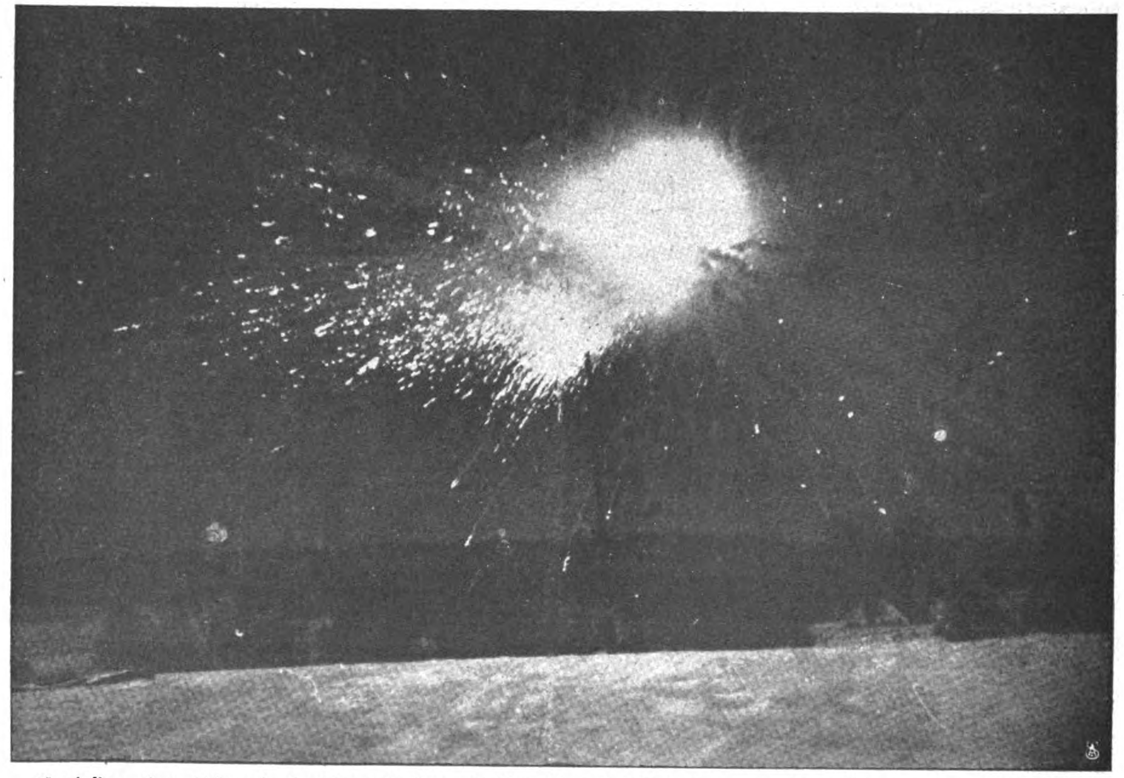
Sitzend von links nach rechts. L. B. Kameneff, A. A. Joffe, Frau A A. Bicenko. Stehend von links nach rechts. Hauptm im Generalstab W W. Lipski. Stutschka, beratendes Mitglied der russ. Delegation, L. D Trotzki und L. M. Karachan.





Eine interessante Aufnahme: Angriff eines deutschen Flugzeugs auf einen Fesselballon.

Links: Das Flugzeug überfliegt den Ballon. Mitte: Der Ballon ist durch die Brandgeschosse des Fliegers in Brand geraten. Rechts. Die Ueberreste des Ballons stürzen brennend ab



Explosion einer Phosphorbombe, wie sie zum Angriff auf Fesselballone von den Fliegern verwandt wird.

Vom Luftkampf.



Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.

Von unseren Sturmtruppen im Westen: Das Vorgehen einer Sturmtruppe bei den Drahtverhauen.



Phot. Kray.

Oberlt. z. S. Korsch,
versenkte im Mittelmeer zahlreiche Transportdampfer mit Kriegsmaterial.

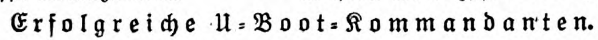


Hofphot Urbahns.

Oberlt. z. S. Horst Obermüller,
versenkte vor Alexandrien einen vollbesetzten Truppentransporter und den Zerstörer der Sicherung „H 08".



Konteradmiral Robert Kühne,
wurde zur Disposition gestellt.
Konteradmiral Kühne zeichnete sich 1900 bei de
Chinawirren als Führer der Deutschen vor Tientsin au



Erfolgreiche U-Boot-Kommandanten.



Das höchste Geschütz des Weltkrieges: Österreichisch-ungarisches Geschütz auf dem Ortlergipfel in 3850 Meter Höhe.



Exzellenz Souchon Pascha,

ehemaliger Chef der türkischen Flotte.

An die großen Taten der deutschen Offiziere und Mannschaften in der Türkei erinnert eine Ausstellung von Aquarellen und Zeichnungen, die Leutnant der Seewehr **Max Wendrich** zurzeit im großen Saal des Reichsmarineamtes veranstaltet. Als Teilnehmer an manchen Fahrten der Flotte und auf vielen Unterseefahrten ist der Künstler vor allem in den Stand gesetzt, dem tapferen Geist, der deutsche wie türkische Mannschaften beseelt, gerecht zu werden. Neben den Blättern, die diese





Exzellenz von Usedom Pascha,

Oberbefehlshaber der Meerengen und des Sonderkommandos der Kaiserl. Marine in der Türkei

Seite des Weltkrieges schildern, interessieren in gleichem Maß die Darstellungen der Schlachtfelder an den Dardanellen und am Bosporus. Wir veröffentlichen zunächst in den beiden Zeichnungen Wendrichs die Porträts der beiden deutschen Helden, denen die glückliche Verteidigung der Meerengen zu verdanken gewesen ist.



Feldwebellt. Bruno Jahn. — Leutnant Max Granzin. — Leutnant Osk. Kunzschmann. — Feldwebellt. Albert Arndt. — Unteroffizier Schiffner.

Leutnant Fritz Nordmann. — Vizefeldwbl. Otto Breitkreuz. — Gefreiter Georg Meyer. — Off.-Stellv. Albert Forbriger. — Vizefeldwbl. Herbert Brett.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Kunze.

Untere Reihe von links: Frau von Kulmiz, Marikathrin von Websky, Exzellenz Frau von Woyrsch, Frau von Websky (Mutter der Braut), Frau von Pentz (Mutter des Bräutigams), Fahnenjunker Viktor von Websky, Frau Käthe Methner, Fräulein Sefa von Pentz. Mittlere Reihe von links: Frau Else von Websky, Fräulein Else Methner, Fräulein Adele Methner, Komtesse Doris Keyserlingk, das Brautpaar, dahinter Herr Egmont von Websky, Major Viktor von Websky, Exzellenz Generalfeldmarschall von Woyrsch, Ministerialdir. Graf Keyserlingk, Frau Gräfin Keyserlingk, Frau Gräfin Astrid Bethusy-Huc. Obere Reihe von links: Leutnant Wolfgang von Websky, Herr Carol von Websky, Geheimrat Dr. Methner, Rittmeister a. D. Gottfried Websky, Frau Armgard von Alvensleben, Fräulein Sascha von Pentz, Fideikommißbes. Freiherr von Pentz, Pastor Wolf

Hochzeitsgesellschaft bei der Vermählung des Oberleutnants Ernst August von Pentz mit Fräulein Karinmaria von Websky.



Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

14. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Johanna Ter Meer wehrte ab.

„Das sind Hirngespinste, Cornelis!"

„Das ist so wahr, als wenn es in der Bibel stände! Du mußt diesen Mr. Lumley in den letzten zehn Jahren, seit wir getraut sind, irgendwo buiten getroffen haben! Wahrscheinlich in seiner Heimat in Amerika."

„Wenn ich dir doch sage . . ."

„Denn als Meisje hast du Deutschland niemals verlassen, nicht einmal Bayern. Und er sagte vorhin, er sei niemals in Deutschland gewesen und habe auch kein Verlangen danach . . ."

„Was weiß ich von einem Mr. Lumley aus . . ."

„Also hast du ihn als meine Frau zu Gesicht bekommen. Da wäre niets Wunderbares dabei, Jantje. Wir waren weit in der Welt. Viele Leute sind uns über den Weg geloopen! Warum niet auch dieser Mr. Lumley?"

„Ich habe den Namen heute zum erstenmal gehört . . ."

„Aber das Erschreckliche ist der Indruck, den das Wiedersehen auf dich machte, Jantje . . . Du hast dich sonst in der Gewalt . . . diesmal niet!"

„Zweifelst du an mir?"

Der Yonkheer Ter Meer schüttelte den Kopf und atmete auf. „Nein, Jantje! Das ist es niet! Ich habe nie an dir gezweifelt, und de Hemel geve, daß ich niemals als an dir zweifeln werde . . ."

„Nun, also . . ."

„Das, was ich heute abend auf deinem Gesicht gelesen habe, das war etwas anderes, Jantje . . . das war die Angst!"

„Wovor?"

„Das frage ich dich! Wer tut dir etwas, Jantje?"

„Niemand!"

„Vor wem hast du Sorge, daß er dir etwas tun könnte?"

„Ich habe keine Sorge . . ."

„Für dich! Also hast du sie für ihn? . . . Warum wirst du so bleek, Jantje?"

„Ich werde nicht bleich!"

„Oh . . . schau in den Spiegel! Da schaust du deinen Schröck! . . . Sage mir eins, Jantje: Was ist das mit dem Mr. Lumley?"

„Laß mich endlich mit ihm!"

„Wenn ihm etwas droht — nu gud! Er ist Amerikaner! Ein Amerikaner mag sich selfs helpen! Woher deine Unrast?"

„Du bringst mich erst in Unruhe, Cornelis!"

Der Yonkheer Ter Meer ging zwei-, dreimal schweigend im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor ihr stehen und sah sie an. Es war der prüfende Blick eines Mannes, der viel von der Welt gesehen, der die Menschen kannte, dem selbst die fremden Völker nichts mehr vormachten, weil er sie alle von seiner niederländischen Warte aus beobachtet und abgewogen und England den Vorrang zuerteilt hatte, und der alle diese Erfahrung da draußen in stummer Liebe und Sorge für seine Frau zusammenfaßte.

„Jantje . . ."

„Wir wollen schlafen gehen, Cornelis!"

„Jantje . . ."

„Ich bin so müde . . ."

„Jantje . . . warum vertraust du mir niet?"

„Höre doch endlich auf, mich zu quälen . . ."

Er blieb unerbittlich in jenem zähen niederdeutschen Eigensinn, den sie an ihm kannte.

„Jantje, ich hoop von dir: Wenn du es mir sagen könntest, dann würdest du es mir sagen!"

„Ja, gewiß! Wenn etwas zu sagen wäre . . ."

„Also ist es etwas, was du mir aus irgendeinem Grunde nicht sagen darfst?"

„Ich antworte dir jetzt nicht mehr."

„ . . . und das ich vielleicht juist aus diesem Grunde wissen muß!"

„Wir wollen morgen weiterreden! Laß mir nur jetzt meine Ruhe . . ."

„Ich habe sie dir nicht genommen, sondern dieser Mann!"

„Cornelis . . ."

„Was ist es mit ihm, Jantje?"

„Es ist schon nach Mitternacht . . ."

„Er scheint ein Mann wie alle andern! Niemand hat er Aufsehen gegeben außer dir! Also weißt du mehr von ihm als die andern . . . Du schweigst?"

Der Mynheer Ter Meer wartete bekümmert, aber hartnäckig auf eine Antwort. Als keine kam, sagte er: „Wohlan — dann soll ich selbst sehen, was an ihm ist!"

„Was willst du tun?"

„Ich telegraphiere an St. Helen's Place in London. Lincoln Deventer vom amerikanischen Generalkonsulat ist mein alter Freund. Er kennt aus seinen Einfuhrlisten genau die Namen aller

Männer und Firmen, die von drüben Munition liefern. Er wird mir bis morgen mittag Bericht geben, ob etwas Unbekanntes an diesem Mr. Lumley aus Illinois ist!"

Der Yonkheer Ter Meer setzte sich und schrieb langsam und bedächtig ein langes Telegramm in englischer Sprache. Seine Frau störte ihn nicht. Sie lag nebenan und starrte mit offenen angstvollen Augen in das Dunkel. Er dachte, sie schliefe. Am frühen Morgen trug er eigenhändig die Depesche zu dem eine Viertelmeile entfernten Postamt. Drahtungen in Munitionsangelegenheiten wurden auch am Sonntag angenommen, und er wußte, daß ein so eifriger Busineß-Mann wie Lincoln Deventer jetzt zur Kriegszeit auch am Sonntagmorgen noch einmal in seinem Office vorsprechen würde, ehe er sich in die Kirche begab. Der Rest des Tages gehörte dann dem Sabbat.

Dem englischen Sabbat, der ihn auf dem Heimweg durch grünes Parkland, an weißen Landhäusern vorbei unter blauem Himmel mit seiner paradiesischen Ruhe umgab. Draußen in der Welt brüllten auch zur Kirchenzeit die Feuerschlünde, verröchelten jede Sekunde junge Menschenleben im Drahtverhau, standen weiße Sprengwolken am Himmel und schwarze Rauchbäume über den zerrissenen Eingeweiden der Erde. Bis in die britische Sabbatstimmung drang nichts von Blut und Wut der keuchenden Menschheit. Wie in tiefstem Frieden klang aus der Kirche mit hellen Stimmen der Gesang der Ladies, betete drüben der Bischof Abbod, der in der Woche Granaten drehte, scheinheilig vor dem Altar für Englands Feinde, sammelten die alten Damen, während auf allen Schiffen alle Wilden der Erde gegen Deutschland fuhren, milde Spenden für die Ausbreitung des Christentums unter den Basutos und den Bau eines anglikanischen Tempels für die Waldmenschen von Ceylon. Und wer da fromm und schallend im feierlichen Zeremoniell der Hochkirche mitsang: „Herr! Der du unsern Vätern halfst", der war im Innersten des Herzens davon überzeugt, daß er sich der Gnade des höchsten Lords, Gottes, ebenso erfreute wie auf Erden der Gunst des Ersten Lords seiner Grafschaft, des Herzogs von Chichester, und daß er ein Recht auf beides hatte, weil er ein respektabler Brite war, voll eines träumerischen Behagens nach dem Gottesdienst, eines satten Hindämmerns, fern von der närrischen alten Erdkugel, auf der die Männer Schweiß und Blut und die Frauen Tränen vergossen.

„Wallstreet morgen für Steel-Preferred anderthalb Punkte höher!" prophezeite heiter im Vorbeiwandern der alte Sir William Heacock. Der weißhaarige Gentleman hatte immer seine besonderen Tips aus Neuyork. Zu anderen Zeiten hätten sie den Yonkheer Ter Meer interessiert. Jetzt nickte er nur flüchtig zu dem andern Gast des Hauses hinüber. Er suchte seine Frau.

Die Lady war schon ausgegangen. Wohin? Die Jungfer oben in dem Zimmer wußte es nicht. Cornelis Ter Meer setzte sich und überlegte. Die anderen Damen waren in der Kirche. Aber es war selbstverständlich, daß sie, die Katholikin, und er, der Lutheraner, dem anglikanischen Gottesdienst fernblieben. Sie mußte also allein irgendwo draußen im Freien sein ...

Er sprang plötzlich lebhaft auf, von einem Verdacht gepackt, trat wieder in die Maiensonne vor das Türmegewimmel von Ogmore Castle hinaus und fragte draußen am Portal einen der Footmen: „Vielleicht Mr. Lumley gesehen?"

„Der Gentleman aus Amerika, Sir?"

„Kein anderer als er! Wohl in der Kirche?"

„Nein, Sir! Der Gentleman sagte, als ich ihm das kalte Bad richtete, nichts sei ihm schmerzlicher, aber er sei Methodist!"

„So blieb er daheim?"

„Ging aus, Sir, in der Richtung nach den Hügeln."

„Danke."

Die „Hügel" waren gut zwei Meilen entfernt. Sie hoben sich weithin sichtbar aus dem grünen Flachland. Geheimnisvolle Steinplatten aus Urzeit standen da aufrecht in zwei Kreisen. Man fuhr zuweilen nachmittags hin, um inmitten der Reste des heidnischen Heiligtums seinen Fünfuhrtee mit heißen Buttertoasts zu haben. Auch der Yonkheer Ter Meer schlug langsam, mit düsterm Gesicht diese Richtung ein. Ein Mann, der mehr dem Zufall und Verdacht als einem bestimmten Bild folgte.

Die Menschen von Ogmore Castle hatten in der Kapelle ihr sonntägliches Stelldichein mit dem britischen Herrgott, der die Woche hindurch draußen für sie die Arbeit der Farbigen segnete, dem Union Jack auf den Meeren den Wind in die Segel blies und daheim die Hand über die City-Kurse hielt. Aber wenn auch die Menschen in der Sabbatstille fehlten, so fehlte es doch an britischem Blaublut nicht. Im Umkreis des begnadeten Erdenwinkels, den die Strahlenkrone eines Peers übersonnte, waren alle Dinge durch Geschlechter hindurch auf Stammbaum und Entwicklungsgesetz gezüchtet ... Die Orchideen im Treibhaus hatten ihre Geschichte wie die Perserkater auf der Terrasse ihre langmähnige Ahnenreihe. Der Bullterrier am Weg war auf gespenstige Häßlichkeit preisgekrönt wie das Dammwild auf der Wiese auf fleckenloses Weiß hin ausgesondert. In der schmucken Villenkolonie, längs deren der Yonkheer Ter Meer immer wieder in stiller Andacht vor dieser irdischen Vollkommenheit dahinschritt, wohnten die vierbeinigen Lords der Tierwelt, das arabische Vollblut. Jeder dieser täglich in den Zeitungen ge-

nannten Renngäule hatte sein eigenes Haus mit Vorraum, Marmorkrippen, fließendem warmem und kaltem Wasser, elektrischem Licht und der nötigen Dienerschaft. Der Arzt wohnte in der Nähe. Bewaffnete Hüter wachten in der Nacht.

Vor einem dieser Pferdepaläste stand ein riesenhafter, brünetter Mann. Der Yonkheer sah ihn nur von hinten. Er schien noch länger als seine sechseinhalb Fuß inmitten des Zwergvolkes der Jockeis um ihn, die durch Familien hindurch ebenso auf Leichtgewicht gezüchtet waren, wie die schmächtige braune Stute vor ihnen auf Schnelligkeit.

Es war selten, daß der Marqueß Harald von St. Asaphs über etwas nachdachte. Aber jetzt schien er doch beim Anblick des nervösen, stelzbeinigen und feueräugigen Geschöpfes, das da im Kreise herumgeführt wurde, in tiefstes Sinnen versunken. In ehrfurchtsvoller Stille harrte man ringsum auf seine Entscheidung.

„Wenn der Ostwind anhält und das Geläufe trocken bleibt, sollten wir die Stute im nächsten Rennen abschießen!" sagte er plötzlich und ging, ohne sich weiter um Mensch und Tier zu kümmern, rasch davon. Der Yonkheer Ter Meer, der noch ein paar hundert Schritte entfernt war, sah, daß er schlenkernden Schrittes nach dem Rand des nächsten Parkgehölzes abbog. Dort schimmerte im Grün ein weißes Damenkleid. Cornelis Ter Meer erkannte seine Frau.

Sie ging langsam, bisweilen stehenbleibend. Ein Mißtrauen sagte ihm: So, als ob sie den Gentleman aus Illinois suchte! Aber jedenfalls war sie allein. So lange, bis der Lord St. Asaphs ihren Weg kreuzen mußte. Er reichte ihr die Hand. Sie wandten sich beide, im Gespräch miteinander, über die offenen Parkflächen nach dem Schloß zurück. Der Yonkheer Ter Meer drehte auch um und ging bedächtig und beruhigt wieder heim. Ein paarmal schaute er noch zurück. Von dem Gentleman aus Illinois war keine Spur.

In einem niederen langen Bau am Parkrand saßen Hunderte von Truthennen weltentrückt, jede in ihrem Verschlag, und brüteten so gehorsam, als seien es Menschen unter britischer Herrschaft, die Edelfasaneneier aus, damit im Herbst der Herzog von Chichester und seine erlauchten Gäste die langgeschwänzten Hähne zu Tausenden im Schnellfeuer aus der Luft herunterholen konnten. Sein Sohn, der Lord Asaphs, schlenderte mit Johanna Ter Meer an der Fasanerie vorbei und sagte plötzlich, nachdem er bisher nur über den lieblichen Maimorgen und den gestrigen Wetterbericht aus Nizza geplaudert: „Oh, werte Mrs. Ter Meer: Hier ist der Brief, den Sie mir versprachen, an Mr. Knocks in Deutschland zu besorgen!"

„Mylord ... ich habe im Gegenteil ..."

Er griff in die Seitentasche und holte das Schreiben im offenen Umschlag hervor.

„Sie müssen mir aber geloben, ihn Old Knox persönlich zu geben!"

„Ich hatte schon gestern die Ehre, zu bemerken, Lord St. Asaphs, daß ich unmöglich ..."

Er tat, als hörte er nicht.

„Es ist ja für Sie nur eine Kleinigkeit", sagte er, „und doch, bei Jove, welch ein gutes Werk!"

Dabei sah er mit seinem spielerischen Lächeln auf sie herunter. Dies Lächeln hatte jetzt beinah etwas Grausames.

Sie wußte, daß sie heute noch angegriffener und unruhiger aussah als gestern. Und daß der neben ihr diese Angst in seiner Weise deutete. Sie merkte es ihm an, ohne daß seine fröhlichen Mienen sich veränderten. Der Lord St. Asaphs hatte den Sportsinn eines Weidmanns für Schwäche der Frauen. Er fragte nicht erst, sondern las ihr langsam, in dem nachlässigen Zähnekauen des Engländers, den Brief vor.

„Mein lieber alter Knox!

Sie schreiben mir, daß ein paar Zeilen von meiner Hand Ihnen nützlich sein mögen als ein Beweis für manche Zweifler drüben, daß auch in England öffentliche Charaktere, wie ich und meine Freunde, finden, ein guter Friede sei besser als ein schlechter Krieg.

Dieser Krieg ist ein schlechtes Geschäft für beide Teile. Nie dürfen wir zulassen, daß die Kontrolle der Welt der City entgleitet. Briten sind die einzigen, die mit Gold umzugehen verstehen.

Deutsche wieder werden sich sagen, daß sie mit einer Valuta, wie sie gestern der Amsterdamer Markt notierte, nicht leben wollen! Mit jedem Mann, der jetzt aus dem Schützengraben späht, gehen täglich hüben und drüben vier bis acht Schilling Arbeitsleistung verloren. Der Verbrauch an Stahl, Leder, Pferden und Mineralöl erschöpft die sichtbaren Vorräte der Erde. Die Betriebskosten des Weltkrieges sind zurzeit fünfzehn Millionen Pfund im Tag.

Inzwischen wandelt sich Bukarest in Babylon und Kopenhagen in ein Goldgräber-Camp. Neutral sein, wird es bald heißen, von englischen Renten leben!

Für einen Christen ist das ein widerwärtiger Gedanke. Dem Zynismus von Tokio mag der Anblick der blutigen Nasen in Europa ein goldenes Zeitalter bedeuten. Alteuropa sollte sich auf sein besseres Teil besinnen. Männer sollten zusammentreten, und Methoden sollten gefunden werden, die die Menschheit aus der bitteren und unnützen Arbeit des Krieges in die nützliche Arbeit des Friedens hinüberführen. Welches Volk mag da besser den ehrlichen Stockbroker spielen als Ihre große Nation jenseit des Ozeans! Amerikaner sein heißt, die wahren Tugenden des menschlichen Fortschritts, die Selbstlosigkeit, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Wahrheitsliebe und Be-

geisterung für alles Große auf Erden geerbt zu haben.

Darum drücke ich Ihnen, mein teurer Freund Knox, in diesem Brief die Hand. Zeigen Sie ihn, wem Sie mögen, und wo Sie es für gut finden. Sagen Sie, er komme von einem Mann, der den Mut seiner Meinung hat, und der sich nennt Ihren ergebenen Freund und Diener,

den Marqueß of St. Asaphs."

Lord Harald las den Brief viel leidenschaftsloser, als dessen Inhalt für einen Briten seiner Art und seines Ranges war. Er schritt mit Johanna Ter Meer nun schon durch die Teppichbeete dicht vor dem Schloß. Am andern Ende der Terrasse standen Menschen, winzig klein in der Entfernung, bei den ungeheuren Massen des Baues. Es waren Gäste. Der Gottesdienst zu Ende. Er sagte: „Ich habe mich von dem Kirchgang ferngehalten, weil ich wußte, daß Sie nicht in unsere Kirche gehen. So konnte ich Sie treffen. Hier ist der Brief, Mrs. Ter Meer!"

„Ersparen Sie mir die Weigerung ..."

„... etwas zu tun, was viel Menschenleben sparen kann? Immer bekannten Sie sich als eine warme Freundin des Friedens zwischen Ihrem alten Vaterland und meinem, Mrs. Ter Meer ..."

„Ich bin es aus tiefster Seele, Lord St. Asaphs!"

„Wohl: Dann beweisen Sie es! Es heißt im Englischen: Nicht gute Worte, sondern gute Werke! ... Wollen Sie kein gutes Werk tun, Mrs. Ter Meer?"

Er schaute sie herrisch an. In kaltblütiger Überlegenheit. Er hielt ihr leises Zusammenschaudern für seinen Sieg. Ein paar Ladies näherten sich. Er ließ, ohne daß jene es noch sehen konnten, den Brief in Johanna Ter Meers Hand gleiten und wandte sich dann den Damen zu.

„Ich hoffe, Sie hatten eine gute Predigt?"

„Sie war so erbaulich. Britenpflichten sind Christenpflichten!"

„Auch ich hatte Britenpflichten! Ich war so traurig, den Clergyman nicht zu hören!"

„Die neutrale Lady tat es auch nicht!" meinte die eine Miß mit einem vielsagenden Lächeln darüber, daß sie die beiden zusammen getroffen, und schaute Johanna Ter Meer nach.

„Oh — sie ist eine Papistin!"

„Wie schrecklich!"

„Man sieht es ihr nicht an!"

Johanna Ter Meer trat blaß, schwer atmend in den indisch eingerichteten Empfangsraum ihrer kleinen Gästewohnung. Auf dem runden, drachenartig verschnörkelten Mitteltisch aus schwerem schwarzem Eichenholz lag ein Telegramm. Ihr Mann saß dahinter und reichte es ihr schweigend. Sie las: „Da ist keine Firma und kein Gentleman von irgendwelcher Bedeutung, der Charles Lumley heißen mag, im Munitionsgeschäft der Vereinigten Staaten. Irrtum ist bei der Zuverlässigkeit der englischen Überwachungslisten auf der ganzen Welt ausgeschlossen. Es kann sich nur um einen untergeordneten Angestellten handeln.

Ihr Lincoln Deventer."

„Clerks pflegt sich der Herzog von Chichester ja wohl nicht zum Wochenende einzuladen!" sagte der Jonkheer Ter Meer trocken nach einer Pause. „Also hält Seine Gnaden diesen Gentleman aus Illinois offenbar für etwas anderes, als er in Wahrheit ist."

Er stand auf, steckte die Depesche ein und ging nach der Tür.

„Cornelis ... wohin willst du?"

„Laß mich schauen, ob mich der Herzog empfangen kann!"

Nach dem Brauch freien englischen Landlebens kam der Schloßherr tagsüber nur zum Vorschein, wenn es ihm paßte. Er tat, was er wollte, und die Gäste auch. Erst am Abend fand man sich im Frack und die Damen in großer Toilette an der Tafel zusammen.

„Was geht dich der Herzog an? Bist du mit ihm verwandt?"

„Verbast bin ich mit ihm niet! Aber wenn ich ihn auf etwas Gefährliches aufmerksam machen kann ..."

„Gefahr? Wegen dieser Depesche?"

Sie versuchte in ihrer Angst, ihm das Blatt zu entreißen. Da wurde er so ungeduldig, wie sie ihn selten gesehen.

„Jantje ... Laat die Grappen! ... Die Gefahr kommt von dir! ... Wenn du mir nicht sagst, wer der Mann aus Illinois ist, so mag der Herzog ihn selber fragen! Oder mag es unterwegs lassen. Das ist seine Saak! Ich habe dann meine Pflicht getan. Ich bin davon ab!"

Er war schon auf der Schwelle. Da faßte sie seinen Arm.

„Cornelis ... tu es nicht!"

„Warum?"

„... weil du einen Menschen ins Unglück stürzest!"

„Den Vreemden aus Illinois?"

„Es kommt dann zutag, daß er nicht aus Illinois ist. Überhaupt nicht aus Amerika!"

„Aha ..."

„Es ist ein Deutscher ..."

„Um Godes willen!"

„Ich kannte ihn aus Deutschland!"

„Ein Deutscher ... alle Duivels!"

Der Jonkheer Ter Meer war mit einem Schlag völlig verändert. In einer Aufregung, beinahe einer Angst, wie sie sie an dem phlegmatischen Mann noch nie gesehen. Jetzt redete er nicht mehr ihr zuliebe Deutsch, sondern seine holländische Muttersprache.

„Ein Deutscher! Und das sagst du jetzt erst?"

„Da du mich dazu zwingst ..."



„... weil du nicht an deine Pflicht gedacht hast! Du hättest es mir gleich sagen müssen ..."

„Vielleicht hätte ich es tun sollen! ... Vielleicht hättest du mir geholfen ... Cornelis?" Sie sprach es weicher, halb zögernd, halb fragend.

Er begriff gar nicht, was sie meinte. Er rang verstört die Hände ineinander.

„Ein deutscher! .. Hier! .. Das kann ein Unglück für England sein. Was hört und sieht er nicht alles!"

„Du willst doch nicht zum Herzog?"

„Seker!"

Cornelis Ter Meer stand dicht vor ihr, und dabei war es ihr, als rückte er ihr in weite Ferne, ein fremder Mann, mit anderen Gedanken, mit anderem Willen, mit einem anderen Gesichtskreis als der, an dessen Seite sie zehn Jahre ihres Lebens verbracht.

„Cornelis, du bist doch ein guter Mensch. Niemand weiß das besser als ich. Ich habe dich überall auf der Welt gesehen. Du warst gegen alle Menschen immer freundlich und hilfsbereit!"

„Menschen sollen brüderlich zueinander sein."

„Warum willst du also jemand, der dir nichts tat, ins Unglück stürzen?"

„Ich habe nichts gegen ihn, nichts gegen Deutschland. Ich habe mir dich aus Deutschland geholt!"

„Eben! Es ist mein altes Vaterland, Cornelis, das du in ihm triffst!"

„... um Gefahr zu verhüten!"

„Gefahr für dein eigenes Vaterland?"

Er runzelte die Stirn. Dann sagte er gedämpft, so daß es fast feierlich klang: „Nein. Aber für Groot-Britannie, Jantje!"

(Fortsetzung folgt.)

Der freiwillige Schülerhilfsdienst in der Landwirtschaft.

Von Professor Brossmer. — Hierzu 13 Aufnahmen.

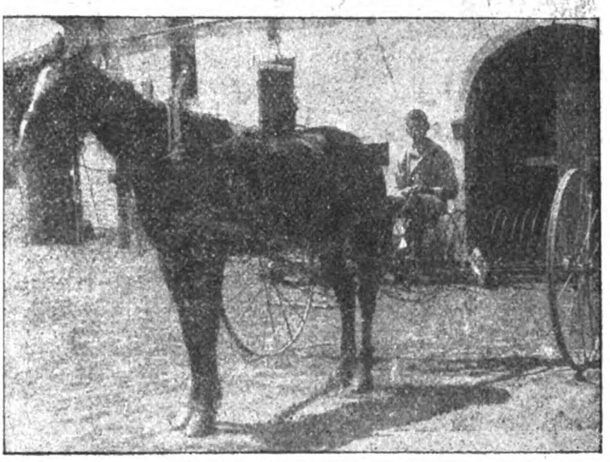
Im Jahr 1917 wurden weit mehr als 30 000 Schüler höherer Lehranstalten von den Kriegswirtschaftsämtern zum landwirtschaftlichen Hilfsdienst hinausgeschickt. Dazu kommt noch eine viel größere Zahl von Jung-



1 Jungmann bei der Müllabfuhr.

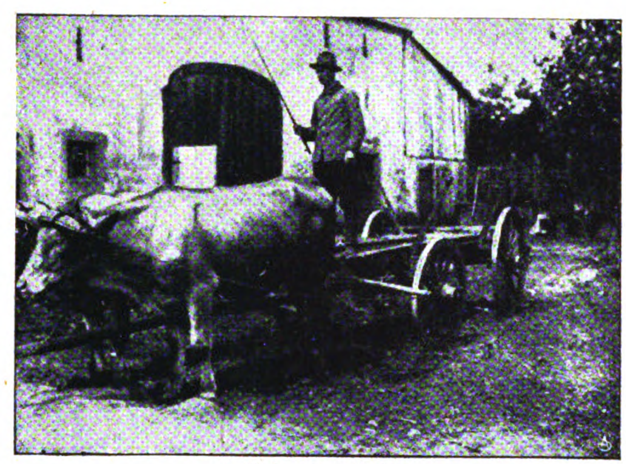
mannen, die unmittelbar von der Schule zu Verwandten oder in das elterliche Haus zur ländlichen Hilfeleistung beurlaubt wurden. Sie alle konnten vor ihrer Abreise auf das Land nach den amtlichen Verordnungen des Kriegsamts (Berlin) und des Kultusministeriums dahingehend unterrichtet werden, daß es sich bei dieser Tätigkeit um eine freiwillige Hilfsarbeit im vaterländischen Sinn und im Dienste der deutschen Volkswirtschaft handelt. Die Übermittlung dieses Gesichtspunktes durch die Lehrerschaft an die Jugendlichen gelang in so glücklicher Weise, daß zunächst fast überall das Angebot die Nachfrage erheblich überstieg. Aber auch darin machte sich im Lauf des Jahres 1917 ein deutlicher Wechsel bemerkbar. Bei der Hackfruchternte waren manche Provinzen nicht mehr imstande, innerhalb ihres eigenen Bezirkes die nötige Zahl von Schülerhilfskräften aufzubringen. Es mußte ein Ausgleich von Provinz zu Provinz geschaffen werden. Auf diese Art gelang es, durch Jungmannen aus Westfalen, der Provinz Hessen-Nassau und dem Rheinland etwa 30 000 Zentner Hackfrüchte in den östlichen Provinzen zu bergen.

Auf Grund überwiegend guter Erfahrungen im Sommer und im Herbst 1917 haben die deutsche Landwirtschaft, der Großgrundbesitz und die kleinbäuerlichen Betriebe die Schülerhilfe als einen ernst zu nehmenden Faktor schätzen gelernt. Es ist leicht verständlich, daß diejenigen Schüler, die vom Lande



2. Auf dem Rechen.

stammen (Abb. 1), einen erheblichen Vorteil in der Verwendung und ein großes Maß von Leistungsfähigkeit von Anfang an aufzuweisen hatten und darum einer selbständigen, vollwertigen Arbeitskraft bald gleichkamen. Sie führten ohne jede Aufsicht den Rechen (Abb. 2), die Egge, übernahmen das Keltern (Abb 4 u. 5). Ein großer Vorsprung der an ländliche



3. **Beim Dungfahren.**

Arbeiten gewöhnten oder nach dieser Richtung gut und planvoll vorgebildeten Schüler liegt für den Landwirt außerdem in einer bei den Fahrgeschäften günstig auftretenden Hilfeleistung (Abb. 3 7 u. 8).

Um einen größeren Grad von Selbständigkeit zu erzielen, wurden schon im Sommer 1917 in verschiedenen Provinzen (z.B. Ostpreußen, Provinz Sachsen, Rheinland, Hannover und andere mehr) Kurse bei den Ma-

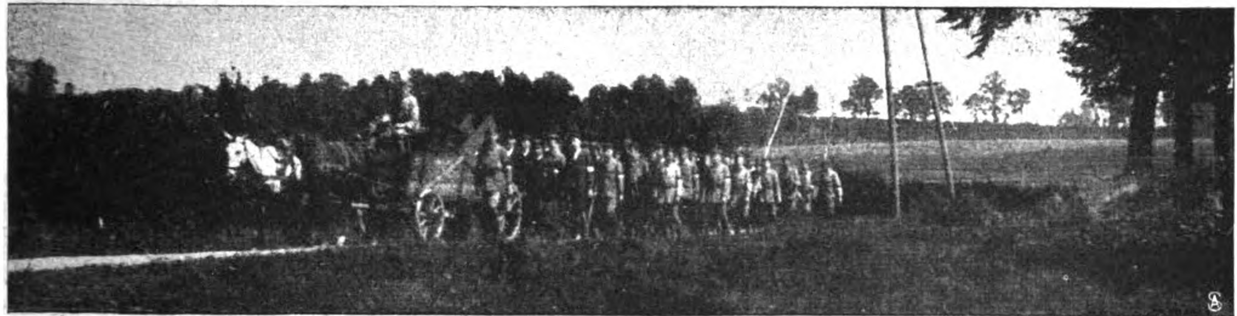


4. u. 5. **Beim Eggen.** Oben: **Keltern von Dickwurzsaft.**

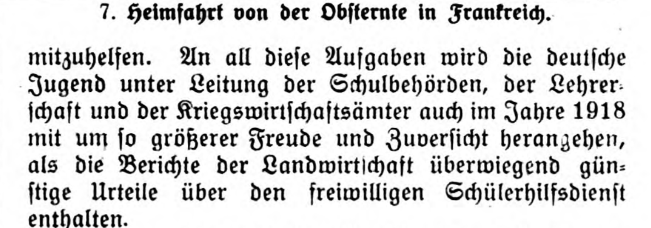


6. **Das Jungmannenkommando beim Lohschälen.**





7. **Heimfahrt von der Obsternte in Frankreich.**



8. **Beim Abladen von Kartoffeln.**

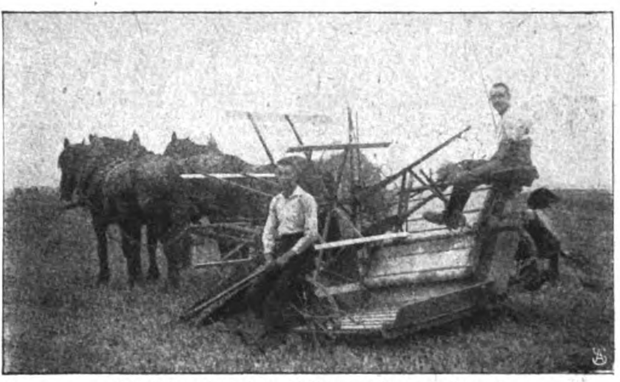
schinengenossenschaften oder Maschinenfabriken (Abb. 10) und Unterrichtsgänge im Fahren und in der Pferdebehandlung bei berittenen Ersatztruppenteilen eingerichtet. Niemand wird behaupten wollen, daß durch solche verhältnismäßig kurzfristigen Lehrgänge ein fertiger Landwirt herangebildet werden kann. Aber es soll dadurch der aus landwirtschaftlichen Kreisen immer wieder kommen-



9. **Jungmannen beim Kohlhacken.**

de Wunsch erfüllt werden, den jungen Leuten die ersten Anfänge des Verständnisses und der Handhabung der Geräte mitzuteilen. Neben dieser technischen Auslese wird auf die Heranziehung eines richtigen Arbeitsernstes bei den Schülern der größte Wert gelegt. Es wird in der Schule und im Rahmen der praktischen und theoretischen Unterrichtsgänge auch während des Winters 1917/1918 den Jungmannen überall klargemacht, daß sie nicht zum Vergnügen oder zur Erlangung einer Gewichtzunahme auf das Land geschickt werden, sondern daß es ihre Pflicht ist, an der restlosen Bebauung des Landes und an einer guten Bergung der Ernte in heiligem Ernst mitzuhelfen. An all diese Aufgaben wird die deutsche Jugend unter Leitung der Schulbehörden, der Lehrerschaft und der Kriegswirtschaftsämter auch im Jahre 1918 mit um so größerer Freude und Zuversicht herangehen, als die Berichte der Landwirtschaft überwiegend günstige Urteile über den freiwilligen Schülerhilfsdienst enthalten.

Es war nicht leicht, die städtische männliche Jugend in das Getriebe des landwirtschaftlichen Lebens einzufügen, und bisweilen war der Landwirt am Anfang ihrer Tätigkeit von der Leistung der Schüler enttäuscht.



10. **Vier Wochen Mähmaschine bedient.**

Aber überall da, wo der Junge durch zuwartende Geduld, freundliche Einführung (Abb. 6 u. 9) und gute Behandlung Zeit hatte, den Körper und seine Denkweise in die neue Lebensführung einzugewöhnen, zeigten sich bald erfreuliche Ergebnisse, die zu fortdauernden persönlichen Beziehungen und zur Wiederanforderung



11. **Nach getaner Arbeit ist gut ruhn.**

der jungen Leute schon jetzt für die Frühjahrsbestellung 1918 führten. Nachsicht und Geduld den Schülern gegenüber sind am Anfang durchaus notwendig. Die jungen Leute leiden in der neuen Umgebung mehr oder weniger an Heimweh. Ein freundlicher Zuspruch des Arbeitgebers hellt ihre Stimmung auf, stärkt ihren Mut und ihr Selbstvertrauen und läßt sie viel leichter über die ersten Schwierigkeiten hinwegkommen. Es darf außerdem nicht übersehen werden, daß eine reichliche, wenn auch herbe Kost und gute Unterkunft (Abb. 11) und die Möglichkeit, nach der anstrengenden Arbeit ein gemütliches Plauderstündchen zu haben (Abb. 12), die Arbeitsfreude der Jugend ungemein stärkt. Mit freudigen Herzen aber sind die Schüler zu allen Arbeiten gern bereit (Abb. 13) und nehmen auch gern tätigen Anteil an Fragen, die ihr eigentliches Pflichtgebiet überschreiten.



13. Die alte Dorfspritze wird ausprobiert.



12. Beim Abendbrot. (Auf Kartoffelernte.)

Schluß des redaktionellen Teils.



Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME **„AMOL"** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

Wasche das Haar nur mit



Herzlilien-Schampon

Preis 25 Pfg.

Bestes, billigstes u. vollkommenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!

Herzlilien-Schampon

schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar **schuppenfrei, voll u. glänzend.**

Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau**, Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**

Grossisten gesucht!

Magenleiden Magenkrampf Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. Mixtur-Magnesia nimmt die Säure fort, damit hört auch jeder Schmerz auf, was Tausende Dankschreiben bezeugen, auch von 30jähr. Magenleidend., denen es geholfen hat. Auskunft mit Dankschreiben geg. 20 Pf. Briefm. durch **H. Welter, Niederbreisig, Rh.** Abt. 81.



500 **Briefmarken**

M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.60.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann**
LEIPZIG 18, Floßplatz 6.

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 2, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B. üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.



Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh.
In Schachteln zu 20 u. 40 Pf.
Zu haben in den Niederlagen von **Tola-Puder.**
Fabrik: **Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Einladung zum Besuch der

Frühjahrs-Mustermesse

Leipzig, 3.-9. März 1918

Ausstellung von Musterlagern in Keramik und Glas, Metallwaren aller Art, Maschinen, Haus- und Küchengeräten, Kurz- und Galanteriewaren, Christbaumschmuck, Karneval- und Kotillonartikeln, Attrappen und Bonbonnieren, kunstgewerblichen Arbeiten, Kunst- und Luxusgegenständen, Japan- und Chinawaren, Puppen und Spielwaren, Sportartikeln, Textilerzeugnissen einschließlich Papiergeweben, Knöpfen und Besatzartikeln, künstlichen Blumen und Federn, Hüten und Filzwaren, Teppichen, Lederwaren, Reiseartikeln, Raucherartikeln, Seifen und Parfümerien, Holz- und Beinwaren, Drechslerarbeiten, Korb- und Rohrwaren und Möbeln, Gummi-, Kork-, Zelluloidwaren, Bijouterie und Schmuck, Uhren, optischen Artikeln, Musikinstrumenten und Werken, Sprechapparaten u. Automaten, elektrotechn. Erzeugnissen, Papierwaren und Kartonnagen, Bilderbüchern und Kalendern, Ansichts- und Glückwunschkarten, Nahrungs- und Genußmitteln, sowie verwandten Waren.

Als Unterabteilungen der Frühjahrs-Mustermesse werden abgehalten die

Papiermesse im Leipziger Meßpalast Rudolf Fleischhauer, Petersstraße Nr. 44,

Kartonnagenmesse (Ausstellung des Zentral-Verbandes Deutscher Kartonnagen-Fabrikanten) im Meßpalast Specks Hof, Reichsstraße Nr. 4/6,

Sportartikelmesse (Leitung: Herr Th. Amberg in Firma Amberg & Walling, Hildburghausen) im Hause Mey & Edlich, Neumarkt Nr. 20/22,

Nahrungsmittelmesse (Veranstalter: Verband von Nahrungsmittel-Interessenten E. V., Leipzig, Reichsstraße 4/6) im Zeißighaus, Neumarkt 18

Nachweis von Meßwohnungen. Den Meßbesuchern stehen außer in den vorzüglichen Leipziger Hotels und Fremdenheimen Zimmer auch in Bürgerwohnungen in ausreichender Zahl und zu mäßigen Preisen zur Verfügung. Die Vermittlung von Meßwohnungen erfolgt unentgeltlich durch den Wohnungs-Nachweis des Meßamtes, an den die Bestellungen so früh wie irgendmöglich erbeten werden.

Anmeldungen von Aussteller- und Einkäufer-Firmen und alle Anfragen in Meß-Angelegenheiten sind zu richten an das

MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN IN LEIPZIG

Dies und das.

— Ernährung der Landaufenthaltskinder. Wie mitgeteilt wird, sind vom Verein „Landaufenthalt für Stadtkinder" mit Unterstützung der Behörden wieder Maßnahmen getroffen worden, um auch im kommenden Frühjahr eine umfangreiche Verpflanzung von Stadt- und Industriekindern auf das Land durchzuführen. Für den Entschluß der Landbevölkerung, Stadtkinder aufzunehmen, sind die Bestimmungen der Ernährungsbehörden von entscheidender Bedeutung. Es ist daher zu begrüßen, daß der Preußische Staatskommissar für Volksernährung schon jetzt die Kommunalverbände darauf hinweist, daß die entgegenkommenden Bestimmungen des Vorjahres in Kraft bleiben. Insbesondere wird wieder vorgeschrieben werden, daß Stadtkinder, welche bei Selbstversorgern Aufnahme finden, als zu deren Haushalt gehörig anzusehen und nach den für Selbstversorger geltenden Grundsätzen zu behandeln sind. Ferner sind bei der Inanspruchnahme von Getreide- und Hülsenfrüchten den Landwirten, soweit sie sich zur Aufnahme von Stadtkindern verpflichten, entsprechende Mengen mit der ausdrücklichen Auflage zu belassen, daß diese Mengen für die Ernährung der Stadtkinder heranzuziehen sind. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Regelung der Ernährung der Landaufenthaltskinder die Werbetätigkeit für Landpflegestellen günstig beeinflussen wird.



Wasserholen im vereisten Fließ. Winter im Spreewald. Phot. Hünich. Winterfreuden am Sonntag nachmittag.

Deutscher Cognac

Cognac Scharlachberg Marke Auslese

Bingen a/Rh.

Ein famoser Tropfen!

Ein neues Gesicht

Der einzig mögliche Weg zur gänzlichen Beseitigung hartnäckiger Pickel, Sommersprossen und häßlicher Hautverfärbung ist die vollständige Erneuerung und Verjüngung der Gesichtsoberhaut **durch** unmerkliche Abstoßung u. gleichzeitige völlige Auflösung der vorhandenen Hautunreinheiten durch die seit länger als 25 Jahren glänzend **bewährte** bisher sonst nie erreichte, von Grund aus radikale Einwirkung, der ärztlich empfohlenen und deren exakte Wirkung durch vieltausende Danksagungen attestierten **Schälkur.** Die verjüngte Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit v. allen Schönheitsfehlern. Mk. 8.– nebst Buch mit erpr. Ratschlägen kostenfrei.

Otto Reichel, Berlin SO. 76

Eisenbahnstraße 4. Größtes Spezialhaus für biologische Haut- und Schönheitspflege.

Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 13.

Flechtenleiden.

Dauerbeseitigung. Reichspatent. Prospekt gratis. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 172.**

Briefmarken

50	Altdeutsche Staaten . . .	M. 4.—
25	verschied. Paraguay . . .	„ 3.—
100	„ Asien . . .	„ 3.—
40	versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur	„ 4.50
1000	Marken aller Weltteile	„18.—

Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17b

Kaufmännisches Personal

findet man durch eine Anzeige im „Berliner Lokal-Anzeiger“ – dem Offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin und der Zulassungsstelle der Berliner Börse



Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Straße 8.



Jeder Selbstrasierer! benutze das **gut schäumende Rasierpulver „Rasopon“**

Ein Päckchen reicht für ca. 40 Rasuren. — Probepäckchen gegen 85 Pfg. in Marken. 10 Päckchen M. 8,— frko. geg. Vorauszahlung. **Luise Langer, Chemnitz I. Sa. 300,** Limbacher Str. 18.

Unterricht

Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Marie Voigts Bildungsanstalt

Erfurt i. Thür. Fach- und Haushaltungsschule. – – Lehrgänge für techn. Lehrerinnen

„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl.,** u. a.: **3195 Fahnenj. 1917** u. a. **33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr.** Bereitet zu allen **Notprüfg.,** namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur **Reifeprüfung** vor.

Fröbelseminar

für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung. **Karlsruhe,** Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: **Karlsruhe,** Hirschstr. 126, Geschäftsstd. tägl. 2–5, Samstag 3–4 Uhr. **Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.**

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.



Ausbildung für höhere Frauenberufe außerhalb der Universitätsbildung. **Staatliche Prüfungen.** Ausk. durch Kanzlei, Leipzig, Königstr. 42.

Wyk a. Föhr

Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

UNIVERSITÄT JENA

Sommer-Semester beginnt am 22. April. **Vorlesungsverzeichnis** versendet kostenlos **Universitätsamt.**

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Technikum Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrfabr. Prog. fr.

Stelle auf Büro können Sie annehmen nach 3–4monatig. Besuch der **Buchhalterschule Jung, Stuttgart W.**

Alle Unterrichtsanzeigen finden hier erfolgreichste Verbreitung.

Thale-Harz **Töchterheim Lohmann** Wissensch. u. Haush.-Pens.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.

Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764. **Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.**

Stottern

jetzt radikal z. beseitig. Aber **wie?** Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

Der Wille zur Tat.

Es gibt viele Menschen, die von Natur gut veranlagt sind, um sich umfangreiche Kenntnisse anzueignen und so eine glänzende Karriere zu machen, die es aber nicht über sich bringen können, sich hinzusetzen und tüchtig zu arbeiten. Andere wieder besitzen ausgedehnte Kenntnisse und große Fähigkeiten, haben gute Ideen, aber sie verschieben die energische Anwendung und Ausnutzung derselben von einem Tag zum andern. Diesen allen fehlt jener ausgeprägte Wille zur Tat, durch den die großen Staatsmänner, Feldherren, Handelsherren, Künstler usw. eben große geworden sind. Der Wille zur Tat ist nicht ein platonischer Wunsch, daß man dies und jenes tun möchte, sondern der feste, unbeugsame Wille, das, was man als richtig und vorteilhaft erkannt hat, sofort energisch in Angriff zu nehmen und trotz auftauchender Hindernisse nicht mehr davon abzulassen, bis das Ziel erreicht ist. Wer so unbeirrt einem Ziele zustrebt, wird es auch erreichen. Er muß sich aber vorher vergewissern, daß das gesteckte Ziel auch wirklich vorteilhaft ist. Um ein sicheres Urteil hierfür zu gewinnen, muß er alle seine geistigen Fähigkeiten ausbilden, besonders auch die Beobachtung, die ihn auf günstige Gelegenheiten aufmerksam macht. Die beste Anleitung zur Ausbildung Ihrer geistigen Fähigkeiten finden Sie in Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Durch die darin gegebenen Anleitungen und Uebungen entwickeln Sie auch den Willen zur Tat. E. H. schreibt: „Neben den praktischen, überall mit sichtlichem Erfolg anwendbaren Regeln und Vorteilen Ihrer Lehrmethode geht einher ihr großer, moralischer Wert des gestählten Willens; daß ich heute um die Fähigkeit des Entfaltens eines unbeugsamen eisernen Willens reicher bin, ist Ihr Werk.“ Verlangen Sie heute noch (ohne es zu verschieben) Prospekt, den Sie ohne Kosten oder Verpflichtung erhalten von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, **München A. 69.**



Probedutzend Mk. 9,—. Postkolli 4 Dtz. Mk. 35,— franko Nachnahme. Vertreter überall gesucht

Standard Company, Berlin, Kottbus. Damm 91.

Allgemeiner Briefsteller



für den schriftlichen Verkehr in allen Lebenslagen z. B.: Privatbriefe für sämtl. Familien-Ereignisse, Bittschriften, Empfehlungs-, Entschuldigungs-, Dankschreiben, Bestell-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Quittungen, Kontrakte, Vollmachten, Verträge, Heiratsanträge, Majestätsgesuche, Gesuche an Behörden, kaufmänn. Briefe u. s. w. 324 Seiten stark, Preis M. 2.50 — gegen Nachnahme 30 Pf. mehr! — Bücherkatalog gratis!

Albrecht Donath, Verlag, Leipzig 49.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den **alleinigen** Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

Hämorrhoiden-

Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Vertreter **für Militärköhlerfohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerfohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter

zum Vertrieb von leicht verkäufl. Ansichtskarten, Feldpostartikel, Schreibmaterial ges. Näheres durch **Kunstverlag Heros, Berlin 39, Sellerstraße 3.**

Der

Frankfurter Schwesternverband

der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von **20 bis 30** Jahren, welche sich **der** Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt

als Lehrschwestern.

Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 1.**

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

— **Silberankaufstellen der Reichsbank.** Um den derzeitigen hohen Stand des Silberpreises auf dem Weltmarkt für die Besserung der deutschen Valuta im Auslande nutzbar zu machen, hat sich das Reichsbankdirektorium entschlossen, vielfachen Anregungen zu entsprechen und den Ankauf von Silbersachen durch die Goldankaufstellen und Goldankaufshilfsstellen aufnehmen zu lassen. Den Eigentümern entbehrlicher Silbersachen bietet sich dadurch eine günstige Gelegenheit, ihren Besitz an silbernen Gegenständen zu vorteilhaften Preisen an die Goldankaufstellen zu veräußern. Für Silbersachen aller Feingehalte ist ein Einheitspreis von 13 Pf. für das Gramm Silbermetall festgesetzt. Den Einlieferern von Silbersachen wird von den Goldankaufstellen ein künstlerisch ausgestattetes Gedenkblatt verliehen.

Büchertafel.

Dr. Wilhelm Strecker: „Die Stickstoffeeroberung der Luft und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung.“ Dresden, Leipzig „Globus.“

E. de Syo: „Die Metalle.“ Ihre Gewinnung und Eigenschaften. Halle a. S. Carl Marhold.

Flandrisches Bilderbuch.“ Herausgegeben von der „Kriegszeitung 4ten Armee.“ Berlin, Dr. Eysler & Co

Rob. Bücheler: Woran erkennt man die wichtigsten Stilarten? Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.

Max Caro: „Sei stolz, daß du ein Deutscher bist! Berlin, Hilfsbund „Mein Deutschland“.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68**, Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.





Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat Dr. A. Steyerthal.

Moorbad Polzin Kaiserbad Sanator. auch Winter geöff. Frühj. 1918 Eröffn. d. neuerb. Sanat. San.-Rat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Falkenhagen Seegefeld-A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Kudowa Sanatorium im Winter geöffnet. Sprudelbäder i. Bäder im Hause. San.-Rat Dr. Hugo Herrmann.

Schreiberhau Dr. Wilhelm's Sanatorium, Bahnstation ist Ober-Schreiberhau.

Westdeutschland. Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe Kurbad am Teutoburg. Wald. Bahnstation. **Kurbrunnen:** radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. — Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst. für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Elg. med. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. Dr. Brackmann, Badearzt.

Bad Pyrmont San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen. Hotel u. Bäder Fürstenhof. Erstes Haus. Vom 1. Februar an geöffnet. Reger Verkehr.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Radebeul bei Dresden. Bilzsanatorium Gute Heilerf. Prospekt frei.

Weisser Hirsch Oberloschwitz. San.-Rat Dr. Teuschers Sanat. Phys. diät. Kurmittel. Kleine Pat.-Zahl.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr., Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.

Harz.

Schierke Sanatorium Schierke-Harz mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof“. Geh. San.-Rat Dr. Haug. San.-Rat Dr. Kratzenstein.

Sülzhayn Süd-Harz, Sanatorium „Otto Stubbe“ für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

Thüringen.

Friedrichroda Dr. Lippert-Kothes Sanatorium Friedrichroda. sorgsamste ärztl. Behandlg., vorzügl. Verpfleg.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 7. Berlin, den 16. Februar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 7.



Die sieben Tage der Woche.

5. Februar.

Badische Stoßtrupps dringen südlich von Beaumont tief in die französischen Stellungen, fügen dem Gegner schwere Verluste zu und kehren mit 23 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren in ihre Linie zurück.

Der Dampfer „Tuscania" der Anchor-Linie (14348 Bruttotonnen) wird in der Nacht zum 5. Februar mit amerikanischen Truppen an Bord in der Nähe der irischen Küste torpediert. Im ganzen befinden sich 2397 Personen an Bord; hiervon werden 2187 gerettet.

6. Februar.

Im Ärmelkanal fallen unsern rastlos tätigen U-Booten fünf Dampfer, ein englischer Segler und ein englisches Fischerfahrzeug zum Opfer. Eines unserer U-Boote, Kommandant Kapitänleutnant Wenninger, versenkt im westlichen Teil des Ärmelkanals 3 Dampfer, 2 Segler und 4 englische Fischerfahrzeuge mit rund 20000 Br.-Reg.-Tonnen.

7. Februar.

Neue U-Boot-Erfolge im westlichen Mittelmeer: 26000 B.-R.-T. Die dadurch unseren Feinden zugefügten Verluste haben den Transportverkehr nach Frankreich und Italien schwer betroffen. Unter den versenkten Schiffen befanden sich zwei große Transportdampfer und ein Tankdampfer.

8. Februar.

Auf dem östlichen Maasufer bei Bezonvaux und südwestlich von Ornes bringt unsere Infanterie von Erkundungen eine Anzahl Gefangener ein.

9. Februar.

Der Friede mit der Ukraine wird heute 2 Uhr morgens unterzeichnet. Die Hauptbestimmungen sind: Zwischen Österreich-Ungarn einerseits und der ukrainischen Volksrepublik andererseits werden, insoweit diese beiden Mächte aneinander grenzen werden, jene Grenzen bestehen, welche vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Rußland bestanden haben. Weiter nördlich wird die Grenze der ukrainischen Volksrepublik von Tarnograd angefangen im allgemeinen in der Linie Bilgoraj — Szoczebrzszyn — Krasnostow — Pugaszow — Radin — Meshiretschie — Sarnaki — Melnik — Wyseko — Litowsk — Kamenietz — Litowsk — Pruschany — Wydonowskojesce verlaufen. Die Räumung der besetzten Gebiete wird unverzüglich nach der Ratifikation des gegenwärtigen Friedensvertrages beginnen. Die vertragschließenden Teile verzichten gegenseitig auf den Ersatz ihrer Kriegskosten, das heißt der staatlichen Aufwendungen für die Kriegführung, sowie auf den Ersatz der Kriegsschäden, das heißt derjenigen Schäden, die ihnen und ihren Angehörigen in den Kriegsgebieten durch militärische Maßnahmen mit Einschluß aller in Feindesland vorgenommenen Requisitionen entstanden sind.

Im Ärmelkanal werden von unsern U-Booten bei stärkster feindlicher Gegenwehr 4 Dampfer und 2 Segler versenkt. Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Remy, hat kürzlich im westlichen Teil des Ärmelkanals und an der französischen Westküste acht Dampfer und zwei Segler mit rund 28000 Br.-Reg.-To. versenkt.

10. Februar.

Der Vorsitzende der russischen Delegation Trotzki teilt mit, daß Rußland unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages den Kriegszustand mit Deutschland, Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisierung der russischen Streitkräfte an allen Fronten erteilt.

11. Februar.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden lebhafte Artillerietätigkeit.

Die neue Frauenschule.

Von Geheimem Studienrat Direktor Dr. Gruber.

Durch den Erlaß des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten vom letzten Dezembertage des Jahres 1917 hat die Frauenschule eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Vor zehn Jahren wurde sie in Preußen mit der Absicht ins Leben gerufen, die weibliche Jugend auf die künftigen Lebensaufgaben der deutschen Frau vorzubereiten, sie in den Pflichtenkreis des häuslichen und des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtskunde sowie in die Gebiete der Barmherzigkeit und Nächstenliebe einzuführen. Diese Ziele hätten die Eltern geradezu anlocken müssen, ihre Töchter nach der Schulzeit der neuen Bildungsstätte anzuvertrauen, anstatt sie zu Hause zu lassen oder in Pensionaten unterzubringen, die ihnen nicht annähernd eine gleiche Ausbildung bieten konnten.

Wenn sich nun auch die Errichtung von Frauenschulen in engeren Grenzen hielt, als man anfänglich glaubte, so wäre schon mit Rücksicht auf die vorhandenen Anstalten, die sich zum Teil auch eines großen Zuspruchs erfreuen, die Behauptung falsch, daß die auf sie gesetzten Hoffnungen fehlgeschlagen seien. Immerhin war es bei der Neuheit dieser Veranstaltungen notwendig, für weitere Versuche und Erfahrungen Raum und Freiheit zu gewähren, um gewisse Hemmnisse, die ihrer Verbreitung hinderlich waren, rechtzeitig zu erkennen und zu überwinden. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß nicht nur die große Zahl der in der Frauenschule gebotenen Fächer, die auf die Erweiterung des sprachlichen, literarischen oder ästhetischen Interessenkreises der Schülerinnen Bedacht nehmen sollten, sondern auch ihre Wahlfreiheit dazu beigetragen haben, die Kräfte der jungen Mädchen zu zersplittern.

Hierzu kam ein anderes, sehr wesentliches Hemmnis. Schon in den Plänen vom Jahre 1908 war es als erwünscht hingestellt, daß sich die Frauenschulen darauf einrichteten, den jungen Mädchen u. a. die Möglichkeit der Ausbildung als Sprachlehrerin, Hauswirtschafts-,

Handarbeits- und Turnlehrerin zu bieten, um auf diese Weise auch denjenigen jungen Mädchen, welche nicht die Berechtigung als wissenschaftliche Lehrerin erwerben wollten, Ziele zu stecken, Streben und Kraftübungen bei ihnen anzuspornen. Was somit gleichsam als Zugabe der Frauenschule gelten konnte, wurde von vielen als das Wichtigere angesehen und entsprechend gewertet. Man wies im Laufe der Jahre immer wieder darauf hin, daß die Berechtigungen der Frauenschule nicht genügten, und man erhoffte von der Zunahme ihrer Berechtigungen ihre Verbreitung. Und indem man so das Hauptziel mit dem Nebenziel vermischte, ließ man die Jahre zwischen dem Abgang eines jungen Mädchens vom Lyzeum bis zu seinem Eintritt in die praktische Vorbereitung für den bürgerlichen Beruf nutzlos vorübergehen und wählte dann schließlich diejenige Stätte, an der es ohne den Besuch der Frauenschule seine Vorbereitung für den Beruf finden konnte. Erst die Kriegzeit hat einen heilsamen Wandel geschaffen und deutlicher als die Friedenzeit gezeigt, wie wichtig es für die weibliche Jugend ist, sich mit den Kenntnissen auszurüsten, die im Hinblick auf die Aufgaben der künftigen Frau, Mutter und Staatsbürgerin notwendig sind. Aber auch auf einzelne Gemeinden hatte die Berechtigungsfrage insofern nicht unwesentlich eingewirkt, als sie ihren Haushaltsplan nicht durch Ausgaben für eine Einrichtung belasten wollten, die nach ihrer Ansicht nicht handgreifliche Rechte und somit nicht entsprechenden Nutzen gewährte.

Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Staat durch Angliederung von Frauenschulen an die von ihm unterhaltenen höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend vorbildlich gewirkt hat, daß auch die Errichtung von Studienanstalten nur solchen Gemeinden gestattet werden durfte, die sich zur Gründung einer Frauenschule verpflichteten. Immerhin fehlte doch der heilsame Antrieb, den Gemeinden aufeinander auszuüben pflegen. Daß daran die an einigen Orten verhältnismäßig geringe Zahl von Anmeldungen zur Frauenschule mitbeteiligt war, steht fest. Und mancher Schulmann hat hier vielleicht zu früh die Flinte ins Korn geworfen, obwohl ihn bevorzugter Besuch der Frauenschule an anderen Orten davon hätte abhalten müssen. Wenn man daher den Leitern unserer Lyzeen den leisen Vorwurf nicht erspart, daß sie sich der neuen Schulart gegenüber eine zu große Zurückhaltung auferlegt haben, eine Zurückhaltung, die nicht unwesentlich beeinflußt war durch die Mannigfaltigkeit der Schultypen und die Unsicherheit über den Maßstab, nach dem die einzelnen Anstalten beurteilt wurden, so darf auch nicht übersehen werden, daß gerade die Leiter unserer höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend den Gemeinden wiederholt die Wege gewiesen haben, die zur Gründung von Frauenschulen führen konnten. Man erwog, ob es ratsamer wäre, in Orten, wie z. B. Schöneberg, Steglitz, Charlottenburg und Wilmersdorf, je eine Frauenschule zu errichten oder aber, nach dem Vorbilde des Zweckverbandes, einen Zusammenschluß von Nachbargemeinden herbeizuführen, um gemeinsam eine Anstalt ins Leben zu rufen, die dann aber auch in jeder Hinsicht den an sie gestellten Anforderungen entspräche. Auf diese Weise hätten die Ausgaben der einzelnen Gemeinden für Einrichtung und Unterhaltung um ein beträchtliches verringert werden können, und ein Ziel wäre erreicht worden, dem man bisher vergeblich nachstrebte. Wenn ein so wohl vorbereiteter und in einzelnen Gemeinden ernstlich erörterter Vorschlag bisher nicht zur Ausführung gekommen ist, so war daran auch die Auffassung schuld, daß die Selbständigkeit der beteiligten Gemeinden Schaden leiden könnte.

Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Reform des höheren Mädchenschulwesens und die dadurch bedingte Umgestaltung der bestehenden Schulen, die Gründung von Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten, das Interesse an der Frauenschule nicht in dem Maß aufkommen ließ, wie es ihrer Bedeutung gebührte.

Und nun nach zehn Jahren, mitten im Kriege, eine Neugestaltung der Frauenschule. Eine einjährige und eine zweijährige. Für die einjährige Frauenschule kommen in Zukunft als praktische Fächer in Betracht: Haushaltungskunde, Ernährungslehre, wirtschaftliches Rechnen und Buchführung, Kochen, Haus-, Garten- und Nadelarbeit für häusliche Zwecke; ferner Gesundheitslehre, dazu praktische Arbeit in Säuglings- und Kleinkinderpflege sowie einfachste Übungen zur Krankenpflege in der Familie, schließlich auch Erziehungslehre, besonders auch im Hinblick auf die Kleinkindererziehung. Zu diesen praktischen Fächern treten zum Zwecke wissenschaftlicher Fortbildung Religion (Behandlung der christlichen Sitten- und Pflichtenlehre, der christlichen Liebestätigkeit und gewisser Fragen der Weltanschauung), Deutsch (Auswahl von Werken, die einen Einblick in unser deutsches Volkstum gewähren) und Geschichte mit Bürgerkunde und Volkswirtschaftskunde. Daneben sind auch für Turnen und Bewegungsspiele, zu freier Betätigung und zur Weiterbildung in einem oder dem anderen wissenschaftlichen Fach und zu Besichtigungen unter Führung noch einige Wochenstunden vorgesehen.

Was nun die zweijährige Frauenschule anbetrifft, die für diejenigen jungen Mädchen die Regel sein sollte, die sich später dem Berufsleben nicht widmen wollen, so kann sie entweder eine gründlichere und vielseitigere Ausbildung in den genannten praktischen Fächern und eine vertiefte und erweiterte wissenschaftliche Fortbildung zum Ziele haben, oder sie kann dem ersten Jahre, in dem die Aufgaben der einjährigen Frauenschule erledigt werden, ein zweites Jahr folgen lassen, das unter Ergänzung und Erweiterung der erworbenen Bildung zum Verständnis für die bürgerlichen Aufgaben außerhalb des Hauses führt. Grundlage bleibt indessen der Pflichtenkreis des Hauses. Auf dieser Grundlage soll sich eine dem Alter und der Reife der Schülerinnen angepaßte Betätigung im weiteren Kreise des bürgerlichen Lebens aufbauen, so daß der Gesamtplan in der Hauswirtschaft zur Volkswirtschaft, in der Säuglingspflege zur Säuglingsfürsorge, in der Kleinkinderpflege und Kleinkindererziehung zur Kinderfürsorge überleitet.

Die größere Betonung der praktischen Fächer wird ohne Zweifel für die neue Frauenschule von Bedeutung sein. Wenn somit in richtiger Erkenntnis des Pflichtenkreises der Frau als erstrebenswert für alle Mädchen hingestellt wird, Einsicht in die Bedürfnisse und Anforderungen des Haushalts sowie Kenntnis der zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel zu gewinnen, sich die Fähigkeit anzueignen, die zur Verfügung stehenden Stoffe vollständig und mit dem größten Vorteil für die Wirtschaft auszunutzen, sich überdies mit den Aufgaben vertraut zu machen, die die Sorge für das körperliche und geistige Wohl des Kindes an die Mutter und Erzieherin, die Sorge für alle Familienangehörigen an die Hausfrau stellt, zugleich aber auch eine allgemeine Weiterbildung zu erlangen, die sich die Erstarkung der sittlichen Persönlichkeit und ein Verständnis für die Stellung des einzelnen zur Gesamtheit und seine Ein-

Brest-Litowsk.

Von Franz Evers.

Erster Friede läutet durch die Welt,
junge Hoffnung, daß die Flut des Blutes
nun bald ebben muß. Komm, Sonnenhimmel,
reinerer, aus Tat erblauter, gib
du uns Irdischen das Warme wieder,
das den harten Krieg zum Sämann wandelt,
der Millionen Toten Sühne bringt,
gib das Sakrament des Völkerfriedens!

Friedensfrühe läutet durch die Herzen,
kein Geschwätz des Tages schlug die Glocken;
was der Tag des Worts vergeudete,
schuf rastloses Werk der stillen Nacht.

Deutschland, vor! — Der Riese der Gewalt
stöhnt am Boden. Seine vielen Köpfe
zeugen gegen ihn — Gib du den Völkern
des gequälten Ostens freie Tische,
reiß sie aus dem roten Griff des Schreckens,
der ihr Blut verheert. Sie rufen dich.

Siebenfältig flog dein Friedenswerben
in die Welt. Die Welt hat dich verhöhnt.
Erst die Tat, die hart hinsausende,
traf den Dünkelpanzer, daß er barst
und aus warmer Völkerbrust das Echo
deines Werbens kam. Das Blut hört Frieden.
Friedensfrühwind schwillt den Hauch der Erde.

Deutsches Volk, so atme tiefer auf!
Bind den Sturmhelm fest! An die Geschütze!
Gas und Bombe, Mine und Granate
bahne dir den bittern Weg. Im Westen
prahlt noch Höllentrotz der Kriegsbesessenen,
Englands zäher Stahlneid, der dich, Volk,
dich zerrütten will. Kein wärmend Wort,
kein langmütig Flehen, keine Bitte
rührt das unerbittliche Geschick.

Sieg, du blutig stampfender, warum
beugt kein Gütelaut das Erz der Völker,
muß erst dein Triumph das Starre brechen?
Deutschland, das Notwendige besiehlt,
Hieb zu sein. Erfülle du das Schicksal! —

bis der Chor der frohen Glocken weit,
weithin Luft und Erde rührt, bis wieder
Glück umgeht und aus dem Lehm der Gräben
grau die Erdgewohnten steigen und
Himmel greifen und ins Neuland schreiten.

Himmel gib! und Sonne gib! und Frieden gib!
daß die Freude wieder rege Spaten führt
und Maschinen treibt und in den Häusern wohnt —
daß die Völkerkinder wieder lachen und
Deutschland lieben lernen, Deutschland, dich,
Volk, geläutertes, in Not gereiftes,
dich, siegwundes Heldenkind der Welt.

gliederung in das Gemeinschaftsleben des Volkes zum Ziele setzt, so war es auch nur folgerichtig, sämtlichen Schülerinnen die Teilnahme an den Fächern, die für diese Ziele in Betracht kommen, zur Pflicht zu machen. Ohne etwa örtliche Eigentümlichkeiten ganz auszuschalten, ist damit die Wahlfreiheit der einzelnen Fächer gefallen und zugleich eine straffere Gestaltung des gesamten Unterrichts, die bisher der Frauenschule mangelte, gewährleistet.

Um aber die Einrichtungen der Frauenschule möglichst vielen nutzbar zu machen, erweitert die Neugestaltung in dankenswerter Weise den Kreis der aufzunehmenden Schülerinnen. Bisher durften als Vollschülerinnen nur junge Mädchen aufgenommen werden, die sich im Besitze des Schlußzeugnisses des Lyzeums befanden oder durch eine besondere Prüfung die entsprechende Reife nachgewiesen hatten, als Gastschülerinnen und auch nur mit der Berechtigung zum Unterricht in den praktischen Fächern solche, die eine anerkannte höhere Mädchenschule mit Erfolg besucht hatten. In Zukunft aber werden außer jenen als Vollschülerinnen auch junge Mädchen zugelassen, die nach dem Besuche der ersten Klasse eines Lyzeums das Schlußzeugnis wegen ihrer Befreiung von einer Fremdsprache oder wegen nicht ausreichender Leistungen in Mathematik oder den Fremdsprachen nicht erhalten konnten, in den übrigen Fächern aber eine genügende geistige Reife gewährleisten. Überdies auch solche, die eine anerkannte zehnklassige höhere Mädchenschule durchgemacht und ein gutes oder mindestens durchweg genügendes Abgangzeugnis besitzen. Als Gastschülerinnen ist allen jungen Mädchen der Eintritt gestattet, die eine anerkannte neunklassige höhere Mädchenschule (nach den Lehrplänen vom 31. Mai 1894) oder eine anerkannte Mittelschule besucht und das sechzehnte Lebensjahr vollendet haben. Um aber auch ihnen eine Weiterbildung in den wissenschaftlichen Fächern zu ermöglichen, ist es freigestellt, für sie Sonderkurse einzurichten. Daß auch jungen Mädchen, die eine über das Lyzeum hinausgehende Bildung besitzen, besonders Studentinnen und Lehrerinnen, Gelegenheit geboten wird, als Gastschülerinnen neben ihren sonstigen Arbeiten sich in den praktischen Fächern auszubilden, wird vielen sehr erwünscht sein. — Diese wohl erwogenen Maßnahmen werden es selbst kleineren Orten in Zukunft möglich machen, an die Errichtung von Frauenschulen zu gehen, die als vollausgebildete gelten, wenn sie die für Hauswirtschaft, Nadelarbeit, Säuglingspflege, Kleinkinderpflege und -erziehung nötigen Einrichtungen besitzen. Rücksichtnahme auf den Geldbeutel der Gemeinden hat auch hier wieder die Möglichkeit geschaffen, mit gut eingerichteten und passend gelegenen Anstalten, wie Säuglingsheimen, Krippen, Kindergärten und Kleinkinderschulen, in Verbindung zu treten. Voraussetzung ist allerdings, daß dort die Ausbildung der Schülerinnen in dem vorgeschriebenen Umfange gesichert ist.

Daß die Frauenschule eine für sich bestehende Einrichtung ist, in der die jungen Mädchen den ihnen dort

gesteckten Zielen ohne Rücksicht auf die Berufsbildung nachzugehen haben, ist in den neuen Bestimmungen zum scharfen Ausdruck gekommen. Allerdings dürfen ihr, wie bisher, auch Lehrgänge zur Ausbildung von Fachlehrerinnen usw. angeschlossen werden. Aber sie bilden keinen Teil der eigentlichen Frauenschule. Immerhin genießen die Inhaberinnen des Schlußzeugnisses einer Frauenschule die Vergünstigung zum Eintritt in die Lehrgänge zur Ausbildung von technischen Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, ohne die sonst geforderte technische Vorprüfung abzulegen. Auch der Eintritt in die Mittelstufe eines staatlich anerkannten selbständigen Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminars mit 1½jährigem Lehrgang und zur Ausbildung als Jugendleiterin steht ihnen offen. Die nämlichen Berechtigungen sind auch den Gastschülerinnen zuerkannt. Nur wird von ihnen die erfolgreiche Teilnahme an den oben erwähnten Sonderkursen vorausgesetzt, wenn sie die Lehrgänge zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen besuchen wollen.

Auch in Zukunft wird vor allem die Mitarbeit von Frauen, die den neuen Aufgaben entsprechend vorgebildet sind, unerläßlich sein. Für solche Frauenschulen, die für sich bestehen, ist die weibliche Leitung Bedingung. Wenn die Frauenschule aber einer größeren Anstalt angegliedert ist, muß unter der Oberleitung des Direktors oder der Direktorin der Gesamtanstalt eine Oberin eine verantwortliche Stellung innehaben. Hauswirtschaft und Handarbeit erfordern voll ausgebildete Gewerbelehrerinnen, Kindergarten- und Hortarbeit Jugendleiterinnen als Lehrerinnen. Für die wissenschaftlichen Fächer der Frauenschule aber kommen nur akademisch gebildete Lehrkräfte in Betracht, da ihre Aufgaben über die des Lyzeums hinausgehen. —

Als seiner Zeit die Frauenschule ins Leben trat, war man sich darüber klar, daß bei den ihr vorbehaltenen Fächern (Haushaltungskunde, Gesundheitslehre usw.) zunächst nur allgemeine Richtlinien für die Unterweisung und für die Verteilung auf Theorie und Praxis festgestellt werden konnten. Deshalb billigte man auch im Anfang möglichst große Freiheit in der Ausgestaltung zu. Auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen bieten die soeben erlassenen Bestimmungen neue Richtlinien, die ohne Zweifel der Zustimmung der beteiligten Kreise gewiß sind. Aber sie werden auch die ungeteilte Billigung berufener Beurteiler schon deshalb finden, weil bei ihrer Festlegung die Bedürfnisse der Zeit eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Die Zahl derer, die sich der Laufbahn als wissenschaftliche Lehrerin nach dem Besuch der Seminare und Oberlyzeen widmen wollen, nimmt nicht ab. Und immer wieder hört man wissenschaftliche Lehrerinnen darüber klagen, daß es ihnen nicht möglich ist, als ordentliche Lehrerinnen an höheren Schulen Stellung zu finden, daß sie sich vielmehr zeit ihres Lebens als Lehrerinnen an den Volksschulen betätigen müssen. Wesentlich ungünstiger liegen aber noch die Verhältnisse für Frauen mit akademischer Vorbildung. Es gibt zurzeit nicht weniger als 6000 studierende Frauen. Die seit der Reform begründeten Studienanstalten sind überdies gefüllt von solchen jungen Mädchen, die sich über kurz oder lang dem Studium widmen wollen. Auch die Oberlyzeen stehen hier nicht abseits, obwohl sich die meisten jungen Mädchen nach abgelegter Lehramtsprüfung mit dem Amt einer ordentlichen Lehrerin begnügen. Zwar werden einige dieser studierenden Frauen im ärztlichen Beruf ihre Befriedigung suchen. Die meisten unter ihnen streben aber der Laufbahn als Oberlehrerin zu, ohne dabei zu bedenken, daß die Zahl der zur Besetzung kommenden Stellen sehr beschränkt ist. Wohin soll das führen? Der große Überfluß an studierten Frauen wird sehr viele von ihnen früher oder später zu der Erkenntnis bringen, daß es für sie vorteilhafter gewesen wäre, anstatt in die Vorbereitung zu einem akademischen Berufe zu treten, eine Laufbahn zu wählen, die ihnen bessere Aussichten für das spätere Leben gewährt hätte und ihrem körperlichen und seelischen Befinden dienlicher gewesen wäre. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Frauenschule und ihre jetzt erfolgte Neugestaltung als eine soziale Tat zu begrüßen, insofern als sie den jungen Mädchen nicht nur eine Bildung zu vermitteln vermag, die ihren natürlichen Anlagen entspricht, sondern auch insofern, als sie ihnen Gebiete des praktischen Berufs eröffnet, in denen sie sich wohl bewähren, vor allem aber jene Befriedigung finden können, die Voraussetzung für jedes erfolgreiche Wirken im Leben bleibt.

Als eine selbstverständliche Pflicht muß es fortan den Eltern unserer heranwachsenden Töchter erscheinen, diese nach Beendigung ihrer Schulzeit zunächst der Frauenschule anzuvertrauen, damit sie sich dort die für jede Frau im Leben notwendigen Kenntnisse erwerben und so den rechten Grund für die spätere Berufswahl legen können. Dazu sind aber die entsprechenden Einrichtungen seitens der Beteiligten zu schaffen. Hierbei wird auch die Tatsache von Einfluß sein, daß später im Frieden wie jetzt bereits im Kriege die wirtschaftlichen und mütterlichen Fähigkeiten der Frau auf den mannigfachsten Gebieten der öffentlichen Fürsorge in Anspruch genommen werden. Somit können sich auch die Patrone öffentlicher Lyzeen und die Leiter von Privatlyzeen nicht gut der Verpflichtung entziehen, allen Schülerinnen dieser Anstalten die Möglichkeit einer Fortbildung nach der Schulzeit in der angegebenen Richtung zu gewähren. Auf diese Weise werden sie aber auch gleichzeitig einer vaterländischen Pflicht nachkommen, deren Bedeutung die Kriegszeit unumstößlich dargetan hat. Dann wird sich auch die Entwicklung der Frauenschule nicht mehr aufhalten lassen. Das aber steht fest: reiche Erfahrung, tiefes Verständnis und zielbewußtes Eintreten für die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts haben bei der Neugestaltung der Frauenschule zusammengewirkt, um sie einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen.

Nahrungsmittel aus der Lobau.

Von Dr. Josef Drazler, Wien.

Das jenseit des Donaustromes gegenüber dem Wiener Prater gelegene kaiserliche Jagdgebiet „Lobau" wurde den Wienern 1917 als Weihnachtsgeschenk durch kaiserlichen Gnadenakt freigegeben.

Durch die jahrelange Absperrung des aus Wiesen, Wäldern, Buschwerk und Auen bestehenden, von zahlreichen abgebauten Armen der Donau durchzogenen Reviers hat sich dort eine ungemein reiche Fauna und Flora wie in einem Naturschutzpark entwickeln können.

Der Wert des kaiserlichen Geschenkes durch die Freigabe der Lobau wird bereits im ersten Frühling zur vollen Geltung kommen. Die begreiflicherweise in der Nähe der Großstadt vielgesuchten wilden Gemüse konnten in den Vorjahren den Bedarf bei weitem nicht decken. Die Lobau mit ihren bisher unausgenützten

Karte der westlichen Randgebiete Rußlands.

Das schraffierte Gebiet zeigt die Ukraine innerhalb der im Friedensvertrag angegebenen Grenzen.

üppigen Beständen an Wildgemüsen kann allein viele tausend Küchen reichlich mit den besten Sorten der Zuspeisen versorgen.

Schon im Winter, wenn alle Fluren noch tiefer Schnee bedeckt, kann uns die Lobau wertvolle Nahrungsmittel liefern. Dort haben infolge warmer Quellen meist offene versumpfte Arme der alten Donau große Bestände an Schilf und Teichrohr (Phragmites communis), an Wasserliesch, Blumenbinse (Betomus umbellatus), Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia) und Rohrkolben, deren mehl- und zuckerhaltige Wurzelstöcke gerade in der kälteren Jahreszeit am saftigsten sind. Alle diese Wurzeln wurden schon bei den Hungersnöten unserer Vorfahren zur Brotstreckung benutzt oder auch geröstet oder gebraten verspeist. Ähnlich wäre auch die Wurzel des Kalmus (Asorus calamus) und nach guter Durchröstung auch die Wurzel des frisch giftigen Aronstabes (Arum maculatum) zu verwenden.



Phot. Spelling.

Ein deutscher Panzer-Kraftwagen-Maschinengewehrzug auf dem Domplatz in Vittorio.

Weiter kommt in der Lobau die Winterkresse (Barbarakraut, Barbarea vulgaris), die oft schon im Februar Salat liefert, in Bächlein vor. Zu den häufigen Kreuzblütlern der Lobau zählen auch das Schaumkraut (Cardamine pratensis), das Täschelkraut (Thlaspi arvense), das Löffelkraut (Cochlearia officinalis), die Pfefferkresse (Lepidium campestre) und die Brunnenkresse (Nasturtium officinale). Im ersten Frühling liefert die Lobau auch größere Mengen des Bärenlauches (Allium ursinum), der in den letzten Jahren als Wildgemüse in Massen auch im kaiserlichen Tiergarten bei Lainz für den Markt gesammelt wurde.

Als Nahrungsmittel der Lobau muß auch das isländische Moos (Cetraria Islandica), das zur Mehlstreckung gut zu verwenden ist, aufgezählt werden.

Zum ersten Frühlingsgemüse kann der in den feuchten Gräben der Lobau häufige Hühnerdarm, auch Gänsekraut oder Sternmiere genannt (Stellaria media), gerechnet werden, dessen feinverzweigte zarte Stengel nebst den kleinen Blättern einen guten schleimlösenden Spinat liefern.

Ebenfalls recht frühzeitig und massenhaft wächst in den noch laublosen Gebüschen das Scharbockskraut oder der fingwurzelige Hahnenfuß (Ranunculus ficaria), dessen herz- bis nierenförmige, glänzend dunkelgrüne Blätter einen erfrischenden Salat liefern.

Etwas später erscheint der allseits beliebte Löwenzahn (Leontodon Taraxacum), der besonders unter der alten Laubschicht recht weiche gelbe oder chlorophyllose Triebe als körperreinigenden Frühlingssalat in großer Menge auf den ausgedehnten Wiesen darbietet.

Eine besonders reiche Ernte bilden in der Lobau die große und die kleine Brennessel (Urtica dioica und U. urens), deren Wert um so höher einzuschätzen ist, als diese gesunde und wohlschmeckende Gemüseart auf allen frei zugänglichen Plätzen in der Nähe von Städten durch schonungsloses Abreißen stark vermindert wurde.

Noch eine zweite sehr beliebte Spinatpflanze, deren Bestände um Wien viel zu gering sind, bietet die Lobau in großer Menge, das ist der Sauerampfer (Rumex ecetosa und acetosella). Wiesen und Gärten weisen dort üppige Rosetten von im ersten Frühling besonders zarten Sauerampferblättern auf.

In der Nähe der Wasserläufe findet sich in der Lobau sehr häufig der an den stumpfen, etwas fettigen Blättern und schön blauen Blüten leicht kenntliche Wasser-Ehrenpreis (Veronika Becambunga), der einen guten Frühlingsalat liefert.

Auch den von allen Hausfrauen sehr geschätzten Feldsalat (Rapunzel Vallerianella olitoria) gibt es auf den die Lobau durchziehenden Dämmen in Menge.

Eine gute Ausbeute an recht ausgiebigen Spinatpflanzen bietet am Rande der Gebüsche und in allen Gräben die Beinwurz oder Schwarzwurz (Symphytum officinale), deren große ausgiebige Blätter in kürzester Zeit eine genügende Menge von Spinat liefern.

Die Rauheit der Blätter verschwindet beim Kochen geradeso wie die Schärfe der Brennhaare der Nesseln.

Auch die übrigen Boretscharten, die sich gut zum Spinat eignen, wie Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), Ochsenzunge (Anchusa officinalis) und das Gurkenkraut (Borago officinalis), sind an mehr trockenen Stellen der Lobau häufig zu finden.

Besonders stark vertreten sind die Wegerichgewächse, und zwar alle drei Arten, der breite, der mittlere und der lanzettblättrige Wegerich (Plantago maior, media und lanceolata), deren junge Blätter sowohl als Kohl wie als Spinat trefflich schmecken. Ebenso häufig ist das Maßliebchen (Bellis perennis), dessen zarte Blätter als Frühlingsalat sehr beliebt.

Der Spiegel.

Von Kora Kesers.

Gerade als er aus dem Hotel heraustrat, knatterte das graue Auto heran und hielt mit einem harten Ruck. Aber es war noch eine Stunde Zeit, und so ließ er den Chauffeur warten und bog in die helle Hauptstraße ein. Eine köstliche Stunde, die ihm noch blieb, ehe das Auto ihn wieder zur Front brachte. Mit hingegebener Dankbarkeit sog er Farbe und Leben der alten Stadt ein, die bunte Schönheit fremder Frauen, die lockenden Dinge in weißen Läden — all die Leichtigkeit des früheren Lebens, das draußen erstickt war in Kargheit, Gefahr und Härte. In seinem Hotelzimmer häuften sich schon die Pakete, törichtes Zeug dabei — bei dem man nur die Freude empfunden, endlich einmal wieder kaufen zu können — auszuwählen. Es war wie Weihnachten gewesen, als er mit all den Päckchen heimzog.

Und dann hatte er doch noch etwas gekauft. Tagelang war er standhaft vorbeigegangen an dem Antiqui-

tätenladen mit seinen getriebenen Kannen, Uhren und altflämischen Schätzen. Und nun hatte er den Spiegel zuletzt doch erstanden. Er hing zu verführerisch im warmen Licht des Nachmittags. Um das blinde Glas schwang sich das Gold und Braun der Umrahmung in einem schlanken Oval, und die bunten Puttenköpfchen lachten aus einem prangenden Kranz geschnitzter Früchte. Der Spiegel war edelstes Hochbarock, das hatte er auf den ersten Blick erkannt, wundervoll im Reichtum der Ornamente. Und die ganze Zeit sah er es wie ein Bild vor sich — sah er aus dem goldenen Früchtekranz heraus Anne-Lenes blonden Kopf schimmern.



Abd ul Hamid †
ehemaliger türkischer Sultan.

Es gab ein allgemeines Hallo, als der Oberleutnant Hans Petersen mit dem Barockspiegel im Quartier ankam. Aber er ließ ruhig die Neckereien der Kameraden über sich ergehen und befestigte den Spiegel über dem schmalen Arbeitstisch.

Da hing nun der Spiegel — über Anne-Lenes Bild — und die Puttenköpfe lächelten zu dem hellen Frauenkopf hinab. Der Spiegel sah die Gesichter der Männer, wenn sie schwarz von Erde und Staub aus der Gefechtstellung kamen. Er sah ihre Züge, angespannt in hartem Ernst, wenn der Angriff erwartet wurde. Und er sah sie, wenn sie des Abends zusammensaßen bei ihrer kleinen Lampe. Gläser und aufleuchtende Flaschen standen da und dort auf dem runden Tisch — die Lebenslust schäumte auf nach den schweren Tagen der Gefahr — er sah seine Augen im Spiegel — mitten in der Nacht — „genug" — sagte er und stellte hart das volle Glas auf den Tisch.

Und dann nach Wochen der Erwartung, kam, was Hans Petersen in den einsamen Abenden draußen sich erträumt: Der Spiegel hing plötzlich in dem weißen Schlafzimmer, eigentlich paßte er gar nicht hinein mit seiner braunen und goldenen Pracht. Aber Anne-Lene wollle es so haben.

Am ersten Morgen erwachte er von einem leichten Geräusch — goldenes Licht floß gedämpft durch die bläulichen Vorhänge — Anne-Lene stand in einem weichen, weißen Morgenkleid und steckte sich die schweren Zöpfe auf. In dem alten Spiegel sah er ihr Gesicht, blühend vor Glück und Freude — und



General Averescu,
der neue rumänische Ministerpräsident.



Phot. Reinard.

Grundsteinlegung des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel

vor dem vollreifen Früchtekranz und den Putten des Rahmens schimmerten halb erhoben ihre festen, bräunlichen Arme. Alles Glück seines Lebens schien ihm eingefangen in diesem goldenen Rahmen. Es war ihm, als sei alles Leben vor dem Krieg, ja selbst seine Ehe mit Anne-Lene nur eine Vorbereitung gewesen — und wirklich nur dies, daß er nun hier lag und die geliebteste Frau aus dem Spiegel ihm entgegenblickte. Die Last des Glückes fiel fast schmerzhaft auf sein Herz — „Anne-Lene", sagte er leise und sehnsüchtig — ihre ruhigen Augen waren plötzlich wie erweckt von stürmischer Freude — und ihre Küsse fluteten über sein Gesicht.

Wie ein schmerzlich süßer Traum gingen die Tage ihres hastig genommenen Glückes dahin; und der alte Barockspiegel sah eines Abends das einsame, stumme Gesicht der Frau. Es war Anne-Lene, als müsse sie ihn heraustragen, der ihr kurzes, heißes Glück zurückgestrahlt, der Glanz der Früchte und das Lächeln der bunten Puttenköpfe war höhnisch und sinnlos in dem stillen Zimmer. „Nicht, nicht," sagte sie mit zusammengepreßten Zähnen und drängte die Tränen zurück, „einmal wirst du auch sein Gesicht widerspiegeln", und sie nickte dem Spiegel zu wie einem Menschen.

Frühling und Sommer blühten aus dem Garten in das stille Haus hinein — im Spiegel nickten die breiten Blätter der Kastanien.

„Liebster," schrieb Anne-Lene ins Feld — „heute hat das Kind zum erstenmal nach dem Spiegel gelangt — es jauchzte und griff mit seinen Fingerchen nach seinem eigenen Bild — alle Puttenköpfchen lachten uns an — o wie reich die Liebe ist — und mir ist, als würde sie immer leuchtender und bewußter."

Das war der letzte Brief, den Hans Petersen las. — Am Abend schlug eine Granate in den Unterstand — man trug ihn mit den Toten hinaus — er atmete schwach. Er lag im Fieber, wie Kaskaden stürzten Reihen von Worten zusammenhanglos über die zersprungenen Lippen, man mußte den Rasenden festhalten. Für wenige Augenblicke erwachte er, versuchte ein qualvolles Stammeln — stürzte zurück in die Flut des Fiebers.

Anne-Lene saß weiß und still am Bett — „ich hoffe immer noch", sagte der Arzt — „ich weiß gewiß", sagte die Frau mit einem zuversichtlichen Lächeln — und wartete.

Der Kranke öffnete die Augen — über ihn geneigt war Anne-Lenes Gesicht. „Anne-Lene," sagte er — „der Spiegel —" und schloß zufrieden die Augen.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Der Abschluß des Friedens mit der Ukraine ist vollendete Tatsache. Mit diesem ersten Friedenschluß des Weltkrieges, dieser ersten politischen Bestätigung unserer militärischen Siege, ist der Anfang vom Ende besiegelt.

Sehr bald wird es sich auch zeigen, wie stark uns die praktischen Vorteile des Friedenschlusses mit der Ukraine für die Vollendung unserer ganzen Kriegsarbeit zugute kommen werden. Liegt doch schon in dem einen Satz des Vertrages, der von der Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen handelt, die Gewähr für eine nachdrückliche Verstärkung unserer ökonomischen Verhältnisse. Eine willkommene Verstärkung für die Durchführung unserer Schutz- und Trutzmaßnahmen bis zur vollen Erreichung des einen großen Zieles, der Erkämpfung einer starken und sicheren Zukunft unseres Vaterlandes.

Auch die letzten Feinde müssen einsehen, daß es nichts nützt, gegen uns zu fechten. Dazu müssen sie gezwungen werden, solange sie noch Widerstand leisten. Unsere Heere und Flotten werden sie schlagen, bis sie den Sieg unserer Waffen anerkennen. Ein voller Sieg und ein voller deutscher Friede!

Dies Ziel fest im Auge sehen wir dem Fortgang der Ereignisse entgegen. Der Kern des deutschen Volkes, das sind die eigentlichen Besitzer unserer Volksgüter, sie stehen als kampfgeübte Krieger am Feinde in voller Entschlossenheit, die Absichten unserer obersten Kriegsleitung durchzuführen. Die Heimarbeiter, also alle übrigen, tragen auf ihren Schultern die Verantwortung für die Verwaltung unserer Volksgüter, bis das Ziel erreicht ist. Dann, wenn die Kriegsarbeit getan, wenn unsere bedrohten Daseinsbedingungen gesichert sind, dann werden die einen wie die anderen sich zur Erneuerung des Vaterlandes zusammenfinden. Daß die einen wie die anderen in Treuen und in Ehren voreinander bestehen, dafür haben die letzten Tage uns den Beweis geliefert, in denen die Umtriebe unserer Feinde gescheitert sind, durch die unter unseren Heimarbeitern heimtückische Verbündete feindlicher Absichten gewonnen werden sollten. Nach wie vor und bis zuletzt stehen wir geschlossen und schlagbereit vor den letzten Kämpfen, die uns den Sieg und den Frieden bringen werden.

Die laufenden Meldungen über den Fortgang des U-Boot-Krieges zeigten auch in der verflossenen Woche höchst befriedigende Ergebnisse. Recht stattliche Ziffern neuversenkten Schiffsraumes sind wiederum zu melden gewesen. Darunter hoben sich die Berichte ab über die Tätigkeit eines U-Bootes unter Kommando des Kapitänleutnants Wenninger, das im westlichen Teile des Aermelkanals rund 20 000 Brutto-Register-Tonnen zu Grund geschickt hat. Es wird dabei hervorgehoben, daß das U-Boot die in beträchtlichem Maße vorhandene feindliche Gegenwirkung durch geschickt angesetzte und kühn durchgeführte Angriffe überwand. Ein anderes U-Boot, Kommandant Kapitänleutnant Remy, hat kürzlich im selben Abschnitt und an der französischen Westküste, ungeachtet der stark gesicherten Geleitzüge, 28 000 Brutto-Register-Tonnen erledigt. Aus einer weiteren Meldung über 4 beladene und bewaffnete Dampfer und 2 Segler, die ebenfalls im Ärmelkanal versenkt wurden, geht ebenfalls hervor, daß die stärkste feindliche Gegenwehr nicht gegen unsere schneidige U-Boot-Waffe aufkommt.

Da berührt es bei allem schweren Ernst geradezu belustigend, wenn Amerika ein Geschrei der Entrüstung erhebt über die Rücksichtslosigkeit, daß man ihren Truppentransport, der auf der „Tuscania" in schönster Ausstattung bis zur irischen Küste gekommen war, nicht einmal ruhig landen läßt. Das war ein Stoß, der saß! Mit schweren Verlusten, als erschöpfte Schiffbrüchige, unter Verzicht auf alles, was sie mit sich führten, wurde der allein schon ob seiner Seltenheit so wertvolle amerikanische Truppentransport mühsam an Land geborgen. Ein Trost ist es diesen naiven Anfängern, daß sie dabei wenigstens keine Waffen eingebüßt haben; denn Flinten und Munition hatten sie von Hause nicht mitbekommen, die sollten erst unterwegs in England oder Frankreich eingekauft werden! Unsere Feldgrauen reiben sich die Hände im Vorgefühl der ersten Begegnung mit amerikanischer Miliz. Viel wird es ja nicht sein können, was von dieser Art von Feinden mit unseren Truppen in Berührung kommen dürfte!

Beachtenswert bei der Bewertung des starken Erfolges unseres U-Boot-Krieges ist folgende Feststellung. Zu den versenkten Schiffen kommen in beträchtlicher Anzahl die beschädigten. Auch diese sind Verluste für die Gegner, so gut wie die Verwundeten im Gefecht. Nach vorsichtiger Schätzung wurden im Zeitraum eines Jahres mindestens drei viertel Millionen Brutto-Register-Tonnen beschädigt. In den feindlichen Berichten sind sie als erfolglos angegriffen bezeichnet. In Wirklichkeit entzieht ihre Ausbesserung auf den feindlichen Werften dem Neubau von Schiffsraum sehr beträchtliche Arbeitskräfte.

Halten wir uns auch beim Rückblick auf diese verflossene Woche vor Augen: Unsere militärische Lage ist sehr günstig!

X.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Ludwig III König von Bayern
Marie Therese Königin von Bayern
20. Februar 1918.

Kunstverlag C. Andelfinger & Cie.

Gemälde von Walter Firle.

Zur Feier der goldenen Hochzeit des bayrischen Königspaares.



Bild- und Film-Amt.

Umzug der Flamen durch die Straßen Antwerpens.

Die Volksabstimmungen für den Rat von Flandern: Kundgebung der Flamen in Antwerpen (Sonntag, 3. Februar 1918).



Phot. Nitsch.

Untere Reihe: Verwaltungschef Schaible, Staatssekretär Dr. Wallraf, General der Infanterie von Zwehl, Oberstleutnant Sauter, Konteradmiral Louran. Zweite Reihe: Geh. Reg.-Rat Schultze, Generalkonsul von Schnitzler. Dritte Reihe: Franz Müller, Major Frhr. v. Richthofen, Intendant Sauer. Vierte Reihe: Major Wallmüller, Major Evers, Oberleutnant Reinhardt, Major v. Mackensen, Leutnant Prinz zu Hohenlohe Oehringen. Fünfte Reihe: Rittmeister Hiby, Hauptmann Andrae, Hauptmann Thiem, Hauptmann Werners.

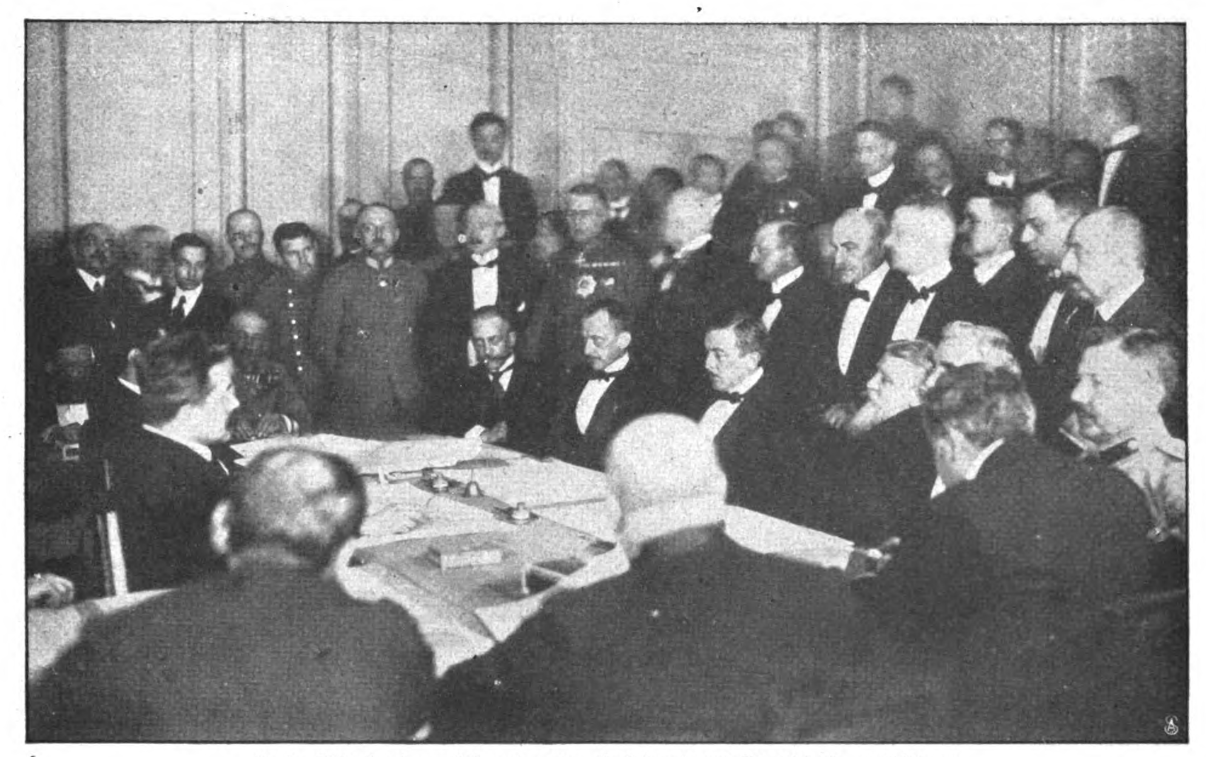
Staatssekretär Wallraf in Antwerpen.





General Ludendorff

Neuste Aufnahme. Von Vizewachtmeister Gordon, Hannover.



In der Mitte sitzend von links nach rechts: Graf Czernin und Staatssekretär von Kühlmann.

Die Schlußsitzung in der Nacht vom 8. zum 9. Februar, in der das Friedensprotokoll unterzeichnet wurde.

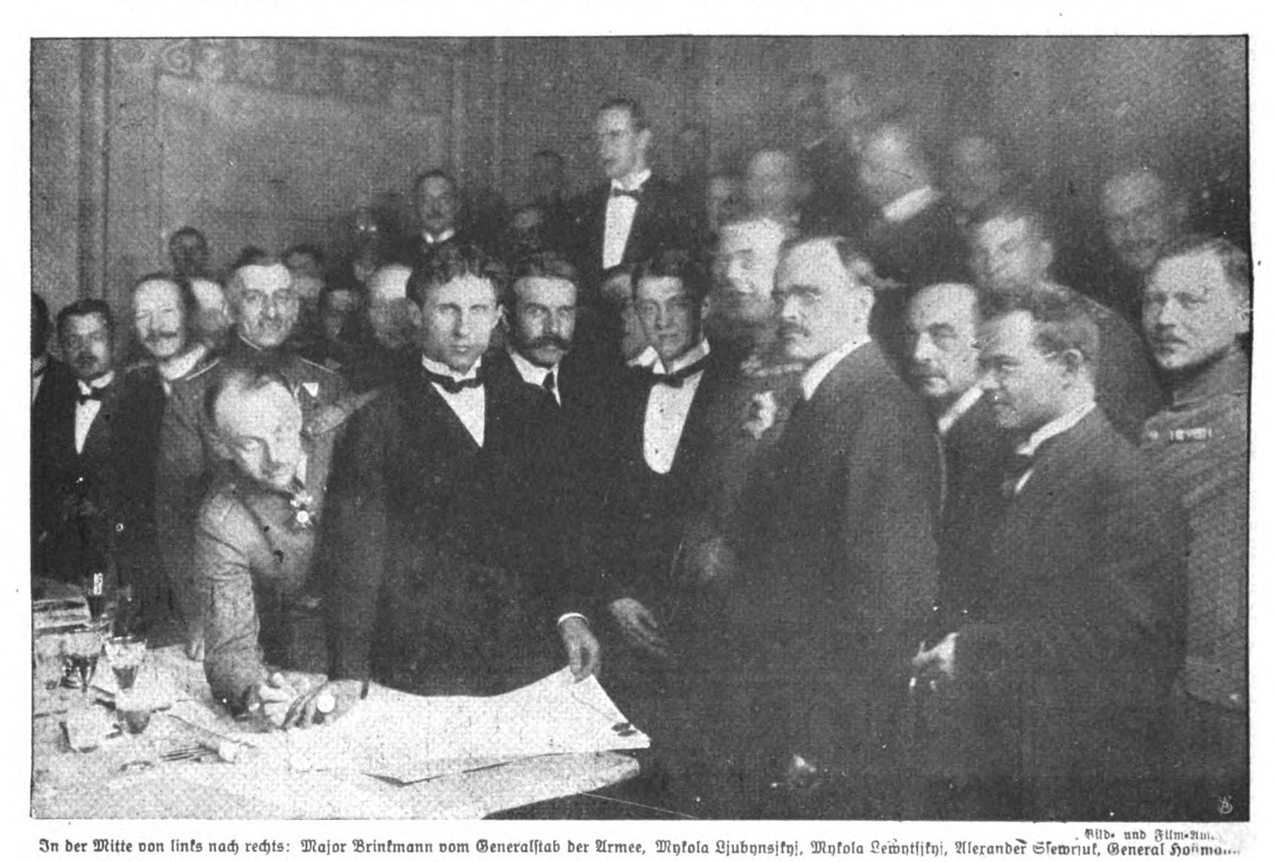


Bild- und Film-Amt.

In der Mitte von links nach rechts: Major Brinkmann vom Generalstab der Armee, Mykola Ljubynskyj, Mykola Lewytskyj, Alexander Sewrjuk, General Hoffmann.

Die Schlußsitzung in der Nacht vom 8. zum 9. Februar, in der das Friedensprotokoll unterzeichnet wurde: Die Ukrainer beim Siegeln des Friedensprotokolls.

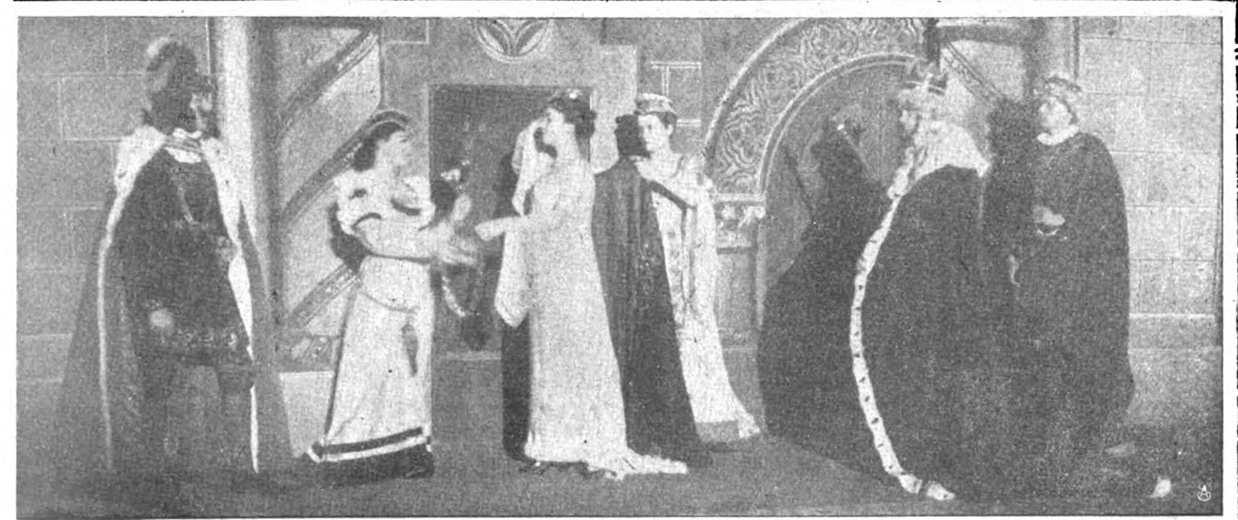
Der Friede mit der Ukraine.



1. General d. Inf. z. D. Telle, 2. Generalmajor z. D. v. Dewitz, 3. Generalmajor Quassowski, 4. Generalmajor z. D. Hohenstein, 5. Major v. Richter, 6. Hauptm. u. 1. Adj. Sachs, 7. Oberleutnant Teetzmann, 8. Festb.-Major Goetze, 9. Hauptm. a. D. u. 2. Adj. Scholz, 10. Hptm. d. R. u. 2. Adj. d. Pionierbat. A. Liesegang, 11. Maj. Dronke (Chef d. Stabes d. Gen.-Insp.), 12. Maj. Sipman (Abt.-Chef), 13. Maj. Schlottmann (Abt.-Chef), 14. Oberst Helm, 15. Oberstlt. Schwartz (Abt.-Chef).

Fünfzigjähriges Jubiläum des Kgl. Preußischen Ingenieurkomitees in Berlin: Gruppe der Festteilnehmer.

Das Königlich Preußische Ingenieurkomitee feierte am 1. Februar 1918 das Fest des fünfzigjährigen Bestehens. Präses des Ingenieurkomitees ist Generalmajor Quassowski. Eine schlichte, eindrucksvolle Feier vereinigte am genannten Tage in den Räumen der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen das zweihundertköpfige Offizierkorps des Ingenieurkomitees und Abordnungen des über viertausendköpfigen Unterpersonals. Der Weltkrieg hat das ursprüngliche Arbeitsfeld des Ingenieurkomitees als Konstruktionsbehörde für den Bereich der Pionierwaffe und des Festungsbaus zu gewaltigem Umfang erweitert. Jetzt umfaßt es neben den bisherigen Gebieten die Konstruktion und Beschaffung der für den neuzeitlichen Kampf der Infanterie und Pioniere so wichtigen Nahkampf-, Leucht- und Signalmittel und die Bereitstellung der mannigfachen Geräte und Baustoffe, die von der heutigen Kriegführung besonders für den Stellungskampf in außerordentlichem Maß beansprucht werden. Eins jedoch wird wohl stets als hervorragendstes Verdienst des Ingenieurkomitees zu gelten haben: die Erfindung und Konstruktion der Minenwerfer und deren Ausgestaltung zu einer Waffe, die häufig berufen war, einen entscheidenden Einfluß auf wichtige Kampfhandlungen auszuüben.



Von links: Herr von Below, Baronin von Kleydorff, Frl. Spitzer, Frl. von Bonin, Herr Ebhardt, Herr Hausmann.

Aus dem Märchen „König Drosselbart“.

Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten des Krippenvereins

in der Hochschule für Musik in Berlin.

Spezialaufnahmen der „Woche“.

Ein interessantes gesellschaftliches Ereignis war die zum Besten des unter der Schirmherrschaft der Kronprinzessin stehenden Berliner Krippenvereins am 7. und 9. Februar 1918 in der Hochschule für Musik zu Charlottenburg veranstaltete Wohltätigkeitsvorstellung, die in die Schätze des Märchenreiches führte. Fünf deutsche Märchen, Froschkönig, Marienkind, Brüderchen und Schwesterchen, König Drosselbart, Wie das Märchen vom Rattenfänger weitergeht, waren es, die mit lebenden Bildern, dargestellt unter Leitung von Frau Admiral Hofmeier von der Jugend erster Berliner Gesellschaftskreise, für die schutzbedürftigen Kinder der Krippen warben. Ein Ehrenausschuß, dem Frau Staatsminister Drews als Vorsitzende, Frau Staatsminister von Loebell, Frau Staatsminister von Studt, Frau Staatssekretär Solf, Frau Admiral Hofmeier, Frau Wirkliche Geheime Rat Gruner, Frau Polizeipräsident von Oppen, Frau Polizeipräsident von Lüdinghausen u. a. angehörten, hatte sich an die Spitze des schönen Unternehmens gestellt. Der Berliner Krippenverein, der seit 40 Jahren Krippenfürsorge betreibt, unterhält jetzt in Berlin 9 Krippen, in denen jährlich etwa 1600 Säuglinge und Kleinkinder armer außerhäuslich erwerbstätiger Mütter in Tag- und Nachtpflege verwahrt werden.



Frl. Gruner — Freiin von Lüdinghausen

Aus dem Märchen „Marienkind“.



Frl. Michailow — Herr Tito Körner.

Aus dem Märchen „Der Rattenfänger“.

Phot. Mertens & Schmidt. / Hofphot. Urbahns.

Kapitänleutnant Landsky. — Leutnant v. Rufinowski. — Leutnant Hans Doehring. — Leutnant Wilh. Baege. — Leutnant z. S. Aug. Giesecke.

Unteroffizier Paul Kubitz. — Leutnant A. Ahm. — Off.-Stellv. Michalski. — Leutnant Oeser. — Unteroffizier Max Kaufmann.

Unteroffizier Emil Trippel. — Gefreiter Rich. Piezuch. — Gefreiter Alfr. Naumann. — Unteroffizier Kurt Knoblauch. — Vizefeldwebel Frank. (Hofphot. Bolg.)

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. E. Delši.

Von links: Prinzessin Hildegard von Bayern, Frau Landgerichtsdirektor Heuser, Frau Anny Albrecht, Fräulein Albrecht.

Eine fahrbare Bibliothek im Vereinslazarett „Rotes Kreuz" München.



Hauptmann Keller,

der anläßlich der Leistungen eines von ihm geführten Bombengeschwaders den Orden Pour le Mérite erhielt.

Ein Künstlerehepaar: Helena Forti,
Kgl. Sächsische und Fürstlich Reußische Kammersängerin,
und **Walter Bruno Iltz,**
Kgl. Hofschauspieler.



2 Phot. Erfurth.



Phot. Grete Back.

Hermine Körner.
Neuste Aufnahme der Schauspielerin.



Phot. Eilert.

Marie v. Keudell †
Landschaftsmalerin, frühere Vorsitzende des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in Berlin.



Phot. Daus.

Adolf Busch,
hervorragender junger Geigenkünstler.

Fritz Vogelstrom,
Kgl. Sächs. u. Frstl. Reuß. Kammersänger.



Phot. d'Ora.

Gustav Klimt †
hervorragender Wiener Maler.

Stanislaus Fuchs,
zum Leiter des Deutschen Theaters in Riga erwählt. Lübeck verliert in ihm einen Mann von ernstem künstlerischem Streben und hohem bürgerlichem Ansehen.

Phot. Mohrmann.



Geh. Sanitätsrat Dr. W. Pielke,
Lehrer am Kgl. Akadem. Institut für Kirchenmusik, feiert den 70. Geburtstag.

Phot. Wertheim.



Phot. E. Ganghofer.

Wilhelm Stücklen,
Verfasser des Stückes „Die Straße nach Steinaych".

Aus dem deutschen Kunstleben.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

15. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Unbeirrt fuhr Johanna Ter Meer fort: „Lasse doch England für sich selber sorgen! Stark genug ist es doch wahrhaftig!"

„Auch dem Stärksten kann ein Schaden geschehen!" erwiderte Cornelis.

„Hast du ihn abzuwenden?"

„Ja. Denn ich bin hier zu Gast!"

„Bist du Englands Hüter?"

„Jedermann!"

Ein Frösteln überlief sie. Vor ihr stand nicht mehr ihr Mann, sondern irgend jemand. Ein beliebiger Mensch auf der Welt. Alle waren einander gleich. Alle waren bereit, für England zu sorgen und zu bangen wie um das eigene Ich.

„Wenn wir jetzt in Frankreich oder in Rußland wären, würdest du dann auch so sprechen?"

„Davon weiß ich nichts! Wir sind in England!... Was hast du für Augen, Jantje?"

„Ihr seid so sonderbar...", sagte sie.

„Was denn ihr?"

„Ihr alle!... Du auch!... Ihr sagt: England... und dann ist alles fertig..."

Und es klang wie eine Antwort von Millionen und aber Hundertmillionen rund um den Erdball von weißen, schwarzen, braunen, gelben, roten Menschen, von Christen, Moslems, Hindus, Konfuzianern, Parsen, Buddhisten, von Häfen und hoher See und Meerengen und Küsten, wo nur Menschen wohnten: Was kann man mehr sagen als England? Man erkennt England an, wie man sich einem Naturgesetz unterwirft...

„Jantje... ich muß jetzt stracks zu dem Herzog gehen... ihm melden, daß seine Gastfreundschaft erschrecklich mißbraucht wird!... daß ein Deutscher im Schloß ist!"

„Nein, zwei!"

„Alle Himmel!"

„Der und ich! Zeig uns nur gleich beide an!"

Cornelis Ter Meer lief verstört zwischen den japanischen Rüstungen, den Buddhapüppchen und indischen Vorhängen des Gemaches auf und nieder, in dessen scheinbar wirrem und doch kühl geordnetem farbigem Durcheinander sich das britische Weltreich im kleinen widerzuspiegeln schien. Er trocknete sich, stehenbleibend, die kahle Stirn.

„Jantje, sage mir eins: Bist du irgend mit ihm im Bunde?"

„In keiner Weise. Ich schwöre es dir!"

„Da sei Gott gelobt!"

„Aber niemand würde dir das hier glauben. Ich gelte selbstverständlich als seine Mitwisserin!"

„War je ein Mann in solcher Lage wie ich...", sagte der Yonkheer Ter Meer verzweifelt.

„Morgen um diese Zeit ist er längst fort von hier, Cornelis!"

„Aber mit allen Geheimnissen, die er hier erfahren hat! Er ist doch ein Deutscher!"

Ein Deutscher... in dem angstvollen Ausruf ihres Mannes klang es für Johanna Ter Meer: Ein Deutscher! Also geächtet von der Welt. Vogelfrei auf der ganzen Erde! Außerhalb der Menschheit! Nicht nur in den Steckbriefen Englands, sondern auch in den Köpfen der Menschheit selbst...

„Ich glaube, wenn Deutschland heute zugrunde ginge," sagte sie langsam, „niemand auf der Welt würde auch nur auf den Gedanken eines Mitgefühls mit uns kommen..."

„Wie gerätst du darauf?"

„Du lehrst es mich! Es ist nicht, daß du es sagst, sondern daß alle es mir aus deinem Munde sagen!... Zehn Jahre bin ich unter euch herumgegangen und habe alle Menschen arglos für Freunde gehalten und geglaubt, ich wäre unter meinesgleichen. Wahrscheinlich ist es allen Deutschen so gegangen. Nun öffnet der Krieg einem die Augen..."

„Ich habe nichts mit dem Krieg zu tun, Jantje!"

„Es ist wie ein ungeheures Grauen um einen... also da sind wir Deutsche, und da sind die anderen Menschen..."

„Jeder Krieg reißt Klüfte zwischen den Völkern auf, Jantje!"

„Auch zwischen den Menschen, Cornelis!"

Der Yonkheer Ter Meer schaute seine Frau ratlos und zweifelnd an. Er begriff nicht recht, was in ihr vorging. Er wollte von Herzen rechtlich sein. Es entsprang der Gewissenhaftigkeit seiner Natur, in der viel von dem ehrenfesten Kaufmannsgeist seines Volkes war. Aber über seiner Natur stand das, was er für das Naturgesetz hielt: England. Zum erstenmal hatte er auch das Gefühl: Ich habe eine Fremde geheiratet. Nicht eine Frau, der ich leicht in ihren jungen Jahren das Vaterland abgewöhnte, sondern eine Deutsche. Eine erwachende Deutsche!

Er dachte sich: Und ist es nicht unfaßbar, daß alle solche Deutsche jetzt gerade Deutsche werden, wo ihr Vaterland vor dem Abgrund steht? Solange es

Deutschland gut ging, wollten sie wenig von ihm wissen. Jetzt drängen sie sich, bei seinem Untergang mit dabei zu sein! Wer auf der Welt wird je die Deutschen ergründen?

„Ach — es ist bitter!" sagte er. „Mein Leben dauert schon ziemlich lange, und wenn ich zurückdenke, so bin ich niemals im Zweifel gewesen, wie ich in einer Sache handeln mußte, wenn ich sie mir genug überlegt hatte. Aber nun weiß ich nicht mehr, wie ich mich halten soll . . ."

„Ich weiß es."

„Ich glaube, ich muß doch zu dem Herzog von Chichester gehen!"

„Geh hin und sag ihm, daß da ein Deutscher ist! Ich gehe indessen zu den Ladies in den Drawing-Room . . ."

„Oh, wirklich, Jantje?"

„. . . und sage ihnen, daß da auch noch eine zweite Deutsche ist, ich! Man hat es ihnen verschwiegen. Ich hab es gemerkt . . ."

„Jantje!"

„Eine gute Deutsche! Das werden sie an dem merken, was ich ihnen über England sage, während sie den unten verhaften!"

„Jantje — das gäbe ja einen furchtbaren Auftritt!"

„Ich hoffe so, Cornelis!"

„. . . der mich hier unmöglich macht!"

„Für England ist kein Opfer zu groß, Cornelis!"

„Spottest du auch noch?"

„Eigentlich ist es zum Lachen! Aber mir ist es bitterer Ernst!"

Das sah er. Er schwieg lange.

„Du sagst, er reist morgen ab?" fragte er endlich.

„Ja."

„Ist das ganz gewiß?"

„Er soll mir noch einmal sein feierliches Versprechen geben!"

„Und wenn er das nicht tut?"

„Ich bringe dir sein Versprechen! Verlasse dich darauf, Cornelis!"

„Oh, Jantje . . ."

„Niemand im Schloß weiß, wenn er weg ist, wer er war! Warum brauchst du es gewußt zu haben?"

„So soll es so sein!" sprach endlich der Yonkheer Ter Meer dumpf und ergeben mit schwerer Überwindung, und in der Art, wie er sich erschöpft niedersetzte und vor sich starrte, blieb doch der Druck des schlechten Gewissens gegenüber England.

X.

Es war draußen ein so stiller und sonniger Tag, wie ihn die ewig windgepeitschten, nebligen, von Regenhuschen überduschten britischen Inseln nur ein paar dutzendmal im Jahr kannten. Aber die Kricket- und Golfplätze lagen verödet, die Jagdpferde träumten im Stall, Fuchs und Forelle hatten gute Stunden — England feierte durch stumpfes Nichtstun den Tag des Herrn. Man konnte das Völkerrecht brechen, aber nicht den Sabbat. Auf dem Festland mochten die Kanonen donnern, im Britenreich klimperte keine Taste eines Klaviers. Die Jugend Europas stieg im Abenddämmern zur Ablösung in den Schützengraben, die Blüte Englands ging zur gleichen Zeit zum Abendgottesdienst in die Kirche, nachdem sie sich vorher um die fünfte Stunde noch ausgiebig mit Tee und Backware gestärkt.

Bei diesem Tee saß unten in der einen großen Halle Mr. Charles Lumley aus Illinois zwischen mehreren Ladies. Als höflicher Mann hatte er sich nicht die Gesellschaft junger, flirtbereiter Misses, sondern die einiger alter Damen ausgesucht, die trotz des Maienwetters draußen sich bis beinahe in das Kaminfeuer hineingesetzt hatten und ihm gespannt lauschten. Johanna Ter Meer hörte, als sie in den Saal trat, sofort seine helle, nach Yankeeart gequetschte Stimme.

„Ja, ich war früher in Geschäften in Deutschland, Madam!" sagte er laut. Denn die alte Lady neben ihm war schwerhörig. „Ich kenne dieses Land!"

„Ist es nicht erstaunlich in seinen Werken des Bösen, Sir?"

„In der Tat: Es ist ein erstaunliches Volk!"

„Wie erklären Sie sich den teuflischen Scharfsinn, mit dem es immer noch über die Kraft des Christentums und der Zivilisation triumphiert?"

„An dieser betrüblichen Erscheinung, Madam, sind nur Englands Bescheidenheit, seine zu große Nächstenliebe und Uneigennützigkeit schuld!"

„Oh, hören Sie, Mrs. Graham, was der Gentleman sagt!"

„Wie denken Sie sich Deutschlands Bestrafung?"

„Ist es nicht so, Mr. Lumley, daß diese Pagode des apokalyptischen Tiers mit der Pickelhaube schon wankt?"

„Nichts sicherer als das, Madam! Ernste Zeichen deuten auf seinen baldigen Sturz in die Hölle! Ich hatte eben erst durch amerikanische Freunde Nachrichten aus Deutschland!"

„Ach, lassen Sie hören . . ."

„Böhmen steht vor seinem Abfall vom Deutschen Reiche. Niemand in Prag möchte mehr preußisch sein!"

„Wie gut!"

„Bayern hat bereits eigene Briefmarken eingeführt als einen stummen, aber ernsten Protest gegen Potsdam!"

„Es ist glorreich!"

„In Bremen wächst die Zahl der Republikaner reißend. Die dortige Regierung ist dagegen machtlos."

„Welch erquickende Nachrichten, Mr. Lumley . . . noch etwas Tee?"

„Dank Ihnen — nein, Madam! Nun — Guten Abend!"

Mr. Lumley stand freundlich lächelnd auf, ließ die alten Ladies sitzen und trat zu Johanna Ter Meer in die andere Ecke des großen, sonst ganz leeren Saales.

„Ich hab den Ollschen ein lüttes Garn gesponnen!" sagte er zu ihrem Entsetzen ganz gemütlich auf deutsch. Es war unmöglich, daß jemand es hören konnte. Aber ein eisiger Schauer lief ihr doch über den Rücken.

„Um Gottes willen! Sprechen Sie doch Englisch wie ich!"

„O ja! Wie geht es Ihnen, Mrs. Ter Meer? Sind Sie auch in solch andächtiger Sabbatstimmung wie ich? Man wird ein besserer Mensch unter den guten Engländern. Wird man es nicht?"

„Wo waren Sie? Ich suchte Sie den ganzen Tag!"

„Ich hatte einen Ausflug nach den Hügeln, wo die großen Steine stehen. Dort haben die alten ehrlichen Druiden wahrscheinlich auch schon andern Leuten die Hälse abgeschnitten!"

„Was taten Sie denn dort?"

„Oh — es ist ein köstlicher Aussichtspunkt!" sagte Mr. Lumley laut und lebhaft, denn die alten Ladies kamen eben vorbei und bewegten sich nach dem Ausgang. „Man sieht weithin über das Land und manche Möglichkeiten, die es birgt. Mr. Craven hat mir Generalstabskarte und Kompaß geliehen, nichts leichter, als mit deren Hilfe den Weg nach London zu verfolgen!"

Der Saal war jetzt leer. Nur der Teekessel summte noch über dem Spiritusflämmchen in der Ecke, und daneben züngelte es im Kamin.

„Morgen um diese Zeit ist ein respektabler Gentleman mehr in London, Mrs. Ter Meer! Geld hat er! Das war früher genügend! Alles übrige war den Leutchen dort gleich. Aber jetzt im Kriege sind die Cousins von einer unbritischen Neugier. Sie wollen auch noch Ausweispapiere sehen, ehe sie einen im Hotel übernachten lassen. Die aber hat der arme Gentleman nicht!"

„Und doch wollen Sie fort von hier?"

„Ja!"

„Ganz sicher? Morgen?"

„Ich habe dringende Geschäfte in der City, Mrs. Ter Meer! Hier ist das Treiben für einen ernsthaften Finanzmann wie mich zu weltlich. Der reine Taubenschlag! Der kommt und geht. Jeden Augenblick kann der Hausfreund Englands — ich meine den Deubel — mir jemand auf den Hals schicken, der mich erkennt . . ."

„Wenn es das Unglück wollte, daß das geschieht, dann ist meine letzte Hoffnung der Lord St. Asaphs!"

„Hallo!"

„Er kann Ihr Schicksal nicht ändern, aber wenigstens durch seine mächtige Fürsprache es sehr mildern!"

„Danke!"

„Ich selber würde ihn dann beschwören, es zu tun!"

„Da möchte ich mich doch lieber des Teufels Großmutter anvertrauen, Mrs. Ter Meer! Die alte Dame hat jedenfalls noch mehr Sympathie für die Hunnen als der edle Lord!"

„Was!"

„Er und ich sind Freunde . . ."

„Meinen Glückwunsch!"

„Machen Sie doch nicht so grimmige Augen! . . . Freunde in dem Sinn, daß wir beide dasselbe wollen: Ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und England . . . ich schöpfe neue Hoffnung, wenn ich seinen guten Willen sehe . . ."

„. . . sich aus dem Fell des letzten Deutschen einen Bettvorleger zu machen, wie Seine Herrlichkeit mir vorhin scherzhaft auf einem Spaziergang sagte!"

„. . . und wenn ich sein auch durch den Krieg nicht gemindertes warmes Verständnis für die Deutschen fühle . . ."

„. . . aus dem Seine Höchste Ehren ein großes Arbeitshaus zur Verarbeitung britischer Rohstoffe unter Aufsicht der Menschheit zu machen gedenkt . . . nach der Einrichtung der Sträflingsinseln im Indischen Ozean, wie er gut gelaunt bemerkte . . ."

„Wann?"

„Jetzt eben, auf unserm kleinen Bummel durch den Park."

„Unmöglich!"

„Mylord legen Wert darauf, einen prominenten Amerikaner wie mich nicht über seine Meinung im Zweifel zu lassen, daß die Deutschen nicht eigentlich zu den Menschen gehören, sondern — nach der Empfindung Seiner Lordschaft — eine Sorte toller Doggen darstellen."

„Die Stunde ist wirklich zu ernst für Ihre Scherze!"

„Mylord hat sich, wie er mir gestand, wiederholt vor der Bibel gefragt, ob es nicht Gottes Wille sei, die Hunnen überhaupt auszurotten? Aber der Höchst Ehrenwerte Lord hat dann gefunden, daß die Hälfte genügt. Er meinte in seinem gesunden britischen Verstand, da man ja künftig jeden Ackerbau in Deutschland verbieten würde, könne man doch, ebenso wie in Irland, immer noch später so viel Leute verhungern lassen, als nützlich sei."

„Das kann er nicht gesagt haben!"

„Doch! Ich sage Ihnen die Wahrheit, wie sie Ihnen nur ein stiller Mann von der Waterkant sagen kann! Ich habe hier schon eine gesegnete Arche Noah von Ladies und Gentlemen kennengelernt, und sie haben mir offenherzig jeder seine Methode erzählt, wie sie Deutschland in die Hölle wünschen! Aber gegen Ihren Freund St. Asaphs sind es alles blutige Anfänger!"

„Es ist unmöglich, was Sie da erzählen!"

„Wieso?"

„Weil ich das Gegenteil weiß . . ."

„Höchstens bilden Sie es sich ein!"

„Ich habe Beweise, daß Lord St Asaphs ein weißer Rabe ist . . . ein Freund Deutschlands und des Friedens!"

„Wirklich?"

„Schwarz auf weiß!"

Er nahm den Brief an Mr. Knox, las ihn durch, las ihn noch einmal und sagte dann langsam vor sich hin: „Was hat der Mann damit vor . . .?"

„Sie sehen es ja: Er legt sich da in einem Schreiben an einen Nichtengländer beinahe öffentlich auf die gleichen Ansichten fest, die auch ich . . ."

Erich Lürsen achtete, im Gegensatz zu seiner sonstigen trockenen und etwas feierlichen Höflichkeit gegen Damen, ihrer Worte so wenig, als ob ein Kind sie gesprochen hätte. Er wiederholte in tiefem Nachdenken unbewußt auf deutsch: „Tja . . . was hat der Mann damit vor?" . . .

Johanna Ter Meer stand plötzlich das Herz still. Sie hörte im Freien vor dem ebenerdigen Fenster Stimmen. Erst die erstaunte eines Gentleman: „Was ist denn das da drinnen für eine Sprache?"

Dann die einer Miß: „Es ist die holländische Lady! Sie redet holländisch mit ihrem Mann!"

Die Miß schaute durch das Fenster herein, nickte Johanna Ter Meer zu, freundlich und mit der unwillkürlichen Gönnerhaftigkeit der Britin gegenüber der Angehörigen einer kleiner Nation, und ging mit ihrem Begleiter weiter. Erich Lürsen, der im Schatten des Pfeilers stand, hatten sie beide nur als einen dunklen Umriß gesehen. Er sprach aber doch jetzt lieber wieder Englisch. „Hätte ich mal das geheime Signalbuch für diesen Brief. . ."

Das humoristische Zwinkern in seinen Augen war wie weggeblasen. Sie versenkten sich hart und forschend in die steilen, großen Schriftzüge. Er las mit zusammengepreßten Lippen die Worte des Briefes von hinten und schüttelte den Kopf. Er fügte die Anfangsbuchstaben der Worte zusammen und schüttelte wieder den Kopf. Er suchte nach Zeichen hinter einem Wort, hob das Papier gegen das Licht und fand nichts.

„Was wollen Sie denn nur mit dem Brief?"

Er machte nur eine abwehrende Bewegung und sagte, halb geistesabwesend in seinem Nachdenken: „Das ist ein höllsches Ding!"

Er nahm das Schreiben wieder vor, versuchte einzelne Buchstaben durch andere zu ersetzen, indem er sie um ein paar Stellen im Alphabet vorwärts schob. Zuckte die Schultern. Überlegte von neuem.

„Geben Sie mir den Brief doch wieder! Es ist ja lächerlich!" sagte Johanna Ter Meer.

„Da möchte ich Ihnen lieber eine Treibmine zum Spielzeug geben!"

Er brummte es nur, betrachtete aufmerksam Wasserzeichen und Wappenkrone oben auf der ersten Seite, hielt sie gegen den Spiegel, schnalzte unbefriedigt mit der Zunge.

„Ich sollte den Brief die Nacht über haben. Dann wüßte ich vielleicht bis morgen früh, was der Mann durch Sie nach Deutschland hineinschmuggeln möchte!"

„Es steht ja deutlich darin geschrieben!"

„Aber wenn ich heute nacht abgeklappt werden sollte, darf man das Ding nicht bei mir finden, sonst kommen Sie in meine Geschichte mit hinein! Dabei habe ich Sie doch bis jetzt noch nie im Leben gesehen! Wir beide haben keine Ahnung voneinander! . . . Merken Sie sich das ja, für alle Fälle!"

„Geben Sie mir den Brief!"

„. . . um ihn mit nach Deutschland zu nehmen?"

„Ja."

„Der Brief kommt nicht nach Deutschland!"

Der Kapitän Lürsen sagte das mit der gleichmütigen Bestimmtheit, mit der er sonst einen Dienstbefehl geben mochte. Er beschäftigte sich jetzt mit Umschlag und Aufschrift, musterte das dicke elfenbeinfarbige Papier, ob da vielleicht Doppelblätter aneinandergeleimt seien. Ließ es zwischen den Fingern knistern. Seufzte. Nichts.

„Sie wollen mir doch nicht mein Eigentum vorenthalten?"

„Selbstverständlich!"

„Mit welchem Recht?"

„Mit Kriegsrecht! Ich beschlagnahme es!"

„Hier — mitten in England?"

„Oh — ich habe schon andere Dinge mitten in englischen Gewässern beschlagnahmt!" sagte der Korvettenkapitän Erich Lürsen gleichmütig. „Aber ich glaube, keinen gefährlicheren . . ."

„. . . als diese vier Seiten?"

„Wenn der Mann den Brief schreibt, dann hat er doch einen Zweck, nicht?"

„Natürlich! Er will eben dort . . ."

„Er will damit Deutschland doch irgend 'ne kleine Überraschung bereiten, nicht?"

„Aber . . ."

„Und Sie armes Kind sollen die Höllenmaschine im Koffer befördern — nicht?"

„Das wäre ja eine Schurkerei!"

„Ja — was dachten Sie denn?" sagte Erich Lürsen verwundert.

„Der Gedanke, daß ich irgendeine Gefahr über Deutschland bringen sollte, ohne es zu wissen . . ."

„Irgendeine ganz große Gefahr! . . . Wenn ich nur wüßte, welche . . ."

„. . . und daß ich selbst in das furchtbarste Unglück käme, wenn es herauskäme?"

„Sind Sie Engländerin? Nein! Also stört das den Mann doch nicht! Ob Ausländer oder Kaninchen — das ist den Engel'schen ganz gleich . . ."

„Sehen Sie mich doch dabei nicht so mitleidig an! Das kann nicht richtig sein. Ich bin doch auch ein erwachsener, vernünftiger Mensch . . .“

„Erwachsen ja. Und ein Mensch auch!“

„Und Sie reden zu mir wie zu einem Kinde . . . und sind dabei selber vor Haß gegen die Engländer nicht mehr so recht zurechnungsfähig! Es ist ja kein Wunder nach allem, was Sie durchgemacht haben . . . nach den Heldentaten, die Sie vollbracht haben . . . weiß Gott, die bewundere ich, wie nur eine Frau einen Mann bewundern kann! Aber eben als Frau sehe ich doch auch wieder reiner und klarer in diesem gegenseitigen furchtbaren Haß . . .“

Drüben, in dem vorspringenden Mittelbau des Schlosses, hatten sich die efeuumrankten Spitzbogenscheiben der Kapelle erhellt. Frische junge Soprane schwangen sich glockenklar über den Chorgesang der Gemeinde durch die offenen Fenster zum verblassenden Himmel. Überall auf dem Inselreich sangen und beteten jetzt die Briten und Britinnen fromm in ihrer Abendandacht für sich und alle andern Menschen.

„Ja, das gute alte England!“ sagte Erich Lürsen tiefsinnig. Dabei sah sie, daß er, als sie von ihrer Bewunderung sprach, merklich rot geworden war.

„Lange stecken die Seeräuber und ihr Herrgott abends nicht beisammen!“ fuhr er fort. „So'n alter Sabbat macht den Cousins zu sehr Hunger. Jetzt sind wir noch allein! Jetzt wollen wir unterdessen man fix mit dem Brief Schluß machen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Witwe und ihre vier Söhne.

Ich habe sie nicht auf Schulen geschickt,
Ich hatte nicht Gelds genug;
Sie haben nur Lesen und Schreiben gelernt,
Alle vier, und Rechnen und Spruch.

Sie haben mit Hammer und Kell' und Pflug
Und am heißen Kessel geschafft;
Sie stählten mit Mut alle vier ihr Herz,
Alle vier die Glieder mit Kraft.

Sie zogen hinaus alle vier ins Feld,
Auf den vierfachen Feind zu gehn;
Sie lasen: „Das Land und der Kaiser ruft!“,
Ließen alles liegen und stehn.

Sie haben geschrieben ins eiserne Buch
Vier Namen mit ihrem Blut;
Sie haben gerechnet: „Für tausend daheim
Vier Leben sind nicht zu gut.“

Sie haben zu Gott alle vier im Tod
Gebetet den letzten Spruch.
Sie haben für Deutschland Sterben gelernt,
Alle vier: — sie lernten genug.

Fritz Erdner.

Die deutsche Post in Riga.

Hierzu 7 Aufnahmen.

Gleich nach der Besetzung von Riga durch unsere Truppen hatte die Bevölkerung dieser alten Hansastadt den dringenden Wunsch geäußert, zum Nachrichtenverkehr mit den von uns schon früher eroberten Teilen Rußlands und namentlich auch mit Deutschland zugelassen zu werden. War doch durch den Einzug der Deutschen in die Hauptstadt Livlands die Schranke hinweggeräumt worden, die während der ersten Kriegsjahre Riga von dem Westen völlig abgeschlossen hatte. Gerade mit dem unmittelbar benachbarten Kurland hatte die Rigaer Bürgerschaft, der bei der letzten Volkszählung im Jahre 1913 nicht weniger als 70 000 Deutsche angehörten, seit jeher die engsten persönlichen und geschäftlichen Beziehungen unterhalten. Solange der Nachrichtenaustausch durch die Kampfzone gänzlich unterbunden war, hatte hüben wie drüben über das Schicksal der durch die Kriegsereignisse getrennten Anverwandten und Freunde bange Ungewißheit geherrscht, die um so drückender empfunden wurde, als über jene Gebiete der Krieg mit seiner verheerenden Wirkung gezogen war. Das Verlangen nach baldiger Wiederaufnahme der alten Verkehrsbeziehungen, nicht zuletzt auch mit Deutschland, zwischen dem und Riga tausend Fäden gerissen waren, erschien daher wohl begreiflich und fand auch bei der deutschen Behörde volles Verständnis. Mitte Oktober 1917 wurde in Riga ein deutsches Postamt für die einheimische Bevölkerung eröffnet, das fortan den privaten Post- und Telegrammverkehr zwischen dem Gouvernementsbezirk Riga einerseits und dem Postgebiet des Oberbefehlshabers Ost, dem Generalgouvernement Warschau, Deutschland und Österreich-Ungarn anderseits vermittelte. Den Bewohnern von Riga sind damit dieselben Verkehrsmöglichkeiten erschlossen worden, die schon vorher für das Verwaltungsgebiet Ober-Ost (Verwaltungsbezirke Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno) bestanden.

Das Rigaer Postamt ist in dem ehemaligen russischen Post- und Telegraphengebäude untergebracht, einem schmucken Bau, der sich in der Nähe des Deutschen Theaters an dem von prächtigen Gartenanlagen begrenzten Theaterboulevard erhebt. Das umfangreiche, von einem Kuppelbau gekrönte Gebäude wurde in den Jahren 1902 bis 1904 mit einem Kostenaufwand von ½ Million Rubel errichtet. Es diente dabei nicht nur als Post- und Telegraphenamt, sondern enthielt auch die Diensträume der Verwaltung des Rigaschen Post-



Schalterhalle des deutschen Postgebäudes in Riga.

und Telegraphenbezirks, der die russischen Gouvernements Kurland und Livland umfaßte. Von der geräumigen hochgewölbten Schalterhalle nimmt das deutsche Postamt die eine Hälfte für seine Zwecke in Anspruch. In der anderen Hälfte ist eine deutsche Feldpostanstalt tätig. Tag für Tag ist diese Halle jetzt von regem Leben erfüllt, da nicht nur unsere Feldgrauen, sondern auch alle Kreise der Bevölkerung die Posteinrichtungen eifrig benutzen. Neben dem Briefverkehr ist es besonders der Zeitungsdienst, der die Besucher herbeiführt. In den ersten Wochen der Besitzergreifung hatte die Bevölkerung geradezu ein Heißhunger nach Zeitungsnachrichten gepackt, zumal in der letzten Zeit der russischen Herrschaft alle Veröffentlichungen in deutscher Sprache strengstens untersagt gewesen waren. Es ist den Rigaern rasch gelungen, sich mit



Bestellpersonal der städtischen Postbestellabteilung in Riga.

den Betriebsformen der deutschen Post zu befreunden. Erleichtert wurde dies noch dadurch, daß im Postamt dauernd ein des Deutschen, Lettischen und Russischen kundiger Dolmetscher tätig ist, der dem Publikum in Verkehrsfragen bereitwillig Auskunft erteilt. Alles in allem kann die deutsche Post es sich als Verdienst anrechnen, daß sie durch den Wiederanschluß von

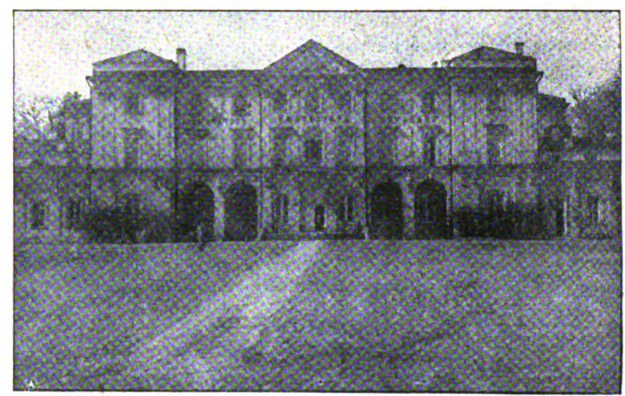


Der Leiter der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung Ober-Ost.

kommenden Postsendungen liegt in den Händen der Stadtgemeinde Riga. Diese hat zu dem Zweck im Postgebäude selbst eine Bestellabteilung eingerichtet, bei der als Briefträger ehemalige russische Postunterbeamte, die in großer Zahl an ihrem alten Amtsort zurückgeblieben sind, verwandt werden.

Das Postamt in Riga ist der „Deutschen Post- und Tele-





Das deutsche Postgebäude in Riga und das Schloß in Bialystok.



Konstantin Moskolinko,
Stadtbriefträger in Kowno.

Riga an das große westliche Verkehrsnetz auf Handel und Wandel in dieser von den Kriegsnöten stark mitgenommenen Stadt belebend gewirkt hat. Die Bestellung der an-

graphenverwaltung im Postgebiet des Oberbefehlshabers Ost“ unterstellt. In der Hand dieser Verwaltung, die dem Stab des Oberbefehlshabers Ost angegliedert ist, liegt zugleich die Leitung der im gesamten Gebiet Ober-Ost für den privaten Post- und Telegrammverkehr der Landesbewohner geschaffenen Einrichtungen. Ihren Amtsitz hat sie seit November 1915 in Kowno, von



Abfahrt des Postfuhrwerks Lejny—Suwalki.

einer kürzeren Unterbrechung im Jahre 1917 abgesehen, wo sie sich in Bialystok befand, und wo ihr dort wie anderen deutschen Verwaltungsabteilungen das vom Grafen von Branicki erbaute Stadtschloß als Geschäftsgebäude diente. In dem fast 110 000 Quadratkilometer großen Postgebiet Ober-Ost haben naturgemäß im allgemeinen nur die größeren Orte mit besonderen deutschen Postanstalten bedacht werden können. Insgesamt sind dies jetzt 39. Durch ein Zusammenwirken mit den Organen der militärischen Landesverwaltung Ober-Ost ist nichtsdestoweniger dafür gesorgt, daß sich der private Postverkehr selbst auf die kleinsten Landorte erstrecken kann. Zur Beförderung der Postsachen auf den Landstraßen werden zum Teil militärische Fahrzeuge mitbenutzt. Ein solchs Fuhrwerk sehen wir in dem Bild auf S. 177 in Sejny, der Bischof- und Kreisstadt im südlichen Litauen, vor dem Posthaus halten, um unter der Obhut eines Landsturmmannes die Fahrt nach Suwalki anzutreten. Das Personal der deutschen Postämter in Ober-Ost besteht fast ausschließlich aus Angehörigen der Reichspostverwaltung, die zum Heeresdienst eingezogen sind. Eine der wenigen Ausnahmen hiervon bildet der Stadtbriefträger in Kowno, Konstantin Moskolinko, dessen sympathisches Bildnis wir unsern Lesern auch deshalb nicht vorenthalten möchten, weil ihn das Geschick auf eine nicht ganz alltägliche Weise mit dem deutschen Postdienst in engere Beziehungen gebracht hat. Als nämlich die Festung Kowno durch die deutschen Truppen erobert wurde und es dem gesamten russischen Post- und Telegraphenpersonal der Stadt noch rechtzeitig gelungen war, das Weite zu suchen, war Konstantin Moskolinko der einzige gewesen, der dies nicht tat, aus dem einfachen Grund, weil er nach einem anstrengenden Nachtdienst den Abzug seiner Kollegen verschlafen hatte. Jetzt trägt er, obwohl ursprünglich Telegraphenbeamter, die Briefschaften von Haus zu Haus und ist so ein Bote der deutschen Post geworden, den jedermann in Kowno gern kommen sieht.

Neue Hüte für das Frühjahr.

Hierzu 9 Aufnahmen von Ernst Schneider.

Weit früher als Kleider und Mäntel wagen sich die Frühjahrshüte heraus. Sie halten kaum mehr mit den ersten Frühlingsboten, den Schneeglöckchen, Schritt. Sie liefern den Beweis der Ungeduld, den die Frauen neuen Dingen gegenüber an den Tag legen. In diesem Jahr ist es besonders interessant, zu verfolgen, wie sich die Hutfabrikation mit der Materialknappheit abzufinden versteht. Denn auch hier zeigt sich natürlich, wenn auch nicht gesetzesmäßig, eine vernunftvolle Beschränkung. So ersetzt man vielfach die kostbar gewordenen Strohborten durch Seide und erreicht auf diese Weise solch reizende Wirkungen, daß der Mangel zum Vorzug wird. Seidene Köpfe haben Strohränder, Strohköpfen wiederum hat man seidene oder Tüllränder gegeben, denn auch Tüll wird in den mannigfaltigsten Ausführungen sehr gern mit Stroh vereint.



2. **Kleine Strohkappe** mit losem Banddurchzug.



1. **Marineblauer Tafthut** mit Band, Blumen und Beeren

Bei den Hutformen zeigt sich lebhafte Phantasie. Sogar das aktuelle Thema „hoher oder flacher Kopf“ ist noch nicht endgültig entschieden. Auch auf eine bestimmte Art des Ausputzes hat man sich nicht festgelegt. In diesem Punkt gilt uneingeschränkt: erlaubt ist, was gefällt. Sogar auf die Straußfeder greift man zurück und verarbeitet sie auf alle nur erdenkliche alte und neue Art. Selbst das Gefieder des Pfaus und des Geiers wird gern zum Hutschmuck angewandt, meist jedoch so gefärbt, daß nur der Kundige die Abstammung erkennt. Selbstverständlich spielen auch die üblichen Phantasiegestecke



3. **Schmalkrempiger Hut** mit Blütenkopf und Samtschleife.

die Rolle, die ihnen seit undenklichen Zeiten zuerteilt. Mit welch glücklichem Erfolg zeigt der flotte Laufhut aus sandfarbenem Geflecht (Abb. 9). Der mittelhohe Kopf führt die neue eingedrückte Linie vor, der gut zu dem ungleichmäßig gelegten Rand paßt. Den Kopf umspannt schmale, zu Falten geordnete Seide, aus der zu beiden Seiten je ein sandfarbener, an den Spitzen dunkler werdender Flügel hochragt. Sehr interessant ist die Flügelanwendung an dem silbergrauen Strohhut mit dem gleichfarbenen Seidenkopf (Abb. 4). Der schmale Rand steigt an einer Seite scharf in die Höhe. Silbergraue Federchen sind zu einer Schnalle vereint, von der zwei Flügel abbiegen. Durch die Schnalle ist ein Seidenstreifen gezogen. Einen sehr jugendlichen Typ stellt die kleine Strohkappe dar (Abb. 2). Als geeignete Verzierung sind zwei flache Bandenden angebracht, einfach durch das Stroh gezogen. Dieses Modell liefert den überzeugenden Beweis, daß ein guter Erfolg keineswegs von prunkvoller Ausgestaltung abhängt. Einen ähnlichen Gedanken verrät der von einem breiten Taftstreifen eingefaßte Strohhut mit der rückwärtigen Bandschleife (Abb. 8). Daß die Schleife ihren Platz an das rückwärtige Teil des Hutes verlegte, ist aus dem Grund bemerkenswert, als es eine der jüngsten Modelaunen darstellt. Auch hier ist der eingebeulte Kopf angewandt.

Neben Bändern und Federn scheinen Blumen besonders beliebt zu sein, doch bevorzugt man nicht wie in früheren Jahren nur eine bestimmte Art, sondern verwendet alle mittelgroßen Blüten, bei deren farblicher Zusammenstellung man seinen geschulten Geschmack zu beweisen sucht. Vielfach werden ganze Köpfe aus Blumen zusammengesetzt.



4. Silbergrauer Strohhut mit gleichfarbenem Seidenkopf und Phantasieflügeln.



5. Neuartiger Zweispitz mit flachen Samtblumen.



6. Seitlich aufgeschlagener Hut aus glänzendem Stroh.



7. **Lilafarbener Strohhut**
mit Stiefmütterchen und Samtband.

einem helleren Ton, wie es das Stroh aufweist. Eine in diesem Frühjahr besonders geschätzte Form, die sich jedoch nicht durch Originalität auszeichnet, ist der Zweispitz (Abb. 5). Er wird niemals von der Mode ganz vernachlässigt, gilt jedoch jetzt wieder als ganz „auf der Höhe". Seine Linien laufen nicht gerade, sondern wellenförmig, nach außen ausladend. Flache Samtblumen in verschiedenen Tönen schmiegen sich an den hochgeschlagenen Strohrand. Ähnliche Hüte werden auch mit drei Ecken viel getragen und mit den mannigfachsten Verzierungen viel gezeigt. Die scharfaufgebogenen Ränder kleiden meist gut, so daß diese klassische Form stets auf viele Anhängerinnen rechnen darf. Auch auf dem marineblauen Taftbütchen (Abb. 1) liegen vereinzelte Blüten und Beeren, die sich von dem elfenbeinfarbenen, dicht



8. **Einfacher Strohhut**
mit rückwärtiger Schleife.

Wie hübsch das aussieht, erläutert der reizende schmalkrempige Seidenhut mit dem ziemlich hohen Blütenkopf (Abb. 3). Ein breites Samtband vermittelt den Übergang von der Seide zu den Blumen. Auch hier liegt die flache Schleife rückwärts. Die einzelnen Blüten mit ihrem dunklen Stern in der Mitte sehen zu dem Kopf vereint sehr dekorativ aus. Auch der lilafarbene Strohhut mit dem sich rückwärts auf originelle Weise senkenden Rand weist eine reiche Blütenfülle auf (Abb. 7). Dabei ist nicht eines der zahlreichen Stiefmütterchen vorn hingelegt. Alle sind seitlich und rückwärts angehängt und sehen in dieser Fülle durch die gut durchgeführte Schattierung ausgezeichnet aus. Man garniert die Blumen gern auf dem Kopf, weniger auf dem Rand. Durch die Blüten schlingt sich ein Samtband in



9. **Laufhut aus sandfarbenem Stroh**
mit eingebeultem Kopf und Flügeln.

eingezogenen Rand aus Seidengaze ausdrucksvoll abheben. Der obere Rand besteht aus heller Seidengaze, während er von unten mit blauem Taft abgefüttert ist. Der Taftkopf ist weich gepufft. Die Blüten schimmern elfenbein und rosa, die Beeren wirken auf dem hellen Grund durch ihr tiefes Blau. Reiher bleiben nach wie vor der eleganteste Hutschmuck. Die durch sie verschönten Hüte sehen deshalb nur passend zu vornehmen Kleidern aus. Prächtig hebt sich die schwarze Paradiesflanke von dem glänzenden Strohgeflecht ab, weit den Rand überragend (Abb. 6). Den Kopf umspannt breites, glänzendes Seidenband. Auch dieser Hut zeigt die seitlich steil aufgeschlagene Linie, die durch den sehr strengen Gegensatz besonders wirksam in die Erscheinung tritt.

Schluß des redaktionellen Teils.



Unheilbare Katarrhe.

Die Kur im Hause

Die wenigsten Menschen sind sich bewußt, daß Schnupfen, Hals- und Rachenverschleimungen usw. ihre Ursache in der Tätigkeit der Kleinlebewesen haben, die in den Schleimhäuten der Atmungsorgane, sobald dieselben durch Erkältungen oder andere Ursachen gelockert sind, die günstigsten Bedingungen zu ihrer Fortpflanzung finden. Diese Bakterien verbreiten gewisse Absonderungsprodukte, die giftig wirken und dadurch weitere Teile der Schleimhäute reizen und für die Ausbreitung empfänglich machen. Auf diese Weise entstehen leicht durch einen vernachlässigten Schnupfen oder Husten: Rachen-, Nasen-, Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma, Influenza usw. Natürlich sind auch alle diese Zustände ansteckend, weil die Bakterien sich im Speichel in Massen befinden und mit dem Atem nach außen gestoßen werden.

In der Natur sind aber für alle Gifte Gegengifte vorhanden, es gilt, nur die richtigen anzuwenden, um die Toxine unwirksam zu machen, ohne die menschlichen Organe zu gefährden. Daher nützen auch die Trinkkuren mit Salzen oder äußere Behandlung mit warmen oder kalten Umschlägen oft wenig und können unter Umständen den Zustand des Kranken sogar noch verschlechtern; die tieferliegende Bakterienflora wird dadurch nicht alteriert, und nach einiger Zeit ist das alte Leiden wieder da. Deshalb erscheinen diese Zustände den meisten als unheilbare Katarrhe. Da die Entfaltung dieser Bakterienbrut den Luftwegen der Atmungsorgane folgt, kann man ihnen also am sichersten nur auf diesem Wege beikommen, d. h. durch Einatmung besonders günstig desinfizierender Dämpfe, welche die Bakterien zum Absterben bringen.

Von der Firma Karl A. Tancré, Wiesbaden L. C., ist ein kleiner sinnreicher Apparat konstruiert, der wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luftwege bringt, ohne Kitzelreize zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. Hiermit sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 20 000 Patienten, darunter auch zahlreiche Aerzte, in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben:

Herr Geheimrat Univ.-Prof. Dr. med. Wiedersheim, Freiburg/B.: „Gerne erfülle ich Ihren Wunsch und gebe Ihnen bekannt, daß ich mit Ihrem Apparate, was die Bekämpfung katarrhalischer Affektionen der oberen Luftwege betrifft, sehr gute Erfolge erzielt habe. Ich freue mich, Ihnen dies bestätigen zu können, und ermächtige Sie gerne, von diesem Zeugnis beliebigen Gebrauch zu machen."

Jul. Schütze, Berlin-Lichtbg., Friedrichstr. 28a: „Ich bin 70 Jahre alt und litt seit 40 Jahren ununterbrochen an einem heftigen, hartnäckigen Katarrh, verbunden mit großen Brustschmerzen. Kein Mittel wollte helfen, da nahm ich Ihren Tancré-Inhalator in Gebrauch und bin nun seit 2½ Jahren von meinem Leiden gänzlich befreit."

Herr Zahnarzt Maue, Stendal: „Es drängt mich, Ihnen über Ihren Inhalator meine wärmste Anerkennung auszusprechen. Ihr Apparat ist der einzig brauchbare. Ich habe ihn selbst benutzt und verordne ihn bei jeder Gelegenheit meinen Patienten. Die Beeinflussung der Mundhöhlen und deren Nebenhöhlen läßt in ihrer Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Erfolge sind großartig."

Verlangen Sie nähere Auskunft und Broschüre „Die Kur im Hause" kostenlos und ohne Kaufzwang von

Karl A. Tancré, Wiesbaden L. C.

KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden

---

Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis **nur 4,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**



Dörflinger-Bein

bestes Kunstbein der Welt!

Verlangen Sie Katalog W gratis

F. L. Fischer

FREIBURG i. Breisgau

Zweigniederlassung: Berlin NW 6, Luisenstraße 64.

Sie sehen alt aus



sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem **natürlichen orientalischen** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen,** frischen reinen Teint und **veredelte Gesichtszüge.** Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg.** „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.50 u. M. 9.00, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.75. „Lupa"-**Haut-Krem** macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.00. „Lupa"-**Bleich-Haut-Krem** ein **vorzügliches** u. **sicheres** Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 3.75. „Lupa"-**Wasch-Krem** — **alkalifrei** — das **mildeste** und **zarteste** Waschmittel, äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Kruke M. 6.50. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13 480 Leipzig.

Tausche Waren **um oder zahle Geld zurück.**

Ludwig Paechtner, Dresden 588.

Man verlange Prospekt kostenlos.



Dr. Bergers Rasierpulver

gibt festen, beständigen Schaum.

Im Gebrauch wie Rasierseife.

¹/₁ Dose M. 2.–, ½ Dose M. 1.–

Chem. Fabrik Bola, G. m. b. H., Berlin SO 36.

Muster gegen Einsendung von M. 1.50.



Kochplatten

Als Unterlagen für heiße Töpfe, Pfannen, Plätteisen und dergl.– Als Einlagen in Backöfen, Bratröhren und Kochkisten.

Eckige: M. 0.75
Runde: M. 1.–

In allen besseren Geschäften für Haus- u. Küchengeräte erhältlich.

„MOHA" G. M. B. H., NÜRNBERG 2





Rad=Jo

Ein Segen für werdende Mütter.

Fragen Sie deswegen Ihren Arzt!

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch die

Rad=Jo=

Hamburg 40 Gesellschaft m. b. H.

oder durch die

Deutsche Handelsgesellschaft für Wohlfahrt und Gesundheitspflege m. b. H., Hamburg 40.

Zuckerkranke erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein - Callenfels**) d. **W. Richartz, Cöln 1,** Georgsplatz 2b.



Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden! Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten **Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,**

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! — Anerkennungen aus allen Kreisen. — Ausführliche Broschüre versendet vollständig **kostenlos.**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a



25 Kerzen 4 Volt mittels kleiner Akkumulatoren

Prospekt gratis.

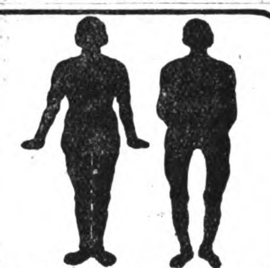
Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik Dresden-A., Grüne Str. 18/20

Nasenröte

unnatürliche Blutröte des Gesichts, Blutäderchen, Pusteln usw. beseitigt am sichersten **„Marubin".** Seit über 25 Jahre mit wirksamsten Erfolgen erprobt. — Preis **M. 3.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.**



auch jed. sonst. lästig. Haarwuchs verschw. sofort **spur- u. schmerzlos** durch Abtöten der Wurzeln **für immer** verm. meines verbess. orient. Verfahrens **„Helwaka".** Sofortig. Erfolg garant., sonst Geld zur. Preis M. 5.— geg. Nachn. **Frau H. Meyer, Cöln 71,** Hülchratherstr. 23



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen",** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre. dieSie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"

Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2

Ein neues Heilverfahren

mit **Puroxyd**-Tabletten gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Nierenleiden, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.

Dr. Ernst Sandow's Künstliches Emser Salz

bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

Lungen- u. **Halskranke!** Verlangen Sie kostenfrei belehrende Broschüre über Heilverfahren **ohne Berufsstör. Sanitätsrat Dr. Weise's Ambul., Berlin 146, Potsdamer Str. 123 b.**



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Dr Buslik's 1. Leipziger Frauen-Schule für Bakteriologie, Chemie und Röntgen. **Leipzig, Keilstraße 12.** Prospekt frei. Ueber 400 Damen ausgebildet.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl.,** u. a.: **3195 Fahnenj. 1917** u. a. **33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr.** Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Thüringisches

Technikum Ilmenau

Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.

Dir. Prof. Schmidt

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für **Fähnrichprüfung.**

Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764. **Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich**

Ingenieurschule zu Mannheim

Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für

Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.

Programme kostenlos.

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**



500 Briefmarken M. 4.25, 1000 Stück M. 13.25, 2000 St. M. 45.—, 3000 St. M. 115.—, 40 Deutsche Kolon. u. Posten M 2.75, 100 Übersee-Marken M. 1.50.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos.



Edmund Paulus

Markneukirchen Nr. 55 Musikinstrumente

Welches Instrum. interessiert? Katalog Nr. 55 gratis.



Zuckerkranke

verlangen aufklärende Broschüre, deren Zusendung kostenlos erfolgt. **Fr. Löw,** Fabrik pharm. Präp., **Walldorf b. Frankfurt a. M.**

Flechtenleiden. Dauerbeseitigung. Reichspatent. Prospekt gratis. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 172.**

Bettnässen Erfolgr. Befreiung. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst und diskret. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 223**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Militärsohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. **Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg D.**

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Vertreter zum Vertrieb von leicht verkäufl. Ansichtskarten, Feldpostartikel, Schreibmaterial ges. Näheres durch **Kunstverlag Heros, Berlin 39, Sellerstraße 3.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 43.**



Geld- **Verdienst durch eine gute Idee.** Wegweiser durch **KLAUSER & Co., Berlin SW 11, Friedrichstraße 9**

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Hans Land: „Friedrich Werders Sendung.“ Berlin, Kronen-Verlag.

W. Bölsche: „Schutz- und Trutzbündnisse.“ Stuttgart, Franckh.

Georg Stein: „Wie wahre ich mein gutes Recht?“ Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Dr. Albert Aich: „Deutsches Heldentum 1914—1917“. Regensburg, Friedrich Pustet.

Verschiedene Mitteilungen.

— „Asbestteller“, die bisher in keiner Küche fehlten, können nicht mehr hergestellt werden. Ein dem bisherigen Asbestteller überlegener Ersatz ist die bewährte und bekannte „Moha-Kochplatte“. Diese besteht aus Kunststein, ist absolut feuerfest, von hoher Bruchfestigkeit und unempfindlich gegen Nässe und feuchte Wärme. Sie dient als Unterlage für Kochtöpfe, verhindert das Anbrennen und Ueberkochen der Speisen, schützt die Töpfe vor dem Durchbrennen, erweist sich als außerordentlich zweckmäßige Einlage in Kochkisten, Backöfen usw. Die „Moha-Kochplatten“ sind in jedem besseren Haus- und Küchengerätegeschäft zu haben.

— Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Bronchialkatarrh, Asthma, Verschleimung der Atmungsorgane wie überhaupt alle Katarrhe der Luftwege werden am sichersten durch die Kur im Hause mittels des Wiesbadener Tancré-Inhalators bekämpft. Die Inhalation wirkt desinfizierend, heilend, schleimlösend, abhärtend, vorbeugend und kann jederzeit ohne Berufsstörung vorgenommen werden. Ueber 20 000 Zeugnisse von Aerzten und dankbaren Patienten rühmen die ausgezeichnete Wirkung des Tancré-Inhalators. Nähere Auskunft und belehrende Broschüre „Die Kur im Hause“ kostenlos und ohne Kaufzwang von Carl A. Tancré, Wiesbaden. L. C.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

REISEFÜHRER

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: [illegible], Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 8. Berlin, den 23. Februar 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.



Die sieben Tage der Woche.

13. Februar.

Nach heftiger Feuersteigerung zwischen Flirey und der Mosel stoßen mehrere französische Kompagnien bei Remenauville und im Westteile des Priesterwaldes gegen unsere Linien vor. Nach kurzem Kampf wird der Feind unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

Durch Vernichtung von 33000 Brutto-Register-Tonnen erleidet der Transportverkehr unserer Feinde im östlichen Mittelmeer eine empfindliche Einbuße. Es handelt sich hauptsächlich um nach dem Orient bestimmte Transporte.

14. Februar.

Engländer und Franzosen setzen an vielen Stellen der Front ihre Erkundungen fort. Nördlich von Lens und in der Champagne kommt es zu heftigen Kämpfen.

Der russische Oberkommandierende der West- und Südwestfront Mjasnikow hat folgenden Befehl ergehen lassen: Die Demobilisierung der Armee wird schnell vor sich gehen. Parallel mit der Demobilisierung muß die Organisierung der roten Armee gehen.

15. Februar.

Im Januar beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 20 Fesselballone und 151 Flugzeuge, von denen 67 hinter unseren Linien, die übrigen jenseit der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir verloren im Kampf 68 Flugzeuge und 4 Fesselballone.

Bei starker Bewachung und Gegenwirkung versenkten unsere U-Boote im Aermelkanal letzthin 19000 Br.-Reg.-To. feindlichen Handelsschiffsraum.

16. Februar.

In der Nacht vom 15. zum 16. Februar führen deutsche Seestreitkräfte einen Streifzug in den östlichen Teil des Ärmelkanals durch. Die bisherige umfangreiche Bewachung in der Straße von Dover—Calais und in der Linie Cap Griz Nez—Folkestone ist nicht mehr vorhanden. Nur vor Dover wird ein Vorpostendampfer angetroffen und durch Geschützfeuer versenkt. Unsere Streitkräfte kehren ohne Zwischenfall zurück.

Am 16. Februar greifen unsere Flugzeuge in den südlichen Hoofden englische Wasserflugboote an, die einen von England nach Rotterdam fahrenden Geleitzug begleiten. Eines der Flugboote wird durch Oberleutnant z. S. d. Ref. Christiansen brennend zum Absturz gebracht.

Auf dem nördlichen Kriegschauplatz werden von unsern U-Booten 6 Dampfer versenkt, darunter zwei mittelgroße Tankdampfer, dicht unter der englischen Ostküste.

17. Februar.

Der Waffenstillstand an der großrussischen Front läuft am 18. Februar 12 Uhr mittags ab.

Unsere Flieger haben in der letzten Nacht London, Dover, Dünkirchen sowie feindliche Seestreitkräfte an der französischen Nordküste mit Bomben angegriffen.

Im westlichen Mittelmeer wurden vier bewaffnete Dampfer und zwei Segler mit rund 29000 Br.-Reg.-T. vernichtet.

Die ukrainische Delegation in Brest-Litowsk hat der deutschen Reichsregierung eine Erklärung an das deutsche Volk übermittelt, in der es heißt: In dem harten Kampf um unsere Existenz sehen wir uns nach Beistand um. Wir sind tief überzeugt davon, daß das freie und ordnungsliebende deutsche Volk nicht gleichgültig bleiben wird, wenn es von unserer Not erfährt. Das deutsche Heer, das in der Flanke unseres nördlichen Feindes steht, besitzt die Macht, uns zu helfen und durch sein Eingreifen unsere nördlichen Grenzen vor dem weiteren Eindringen des Feindes zu schützen.

18. Februar.

An vielen Stellen der Front lebte am Abend der Artilleriekampf auf. Südöstlich von Tahure entwickelten sich örtliche Kämpfe.

Bei klarem Frostwetter waren die Flieger am Tage und in der Nacht sehr tätig. Militärische Anlagen hinter der feindlichen Front wurden in großem Umfange mit Bomben belegt. Ein Flugzeug griff London an. In den beiden letzten Tagen wurden im Luftkampf und von der Erde aus 16 feindliche Flugzeuge und zwei Fesselballone abgeschossen.

An der großrussischen Front haben heute 12 Uhr mittags die Feindseligkeiten begonnen.

Im Vormarsch auf Dünaburg ist die Düna kampflos erreicht.

Von der Ukraine zu ihrem schweren Kampf gegen die Großrussen zu Hilfe gerufen, haben unsere Truppen den Vormarsch aus Richtung Kowel angetreten.

Futurismus und Kunst.

Von Dr. Rudolf Oldenbourg.

Die Auswüchse der jüngsten Kunst haben in der Öffentlichkeit, je nach Temperament und Stellungnahme des einzelnen, Beifall, Entrüstung und Spott in allen Tonarten hervorgerufen. Die Ablehnenden sind zwar in der überwiegenden Mehrzahl, ihr Urteil wird jedoch durch die hartnäckige Propaganda der Gegenpartei seltsam beunruhigt, und gerade dieser ängstliche Zweifel, ob der Futurismus oder die „absolute Malerei" nicht doch das Ziel unserer künstlerischen Entwicklung sei, nötigt uns immer wieder — viel mehr als die herausfordernde Bestimmtheit der radikalen Fortschrittler — den Futuristenfall in Ruhe zu erwägen, sofern wir nämlich mit dieser Bezeichnung die Extreme der neuen Kunst zusammenfassen dürfen.

Praktisch, das heißt durch Ablehnung im einzelnen, ist wenig auszurichten, denn hier würde uns die Gegenpartei ohne weiteres die Beschränktheit unseres subjektiven Geschmackes vorwerfen. Dagegen bietet die Theorie einen um so zuverlässigeren Boden der Auseinandersetzung, als sie einerseits in der neuen Kunst einen sehr weiten Raum einnimmt und von zahlreichen Literaten mehr oder weniger klar entwickelt worden ist, anderseits aber ihre logischen Folgerungen alle Willkür und Parteinahme des persönlichen Urteils grundsätzlich ausschließen.

Die neue Kunst zielt im allgemeinen darauf ab, den Stoff, das heißt den wiederzugebenden Gegenstand, willkürlich umzugestalten. Das wäre an sich nichts Neues, denn die Kunstgeschichte aller Zeiten beweist, daß die Kunst nichts anderes als eine gewisse Umformung des in

der Natur Gegebenen bezweckt, und die besondere Art dieser Umgestaltung beim einzelnen Künstler ist eben das, was wir als seinen Stil bezeichnen. Es leuchtet jedoch ohne weiteres ein, daß dieser bildnerischen Selbständigkeit oder Willkür gewisse Grenzen gezogen sind, insofern der Stoff als unerläßliches Substrat für die Verständigung zwischen Künstler und Beschauer erkennbar bestehen bleiben muß. Sein objektiver Bestand bezeichnet den gemeinsamen Punkt, von dem beide ausgehen, der eine frei und schöpferisch sich erweiternd, der andere dem formenden Willen des Künstlers folgend. Dieses Verhältnis einer gegenseitigen Ergänzung von Künstler und Publikum wird mit der Preisgabe des Stoffes notwendig aufgehoben, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die neue Kunst, die den Stoff als entbehrlichen materiellen Ballast über Bord werfen will, um rein abstrakten Gebilden Platz zu machen, selbst den geduldig werbenden Beschauer im Stich läßt.

Die Kubisten betreiben diese vorsätzliche Zerstörung des Stoffes mit einer eigentümlichen Beschränkung der bildnerischen Form, indem sie nämlich alle Erscheinungen auf ein paar geometrische Konfigurationen zurückführen und damit eine Auflösung des Gegenständlichen erzielen, die zu den bekannten Bilderrätseln führt. Dieses Verfahren, das immerhin noch in den Grenzen zeichnerischer Darstellungsmöglichkeit bleibt, wird von den Futuristen als konventionell verworfen und durch ein Programm verdrängt, das im Gegenteil die bildnerische Form maßlos erweitern soll. Der Futurismus unternimmt es nicht nur, die Dinge allseitig, also etwa ein Haus von vier Seiten zugleich, darzustellen, sondern er mutet der Malerei zu, in bloßen Farbflecken oder zeichnerischen Andeutungen Symbole für Begriffe schlechthin zu schaffen, also Gerüche, Klänge sowie jegliche seelischen Regungen ohne stoffliches Medium unmittelbar in sichtbare Zeichen umzusetzen. Natürlich können solche Absichten niemals aus der Anschauung hervorgehen oder sich auf optische Wahrnehmungen gründen, sondern sie werden rein gedankenmäßig als ein literarisch festzulegendes Programm in die Welt gesetzt. Als solches mag man sie beurteilen wie immer: man wird sich jedoch die babylonische Verwirrung nicht verhehlen können, die sie in der Praxis hervorrufen. Jene sichtbaren Symbole für abstrakte Begriffe fallen nämlich notwendig bei jedem einzelnen verschieden aus, und wenn z. B. der Lärm einer fahrenden Trambahn einmal durch Zickzacklinien, ein andermal durch weiße Punkte verbildlicht wird, so kann auch der gutwillige Beschauer nur durch Kommentare von der Absicht des Künstlers verständigt werden. Es fehlt ihm jede noch so elementare Beziehung zu einer so chaotisch unfaßlichen Ausdrucksweise, und wenn er sich auch theoretisch mit den Absichten der Futuristen hatte auseinandersetzen können, so bleibt ihm doch jede selbständige Annäherung an ihr Schaffen versagt.

Diese offenkundige Unzulänglichkeit des Futurismus kann uns nun von der „passatistischen" Auffassung nicht abbringen, daß die Kunst eine Neuformung der sichtbaren Erscheinungen ist, die, vom Auge ausgehend, sich ans Auge wendet, und deren Verlauf sich mit naturhafter Notwendigkeit gestaltet, nie aber durch ein Programm zu erzwingen ist, wenn wir auch rückblickend gewisse Gesetze in ihm zu erkennen vermögen. Das Verhältnis von Theorie und Praxis liegt also hier gerade umgekehrt wie bei den Futuristen und zwingt uns, ihren Bestrebungen die Zugehörigkeit zum Möglichkeitsbereich der bildenden Kunst überhaupt abzusprechen; sie sind bestenfalls als spekulative Gedankenspielereien ohne jede Fähigkeit einer künstlerischen Versinnlichung zu bezeichnen, und nur durch ihre verblüffend dreisten Paradoxe sowie durch die unermüdliche propagandistische Bearbeitung der Öffentlichkeit haben sie sich überhaupt in weiteren Kreisen einzuschwärzen vermocht. Für die Zukunft wird der Futurismus nicht ein Problem der Kunstgeschichte, sondern der Psychologie bedeuten.

Im Gegensatz hierzu ist das Programm des sogenannten Expressionismus in jeder Hinsicht harmloser und zu Kompromissen geneigt. Der Name als solcher sagt nichts, denn Ausdruckskünstler hat es zu jeder Zeit gegeben, ja ohne Vertiefung des Ausdrucks nach irgendeiner Richtung ist überhaupt keine Kunst denkbar. Die Parole des Expressionismus, „daß Kunst keine Nachahmung, sondern Schöpfung eines Neuen ist", ist denn auch eine alte Binsenwahrheit, der nur durch eine mehr oder weniger schrankenlose Vergewaltigung des Stoffes eine neue sensationelle Geltung verschafft werden soll. Die gröbsten Ausschreitungen in diesem Sinne scheinen heute schon überwunden zu sein. Die „absolute Malerei", das heißt die bloße farbige Dekorierung der Bildfläche ohne jeden Bezug auf eine stoffliche Unterlage, wie Kandinsky sie lehrte, wurde, soweit sie überhaupt positiv zu werten ist, als ein kunstgewerbliches Bemühen erkannt, andere extreme Vertreter des Expressionismus, wie der vom Kubismus und Futurismus schwer beunruhigte Franz Marc, haben sich als geschmackvolle Eklektiker entpuppt. Überhaupt hat der Expressionismus seine Absichten nie so scharf zugespitzt und in starre Statuten gezwängt wie die vorgenannten Richtungen, sondern er wuchert in mannigfaltigeren, freieren Formen, und eben hierin liegt seine Entwicklungsmöglichkeit. Im ganzen möchte man ihn als eine idealistische Reaktion auf den Naturalismus am Ende des vergangenen Jahrhunderts bezeichnen, und in diesem Sinn darf er als eine notwendige und fruchtbare Phase unserer gegenwärtigen künstlerischen Entwicklung gelten, obgleich er sich mit seinen altklugen Theorien etwas gar zu ernst nimmt und durch den schreienden Widerspruch seiner hochtrabenden Worte von Gott und Kosmos zu seinem zügellosen Individualismus die Unstimmigkeit der Flegeljahre noch deutlich an den Tag legt.

Das Odium haftet nur immer am Namen, an den schwindelhaften Schlagworten, die unsere geschäftigen Kunstliteraten dem Bildungs- und Sensationsbedürfnis eines unreifen Publikums zuliebe in die Welt setzen. Sie verwischen die grundlegende Erkenntnis, daß Kunst ungeteilt und unteilbar über allen willkürlichen Absichten und Richtungen steht, daß sie von offenen Augen und gesunden Sinnen aufgenommen und verstanden sein will, nicht aber durch die Vermittlung zweifelhafter Mystagogen.

Eines freilich müssen wir der Kunst unserer Zeit zugute halten, ehe wir über ihre Unsicherheit, ihre wahnwitzigen Übertreibungen und ihr planloses Irregehen aburteilen: den erstickenden Druck der Vergangenheit, den die erhöhte Pflege der alten Kunst und der Kunstgeschichte in den letzten Jahrzehnten auf sie gewälzt hat, und unter dem sie sich nun durchsetzen soll. Allerdings hat es Epochen gegeben, denen die Kunst früherer Zeiten unmittelbar ersprießlich war, jedoch standen sie der Vergangenheit mit naiveren Augen, unbeschwert von skrupelhaftem Wissen oder Verstehenwollen, gegenüber. Das rasende Tempo unseres Lebens aber gestattet einerseits überhaupt keine fruchtbare Vertiefung in die alte

Kunst, anderseits aber fordert es herrisch neue, ihm angemessene künstlerische Ausdrucksformen. Das Bewußtsein dieser Notwendigkeit steigert sich in überspannten Köpfen zu jener Wahnidee des Neuen um jeden Preis, die sich in erbittertem Ingrimm gegen die Zumutung irgendwelcher Herkömmlichkeit aufbäumt und in der rasenden Forderung der Futuristen auf vorsätzliche Zerstörung aller alten Kunstwerke gipfelt. Die resignierte Duldsamkeit eines gänzlich verwirrten Publikums leistet dieser hysterischen Kraftmeierei verderblichen Vorschub, und eine journalistisch gewissenlose Kunstliteratur tut das ihre, um unbefangen suchende Kunstjünger mit Theorien, wie wir sie oben darlegten, zu beeinträchtigen. Zieht man jedoch in Erwägung, daß sich die Kunst kaum je inmitten so kunstfeindlicher Bedingungen durchzusetzen hatte, wie in unserer kunstlüsternen Zeit, und daß sie sich in dieser Lage noch dazu vor die unabweisliche Aufgabe gestellt sieht, neue Wege zu finden, so wird man auch bei den schweren gegenwärtigen Krisen die unausbleibliche Klärung gelassen abwarten dürfen, die sich da und dort schon hoffnungsvoll ankündet.

Verlorene Energie.

Von G. Frhr. von Seherr-Thoß, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, Reg.-Präsident a. D.

Jedem Laien ist es leicht verständlich, daß eine Lokomotive, wenn sie einen Zug einen Berg hinanziehen soll, hierzu mehr Kraft verbraucht, als wenn sie in der Ebene fährt. Diese Kraftanstrengung kostet aber viel Geld, denn sie erfordert nicht nur mehr Heizung, sondern verursacht auch eine stärkere Ausnutzung des rollenden Materials und der Schienenstränge mit ihrem Unterbau; auch fährt ein Zug bergan langsamer als in der Horizontale, und Zeit ist auch Geld.

Die Eisenbahnverwaltung hat sich diese Erfahrung zunutze gemacht und vermeidet starke Steigungen, soweit es irgend möglich ist. Sie führt den Schienenweg lieber auf Umwegen um den Berg herum, legt tiefe Einschnitte oder hohe Aufschüttungen an, ja, baut kostspielige Tunnel, lauter Anlagen, die an sich große Ausgaben verursachen, aber in der Unterhaltung und Verzinsung sich doch noch billiger stellen als die Überwindung großer Steigungen, ganz abgesehen von den einer solchen entgegenstehenden technischen Schwierigkeiten. Würde sie die Verbindung zweier Punkte, die in derselben Ebene liegen, ohne Not über eine dazwischenliegende Erhöhung der Erdoberfläche hinwegführen, so wäre dies eine zwecklose Vergeudung von Kraft, die unnötige Kosten verursacht, ein derartiges Gebaren wäre also unwirtschaftlich. Eine solche überflüssige Kraftverschwendung nennt man „verlorene Energie".

Der Lehrsatz, daß es unwirtschaftlich ist, unnötig Kraft zu vergeuden, erscheint so einleuchtend und selbstverständlich, daß man annehmen sollte, er müßte überall befolgt werden, und zwar gerade zu einer Zeit, wo Wissenschaft und Technik bestrebt sind, die noch vielfach brachliegenden Naturkräfte besser auszunutzen. Aber wie häufig wird er tatsächlich außer acht gelassen im häuslichen wie im öffentlichen Leben! Kein Betrieb denkt daran, wenn er eine Last von 10 Zentner zu heben hat, dafür eine Kraft aufzuwenden, die zur Hebung von 100 Zentner nötig ist, aber wie wenig wird häufig auf die Schonung g e i s t i g e r Kräfte Bedacht genommen! Die tüchtige Hausfrau, die in der Lage ist, Dienstboten zu halten, überläßt diesen das Schleppen von Kohlen, das Heizen und die sonstige grobe Arbeit des Haushalts, und es genügt ihr, wenn sie ihnen mit Anleitung, gutem Beispiel und Überwachung zur Seite steht. Wollte sie alle schweren Arbeiten selbst verrichten, so würde sie nicht nur ihre körperlichen Kräfte aufreiben und vielleicht auch ihre Gesundheit schädigen, sondern Zeit und Frische verlieren, um sich der Kindererziehung und den Anforderungen, die das öffentliche Leben auch an sie stellt, genügend widmen zu können. In jedem Fabrikbetrieb stellt der Leiter seine Beamten und Arbeiter auf d e n Posten, wo ihre Kräfte und Fähigkeiten am besten ausgenutzt werden können, er tut dies aus wirtschaftlichen Gründen, weil er, wenn er verdienen will, seine Ausgaben tunlichst niedrig halten, seine Einnahmen steigern muß. Schwieriger ist dies schon bei behördlichen Verwaltungen. Ein jeder Chef einer solchen Verwaltung wird es zwar als seine ernste Aufgabe betrachten, seinen Untergebenen diejenige Arbeit zuzuweisen, die ihrer Vorbildung, ihren Fähigkeiten und ihrer ganzen Persönlichkeit entspricht. Doch nicht immer besitzen sie selbst die Gabe, Menschen richtig zu beurteilen, namentlich wenn unter ihnen ein zu häufiger Wechsel eintritt. Stellt er sie an unrichtige Stellen, so ist ihre Arbeit verlorene Energie.

Als vor längeren Jahren ein neuer Staatsminister sein hohes Amt, mit dem er bisher noch keine Fühlung gehabt hatte, übernahm, fragte jemand einen seiner guten Bekannten, was er von ihm halte. Dieser erwiderte: „Er versteht es ausgezeichnet, andere für sich arbeiten zu lassen." Das sollte kein Tadel sein, sondern ein Lob, und der Mann hat recht behalten. Der Minister, den jetzt schon längst der grüne Rasen deckt, erwies sich als ein kluger Staatsmann, der die laufende Arbeit seines Ressorts und die Vorbereitung seiner Vorlagen ruhig tüchtigen Untergebenen, die er anzustellen und auszunutzen wußte, überließ und damit bessere Ergebnisse erzielte, als wenn er selbst die Arbeit leistete, zu der ihm die eigene Vorbildung vielleicht fehlte. Dafür trat er um so energischer auf, wenn es galt, die Interessen seines Amtes zur Geltung zu bringen, und hat sich so ein gutes Andenken gesichert. Die die Staatsregierung und den Landtag jetzt beschäftigende Vorlage wegen Reform der preußischen Verwaltung geht von dem Grundgedanken aus, sie nicht nur zu verbessern, sondern zu vereinfachen, manchen unnötigen Ballast zu beseitigen und damit Beamte, Geld und Zeit zu sparen, die für andere Zwecke frei werden, sie will also Kräfte schonen und Energie sparen.

Wieviel wird im parlamentarischen Leben mit Zeit- und Kraftvergeudung gesündigt! Erscheint es schon jedem unbefangenen Staatsbürger unbegreiflich, wenn 11 Sitzungstage gebraucht werden, um einem Minister oder Staatssekretär sein gewiß nicht allzu leicht verdientes Gehalt zu bewilligen, so kann man es erst recht nicht billigen, wenn zu Gesetzesvorlagen, zu denen die Parteien schon längst Stellung genommen haben, tagelang Reden gehalten werden, die an der Gesamtabstimmung doch nichts mehr zu ändern vermögen. Die

Reden werden zum Fenster hinaus gehalten — verlorene Energie!

Wenn das übel beratene Frankreich, unterstützt von öden Friedenshetzern, wie Lloyd George und Wilson, immer noch eine Herausgabe von Elsaß-Lothringen fordert, an die doch nie zu denken ist, so ist das ebenso verlorene Energie, wie wenn Herr Trotzki die Verhandlungen in Brest-Litowsk in die Länge zieht, um Zugeständnisse oder politische Wirkungen zu erzielen, die nie erfolgen werden. Ja, die großen Offensiven unserer Feinde im Westen erweisen sich auch nur als verlorene Energie und werden dank der Tapferkeit unseres herrlichen Heeres und der Weisheit seiner großen Führer nie etwas anderes darstellen.

War und ist die richtige Ausnutzung der vorhandenen Kräfte schon in Friedensjahren ein Gebot der politischen Klugheit und der Volkswirtschaft, um wieviel mehr ist das in diesen schweren Kriegzeiten der Fall, die ihre Anspannung bis zum äußersten von jedem einzelnen fordern. In dieser Hinsicht steht unser deutsches Vaterland groß da, mag man an die Männer im Feld oder an die Frauen zu Hause denken. Diesem Grundsatze trägt auch das großzügig gedachte Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst vom 5. Dezember 1916 Rechnung, das schon reiche und schöne Erfolge erzielt hat, dessen Ausführung aber doch hie und da berechtigter Kritik begegnet. Das Gesetz hat zur Entlastung der für den Heeresdienst geeigneten Personen eine weitgehende Heranziehung aller dafür ungeeigneten Personen beiderlei Geschlechtes zu Hilfsdiensten, teils auf Grund freiwilliger Meldungen, teils unter Anwendung eines mehr oder weniger gelinden Zwanges, zum Ziele. Es scheint aber, als ob nicht selten über das Ziel hinausgeschossen wird.

Nirgend ist es so schwer, eine gerechte Verteilung der vorhandenen und angebotenen Kräfte auf die zu leistende Arbeit vorzunehmen, wie beim Vaterländischen Hilfsdienst. Obenan steht die Sicherung unseres Heeresbedarfs und dabei in erster Linie eine ausreichende Munitionsbeschaffung. Die Arbeit in den hierfür tätigen Fabriken und Betrieben ist also von der allergrößten Wichtigkeit. Wo diese nicht anders geleistet werden kann, d. h., wo keine anderen Arbeiter vorhanden sind, soll jedermann heran, dessen Körperkräfte dazu ausreichen, und niemand wird sich hierzu für zu gut dünken. Aber vielfach scheint man doch in dieser Heranziehung etwas zu weit zu gehen. Noch scheint kein Mangel an männlichen oder gar weiblichen Personen eingetreten zu sein, die sich für solche rein mechanische Beschäftigung allein oder doch in besonderem Maß eignen und für „fernere" Arbeit oder geistige Tätigkeit nicht in Frage kommen. Solange aber derartige Handarbeiter noch ausreichend vorhanden sind, sollte man sich mit ihnen begnügen und nicht auf höher oder geistig ausgebildete Arbeiter zurückgreifen, die an anderer Stelle besser verwendet werden können; das wäre verlorene Energie. Es soll hier nicht auf die vielbesprochene Berliner Schneeschipperverordnung verwiesen werden, die ihre Entstehung ja nur der Erwägung verdankt, daß in Berlin für den rein mechanischen Dienst des Schneeschaufelns eben nicht genügend Kräfte vorhanden sind, und sich deshalb auch an andere wendet. Aber die Herausziehung eines eingearbeiteten Buchhalters aus einem Betriebe kann in diesem mehr Schaden anrichten und damit auch der Allgemeinheit schadenbringender sein, als seine Arbeit beim Patronenfüllen Nutzen stiften kann, solange sich für letztere ein Ersatz findet. Ganz verkehrt scheint in dieser Hinsicht die mit lebhafter Agitation betriebene Einstellung weiblicher Studenten in die Pulver- und Geschoßbetriebe zu sein, ganz abgesehen von den schweren Bedenken, die sie noch in mancher anderen Hinsicht mit sich bringen kann. Denn solange in den Städten die Straßen noch nicht leer sind von anscheinend beschäftigungslosen Damen, und solange unter den Kriegerfrauen es noch viele gibt, die, ohne durch ihre Familienverhältnisse dazu genötigt zu sein, die Hände in den Schoß legen, wird niemand behaupten können, daß es an Arbeiterinnen für die gedachten Fabriken fehlt.

Der große Lehrmeister Krieg wird uns auch hierin die richtigen Wege weisen, und die durch das Gesetz geschaffenen Einberufungs-, Schlichtungs- und Feststellungsausschüsse werden dabei gewiß nicht versagen. Wenn dann nur jeder an dem Platze, an den er hingestellt ist, seine Pflicht tut, dann wird unser teures deutsches Vaterland keine Energie verlieren, sondern an Kraft gewonnen haben.

Die landwirtschaftliche und die industrielle Kraft der Ukraine.

Berechnet, gezeichnet und erläutert von S. Zuckermann, Berlin.

Dieser Weltkrieg, der so viel, so unendlich viel vernichtete, und der das tägliche Leben in der ganzen Welt umgestaltete, trug auch hier und da zum Aufbau bei. So entstand auch die ukrainische Volksrepublik, ein Staatsgebilde, das zwar schon einen sehr ernsten Vertrag mit Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei abgeschlossen hat, das aber selbst noch nicht einmal genau seine eigenen Grenzen kennt.

Noch ehe aber die Leute dieses durch den Krieg hervorgebrachten Staatswesens mit der schaffenden Arbeit beginnen konnten, werden sie von verschiedenen Seiten derart bedroht, daß sie sogar zu einem heißen Protest greifen mußten, um das Unglück ihres Volkes zu verkünden.

Das ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die Ukraine infolge ihrer ganz hervorragenden landwirtschaftlichen und industriellen Kraft das eigentliche Rückgrat des gesamten russischen Reiches bildet, daß also der von ihr dem Vierbund zugestandene „Brotfrieden" gleichzeitig die Existenz des größten Teils Rußlands, vor allem Groß-Rußlands ins Wanken bringen muß, sofern nicht recht bald eine friedliche Verständigung erzielt werden kann.

Die Ukraine ist also, als Staat kaum dem Embryonalzustand entschlüpft, zum begehrten Zankapfel geworden. Denn es gibt in der Ukraine — dem reichsten Gebiet der Schwarzerdzone, das jahrein, jahraus an Körnerfrüchten doppelt soviel produzierte, als Rußland insgesamt ausgeführt hat — Brotgetreide und Futtermittel in Hülle und Fülle, Nahrungsmittel, pflanzliche und tierische Öle sind reichlich vorhanden sowie Geflügel und deren Nebenprodukte, der Viehstand ist gut, und die eigentliche Quelle Rußlands für Zucker, Salz, Steinkohlen, Eisenerz und andere Rohstoffe liegt in der Ukraine.

Von welcher eminenter Bedeutung die landwirtschaftliche und die industrielle Kraft der Ukraine ist, und welche Rolle sie als Lieferant überschüssiger Produkte spielen kann, davon überzeugen die nebenstehenden graphischen Bilder, die auf Grund amtlicher russischer Handelstatistik angefertigt worden sind.

Die Produktion an Körnerfrüchten ist in der Ukraine

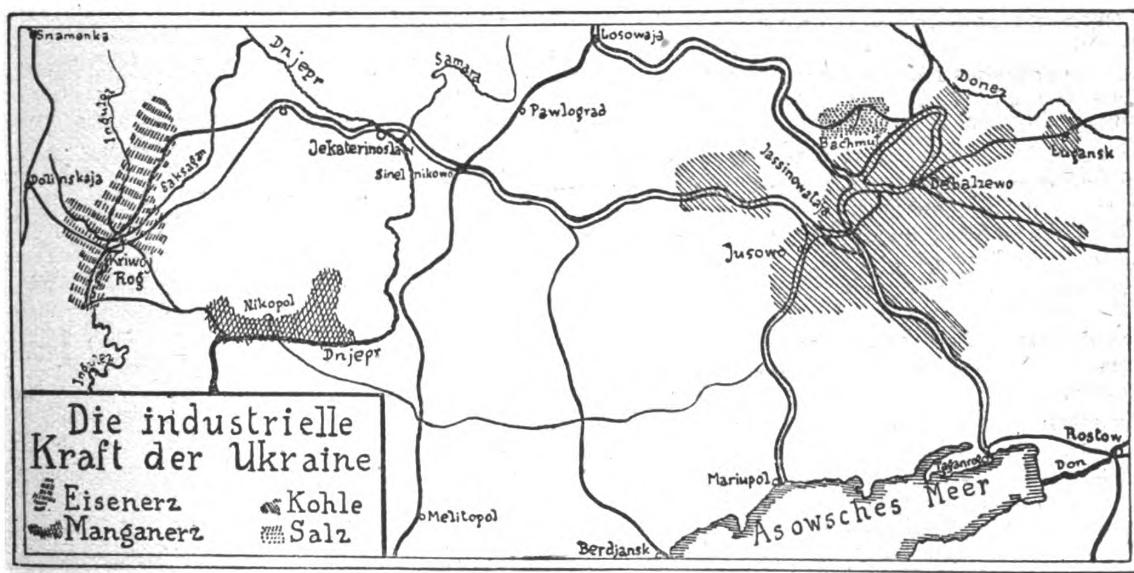


Die landwirtschaftliche Kraft der Ukraine

1913
Produktion des Europäischen Russlands
Gesamt-Ausfuhr Russlands
Produktion der Ukraine
Produktion des Königreichs Polen
Produktion der Baltischen Provinzen

1 Pud = 16,38 kg

Weizen: 100% = 1 087 253 800 Pud; 18,70%; 35,99%; 3,67%; 0,31%
Roggen: 100% = 1 319 099 500 Pud; 2,93%; 19,63%; 10,77%; 1,80%
Gerste: 100% = 562 319 700 Pud; 42,60%; 47,01%; 3,01%
Hafer: 100% = 854 046 700 Pud; 4,27%; 17,95%; 8,76%; 2,82%
Mais: 100% = 92 728 900 Pud; 38,30%; 36,12%
Total Körnerfrüchte: 100% = 4 189 912 600 Pud; 13,72%; 28,21%; 7,40%; 1,68%



so gewaltig, daß letztere in der Lage wäre, mit ihren Überschüssen nicht nur den gesamten Bedarf Deutschlands zu decken, sondern auch noch anderen etwas abzugeben, ohne daß die Bevölkerung der ukrainischen Volksrepublik darunter zu leiden hätte.

Allerdings ist dazu nötig, daß der dortigen Landbevölkerung die Möglichkeit gegeben wird, die Felder zur rechten Zeit und ungehindert zu bestellen und das hierzu wie zur Ernte erforderliche Material zu erhalten. Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist es ferner, daß es den Lenkern der ukrainischen Volksrepublik baldmöglichst gelingt, die schaffenden Kräfte in der Ukraine zu sammeln und zu organisieren und den Zusammenhalt des Gebietes zu sichern. Dann kann dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestattete, von dem Weltkrieg verhältnismäßig nur wenig berührte Land sich auch als Staat sehr rasch entwickeln und rege Handelsbeziehungen nach allen Richtungen hin unterhalten.

Handelsschutz.

Von Luensen.

S. M. Schutzboot „Fehmarn" hat sich's in seiner Jugend auch nicht träumen lassen, daß es seine schwachen Kräfte noch einmal zugunsten des Vaterlandes in die Wagschale werfen sollte.

Fröhliche Badegäste sind seine Fracht gewesen, helle Damenkleider haben sein Deck belebt. Sommerluft hat er gesehen . . . grünumbuschte Ufer und lachende Sonne und blauglitzernde Ostseeflut. Damals . . . als Michel noch schlief! Damals . . . als Neid und Haß und Furcht noch nicht wie eine trübe Brandung gegen den deutschen Felsen Sturm liefen.

Jetzt hüllt das kleine Schiff sich in stumpfes Schwarz. Im Bug reckt sich drohend das glänzende Rohr eines Geschützes. Der Schiffsraum birgt Kohle und Granaten. Das Deck ist bepackt mit Sprengmaschinen. Von Mast zu Mast reckt sich die Funkenantenne, und vom Dach des Ruderhauses schickt der Scheinwerfer seine Suchstrahlen in die Nacht. Der Ostseebäderdampfer „Fehmarn" ist zum Handelsschutzboot geworden.

Handelsschutz? Wer weiß etwas davon! Wer im fiebernden, kämpfenden, blutenden Deutschland kennt die Männer, die in hartem, aufreibendem Dienst den stilleren Kleinkrieg führen.

Den Kleinkrieg . . . der doch so nötig und so wertvoll ist. Und der eine Summe von Anstrengungen und Entbehrungen, von Not und Tod und Gefahr darstellt — nicht kleiner wie der Kampf mit blanker Waffe, nicht geringer wie das Ausharren im schlammgefüllten Schützengraben.

Aber er wird still geführt. Niemand hört und weiß von ihm. Und er ist doch ein so wichtiger Faktor in der großen Endbilanz, die uns den künftigen Ruhm und Glanz unserer Heimat verbürgen soll.

Denn in den Tiefen der See birgt sich der Feind, uns Abbruch zu tun. Er will unseren Seehandel untergraben, er will uns die Zufuhren abschneiden, er will die deutsche Schiffahrt schädigen, wo und wie er irgend kann. Und da schiebt ihm der Handelskrieg einen Riegel vor.

Kriegsfahrzeuge, wie sie der Frieden gekannt hat, sind es nicht, die ihn ausüben. Fischdampfer sind es, starke Schlepper und kleine Passagierschiffe. Man hat ihnen alles Überflüssige herausgerissen, man hat sie zweckentsprechend umgebaut, und dann hat man ihnen Beißzähne gegeben . . . schöne, blanke Geschütze und Bomben und Sprenggeräte. Man hat Seeleute auf die Schiffe geschickt und hat sie gelehrt, diese Zähne zu brauchen — und der Feind hat sie achten gelernt! . . . .

Über dem eroberten L. dämmert ein eisiger Frühjahrsmorgen. Grau steht der Himmel über See und Land. An den langgestreckten Molen bricht sich dumpfrauschend Welle um Welle.

Aus der Masse der im Hafen liegenden Schiffe lösen sich ein paar dunkle Schatten. Kurze Lichtblinke glühen auf und verlöschen wieder. Die Schatten ordnen sich zur Linie und gleiten langsam aus dem Hafen . . . eine Gruppe der Handelsflottille geht in See.

Im Vorhafen innerhalb der Molen sammelt sich der Geleitzug. Vier große Handelsdampfer liegen schon da und geben ihre Lotsen ab. Aus dem Innenhafen kommt ein fünfter, und hinter ihm ziehen zwei Schlepper einen grauen Küstenpanzer aus dem Hafen.

Signale fliegen hin und her. Der Geleitzug ordnet sich. „Fehmarn" fährt als Spitzenschiff — hinter ihm folgen die Handelsdampfer. Den Schluß macht der Schleppzug.

Seitlich von ihnen auf die ganze Länge des Geleitzuges verteilt, fahren die übrigen Schutzboote.

Wieder ein Signal vom Gruppenboot. Kurs und Geschwindigkeit werden befohlen. Dann tritt der Geleitzug den Marsch an.

Nach einer halben Stunde geht der Tanz schon los. Ein frischer Südwind ist aufgekommen. Die lange Dünung bedeckt sich mit Schaumköpfen. Nach zehn Minuten steht eine hohle, brechende Steilsee. Den großen Handelsschiffen klatscht es unschädlich gegen die hohen Eisenwände. Sie wiegen und stampfen sich langsam durch die Dünung. Den Schutzbooten aber wird schon aufgespielt. Die kleinen, mit Kohlen und Munition schwer bepackten Fahrzeuge tauchen den Bug tief in die anrollende See. Der Ausgucksmann vorn verschwindet fast in dem ständig überdampfenden weißen Gischt. Das Geschütz steht in einem fortwährenden Spritzwasserregen. Die Decke schwimmen. Es gibt bald kein trockenes Plätzchen mehr im Schiff. Schimpfend kommt die Freiwache, die das überall eindringende Seewasser aus ihren Kojen gejagt hat, mit dem nassen Bettzeug an Deck gestolpert. Der kleine Kanonenofen, der den Leuten den Aufenthalt im Mannschaftsraum erträglich machen soll, muß gelöscht werden. Die glühenden Kohlen werden bei dem furchtbaren Arbeiten des Schiffes einfach herausgeschleudert. Und nebenan lagert Munition. Im Hinterschiff bemüht sich der Menageführer, seine Vorräte trocken zu halten. Was ihm aber nicht ganz gelingt. Da muß nachher die liebe Sonne ein übriges tun.

Alle Ritzen und Löcher werden verstopft und vernagelt und verpackt, aber überall leckt es und sickert und läuft, steiler und steiler wird die See. Es ist nicht möglich, die Bewegungen des Schiffes vorauszuberechnen wie bei einem größeren Fahrzeug. Man wird willenlos hin und her geschleudert wie eine Erbse in der Kinderklapper. Nun schlägt auch schon die Schraube frei, wenn der Bug in die See taucht. Ein Zittern und Dröhnen geht durchs ganze Schiff, sobald der wirbelnde Propeller aus dem Wasser taucht und mit ungezählten Umdrehungen in einer Wolke von Luft und Gischt herumsaust. Ab und zu taucht ein bleiches Gesicht auf. Das Gespenst der Seekrankheit geht um. Und es sind doch keine Neulinge in der Seefahrt, die hier ihren harten Dienst tun.

Eine Gestalt mit flatternder Schürze kämpft sich auf die Brücke. Macht dem Kommandanten, der in triefendem Ölzeug neben dem Ruderhaus steht und mit Steuermanövern die anbrausenden Seen aufzufangen sucht, eine Meldung.

Also wieder mal kein warmes Essen! Es geht eben nicht. Die Suppe will nicht im Topf bleiben und der Topf nicht auf dem Herd.

„Gibt's denn wenigstens heißen Kaffee?"

Ja, das muß gehn. Und so vertröstet man den Magen auf besseres Wetter.

Dann ein Schrei vom Ausguck: . . . „Mine voraus!"

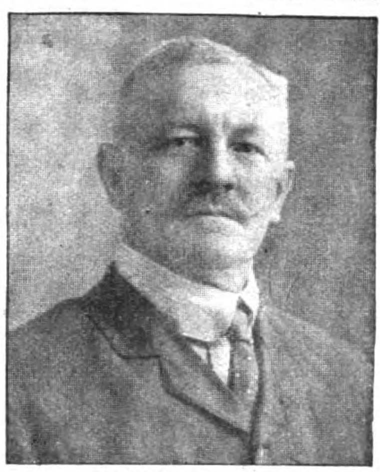


Einen Augenblick stocken die Pulse. Dann folgt ein Kommando dem andern. Die Leute sind im Augenblick auf den Posten. Das Ruder saust herum. Die Maschine arbeitet voll rückwärts. Die Dampfpfeife heult. An der Signalleine fliegt die Warnung hoch: Achtung! Treibmine!

Da ist sie! Fünfzig Meter vor dem Bug trägt eine Welle sie auf ihrem Rücken. Träge wälzt sie sich in der Schaumkrone herum und streckt dem Schiff ihre Zündkapseln wie gierige Fühlhörner entgegen. Dann verschwindet sie im Wellental. Wieder taucht sie auf, zwanzig Meter näher. Jetzt nur noch zehn! Jetzt ist sie dicht vor dem Bug! Und dann haut das Vorschiff mit lautem Knall in die See und wirft eine riesige Bugwelle auf. In ihr rollt die Mine langsam zur Seite.



Sir William Robertson,
Englischer Generalstabschef,
trat zur. ck.



Paul Robert Krause †
Kaiserl. Ottomanischer Reg.=Rat a. D.
Ein bewährter Kenner orientalischer Verhältnisse.

Gott sei Dank — frei! Fünf Meter frei!! „Fehmarn“ dreht mit aller Fahrt voraus auf Land zu. Gespannt fliegt der Blick rückwärts. Gut! — Das Signal ist gesehen und verstanden! Die Schiffe folgen gehorsam dem neuen Kurs und kommen klar!

Das Führerboot schert aus und läßt den Geleitzug passieren. Nach einiger Zeit tönt schwaches Feuern. Die Mine wird versenkt.

Der Geleitzug nimmt den alten Kurs auf. Gegen Abend flaut der Wind endlich ab. Die See beruhigt sich, und der Hexentanz des Bootes wandelt sich zum sanften Wiegen.

Und dann rollt dicker, silbergrauer Nebel über See und Land und hüllt alles in seine feuchten Falten. In kurzen Abständen dröhnen die Dampfpfeifen. Es wird nur noch nach Gehör gefahren. Die dicht gedrängt stehenden Schiffe tasten sich vorsichtig durch den dichten Schleier. Stundenlang geht das Heulkonzert. Der Kopf hämmert, die Augen brennen, der eiskalte Nebel dringt durch alle Poren und macht das Mark gefrieren. Schlaf gibt es nicht, und die ewig angespannten Nerven schreien nach Ruhe. Aber erst die Morgensonne kämpft sich durch, und allmählich tauchen die Schiffe aus dem dünner werdenden Dunst. Der Geleitzug ist etwas außer Form gekommen. Aber nachdem die Nachzügler herangeholt sind, ist die Ordnung bald wiederhergestellt. Und alles freut sich des wärmenden Lichts!

Zehn Minuten später zerreißt ein dröhnender Kanonenschuß die wohltuende Stille. Die Dampfpfeifen heulen in kurzen Stößen, Leuchtkugeln steigen auf und verlöschen. Die Schutzboote drehen mit höchster Fahrt seewärts. Von dort her zieht sich ein milchweißer Streifen durch das Wasser zwischen den Schiffen durch. Torpedolaufbahn! — Feindliches U=Boot!

Dicht vor dem Bug des ersten Handelsschiffes rauscht es vorbei! — Fehlschuß!

„Fehmarn“ dreht ab und strebt der Küste zu. Die Dampfer folgen. Von See her hallende Schläge! Die Schutzboote haben Wasserbomben geworfen und versuchen, den Feind zu vernichten.

Eine Stunde vergeht. Dann wird es still. Die Geleitboote kommen zurück. Der Angriff ist abgeschlagen. Der Zug formiert sich von neuem und strebt dem fernen Ziel zu.

Nieder sinkt die Nacht. Auf den Handelsschiffen glühen die Seitenlichter auf. Die abgeblendeten Schutzboote bohren sich als schwarze Schatten durch die Dunkelheit.





1. ukr. Lt. Syrotenko, 2. ukr. General Selinsky, 3. Generalmajor Friedrich, 4. Major Würtz. Spezialaufnahme der „Woche“.

Eine Abordnung ukrainischer Offiziere in Berlin.

Dann wirft der Scheinwerfer des Führerboots plötzlich seine stumme Sprache gegen die Wolken. Aus dunkler Ferne kommt Antwort. Feuer flammen auf, und ein Leuchtturm wirbelt sein Drehlicht durch die Nacht.

Der Hafen ist erreicht. Der Geleitzug löst sich auf. Nach allen Seiten streben die Handelsschiffe auseinander, ihren verschiedenen Zielen zu. Sie haben von hier aus sichere Fahrt. Die Schutzboote laufen ein und machen am Kohlenplatz fest. Ein paar bitter nötige Ruhestunden folgen.

Mit dem neuen Tage neuer Dienst. Kohlen und Wasser werden genommen. Proviant wird geholt. Reinschiff und Rollenexerzieren füllen die wenigen Hafenstunden aus. Dann wird wieder seeklar gemacht. Abends 8 Uhr stehen die Boote schon wieder vor dem Hafen am Sammelplatz des neuen Geleitzuges. Eine Stunde später verlöschen die Hafenlichter hinter den ostwärts strebenden Schiffen.

So geht es fort. Woche um Woche, Monat um Monat. In Windstille und Sturm, in Nebel und Sonnenschein, in Regen und Schneeböen. Es gibt auch Sonnentage, an denen sanfte Dünung die Schiffe wiegt, stahlblaue, sternbestickte Sommernächte mit leis fächelnder Brise. Aber das sind die seltenen Ausnahmen der Regel.

Hart ist der Dienst im Handelsschutz. Hart und entbehrungsreich. Dreißig Menschen leben zusammengedrängt in Räumen, die für die halbe Anzahl ausreichen. Die kleinen Kessel wollen keinen Dampf halten, und dem einzigen Heizer der Wache läuft der Schweiß in Strömen über den nackten Oberkörper. An Deck oben ist jeder Nerv gespannt, Auge und Ohr ständig auf Höchstleistung gestellt. Die paar wachfreien Stunden aber bringen statt des erquickenden Schlafes nur ein dumpfes Hindämmern, in dem die Hände immer wieder instinktiv nach einem Halt greifen, wenn die Nußschale von Schiff wie ein treibender Flaschenkork von einer Welle zur andern geworfen wird. Und die kargen Hafentage werden durch Schießübungen, Wachen und Sondergeleite noch mehr gekürzt. Der Mann im Handelsschutz ist immer im Dienst.

Aber er tut ihn ernst und willig. Tut ihn, wie alle die Millionen in Waffen, mit Treue und Pflichtgefühl. Sein Name erscheint in keiner Zeitung. Kein Schlachtbericht nennt ihn. Die große Welt, die ihm so viel dankt, weiß nichts von ihm. Und ist sein Stundenglas mal abgelaufen, dann stirbt er, wie er gedient und gekämpft hat — hinter den Kulissen.

Der Weltkrieg.

Zu unseren Bildern.

Die letzte Woche des Waffenstillstandes im Osten ist abgelaufen, die neue Woche wird die folgerichtige Durchführung der Gegenmaßnahmen bringen, die durch das Verhalten unserer östlichen Nachbarn bedingt sind. Eines der wichtigsten Gebote wird in der Aufgabe bestehen, unsern Frieden mit der Ukraine zu schützen, und wir werden erleben, wie das Schicksal der Balten in Kurland, Livland und Estland sich gestaltet, woher zu uns dringende Hilferufe kamen.

Wir haben an dieser Stelle wiederholt hervorgehoben, daß für alle Aufgaben, die unserer Heeresleitung an der Ostfront seit der militärischen Erledigung Rußlands noch zu erfüllen bleiben, die von vornherein für diesen Zweck vorgesehenen Kräfte vollständig ausreichen, ohne daß unsere Bewegungsfreiheit nach anderer Richtung davon im geringsten berührt wird. Diese unbestreitbare Tatsache kann durch keinen noch so künstlich gedrechselten Truggedanken erschüttert werden, wie sie von England aus auf allen möglichen Schleichwegen in Umlauf gesetzt werden, um ein schwächliches Wünschen, eine gedankenlose Oberflächlichkeit, eine Zaghaftigkeit bei uns hervorzurufen. Wir wissen mit ganzer Bestimmtheit, daß wir die Fähigkeit zum vollen Siege haben, und jede Woche, auf die wir zurückblicken, bestärkt uns aufs neue darin. Wir haben niemand um unsere eigene Meinung zu fragen, am wenigsten unsere geschworenen Feinde. Wir lassen uns nicht beirren und hinhalten durch Erklärungen und verwickelte Erörterungen, damit England und Konsorten sich durch falsches Spiel eine Galgenfrist ergaunern. Der deutsche Schmied, dem daheim am Amboß von tückischen Schleifern die Sehnen durchschnitten werden sollten, nagelt mit festem Schlage, ehe die Gelegenheitsmacher sich dessen versehen, ihnen die schlau gemischten Karten an den Tisch, daß die falschen Trümpfe klar zutage liegen. Wir sind auf der Hut und zerreißen die Fallstricke, die sie unsern Heerführern drehen. So soll es sein. Auch diese Erfahrungen dienen uns nur dazu, die Erkenntnis zu stärken, daß wir keinen Frieden haben, ehe nicht unsere letzten Feinde nachhaltig niedergeworfen sind. Gerade durch ihre Bosheiten liefern England und Genossen den Beweis, daß sie noch immer nicht genug haben; also bleibt uns nichts anderes übrig, als sie schlagen, bis sie sich fügen.

Auf diesem Wege sind wir auch in der verflossenen Woche beharrlich weiter vorgerückt, der Zeiger am Kraftmesser unseres Unterseebootkrieges steht keinen Augenblick still. Ob die Verzweiflungskunststücke, durch die der Feind unsere Tatkraft in verkehrter Richtung abzulenken sucht, gerade jetzt noch so sehr versucht werden, gerade darum hüten wir uns, vorzeitig nachzulassen im Kampfe um unser Dasein, um eine endgültige Befreiung von der Gefahr, unter englisches Joch zu geraten.

Der Zusammenbruch der Volksernährung wird in England und Frankreich früher eintreten als bei uns. Wir werden auch da Sieger bleiben wie im Feldkriege. Unsere Erfolge im Unterseekriege werden, dem irreführenden Ableugnen Englands zum Trotz, stark unterstützt durch die beharrlichen Erfolge unserer leichten Seekräfte über Wasser. Die Leistungen unserer Torpedofahrzeuge sind im einzelnen wie in der Gesamtheit sehr beträchtlich. Nicht einmal die heimischen Gewässer vermag die britische Flotte zu schützen. Eine Aufstellung der Erfolge unseres Überwasserkrieges in der Nordsee liefert den Beweis, daß auch dieser Krieg einen Umfang erreicht hat, der zu unsern Gunsten schwer ins Gewicht fällt. In diesem Zusammenhang betrachtet, darf uns eine Einzelmeldung wie die von dem Vorstoß unserer Torpedos in der Nacht vom 14. zum 15. Februar, mit hoher Genugtuung erfüllen.

Jede Einzelmeldung in diesen kritischen Wochen ist von Bedeutung für die kommenden Ereignisse. Auch die kurze Meldung am Schluß der Woche von einem neuen Luftangriff auf London, Dover und Dünkirchen sowie auf feindliche Seestreitkräfte an der französischen Nordküste.

Aus den Berichten von der Westfront ist besonderer Erwähnung zu würdigen der beispiellos schneidig unternommene und durchgeführte Erkundungsvorstoß deutscher Matrosen am 14. Februar bei Mannekenswere.

Die sonstigen Einzelberichte lassen erkennen, daß die Kriegsarbeit sich in ihrer weiteren Betätigung an der Westfront merkbar steigert. Französische Erkundungsabteilungen bei Allendorf aus unseren Linien zurückgeworfen, bei Blamont abgewiesen. Gefechte an der lothringischen Front und in den mittleren Vogesen, französische Kompagnien bei Remenauville und im Priesterwalde verlustreich abgeschlagen, englische Vorstöße in Flandern und im Artois abgewiesen, so liefen die Meldungen ein. Nahezu alle Heeresgruppen hatten von lebhafterer Tätigkeit aus ihren Bereichen zu berichten. Nirgend sind wir müßig, und von einem Nachlassen der Kräfte, wie es uns die Feinde in ihrer höchsten Not so inbrünstig wünschen, ist nichts zu spüren. Wird auch nichts zu spüren sein, solang ein Tropfen Blut noch glüht. X.

Hofphot. Rud. Vollmer

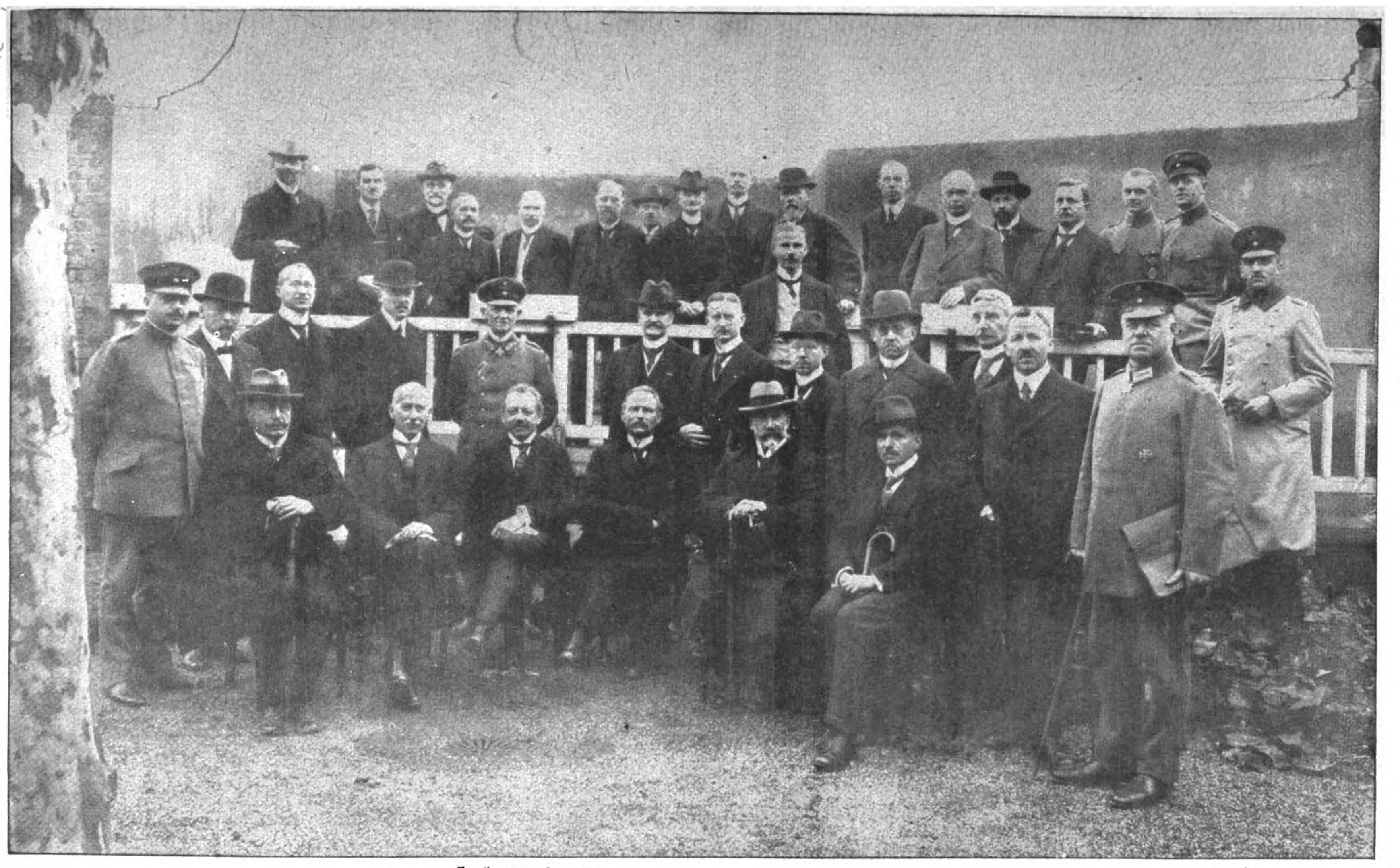
Wilhelm II. König von Württemberg,
feiert den 70. Geburtstag.



Festmahl anläßlich der ersten Vollsitzung des deutschen Industrierats in Berlin.

Spezialaufnahme der „Woche".

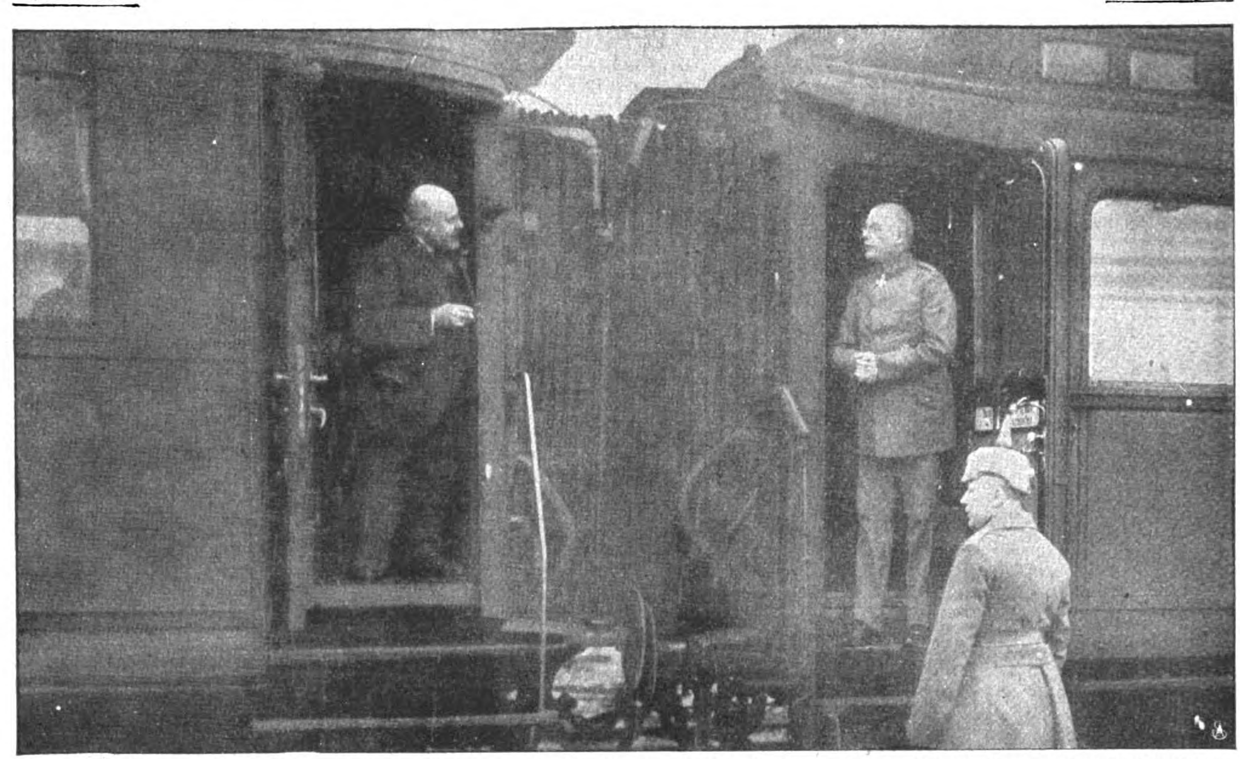
Äußere Reihe. Von links: Unterstaatssekretär Dr. Göppert, Kommerzienrat Röchling, Staatssekretär Graf Roedern, Dr. Sorge, Unterstaatssekretär von Radowitz, Geheimrat Haeuser, Vize-Präsident Dr. Friedberg, Landrat Rötger, Vorsitzender des „Deutschen Industrierats", Staatssekretär Freiherr von Stein, Geheimrat Hugenberg, Finanzminister Hergt, Geheimrat Beukenberg, Unterstaatssekretär Freiherr von Coels, Wirklicher Geheimer Rat Hauß, Unterstaatssekretär Schiffer, Geheimrat Pferdekämper, Unterstaatssekretär von Braun, Geheimrat Seligmann, Ministerialdirektor Müller, Dr. Herle und Landtagsabgeordneter Dr. Schweighoffer, Geschäftsführer des Deutschen Industrierates, Kapitän z. See Bruninghaus, Frowein, Geheimrat Huber, Reichstagsabgeordneter Justizrat Meyer, Bergrat Siemens, Direktor Nortmann, Generaldirektor von Brondzynsky, Dr. Hoff, Kommerzienrat Beitehorn. Innere Reihe. Von links: Major Würz, Kommerzienrat Uebelen, Oberstleutnant Koeth, Kommerzienrat Goldschmidt, Dr. Weber, Unterstaatssekretär Dönhoff, Geheimrat Borster, M. d. A., Geheimrat W. von Siemens, Dr. Stresemann, M. d. R., Staatssekretär von Krause, Generalleutnant von Freytag-Loringhoven, Handelsminister Dr. Sydow, Kommerzienrat Dr. h. c. Friedrichs, Vorsitzender des Deutschen Industrierats, Staatsminister von Breitenbach, Geheimer Bergrat Hilger, Generalmajor Scheuch, Landtagsabgeordneter Dr. Beumer, Unterstaatssekretär von dem Bussche, Geheimrat Professor Dr. Duisberg, Landtagsabgeordneter Dr. Zöphel, Ministerialdirektor Lusensky, Landtagsabgeordneter Hirsch, Essen, Unterstaatssekretär Dr. Lewald, Dr. Fischer, Geheimrat Oppenheim, Pastor, Landtagsabgeordneter Kommerzienrat Clauß, Direktor Hildebrand, Kommerzienrat Tiemann.



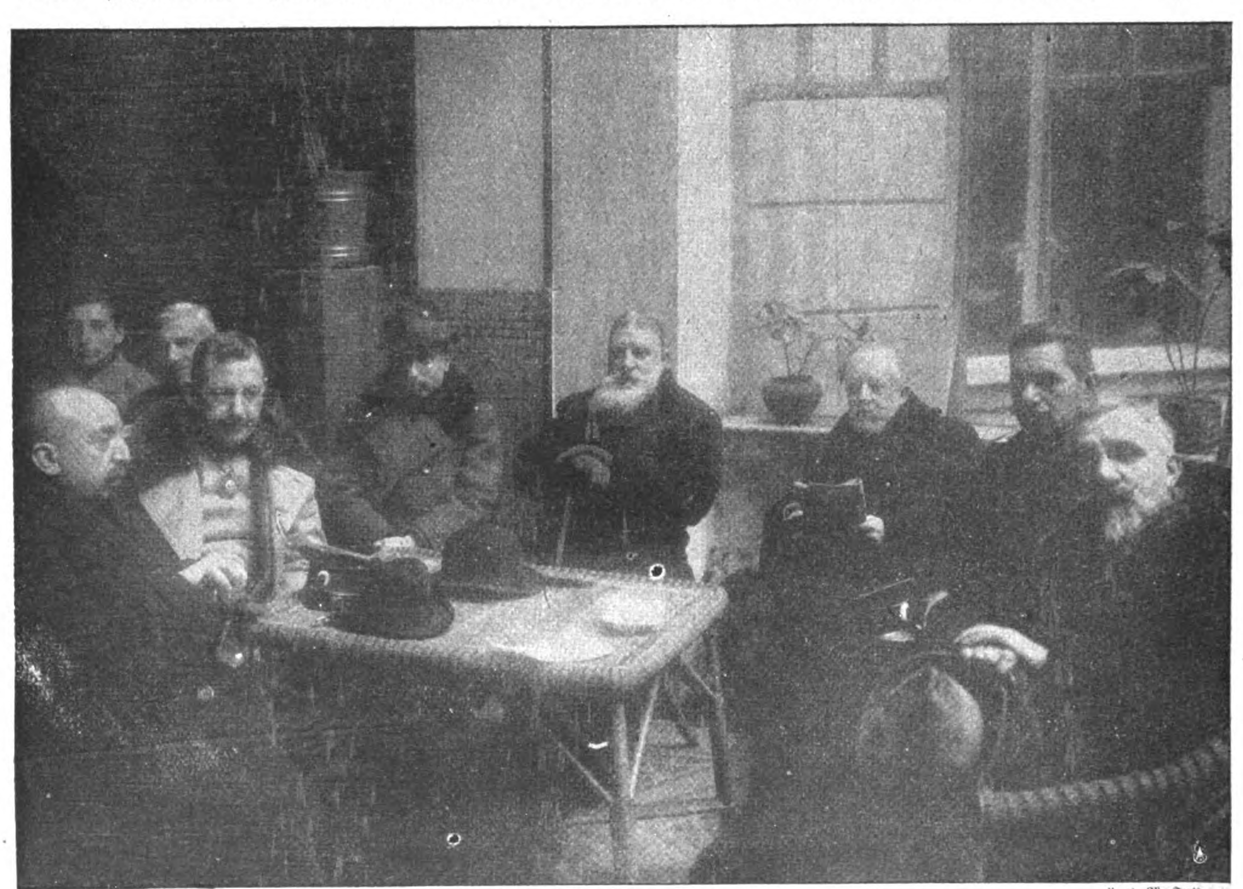
Exzellenz von Hoeppner.

Besprechung deutscher Bürgermeister und Regierungsvertreter über Heimatluftschutz beim Kommandierenden General der Luftstreitkräfte im Großen Hauptquartier.

Vor einiger Zeit fand im Großen Hauptquartier beim Kommandierenden General der Luftstreitkräfte eine Besprechung deutscher Bürgermeister und Regierungsvertreter über die Einrichtungen unseres Heimatluftschutzes statt. Die Versammlung wurde vom Kommandierenden General der Luftstreitkräfte, Exzellenz von Hoeppner, persönlich mit einer Ansprache eröffnet. Danach besprachen die Anwesenden eingehend die zum Schutze der Industrie und Zivilbevölkerung unserer west- und süddeutschen Städte getroffenen Maßnahmen gegen feindliche Luftangriffe. Die Besprechung gab den Vertretern der Städte Gelegenheit, einerseits eine Reihe von Wünschen zur Sprache zu bringen, andrerseits aber auch ihren Dank für die bereits geleistete erfolgreiche Arbeit auszusprechen. Die Versammelten nahmen die Sicherheit mit nach Hause, daß unser Heimatluftschutz auf seinem Posten steht und wir künftigen Luftangriffen unserer Feinde mit Ruhe entgegensehen können.



General Hoffmann im Gespräch mit dem türkischen Botschafter in Berlin, Hakky Pascha, auf dem Vorbahnhof in Warschau.



Phot. M. Fuks.

Von links: Minister Stoyanowitsch, —, Ingenieur Zagorski, Militärbevollm. Oberst Gantschew, Legationssekretär Dr. Anastassoff, Ministerpräsident Radoslawow, Professor Miletisch, Fregattenkapitän Nedew, Minister Toschesf.

Die bulgarische Friedensdelegation in Warschau.

Die Friedensdelegierten während ihres Aufenthalts in Warschau.



Vizeadmiral von Rebeur-Paschwitz, Flottenchef der türkischen Marine.

Nach dem Leben gezeichnet vom Lt der Seewehr M. Wendrich.



Oberstlt. Gehl, Chef des türkischen Minenwesens.

Nach dem Leben gezeichnet vom Lt. d. Seewehr M. Wendrich.



Oberleutnant Pücher. — Phot. A. Erner. Leutnant Erich Flachmann. — Phot. O. Heinrich. Leutnant K. Tieck. — Flieg.-Unteroff. Heinz Wingens. — Vizefeldwebel Friedewald.

Leutnant Richard Lindner. — Phot. A. Wagner. Vizefeldwebel Karl Böhme. — Gefreiter Bichler. — Phot. Rother. Unteroffizier W. Hertrampf. — Vizefeldwebel Rode.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Damen und Herren der Gesellschaft.

Rokokoabend zum Besten des Deutschen Vereins für Säuglingsfürsorge 1916. E. V. in Berlin.







Wohlfahrts - Vorstellung

zugunsten der Kinder-Fürsorgebestrebungen des Pestalozzi-Fröbelhauses unter dem Protektorat Ihrer K. u. K. Hoheit der Frau Kronprinzessin:

Die Prinzessin und der Schweinehirt.

Märchenspiel in 3 Bildern mit Gesang und Tanz, unter Benutzung des Andersenschen Märchens „Der Schweinehirt" von Gräfin Stillfried-Dohna. Liedertexte von Charlotte Ball, Musik von Rudolf Kaiser, Tänze von Elisabeth de Gasperini, Kgl. Solotänzerin.

1. Schlußgruppe des Schäfertanzes. Von links, erste Reihe: Frl. von Kummer, Frl. Ritter, Frl. von Unger, Frl. v. Bacmeister, Gräfin Pfeil, Frl. von Dulong.
2. Die Tänzerin mit der Kindergavotte. — Von links: Comtesse Merveldt, Frl. Helene Widenmann, Frl. Lotte Eiber, Comtesse Stillfried, Frl. Hildegard Widenmann.
3. Helene Wandrey als Prinzessin und Frl. Felsegg als Prinz.

Spezialaufnahmen der „Woche"



Herrenjuniorlaufen.

Rechts: Jüngling, Oppelner Eislaufverein, Sieger im Herrenjuniorlaufen Links: Franke, Berliner Schlittschuhklub, Zweiter.



Damenjuniorlaufen.

Von links: Frl. Wulf, Fr. Brockhoeft, Frl. Böckel.



Damenmeisterschaft.

Von links: Frl. Klebe, Frl. Frenssen, Frl. E. Winter.



Mächtige Eisblöcke (bis 3 Meter hoch) auf der Weichsel.



Phot. Lübeck.

Treibeis am Ufer der Weichsel bei Graudenz.

Eisgang auf der Weichsel.



Paarlaufen: Frl. Klebe und Herr Graupel.

Damenmeisterschaft im Eislaufen.

In Oppeln wurde die Deutsche Eislaufmeisterschaft im Kunstlaufen ausgetragen. Frl. Frenssen und Frl. E. Winter vom Berliner Schlittschuhklub stritten scharf um den Siegespreis. Frl. Winter stach durch ihren Rhythmus, die graziöse Art des Laufens und die Leichtigkeit hervor, mit der sie die schwierigsten Bewegungen ausführte. Frl. Frenssen zeichnete sich durch großzügiges, wohlgeschultes Laufen aus. Sie siegte mit 202.3 Punkten ganz knapp vor Frl. E. Winter mit 200.8 Punkten. Im Damenjuniorlaufen siegte Frl. Böckel vom Berliner Schlittschuhklub, im Herrenjuniorlaufen Jüngling vom Oppelner Eislaufverein, im Paarlaufen Fräulein Passauer—Herr Hoppe vom Mitwitz-Ostrauer und Troppauer Eislaufverein. G. H.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

16. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

„Bitte, geben Sie den Brief her!“ bat Frau Johanna Ter Meer.

Aber Kapitän Lürsen entgegnete: „Ich kann den Brief nicht behalten. Sie dürfen ihn nicht behalten! Dort ist das Kaminfeuer!“

„Sie wollen den Brief verbrennen!“

„Schade, daß man den Schreiber des Briefes nicht mit ins Feuer stecken kann!“

„Macht euch der Haß so blind?“

„I wo! Der macht die Augen blank!“ sagte Erich Lürsen und trug den Brief nach dem Kamin. Sie ging erregt neben ihm.

„Das ist das Feuer! Und das wird mir nun mein Leben lang bis zum Großvadding leid tun, daß da so 'ne ausgewachsene neue englische Niedertracht gegen die Menschheit ungesehen aus der Welt kommt!“

„Großer Gott — kann man Sie denn nicht belehren . . .? Statt daß die Menschen einsehen, daß sie viel besser sind, als sie voneinander glauben, und Deutsche und Engländer sich die Hand geben . . .“

„Donnerwetter ja . . . an dem Tage habe ich aber 'nen bannigen Schnupfen und bleibe zu Hause . . .“

„Ich lasse mich durch keinen Hohn beirren! . . . Ich glaube an die Menschheit . . .“

„Und an die Engländer!“ sagte Erich Lürsen trocken. Er stand vor dem Kamin neben dem Teetisch, an dem er vorhin mit den alten Damen gesessen. Die Spiritusflamme brannte noch unter dem brodelnden Kessel. Er hob den Deckel auf. Eine weiße Dampfwolke kräuselte sich empor, und zugleich lief eine abenteuerliche Erleuchtung über sein glattrasiertes, nüchternes Gesicht.

„Das wäre noch ein Versuch!“ murmelte er. „Ehe wir den Wisch verbrennen . . .“

„Was machen Sie?“

Er antwortete nicht, sondern entfaltete den Brief und hielt ihn behutsam über den aufsteigenden Wasserdampf. Das dicke Elfenbeinpapier erwärmte sich und wurde weich. Die großen schrägen Buchstaben begannen zu zerfließen. Eine atemlose Pause. Er flüsterte: „Sehen Sie einmal — da, Mrs. Ter Meer . . .“

„Was kommt denn da heraus auf den Blättern?“

„Violette Linien . .“

„Überall . . .“

„Da auch! . . .“

Sie flüsterten beide. Atemlos. Mit starren Augen.

„Die Linien laufen über das ganze Papier . . .“

„Jung . . . Jung . . . nu kommen wir doch hinter deine Krakelfüße . . .“

„Aber es werden keine Worte daraus . . .“

„Nein. Das ist etwas anderes . . .“

Plötzlich zitterte der Brief in Erich Lürsens Fingern. Johanna Ter Meer hätte nie geglaubt, daß ein Mann von seinen Nerven so zusammenfahren könnte.

„Jetzt wird es schon was“, sagte er leise, so leise, als könnte ein Hauch das violette Gewebe von Strichen und Schlängellinien im Entstehen stören.

„Was denn um Gottes willen?“

„Eine Karte. Die Karte einer Gegend . . .“

„In Deutschland?“

„Wahrscheinlich!“

„Es sind keine Namen darauf . . .“

„Nur ein paar dicke Punkte . . . da . . . und da . . . ah . . .“

„Was denn?“

„Lassen Sie mich . . . nur noch einen Augenblick . . . jetzt fängt es an zu dämmern . . .“

„Sie wissen jetzt . . ?“

„Nun kommt die Bescherung zutage! . . . O du verfluchter Hund . . . Dich möcht ich bloß mal unter vier Augen sprechen . . . Aber an einem recht s—tillen Ort . . .“

„So reden Sie doch . . .“

„Sehen Sie da nicht?“

„Etwas wie einen Fluß . . .“

„Aber überall gleich breit — nicht?“

„Ja . . . ja . . .“

„Und da eine Seebucht . . . und drüben auch eine?“

„Ja.“

„Erst läuft der Kanal gerade. Dann biegt er schief nach unten in einen viel größeren Fluß . . . dicht vor der Bucht links . . .“

„Ja, aber was sind nur die dicken schwarzen Punkte daneben?“

„Die sind die Gefahr! . . . Deswegen sind sie in die Gegend hineingezeichnet!“

„Kennen Sie denn die Gegend?“

„Da müßte ich ja wohl ein toller Seemann sein, wenn ich mich nicht im Stockfinstern zwischen Brunsbüttel und Holtenau zurechtfände!“

„Das ist . . .“

„Das ist der Kaiser-Wilhelm-Kanal, und die schwarzen Punkte sind die Stellen für den Plan, den Kanal in die Luft zu sprengen und damit unsere Verbindung zwischen Nordsee und Ostsee!"

„Oh yes ..."

Heitere englische Stimmen tönten draußen. Näherten sich rasch.

„Ins Feuer mit dem Zeug!"

Der Angriffsplan mit dem Angriff auf den Nord-Ostsee-Kanal flog in die Flammen, flackerte auf. Der Kapitän Lürsen stand mit Johanna Ter Meer vor dem Kamin und deckte, während er sich behaglich den Rücken wärmte und lächelnd die Hände rieb, die verkohlten Fetzen da drin, die der Luftzug in die Esse hinaufwirbelte, vor den Blicken der Eintretenden.

Es war der Marqueß Harald von St. Asaphs mit einigen Gästen. Er kam aus dem Abendgottesdienst. Unterwegs hatte er seine ausgezeichneten Freunde, den Botschafter Barandiaran und den Yonkheer Ter Meer, getroffen. Er war gegen sie die Liebenswürdigkeit selbst, nachdem er auf dem Wege zur anglikanischen Kapelle dem Reverend Craven noch gesagt, es sei unchristlich, was zurzeit hier an Papisten, Orthodoxen, Methodisten und Lutheranern auf diesem ehrbaren Eiland herumlaufe. Seine frische, gesunde Herzlichkeit spiegelte sich auf den geschmeichelten Gesichtern der Ausländer wider. Er hatte ein Blatt in der Hand.

„Wohl! Eben brachte mein Courier im Auto dies Ding da aus London! Sehen Sie hier! Interessant, Gentlemen: Das Bild dieses Marineoffiziers werden Sie von morgen ab in ganz England an allen Straßenecken auf Schritt und Tritt sehen!"

Der dicke weißbärtige Franzose betrachtete den kleinen, groben Holzschnitt eines bartlosen, ernsthaft, beinah, sorgenvoll dreinschauenden Mannes um Mitte der Dreißig in Mütze und Bordjacke eines Seeoffiziers.

„Wie finden Sie den Burschen?"

„Ehrlich gesagt, mein Lord-Markgraf: Es ist das Bild eines Engländers, wie man ihn überall in Ihrer glorreichen Flotte und sonst im Lande sieht!"

„Und doch das Bild des Hunnen, von dem ich Ihnen eben erzählte ... dieses verdammten Kapitäns der ‚Heidelberg', nach einer Augenblicksaufnahme, die einer der Gentlemen auf dem „Acheron" unterwegs machte."

„Man wird viele Unschuldige daraufhin verhaften, fürchte ich!"

„Schadet nichts! Der Mann bereitete uns zu viel Pein! Vorhin erst hat Old Warrington, der Admiral, seine Ankunft hier für heute abend angezeigt, um sich auf dem Lande zu erholen. Seine Konstitution hat seit vorgestern einen herben Stoß erlitten!"

„Armer alter Warrington!"

„Was fehlt denn Seiner Ehren?"

Ladies um Lord Asaphs herum fragten es. Er lachte. „Sir James war doch dabei, als der Captain Lürsen unserm Gentleman vor der Nase entwich, und wurde krank vor Wut. Ich möchte wissen, wen der Hund in diesem Augenblick zum besten hält! ... Oh, guten Abend, Mr. Lumley! ... Wie geht's? Immer heiter, Ihr Amerikaner! Recht so! Das ist, was ich liebe!"

„Gesellschaft von Briten stimmt mich stets froh, Euer Herrlichkeit!"

„O ja! Ihr habt nicht unsere Sorgen mit den verwünschten Teutonen! Sagen Sie mir offen: Warum hat Gott nur diese gottlose Rasse geschaffen?"

„... damit es der Menschheit nicht zu wohl wird, Mylord!"

„So ist es! Es ist wunderbar, wie britische Meinungen und die Eurer großen Vereinigten Staaten übereinstimmen! ... So predigte der Clergyman eben auch von dem Potsdamer Skorpion und der Gottesgeißel von Essen ..."

Er brach ab. Er erblickte ein paar Schritt entfernt Johanna Ter Meer. Sie hatte seine Worte nicht gehört. Er trat auf sie zu.

„Oh — wie bleich sind Sie, Mrs. Ter Meer!"

„Die Lady klagt, sie sei von heftigen Kopfschmerzen geplagt!"

„Ach — ich sehe es! ... ich hoffe, daß es nichts von Bedeutung ist! Warum blicken Sie mich so an, Madam?"

„Es ist nichts, Lord St. Asaphs!"

„Auf ein Wort ..." Er dämpfte lächelnd seine Stimme und beugte seine brünette Riesengestalt mit athletenhafter Leichtigkeit vertraulich zu ihr hinunter: „Ich erhielt eben neue Nachricht von meinem Freund Knox aus der Schweiz. Er ist dort eifrig mitten in der Friedensarbeit. Sobald er Sie in Deutschland weiß, wird er dorthin reisen, um Sie zu sehen. Der wackre alte Bibelmann freut sich von Herzen auf Sie! Er ist noch ein gut Stück von einem Pilgervater aus der guten alten Zeit. Ein Mann wie ein Kind. Bringen Sie ihm nur vollstes Vertrauen entgegen, Mrs. Ter Meer!"

„Ja."

„Ich tue es auch! Er verdient es! Sie werden den schlichten alten Gentleman liebgewinnen wie ich. Kein Menschenfreund der Welt hat die Methoden des Friedens besser studiert als er!"

„Ja."

„Neues aus London, St. Asaphs?"

„Ihr Courier kam doch eben an!"

„Wohl! Auf Wiedersehen, Mrs. Ter Meer!"

Der Marqueß St. Asaphs verabschiedete sich von Johanna Ter Meer und trat zu den Briten in die Ecke. Dort sagte er finster zwischen den Zähnen: „Neues von diesen blutigen Iren! Von den amerikanischen Feniern. Es scheint, daß einige ihrer schärf-

sten Geheimbündler unentdeckt von Neuyork in London gelandet sind!"

„Hängt sie!"

„Habt sie! . . . Mr. Lumley: Wie ist das mit Euren Feniern?"

„Ich lernte vor Jahren durch Zufall in Neuyork einige ihrer Führer kennen!"

„Was halten Sie von dieser Sorte Iren?"

„Es sind verzweifelte Burschen, Gentlemen! Gegen England zu allem fähig! Beinah schon wie die Deutschen!"

Johanna Ter Meer stand allein. Schaute in einem leisen Schwindelanfall durch den Saal. Traf mit dem Blick drüben ihren Mann. Er saß in einem Klubsessel am Fenster, ein Blatt in der Hand. Ihr Herz stand still. Er hielt den Steckbrief des Kapitäns Lürsen vor die Augen. Sein Antlitz zeigte einen starren und ungläubigen Schrecken. Niemand beachtete ihn. Die Ladies und Gentlemen drängten sich lachend um Mr. Lumley, der irgendeine Schnurre aus seinen Erlebnissen mit den Feniern in Neuyork zum besten gab. Sie ging langsam an ihm vorbei. Trat zu dem Yonkheer Ter Meer. Er sah sie mit seinen weit aufgerissenen grauen Augen kommen und ließ das Blatt in seiner Rechten sinken. Es lag offen auf seinen Knien. Es zeigte in grobem Holzdruck das Bild eines bartlosen jüngeren Marineoffiziers. Er warf einen Blick auf den Steckbrief, dann hinüber auf seine Frau, dann hinüber auf Mr. Lumley. Es war ein Schweigen, daß beide ihr Herz klopfen hörten.

„Jantje . . . Allmächtiger . . . er ist es!"

„Wer?"

„Wer es nicht schon ahnt, mag es nicht gleich erkennen . . ."

„Was denn?"

„Aber ich weiß es durch dich! . . . ich habe dich nicht nach seinem Namen gefragt. Jetzt brauche ich nicht mehr zu fragen: Da unter dem Bild steht der Name . . ."

„Welcher Name?"

„Und dort drüben steht der Kapitän Lürsen selbst!"

„Still!"

„. . . der gefährlichste Feind, den England im eigenen Lande hat! Großer Gott . . . überall suchen sie ihn!"

„Still. Um Himmels willen!"

„. . . und dort ist er, mitten unter ihnen!"

„Noch ein Wort, und sie hören dich!"

„Sie müssen es hören . . ."

„Cornelis!"

Von drüben kam ein herzliches Lachen.

„Oh — Mr. Lumley! . . . Geben Sie uns noch einen irischen Schwank!"

„Gern, Madam!"

Der Yonkheer Ter Meer stand schwer auf und holte tief Atem: „Jantje . . . geh hinaus . . . geh auf dein Zimmer!"

„Warum?"

„Du sollst nicht dabei sein. Jetzt muß es geschehen!"

„Was denn?"

„Es ist meine Pflicht gegen meine Gastfreunde! Ich muß vor diesen Mann hintreten und ihm sagen, wer er ist!"

„Gut! Ich komme mit!"

Cornelis Ter Meer hatte schon zwei Schritte getan. Jetzt blieb er entsetzt stehen.

„Was willst du dort?"

„. . . mich melden, daß man mich mitverhaftet . . ."

„Hu, Jammer! Was soll das?"

„Ich bin doch auch eine Deutsche! Ich weiß seit vierundzwanzig Stunden, daß er hier ist, und hab ihn nicht verraten!"

„Jantje! O weh!"

„Das war sicher von mir strafbar! Es sind strenge Gesetze im Krieg . . . die Engländer werden es dir hoch anrechnen, daß du mich ihnen überlieferst!"

„Um Gods will! Ich bin sonder Rat!"

„Komm, Cornelis!"

„Kiek in das Blatt, Jantje!"

„Ja, ja, er ist's!"

„Wer darf da still sein?"

„Du nicht, Cornelis! . . Komm nur! . . . Liefere mich aus!"

„Jantje . . . Du sollst aus dem Weg gehen! . . . Was ist mit dir? Wirst du krank?"

Drüben wurde man aufmerksam.

„O seht, die Lady schwankt!"

„Sie wird ohnmächtig . . ."

„Ihr Mann fängt sie auf . . ."

„Mrs. Ter Meer schien schon die ganze Zeit leidend!"

Der Yonkheer Ter Meer hielt seine Frau in den Armen.

„Oh . . . es ist nichts . . . Ladies und Gentlemen!" sagte er heiser. „Beunruhigen Sie sich nicht, es ist nichts!"

Er schien selbst geistesabwesend, während er Johanna Ter Meer halb zur Tür trug, halb führte.

„Ich bringe Mrs. Ter Meer auf ihr Zimmer. Dort wird sie sich bald erholen!"

Oben in seinen vier Wänden lief Cornelis Ter Meer verstört von der einen Wand zur andern, blieb stehen, trocknete sich den Schweiß von der kahlen Stirn, murmelte: „Groote God! . . Groote God!" . .

Dann, sich umwendend, zu seiner Frau, die, wieder ganz zu sich gekommen, starr und blaß, ohne sich zu rühren, in dem riesigen Drachenstuhl aus schwarzem Eisenholz saß: „Jantje . . . was für ein Ongelük . . ."

„Hoffentlich wird es ein Unglück!"

„Für uns?"

„Nein. Für England!"

Er griff sich an die Ohren, als wollte er sie sich entsetzt zuhalten, als dürfe es kein Mensch hören, daß man England Unglück wünschte.

„Jantje . . . ich weiß niet, wie mir ist! Die Kammer dreht sich um mich . . . in was für eine Positié hast du mich gebracht?"

„Du hast mich hierher gebracht! Ich wollte nicht hierher! Ich wollte zu unserm Jan nach Eastbourne!"

„Nu ist es geschehen! . . . nu muß ich dabei staan und sehen, wie der Avonzurier da unten England beschädigt . . ."

„Ich bete zu Gott, daß er es gründlich tut!"

„Ich habe nichts mit dem Orlog zwischen die Deutschers und die Engelschen zu tun! Ich weiß davon so viel wie van het Chineesch . . . Aber wenn es herauskommt, wer er ist . . ."

„Möchten sie es zu ihrem Schaden merken!"

„. . . und wenn es herauskommt, daß du es gewußt hast, wer er ist . . . "

„Wenn ich ihm nur nutzen könnte!"

„Nur weg aus seiner Nähe . . . wir hätten gleich abreisen sollen . . . Wir müssen jetzt stracks op Reis gan . . . Noch heute abend . . . Goddank . . . wir haben unser Auto hier!"

Er riß die nächsten Schubladen auf. Fing mit zitternden Händen wahllos an zu packen.

„Cornelis . . ."

„Genug! De Saak lat mij niet los! Ich bin erst wieder rüstig, wenn ich mit dir und Jan in Nederland bin!"

„Cornelis . . . bist du das wirklich?"

„Auch noch Strafpredigten gegen mij . . . oh, schweige! Du bist an allem schuld! Du verhinderst mich, den Engelschen unten wahrzuschauen, daß ihr Todfeind mitten unter ihnen sitzt . . ."

„Ich lasse meinen Landsmann nicht im Stich!"

„Du hast die Verantwortung, wenn die Engelschen sich an uns rächen! . . . Kennst du die Welt niet? Weißt du niet, was das heißt, die Engelschen auf der Welt zum Feind haben? . . Wem das geschieht, der ist ein verspielter Mann!"

Johanna Ter Meer sah, wie Rasierzeug, Pantoffeln, Frack, Zigarren, Füllfeder, Plätthemden wie Kraut und Rüben in den Koffer flogen, und sah die Veränderung in ihrem Mann. Das war bei ihm nicht mehr wie vorhin die Angst um England. Das war jetzt die Angst vor England. Die Angst aller Völker und Menschen vor England! Ihr war, als packte da nicht der Yonkheer Ter Meer seine Sachen, sondern die Menschheit selber, als sei die Sorge und Aufregung auf seinem sonst so ruhigen Gesicht nicht sein Teil, sondern ein Gemeingut aller Seelen und Gedanken, ein Ding, das alles bedingte: England.

„Ja. Jetzt kenne ich England!" sagte sie. „Das wird furchtbar sein, wenn alle Menschen einmal aufwachen, so wie ich jetzt . . ."

„Deutet das auf mich, Jantje?"

„. . . und England so sehen, wie es wirklich ist . . ."

„Ich kann niet begreipen!"

„. . . dann ist es mit England zu Ende! . . . Das möchte ich noch erleben!"

„Jantje . . . laat mij deinen Pols fühlen . . ."

„Das Strafgericht möchte ich erleben . . ."

„Ich soll den Dokter holen . . ."

„Bis der letzte Engländer seine Ruchlosigkeit büßt . . ."

„Sie hat de Koorts! Sie hat de Koorts!"

„Nein, ich habe kein Fieber! . . . Ihr seid von England krank!"

Der Yonkheer stand stumm neben dem Koffer. Auf dem grellen, weißbunten, indischen Teppich. Er und seine Frau. Sie sagten sich beide nichts mehr, weil sie beide plötzlich, zum erstenmal ganz deutlich in ihrer Ehe merkten, daß sie mit zwei unverständlichen Sprachen sich am Ohr vorbeireden würden. Sie schauten, zwei fremde Menschen, erschrocken und still und schwer atmend voneinander weg. Unten tönte eine Hupe. Ein Auto schoß hinaus in die Dunkelheit in der Richtung nach der Eisenbahnstation. Ein unterdrückter Schreckensruf des Yonkheer Ter Meer folgte ihm.

„Es ist alles aus, Jantje! Der Admiral Warrington kommt! Lord St. Asaphs sagte vorhin unten, daß er ihn erwartet!"

„Warum fürchtest du dich vor ihm?"

„Seine Herrlichkeit fügte hinzu, Admiral Warrington sei dabei gewesen, als dieser erschreckliche Mann vorgestern in Portsmouth entfloh . . . er wird ihn hier sofort wiedererkennen!"

„Um Gottes willen!"

„. . . und er weiß, daß du auch eine Deutsche bist! Der Verdacht fällt auch auf dich! Auf uns beide!"

„Wer denkt jetzt an uns! . . Herr im Himmel . . . das Auto ist schon unterwegs, um ihn abzuholen!"

„Die Station ist nur ein paar Meilen entfernt. In zehn Minuten ist er da . . ."

„Großer Gott . . . schon in zehn Minuten . . ."

„God . . . ich wäre jetzt lieber in Holland im Siechenhaus als hier im Schloß in Engeland!"

Beide verfolgten rasch und verstört im Geist den Weg der grünen Limousine. Wie sie dort vor der Station hielt. Wie der Londoner Schnellzug heranbrauste. Wie der kupferbraune, vierschrötige Admiral mit dem bartlosen Bulldoggesicht ihm entstieg. In dem Innern des Autos Platz nahm. Jetzt fuhr das wohl schon wieder wie der Wind nach Schloß Ogmore zurück. Der Yonkheer Ter Meer schrak aus seinem Brüten auf.

„Ich soll lieber loopen, Jantje, und unser Auto vorfahren lassen! Vielleicht können wir noch vorher von hier weg. Es ist am besten!"

Der Yonkheer Ter Meer rief es schon unter der Tür seiner Frau zu und stürzte die Treppen hinab. Kaum war er aus dem Zimmer, so verließ auch sie es, eilte durch die weitläufigen Gänge und Hallen, in deren einer, wie in jedem englischen Schloß, einmal die Königin Elisabeth übernachtet, in einer andern Heinrich VIII. sich mit einer seiner vielen Frauen getroffen, in einer dritten irgendein Mitglied der Familie Glun die Nacht vor seiner Hinrichtung verbracht hatte, und erreichte den großen Saal im linken Flügel.

„Der Gentleman aus Illinois?" sagte der Reverend Craven, der da wartend und reisefertig stand. „Er war eben noch hier, Mrs. Ter Meer! Es wurde davon gesprochen, daß der Admiral Warrington gleich kommen würde. Ich will mit dem Auto, das ihn bringt, sofort zur Bahn fahren und nach London. Als ich mich von Mr. Lumley verabschieden wollte, war er weg! Er bekam plötzlich heftige Zahnschmerzen, Mrs. Ter Meer!"

„Er zog sich auf sein Zimmer zurück!"

„Amerikaner leiden immer an den Zähnen!"

„Das kommt vom Eiswasser!"

„Da hört man fern die Hupe! . . . Da kommt Alt-Warrington!"

„Haben Sie sich schon ganz erholt, Mrs. Ter Meer? Sie werden jetzt eben wieder sehr bleich!"

„Oh — sprechen wir nicht davon!"

Johanna Ter Meer hatte nicht mehr die Kraft wegzugehen. Es legte sich ihr ein Nebel vor die Augen. Um sie drehte sich der Kreis der plaudernden Gäste.

„Kommen Sie denn noch zurecht zum Londoner Zug, Craven?"

„Wohl! Der Mann draußen weiß, daß er sehr scharf fahren muß!"

„Am Sabbat spart der Herzog mit der Mühewaltung seiner Leute. E i n Wagen muß genügen!"

„Eben fährt er vor!"

„Ich höre Warringtons heisere Stimme . . ."

„Warum schnappt sie denn plötzlich ab?"

„Alles still . . ."

„Weshalb kommt denn der alte Bursche nicht herein?"

„Halloa, Warrington!"

„Sir James!"

„Was ist mit Ihnen?"

„Er steht in der Halle, mit offenen Augen . . ."

Die Herren traten lachend hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alandinseln.

Von Dr. Richard Pohle. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Wer von Abo, der alten Hauptstadt Finnlands, zu Schiff nach Schweden reisen will, den umfängt bald eine höchst eigenartige Welt. Wir befinden uns in einem Labyrinth von Inseln verschiedenster Größe. Nur einmal lichtet sich der Raum einigermaßen zur breiten Wasserfläche, die den Namen „Skiftet" führt; dann schließen die Schären sich wieder zusammen, und wiederum windet sich das Fahrzeug zwischen zahllosen granitnen Eilanden, Riffen und Klippen hindurch, um sich endlich der Hauptinsel zu nähern, die „Fasta Aland", das feste Aland, genannt wird. Sie ist nur 37 km lang und 32 km breit, und ihre Ränder sind zerschlitzt durch lange, schmale, zuweilen kanalartige Buchten, die tief ins Innere hineinführen. Trotzdem bildet sie nicht den inneren Kern der Gruppe; sie liegt exzentrisch. Wenn man den lichten Kranz von Schären vor der Westküste verlassen hat, gelangt man endlich in freies Wasser; allerdings nur für kurze Zeit — bald, etwa nach einer Stunde, tauchen die ersten schwedischen Felseneilande am Horizont auf. Denn hier gibt es keine großen Abstände mehr. Liegt doch Aland nur sechs Stunden von Stockholm entfernt, dicht vor den Toren der schwedischen Hauptstadt.

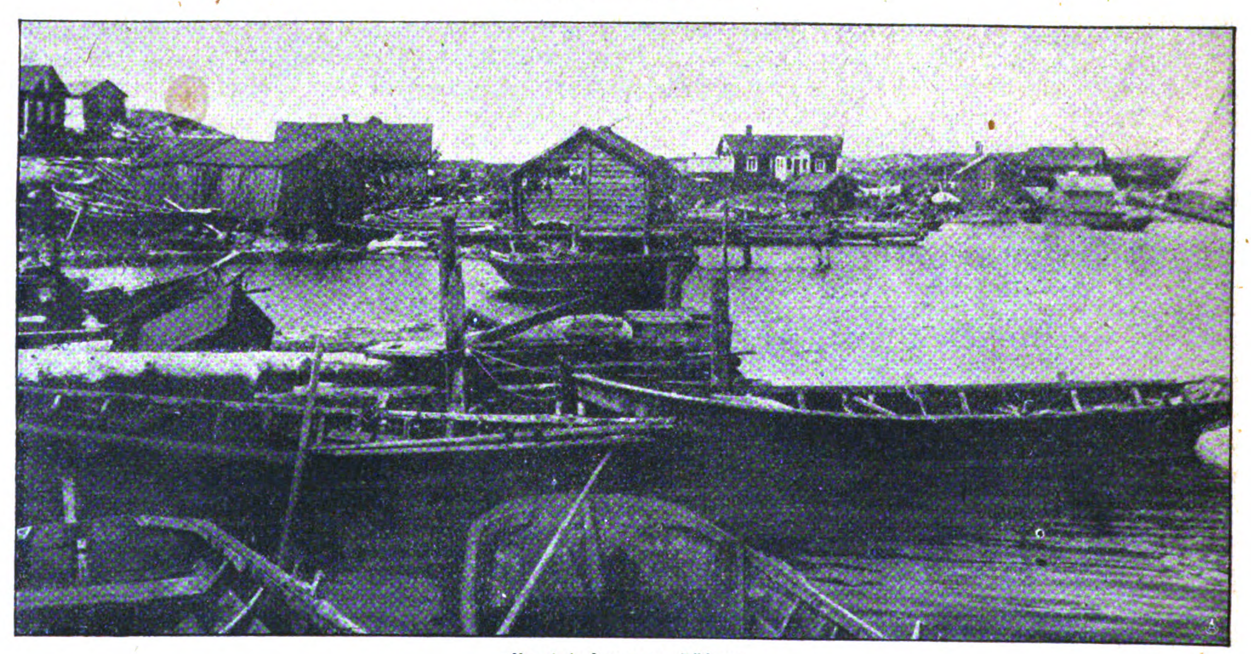
Weit reizvoller wirkt eine Fahrt im Segelboot, vielleicht auch zum Teil deshalb, weil sie zuweilen ein gelindes Gruseln erwecken kann. Plötzliche Stoßwinde, heimtückische Klippen und starke Strömungen in den engen Straßen tragen dazu bei. Alle Inseln sind niedrig, viele von ihnen bilden nur eine einzige, vom Inlandeis der Gletscherzeit und von winterlichen Eismassen geglättete und polierte abgerundete Felsmasse; es sind „Rundhöcker", die vielfach nackt daliegen oder einzelne sonderbar gestaltete Kiefern tragen oder aber an flacher geschützter Stelle kleine Haine. Fällt grelles Sonnenlicht auf die glänzende Wasserfläche, so nehmen die Umrisse der Inseln sonderbare Formen an; anders wiederum, in wechselnden Farben und Tönen, erscheinen dem Beschauer diese Gebilde beim Kommen und Gehen der Sonne und in der hellen Dämmerung nordischer Tagnacht. Hier ist das Paradies zahlreicher Sommerfrischler aus den finnischen Küstenstädten, die sich in ruhigen Friedenszeiten dem Vergnügen des Segelns voll hingeben können. Finden sie doch gern Unterkunft bei der sturm- und seegewohnten Bevölkerung der Schären, die fast ausschließlich vom Meer lebt und der finnischen Handelsflotte viele tüchtige Seeleute liefert, die erst vor nicht zu langer Zeit, als es noch keine Eisbrecher gab, im Winter über Wasser und Eisschollen die Post nach Schweden in offenen Booten besorgte.

Die eigentümliche Insellandschaft, von der wir reden, ist im Laufe der Geschichte dazu berufen gewesen, in mehr als einer Beziehung eine wichtige Rolle zu spielen. Erstens einmal haben wir es mit einer Inselbrücke zu tun, die als verbindendes Glied vom Festland zu Fest-

land sich spannt. Über sie führt der Weg im 12., 13. und 14. Jahrhundert von Schweden nach dem eroberten Gebiet, in dem und um das lange und erbittert gekämpft werden muß — vom Mutterland zur Provinz, zum späteren Großfürstentum Finnland. Ferner beruht die Bedeutung der Alandsgruppe darauf, daß sie vor den lassen sich leicht an manchen Stellen anlegen. Darum sind auch die Inseln von jeher ein Gegenstand schwerer Kämpfe zwischen Schweden und Rußland gewesen. Ganz besonders im Verlauf des großen Nordischen Krieges, dem die herrlichen Nadelwälder der größten Insel mit ihrem reichen Bestande an Elchen zum Opfer

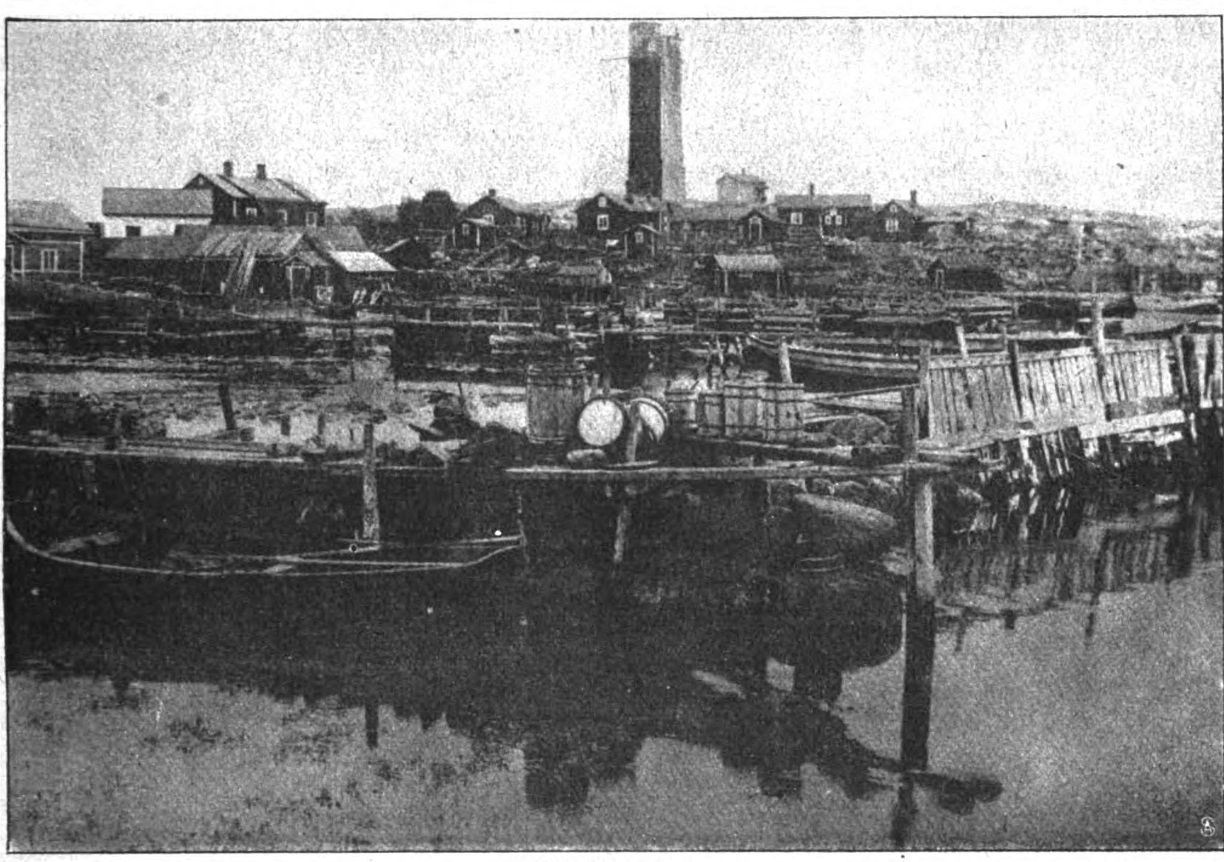


Reinigung der Fischgeräte.



Bootshafen von Kökars.

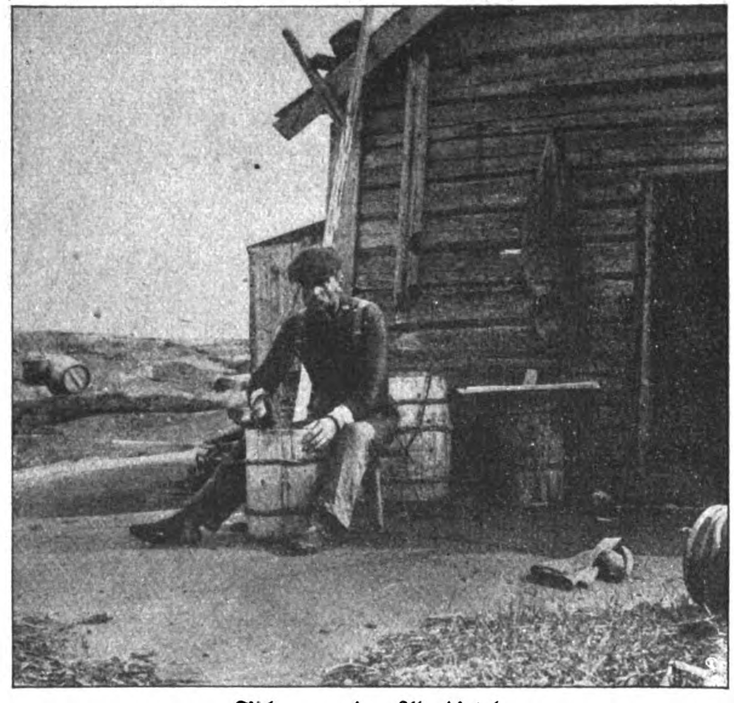
Ausgängen zweier Meerbusen, des Finnischen sowohl wie des Bottnischen, liegt; der letztere wird durch sie gesperrt. Wer auf Aland sitzt, kann leicht die nördliche Ostsee beherrschen. Dazu gehört nicht viel. Bieten die labyrinthischen Gänge zwischen den Schären dem einheimischen Schiffer sicheren Schutz und Schlupfwinkel in Menge — für den Fremden bergen sie ein wohlgefülltes Maß an Gefahren. Und feste Stützpunkte fielen. Noch stehen auf einer Landspitze im Süden die Reste des festen Schlosses Kastelholm, das 1713 in Asche gelegt wurde, als Zeugen der schwedischen Großmachtzeit da. Später errichteten die Russen selbst eine Festung Bomarsund, die sie jedoch nach dem Krimkrieg wiederum schleifen mußten. Denn Rußland wurde besiegt und im Pariser Frieden vertragsgemäß verpflichtet, keinerlei Befestigungen auf den Inseln an-



Der Leuchtturm.

zulegen, die den Schlüssel zur nördlichen Ostsee bilden. Wie der Zar während dieses Krieges jenem Vertrage zuwiderhandelte, ohne daß eine der geschädigten Ostseemächte dem vorzubeugen versucht hätte, ist bekannt. Im anderen Falle wäre Rußland keinesfalls imstande gewesen, diesen Krieg so lange zu führen.

Die das Alandmeer belebenden Inseln umfassen ein Areal von 1 423 Quadratkilometer; sie werden von rund 26 000 Seelen bewohnt, es kommen mithin gegen 18 Menschen auf den Qudratkilometer, was einen doppelt so großen Wert für die Volksdichte ergibt wie die mittlere Volksdichte des gesamten finnländischen Staates. Aber nicht nur das Meer bietet den Bewohnern seine Ernten dar, sondern auch ein Teil des Landes, die Hauptinsel nämlich. Bei ihr finden wir den felsigen Sockel überdeckt von Ablagerungen, die nach der großen Vereisung Nordeuropas entstanden sind. Fruchtbare Lehmböden lassen auch den Ackerbau zur lohnenden Beschäftigung werden. Edle Laubbäume gedeihen auf Fasta Aland gut, an sandigen Küstenstreifen wuchert der seltene Sanddorn (Hippophaë rhamnoides) in Mengen in dichten, schier undurchdringlichen Gebüschgruppen, und die Eibe (Taxus baccata) hat sich als vereinzelter Baum der atlantischen Region hier noch erhalten können, weil dem langen milden Herbst ein kurzer Winter folgt. Wie Oasen liegen die Inseln mit ihrem milden Seeklima inmitten einer rauhen, nordischen Natur. Im südlichen Teil der Hauptinsel ist auf langer, ein Kilometerbreiter Landzunge die einzige städtische Siedlung erbaut, Mariehamn genannt mit rund 1 300 Einwohnern, dessen Häuser sich von



Fischer von den Alandinseln.

Bucht zu Bucht erstrecken. Dieser Ort zeigt eine mittlere Jahrestemperatur von 5 Celsiusgraden, die also um einen Grad höher ist als die von Helsingfors. Auf der Insel Bogskär pflegt der Winter um ganze 25 Tage kürzer zu sein als in dem bekannten finnischen Seebad Hangö, das mit seinen schönen Anlagen die äußerste Südwestspitze des Festlandes ziert. Von den zahllosen Eilanden werden etwa 90 bewohnt. Die Bevölkerung ist nahezu fast ausschließlich schwedischer Herkunft; es sind große, schöngewachsene Menschen, die ihre seit alters überlieferten Sitten und Gebräuche mit Zähigkeit festhalten. Sie haben während dieses Krieges Unsägliches durch die russische Soldateska erlitten, aber auch keineswegs mehr als die gesamte übrige finnländische Nation.


Am Ufer von Lemland.

Einst und jetzt.

Ein Kapitel vom Trinken. Von Gustav Hochstetter.

Früher lief uns wohl ein Schauer, vermischt aus Entsetzen und Ehrerbietung, über den Rücken, wenn wir die Worte „ehemaliger Trinker" vernahmen. Entsetzen vor dem Menschen, den das Laster des Alkohols in Bann gehalten; Ehrerbietung gegen die Willenstärke, die sich von dem Übel befreit, und vielleicht gegen den Bund vom „Blauen Kreuz", der dabei helfende Hand gereicht hatte . . .

Das war einmal . . .

Heute sind wir alle mehr oder minder „ehemalige Trinker". Das „Blaue Kreuz", das sich vor dem Weltkrieg in Deutschland mit knappen sechstausend Mitgliedern begnügen mußte, kann heute stolz herabschauen auf eine Heerschar von mehr als sechzig Millionen Deutschen, die nach den Grundsätzen dieses alkoholfeindlichen Bundes lebt.

Wir sechzig Millionen derzeitige Nichttrinker sind uneingeschriebene, unfreiwillige und grundsätzlich ungetreue Blaue-Kreuz-Anhänger; der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Das Bier ist uns zu dünn — und zu selten; der Schnaps ist uns zu schlecht — und zu selten; und der Wein? Je nun, das Blaue Kreuz gestattet seinen Getreuesten Ausnahme-Alkoholtage auf ärztliche Verordnung; und wir unfreiwilligen Weltkriegstemperenzler gestatten uns den Alkohol ausnahmsweise an solchen Tagen, wo wir uns genügend bei Laune und bei — Kasse fühlen, um mehrere Taler für eine einzige Flasche erträglichen Weines anzulegen. Aber das bleiben für die große Masse immerhin „Ausnahmetage"; zu allen übrigen Zeiten des Jahres sind und bleiben wir „ehemalige Trinker".

Es gibt auf der Welt noch andere Getränke als Bier, Schnaps und Wein. Wie lieblich klangen uns sonst in kalten Winternächten die Worte „Punsch" und „Grog" ins Ohr. Aber heute? Brrr . . . selbst diese edlen Begriffe sind heute unzertrennbar verbunden mit dem Gedanken an eine Freiheit, die wir nicht übermäßig lieben, mit dem Gedanken an die Alkoholfreiheit. Punsch ohne Alkohol, ach, er ist wie ein Omnibus ohne Pferd, wie ein Autobus ohne Motor — was können solche Dinge uns nützen! Dann lieber schon eine volle, dampfende Tasse richtigen Kaffee-Ersatz! Denn — ganz unter uns wollen wir es flüsternd eingestehen — der Kaffee-Ersatz ist eigentlich von allen „Ersätzen" der annehmbarste. Wir haben uns an ihn gewöhnt. Er ist im Grund seiner Seele eine brave, ehrliche, heiße Suppe; und daß er in Tassen gereicht wird und dem „verflossenen" Kaffee in Farbe und Temperatur gleicht, ist weiter kein Schaden.

Schlimmer steht es mit dem „Kakao-Ersatz", der häufig unehrlich genug ist, sich gar nicht „Ersatz", sondern schlankweg „Kakao" zu nennen. Die Börse, auf der er angeboten wird, ist die Hintertreppe. Verlangt wird für ihn zweierlei; nämlich erstens, daß man dreißig Mark fürs Pfund zahlt; und zweitens, daß man ihn kauft, ohne ihn vorher geprüft zu haben. Denn wenn man vor dem Kauf auch nur ein Stäubchen davon zur Zunge führt, so kommt der Kauf nie und nimmer zustande.

Die nächste Verwandte des Kakaotrankes, die Schokolade, hat als Getränk einen besonders hohen Grad von Seltenheit erreicht. Wer heute Schokoladetafeln besitzt, verzehrt sie als Leckerei und ungekocht.

Das Kapitel vom Tee ist mit den ersten Tagen von Brest-Litowsk in einen neuen Abschnitt eingetreten. Der echte Tee wird wie echtes Pelzwerk von Woche zu Woche billiger. Man ahnt bereits die Zeit, wo auch der hübsch verpackte „Ersatz" aus deutschen Wäldern billiger und endlich ganz entbehrlich wird. Wobei ich allerdings die persönliche Bemerkung einflechten möchte, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren fast täglich als Morgengetränk einen Tee nehme, dessen Grundstoff aus



Fenchel, Anis, Pfefferminz und Kamille, zu gleichen Teilen gemischt, besteht; und ich finde ihn ebenso wohlschmeckend wie bekömmlich.

Limonaden sehen wir jetzt, lockend, herrlich, wunderbar an — Farbe! Doch der Mensch versuche die Limonaden nicht; denn was da heimliche Hände brauen, dem ist in der Regel nicht recht zu trauen! Übrigens begünstigen diese Limonaden ein anregendes Experiment, nämlich die Prüfung der Selbsttäuschung: ist solche „Kriegslimonade“ erdbeerrot gefärbt, so glauben wir manchmal einen leichten Erdbeergeschmack beim Trinken wahrzunehmen. Ist sie gelblich gefärbt, so neigen wir zur Annahme, etwas Zitronenähnliches geschmeckt zu haben. Lassen wir uns aber bei geschlossenen Augen von einem anderen die beiden Kostproben reichen, so merken wir, daß überhaupt kein Fruchtgeschmack vorhanden ist, und daß die Zunge allein die zwei Getränke nicht voneinander zu unterscheiden vermag.

Neben dem „warm“ empfohlenen Kaffee-Ersatz bleibt als einwandfreies Kriegsgetränk soweit nur noch das Wasser — das kohlensaure wie das Leitungs-, Quell- und Brunnenwasser. Also sieht unsere Getränkeliste genau aus wie das offizielle Trinkprogramm des Blauen Kreuzes: „Kaffee und Wasser.“

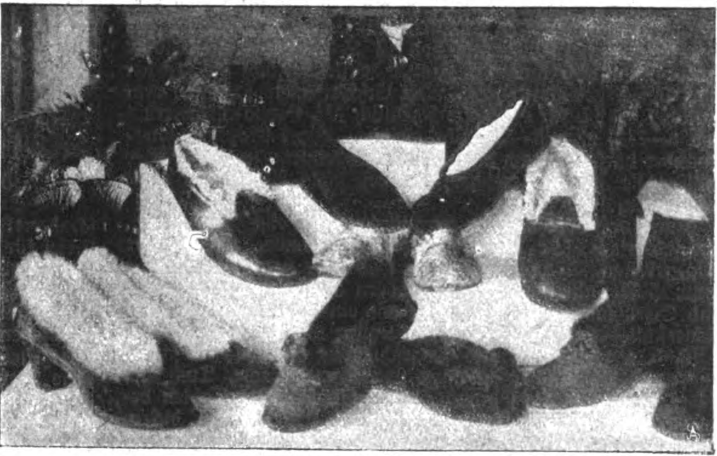
Das Lutherwort: „Wasser tut's freilich nicht“ muß sich für die Kriegszeit ablösen lassen durch Pindars Spruch: „Wohl ist Wasser das Beste.“ Und wenn erst die Pläne unserer Feinde zu Wasser geworden sind, wenn sie erkennen, daß selbst ihr stärkstes Massenaufgebot ein Schlag ins Wasser war — dann trinken wir wieder Wein.

Die Frau im Schuhmacherhandwerk.

Von Hedwig Causse, Braunschweig. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Wie auf allen Gebieten, so hat der unerbittliche, unvorhergesehen lange Krieg auch tief in das Schuhmachergewerbe eingegriffen. Wer hätte im Jahre 1914 wohl geglaubt, als er dem dringenden Mahnruf folgte „Helft, wo ihr könnt, die Not zu lindern! Gebt, was ihr glaubt, entbehren zu können!“, daß er im Jahr 1917 in die Lage kommen würde, viel schlechteres Schuhwerk tragen zu müssen, als er im Jahr 1914 auf dem Altar der Nächstenliebe geopfert hatte. Wie unendlich viele werden in der gleichen Lage sein, Schuhe und Stiefel ungeflickt, mit schief getretenen Absätzen tragen zu müssen, weil die Arbeitskräfte im Schuhmachergewerbe ebenso fehlen wie auf allen anderen Gebieten. Die jungen und jüngeren Schuhmacher sind eingezogen, die alten, die sich teils schon zur Ruhe gesetzt hatten, sind wohl hilfsbereit eingesprungen, um ihre jüngeren, fürs Vaterland kämpfenden Kollegen zu ersetzen, aber sie sind dem Ansturm nicht gewachsen, sie können den Anforderungen nicht gerecht werden.

Neue Stiefel sind trotz Bezugschein mit der größten Mühe überhaupt nicht aufzutreiben. Nur die Besitzer sehr großer oder sehr kleiner Füße haben vielleicht das Glück, noch ein Paar zu erwischen, aber wie lange wird es dauern, dann sind auch diese Größen vergriffen, und sie sowohl wie die Besitzer normaler Fußlängen sehen mit Schrecken der Zeit entgegen, wo ihre noch vorhandenen Schuhe ganz abgetragen sind und sie vielleicht barfuß laufen müssen! Für den Sommer ist dies ein ganz schöner, für manche wohl auch gesunder Sport, aber im Winter? So liegen die Verhältnisse bei uns in Braunschweig, und so werden sie wohl mehr oder weniger überall liegen. Wir begrüßten daher mit großer Freude die Aufforderung des Nationalen Frauendienstes in Frankfurt a. M., auch hier in Braunschweig zur Linderung der allgemeinen Schuhnot Kurse zur Anfertigung von Kriegsschuhen einzurichten. Unser Nationaler Frauendienst und der Braunschweiger Frauenverein nahmen den Vorschlag mit Begeisterung auf. Zunächst wurden Kurse eingerichtet zur Ausbildung geeigneter Lehrkräfte, deren Leitung eine Wanderlehrerin aus Frankfurt a. M. übernahm. Die Kurse mit 16 Teilnehmerinnen, meist Lehrerinnen unserer Abend-Fortbildungsschule, dauerten bei je 3—6 Stunden täglichem Unterricht 14 Tage. Uns allen — denn auch ich gehörte zu den Lernenden — hat die Arbeit sehr viel Freude bereitet, trotzdem wir — es war in den heißesten Tagen des Juni 1917 — manchen Seufzer ausgestoßen und manchen Schweißtropfen vergossen haben ob der doch immerhin nicht leichten „Kunsthandarbeit“, die uns ungewohnt war!



1. Warme Hausschuhe.

2. Pantoffeln, Hausschuhe und Sandalen.

Mit welch großem Interesse das Braunschweiger Publikum unsere Arbeit verfolgte, bewies eine am Schluß unseres Kursus im Nationalen Frauendienst veranstaltete Ausstellung der von uns angefertigten Schuhe und Stiefel. Der Andrang war gradezu gewaltig, und viele mußten umkehren, ohne, wie sie versicherten, auch nur ein Schuhspitzchen gesehen zu haben. Dieses große Interesse an der Sache veranlaßte uns, die Schuhe noch auf weitere 6 Tage in einem Schaufenster einer unserer belebtesten Straßen auszustellen, das Ergebnis war das denkbar günstigste.

Der Braunschweiger Frauenverein, unterhält, schon seit über 28 Jahren eine Abend-Fortbildungsschule für Frauen und Mädchen des Arbeiterstandes, in der Schülerinnen jeden Alters Gelegenheit gegeben wird, Schneidern, Weißnähen, Maschinennähen, Ausbessern, Plätten und Kochen zu erlernen;

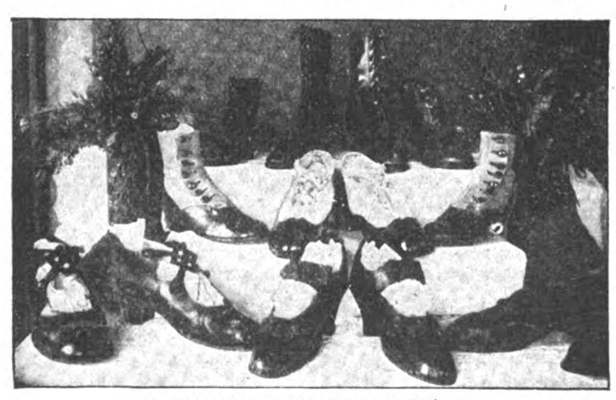
3. Schuhe und Stiefel mit Schäften aus Tuch oder Samt.

sie erfreut sich eines ungemein starken Zuspruchs, und wurde in den letzten Jahren durchschnittlich von 12--1500 Schülerinnen besucht. Als Leiterin dieser Abendschule kann ich wohl am besten beurteilen, wie die Sache im großen Publikum aufgenommen ist. Mit dem besten Gewissen kann ich behaupten, daß unsere Schule den schlagendsten Beweis gibt, daß diese Kurse eine bittere Notwendigkeit sind.

Schon der Andrang zu den ersten Kursen war am ersten Anmeldeabend derartig groß, daß ich mir für den zweiten einen männlichen Schutz in Gestalt eines Schutzmanns erbat. Hunderte von Frauen und Mädchen drängten sich heran, und unendlich viele mußte ich zurückweisen und auf die nächsten Kurse vertrösten. Das fortbestehende Interesse an der Arbeit gibt uns den Beweis, daß es nicht nur ein aufflammendes Strohfeuer war und nicht nur die Sucht, aus Neugier alles mitzumachen, was „Mode“ ist, sondern die Frauen und Mädchen kamen zu der Überzeugung: Die Arbeit ist eine nützliche, für sie und ihre Familie unentbehrliche in der ernsten, schweren Kriegszeit! Während 5 Monaten sind in der Abendschule 947 Schülerinnen in 91 Kursen von 12 Lehrerinnen unterrichtet worden, und ich kann mit Freude feststellen, daß die meisten sehr Gutes geleistet haben. Die Schülerinnen bezahlen monatlich 1.50 M. für dreimal wöchentlich 1½ Stunden Unterricht von 6—7½ oder 8—9½ Uhr abends. Zwei Monate hintereinander dürfen sie am Schuhnähkursus teilnehmen, dann aber müssen sie zunächst weichen, um den schon Wartenden Platz zu machen.

Kurz vor Weihnachten veranstaltete ich eine Ausstellung, die sich eines sehr großen Zuspruchs erfreute. Meine hier beigegebenen Aufnahmen zeigen, was alles gearbeitet werden kann. Nicht nur Hausschuhe, sondern auch Stiefel, Straßen- und Gesellschaftschuhe, die sogar, wie ein liebenswürdiger Berichterstatter schrieb, eine gewisse Eleganz nicht vermissen lassen.

Abb. 1 zeigt hohe und ausgeschnittene warme Hausschuhe aus allen erdenklichen Stoffen, wie Samt, Seide, Tuch und Leder, teils mit Pelz besetzt oder gefüttert. Die Sohlen bestehen meist aus Teppichstoffen, alten Filzhüten oder dicken, aufeinandergesteppten Tuchstoffen. Abb. 2 zeigt Pantoffeln, elegante Hausschuhe und Sandalen. Vorn in der Mitte stehen ein Paar Kinderstiefel, die vorgeschuht wurden, dabei um zwei



4. Stiefel und Schuhe aus Leder.

Stich vergrößert, besohlt und neu gefüttert sind. Oben stehen ein Paar derbe Stiefel aus einem alten Rucksack gefertigt mit Holzsohlen. Die Sohlen der übrigen Schuhe sind aus Gummiersatz. Abb. 3 zeigt Schuhe und Stiefel, deren Schäfte aus Tuch oder Samt, die Kappen unten aus Leder gefertigt sind. Zu Sohlen wurde teils Leder — alte Treibriemen, alte Tornister, Militärgamaschen, auch Kofferleder — verwendet oder Gummiersatz. Abb. 4 zeigt Schuhe und Stiefel ganz aus Leder, Sohlen durchweg von Leder, meist altem. Die Hacken sind bei allen Schuhen und Stiefeln von Holz, andere stehen leider nicht zur Verfügung. Einzelne Paare Stiefel sind auf Wunsch der Schülerinnen in Anbetracht der augenblicklich herrschenden kurzen Rockmode besonders hoch gearbeitet. Abb. 5 gibt Baby- und Kinderschuhe wieder, die teils aus Tuch, Samt und auch Leder gefertigt sind. Die kleinen weißen, in mittlerer Höhe stehenden Schuhchen sind aus einem Paar alter weißer Glacéhandschuhe verarbeitet.

Jedenfalls haben wir durch unsere Ausstellung den Beweis geliefert, daß alles gebraucht werden kann. Aus den kleinsten Flickchen und Läppchen läßt sich etwas zusammenstellen. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß alle Stepperei, auch die der Lederschäfte, selbst ausgeführt wurde, und zwar auf einer einfachen Hausnähmaschine.

Es sollte mich sehr freuen, wenn meine Ausführungen und Abbildungen das Interesse so mancher Vereine erweckte und sie veranlaßte, Kurse zur Anfertigung von Schuhen einzurichten. Aber nicht nur zur Anfertigung von Hausschuhen, wie es wohl schon vielfach geschieht, sondern auch von Straßenschuhen. Es ist ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, für Straßen-



5. Kinderschuhe aus Tuch, Samt und Leder.

schuhwerk zu sorgen, damit die noch vorhandenen derben Lederstiefel für schlechtes Wetter geschont werden können. Denn so vermessen bin ich nicht, zu behaupten: wir besohlen „ganz wasserdicht“! Jedenfalls kann ich konstatieren, daß ich seit August 1917 — jetzt haben wir Februar 1918 — ein Paar selbstgefertigter Schuhe tagtäglich getragen habe, die durchaus gut gehalten haben und mir hoffentlich noch manchen Monat gute Dienste leisten werden.

Die Schuhmacher stehen unsern Bestrebungen mehr oder weniger feindlich gegenüber. Fürchten sie die Konkurrenz? Ich weiß es nicht, glaube aber, daß sie unbesorgt sein können, denn ich bin sicher, daß viele, die jetzt, der Not gehorchend, das edle Schuhmacherhandwerk erlernen, später, wenn wieder normale Verhältnisse eintreten, schnell genug ihrem Schuhmacher wieder in die Arme fallen, denn eine leichte Handarbeit ist die Schusterei nicht, und wenn die Sachen gut sitzen sollen, gehört sehr sorgfältiges sauberes Arbeiten dazu. Und wer wie ich bisher nur mit feinen und feinsten Handarbeiten zu tun gehabt hat, betrachtet mit leisem Schauder seine Hände, die doch immerhin auch den feinen Arbeiten gerecht werden sollen. Aber was will das sagen. Ist es nicht ein kleines Übel im Gegensatz zu dem, was Gutes geleistet wird, wenn man seinen Mitmenschen zeigen kann, wie leicht es verhältnismäßig ist, die durch die Kriegszeit geschaffene Schuhnot selbst beseitigen und lindern zu können?

Darum: Frisch ans Werk, ihr Frauen und Mädchen jeglichen Standes! Werdet euer eigner Schuster! Zeigt, daß ihr fähig seid, ein Handwerk zu erlernen, das bisher nur in Männerhand lag! Zeigt, daß ihr echte deutsche Frauen seid, die fähig sind, sich mit Stolz in jede Lage des Lebens zu finden und auf diese Weise dem Vaterlande zu dienen!

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Landaufenthalt für Zöglinge höherer Lehranstalten. Die im vorigen Jahre zum ersten Male in großem Maßstabe durchgeführte Unterbringung von Zöglingen höherer Lehranstalten auf dem Lande, an der auch der Berliner Philologen-Verein beteiligt war, hat sich durchaus bewährt. Daher will dieser Verein auch jetzt an der so überaus wichtigen Aufgabe, diesen Kindern in den großen Ferien Landaufenthalt und damit bessere Ernährungsmöglichkeiten zu verschaffen, wieder mitarbeiten, in der Erkenntnis, daß 1918 mehr noch als 1917 die Angehörigen der höhern Schulen der Großstädte unter den Ernährungsschwierigkeiten leiden und die Eltern vieler dieser Kinder auch diesmal nicht in der Lage sind, mit den Kindern Ferienreisen zu machen. Dagegen werden sie meist imstande und gern bereit sein, ein angemessenes Kostgeld zu zahlen, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, ihre Kinder in Familien oder Heimen auf dem Lande oder in Kleinstädten mit guten Ernährungsverhältnissen unterzubringen. Der Berliner Philologen-Verein, dem fast alle Oberlehrer Groß-Berlins angehören, vertraut darauf, daß er zur Durchführung dieser Aufgabe auch in diesem Jahre die Hilfe weitester Kreise finden wird, und bittet daher alle, die bereit sind, gegen angemessene Entschädigung oder umsonst Schüler und Schülerinnen Groß-Berlins in den großen Ferien aufzunehmen, dies ihm z. H. des Prof. Dr. Janell, Berlin-Steglitz, Arndtstr 6, mitzuteilen.

Wildfrucht-Genossenschaft. Im Einvernehmen mit dem Kriegsernährungsamt ist durch Verfügung der Reichsstelle für Ge-

müse und Obst die „Wildfrucht, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung“ in Berlin mit der Sammlung und Verwertung sämtlicher verwendbarer, wildwachsender Pflanzen, Kräuter, Früchte, Beeren, Blätter, Sämereien und sonstiger, dem freien Zugriff unterliegender Naturerzeugnisse beauftragt worden. Die Genossenschaft sei, so wird weiter amtlich mitgeteilt, ein gemeinnütziges Unternehmen, das die preiswerte Zuführung des Wildwuchses an die Verbraucher bezweckt. Erwachsene Personen, die Verständnis für die Zeiterfordernisse sowie für die Natur haben, werden gebeten, Aufklärungsmaterial von der Wildfruchtgenossenschaft, Berlin, Karlsbad 6, einzufordern.

Amerikanische Einheitskleidung. In den Vereinigten Staaten besteht die Absicht, eine Einheitskleidung einzuführen. Nur ein Modell von Halbschuhen in Schwarz und Braun soll angefertigt werden. Die Frauen- und Männerkleidung soll in Schwarz, Grau oder Blau hergestellt werden. Auch die Krawatten, Oberhemden usw dürfen nur in wenigen Farben und nach einem bestimmten Muster hergestellt werden. Man verspricht sich davon eine bedeutende Ersparnis, mindestens 10 Prozent an Arbeitskraft und an Stoffen.

Kein „Rübenbier“! Der preußische Finanzminister hat eine Verfügung erlassen, wonach die Verwendung von Rüben zur Herstellung bierähnlicher Getränke verboten ist. Von verschiedenen

Offizielle Verkaufsstelle: **Alexanderplatz** Prospekte gratis.	**GRAMMOPHON-ZENTRALE**	Offizielle Verkaufsstelle **Kleiststraße 27** Prospekte gratis.



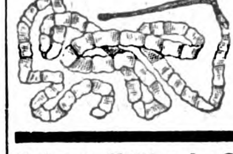
Offizielle Verkaufsstellen-Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H.



Illustrierte Zeitschrift „Die Stimme seines Herrn" auf Wunsch regelmäßig kostenlos und portofrei.

Berlin W. 8 Friedrichstr. 189 — Cöln a. Rh. Hohestr. 115a — Kiel Holstenstr. 40 — Nürnberg Königstr. 14
Breslau Gartenstr. 47 — Düsseldorf Königs-Allee 78 — Königsberg i. Pr. Junkerstr. 12 — Wien I Getreidemarkt 10

Bruchleidende.
Eine Erlösung für Jeden ist unser **Sprarzband**
Deutsches Reichs-Patent.
Ausl.-Patent angem.
Ohne Feder,
Ohne Gummiband,
Ohne Schenkelriemen.
Konkurrenzlos dastehend!
Verlangen Sie gratis Prospekt.
Die Erfinder: **Gebr. Spranz**
Unterkochen (Württemb.) Nr. 228



Bandwurmleidenden erteilt gratis
Rat und Auskunft über eine **seit vielen Jahren** bei Tausenden von Personen erprobte, einfache Methode in 2–3 Stunden. **Tausende sind mit diesem Uebel behaftet,** und der größte Teil erkennt seine Krankheit nicht. (Man verlange Prospekt.)
Th. Horn, Nürnberg 2, Wunderburgstr.

Ueber ½ Million im Gebrauch.
Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „**Hoffera**") färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt** blond, braun oder schwarz.
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

Echte Briefmarken
18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
50 verschiedene **Balkan** . . . . nur 2 Mark
25 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur 1 M 50
Porto extra. — Preisliste gratis.
Paul Siegert, Hamburg 36

Damenbart
Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau F. Uike, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171



Herzlilien-Schampon
Preis 25 Pfg.
Bestes, billigstes u. vollkommenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!
Herzlilien-Schampon schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar **schuppenfrei, voll u. glänzend.**
Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.
Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau.** Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**
Grossisten gesucht!

Gegen unreines Blut
zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsbluten, rot. Haut flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.50. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L 8**

Juckenden Hautausschlag
bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.



Beinkorrektionsapparat
Segensreiche Erfindung
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.
Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen",** da sehr leicht im Gewicht (1½–2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre dieSie überzeugt. Beinfehl. **z. heilen.**
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.



Solche Nasenfehler und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. Nasenformer „**Zello**" verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7 fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (knochenfeh er nicht). Einfachste Handhabung. Jll. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5, M. 7 u. M. 10 u. 10 % Teuerungs-Aufschlag mit Anleitung u. ärztl. Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 125,** Win.erfeldstr. 34.

Kriegskost und Zuckerkranke
Die medizinische Wissenschaft kennt noch kein Mittel und keine Kur, wodurch eine vollkommene Heilung erzielt wird! — Gegen eilige Behauptungen sind unwahr od. unreell — Der alte Verlegenheitsbehelf **Diät** ist mit **Kriegskost** schlecht vereinbar, daher heute noch lästiger denn je, wenn nicht zum
Diabetylin
gegriffen wird, das, ärztlich anerkannt, bequem und zuverlässig, von Diätrücksichten gänzlich befreit oder dieselben zum mindesten erheblich erleichtert und so für wenige Pfennige pro Tag das Leiden durchaus erträglich macht. **Neuzeitlich das Höchsterreichbare bei Diabetes!** Stets bekömmlich, ärztlich bevorzugt, glänzend bewährt.
In Apotheken oder direkt erhältlich. Auskunft und Belege kostenfrei durch die **Diabetylin Gesellschaft m.b.H.** ... Moltkestr. 2.

Brauereien war die Genehmigung zur Herstellung eines Bierersatzgetränkes erbeten wo den, das aus Runkelrüben, Hopfen, Hefe und Wasser nach einem patentierten Verfahren bereitet werden sollte. Das Getränk ist, wie der Finanzminister betont, als bierähnlich im Sinne des Brausteuergesetzes anzusehen. Seine Herstellung ist indessen nicht zulässig, weil die Runkelrüben einen verbotenen Malzersatzstoff darstellen. Abgesehen hiervon ist die Verwendung von Runkelrüben auch deshalb zu verbieten, weil diese Rüben nicht nur als wertvolles Futtermittel benötigt sind, sondern auch zur Marmeladebereitung und zur Kaffee-Ersatz-Herstellung dienen müssen.


Vor Gebrauch.

Nach Gebrauch.

Vor Gebrauch.

Nach Gebrauch.

Dünne, unscheinbare Augenbrauen und Bärte

erscheinen dichter und stärker durch Schellenbergs „Exlepäng **Nr. 2**“ (Patentamtlich gesch.) Gibt blonden oder häßlich roten Bärten u. Augenbrauen **nach und nach** vollständig **unauffällig**, schöne braune und schwarze Farbe und ist **unabwaschbar** und **unschädlich**. Der ganze Gesichtsausdruck wird dadurch ausdrucksvoller u. schöner. Damen u. Herren sind entzückt von der schönen, unauffälligen Veränderung des Gesichts. Viele Dankschreiben. Diskr. Versand. Karton M. 6.50 (Porto extra). Man lasse sich nichts anderes als ebensogut aufreden. In allen bess. Friseurgeschäft., Drog., Apoth. zu haben, wo nicht, direkt vom Fabrikanten **Herm. Schellenberg**, Düsseldorf 222, Parfümerie-Fabrik.

mit

ERNEMANN FELD-KAMERAS

DIE BESTEN ERFOLGE AUF ALLEN KRIEGSSCHAUPLÄTZEN BEZUG DURCH ALLE PHOTOHANDLUNGEN PREISLISTE KOSTENFREI

ERNEMANN-WERKE A.G. DRESDEN 150

PHOTO-KINO-WERKE OPTISCHE ANSTALT.



Echte Briefmarken billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Lästige Haare

im Gesicht und am Körper beseitigen Sie sofort schmerzlos **mit der Wurzel** mit meinem Enthaarungsmittel „**Rapidenth**“. Die haarbildenden Papillen werden zum Absterben gebracht, so dass die Haare nicht wiederkommen. Keine Reizung der Haut. Weit besser als Elektrolyse. Aerztlich empfohlen. Preis **M. 6.—**. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung. **Schröder-Schenke** Berlin W 14, Potsdamer Straße J. 26b, in Wien 14, Wollzeile 15.

Wir kaufen **Markensammlung** gegen bar **Philipp Kosack & Co.**, Berlin C., Burgstr. 13.

Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3. **Risiko ausgeschlossen!** **Diamand**, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Grosse Berliner Lotterie für das Säuglingsheim.

Ziehung am 27. März 1918

Gesamt- und Höchstbetrag der mit 90% garantierten Gewinne:

50000 M.
30000 „
20000 „
10000 „
usw.

Berliner Lose zu **2 M.** Porto und Liste 45 Pfg. mehr.

10 gemischte Glückslose mit Porto und Liste nur **20 M.**

versenden (auch gegen Nachn.)

Emil Haase & Co.
Berlin, Bredowstr. 9

auch in unsern Läden: Potsdamer Straße 23 a, Königstraße 57, Wallstraße 1, Rosenthaler Straße 71, **Müllerstraße 3 b.**

(In Oesterreich-Ungarn verboten)

„Welt-Detektiv“

Auskunftei Preiss-Berlin W I, Kleiststraße 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Beobachtungen (a. **Reisen**, i. **Badeort**, pp.) Ermittlung., spez. i. Zivil- u. Strafprozessen. **Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen inländischen, österreichischen u. neutralen Plätzen.** Diskret! **Größte Praxis!** Zuverlässigst!

Geld ist eine Macht,

aber eine noch größere Macht

bedeutet der beherrschende zauberische Bann, den manche Menschen ausüben, denn mit seiner Hilfe erreicht man auf dieser Welt Alles! Dieser persönlichen Zaubermacht öffnen sich alle und selbst die sprödesten Herzen. Wo sie ausgeübt wird, gibt es kein Mißlingen. Sie ist gleichsam der Schlüssel zu den größten und staunenswertesten Erfolgen und bringt selbst die kühnsten Wünsche in Erfüllung! Eine machtvoll bezaubernde Persönlichkeit kann sich die Verhältnisse schaffen, gewissermaßen erzwingen, die ihr angenehm sind. Sie wird überall beeinflussend und gebietend zur Geltung kommen, wird selbst stolzen und unnahbaren Menschen imponieren und Hochachtung abringen, wird selbst den härtesten Willen brechen. Einer machtvollen Persönlichkeit beugt sich eben alles! Wahrlich, es ist **das größte Glück** für einen Menschen, wenn er die Fähigkeit besitzt, den alles beherrschenden Zauber der Persönlichkeit zur Anwendung zu bringen. Dies nicht nur für Männer, die vorwärts streben, sich Bahn brechen, zu Ehre und Ansehen gelangen, Großes erreichen



und Geld und Gut erwerben wollen, sondern auch für Mädchen und Frauen, denn sie haben doch ebenfalls ihre oft stolzen Pläne und Hoffnungen für einen glücklichen Ausbau ihres Lebens! Alle, alle, die sich jetzt vergebens nach den schönen Gütern des Lebens abmühen und verzehren, könnten das oft unerreichbar scheinende Ziel ihrer Wünsche wie im kühnen Fluge erreichen, wenn ihnen das geheimnisvolle überwältigende Machtmittel des persönlichen Zaubers zur Verfügung stehen würde! Wollen Sie sich dieses bezwingende Machtmittel aneignen und damit ein **Bevorzugter des Glückes** werden? Folgen Sie dem praktischen Wege eines Erfolgreichen! Bestellen Sie heute noch das Buch „Die Macht der Persönlichkeit“. Wer dieses Werk besitzt, wird sich aus allen unfreien, beengenden und niederdrückenden Verhältnissen befreien und sein ganzes Leben von Grund aus glücklich umgestalten können. Ungeahnte persönliche Kräfte entstehen und drängen zur Entfaltung. Das ganze Wesen steht im Zeichen sieghafter Lebenskraft, sicheren Könnens, großen Selbstbewußtseins, geistiger Ueberlegenheit, zielbewußter, unbeugsamer Energie und Entschlossenheit! Viele Anerkennungen bezeugen den Wert des Buches. So und ähnlich schreiben die Leser: „Der Inhalt ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Endlich habe ich das, wonach ich mich lange gesehnt habe und spüre wieder Lebenslust und Tatkraft in mir.“ — „Ich habe jetzt alles so schön im Gange, daß ich Ihr Buch nicht um viel Geld entbehren möchte.“ — „Das Werk ist gerade für mich der beste Ratgeber.“ — Das Buch kostet portofrei M. **3.20**, bestellen Sie heute noch bei

Garantie! Rücknahme bei Unzufriedenheit!

Rudolphs Verlag, Dresden-P. 373.

Schlaflosigkeit, nervöse Störungen u. Erregungszustände, Magen- u. Herzbeschwerden. **Reichel's „Baldrament“** (reiner Pflanzenauszug), ein ungemein beruhigendes, heil am wirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin f. d. Nerven. M 2.50 **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.**

Bett-Federn.

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60000 Kunden — 20000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung **Th. Kranefuß, Kassel 97.** Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.



Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von **Tola-Puder**. Fabrik: Heinr. Mack, Ulm a. D.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Detektiv Graeger
Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges reelles Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch: Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.

Zuckerkranke verlangen aufklärende Broschüre, deren Zusendung kostenlos erfolgt. Fr. Löw, Fabrik pharm. Präp., Walldorf b. Frankfurt a. M.

Gummi-Sauger u. Ersatz für Milchflaschen, auch Beruhigungssauger, nicht an Händler. Haushalt- u. Toilettenartikel, Krankenpflegebedarf. — Preise auf Anfrage. A. Maas & Co., Berlin 42, Markgrafenstr. 64.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt i. Thür. Fach- und Haushaltungsschule. — — Lehrgänge für techn. Lehrerinnen
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Wer im Kriege gelitten hat,

ob körperlich, geistig oder finanziell, braucht deswegen nicht verzagen. Der Krieg hat so gründliche Veränderungen hervorgerufen, daß jeder, der den festen Willen hat, etwas zu leisten, sich auch eine entsprechende Stellung in der Welt sichern kann. Gar mancher, der durch körperliche Schäden genötigt war, seinen Beruf zu ändern, ist durch diese Notwendigkeit erst darauf aufmerksam geworden, daß er auf einem anderen Gebiete viel Besseres leisten, viel mehr verdienen und mehr innere Befriedigung fühlen kann. Die wenigsten Menschen gelangen ja auf Grund sorgfältiger Prüfung ihrer Fähigkeiten zu ihrem Beruf. Will man das, so muß man alle diese Fähigkeiten erst entwickeln, um sehen zu können, welche am meisten leisten kann. Diese Entwicklung und Prüfung können Sie heute noch vornehmen und Ihr künftiges Leben danach einrichten, denn heute stehen viele Bahnen offen, die vor dem Kriege mit sieben Riegeln verrammelt waren.

Bei sehr, sehr vielen ist der Geist durch die Länge des Krieges mit seinen Strapazen abgestumpft worden, und sie betrachten nicht nur die Kriegsjahre als verlorene Jahre ihres Lebens, sondern sehen mit Schaudern der Zukunft entgegen, weil sie sich dem Wettbewerb nicht mehr gewachsen fühlen. Diesen allen kann geholfen werden. Eine Klinge kann im Gebrauche stumpf und schartig werden, aber durch den Schleifstein kann sie nicht nur ihre frühere Schneide, sondern noch eine viel bessere bekommen, wenn die frühere den Höchstgrad nicht erreicht hatte. Der Schleifstein allein tut es aber nicht, es bedarf der kundigen Hand des erfahrenen Fachmannes, der nicht alle Klingen nach derselben Schablone schleift, sondern jede für sich nach ihrem Härtegrad, ihrer Bestimmung usw. behandelt.

Alle diese Bedingungen für die bestmögliche Entwicklung Ihrer geistigen Fähigkeiten, Ihres Willens und Charakters finden Sie in einem Unterrichtskurs (auch brieflich) in Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Sie erhalten dabei nicht nur die gedruckten Lehrhefte, sondern auch einen lebendigen Unterricht, indem Ihnen die Erfahrung eines Vierteljahrhunderts an die Hand geht und Sie sicher von Stufe zu Stufe führt, wobei Ihr besonderer Fall jede Berücksichtigung finden kann, was bei einem toten Buche unmöglich ist. Verlangen Sie heute noch den Prospekt (mit zahlreichen Zeugnissen) von L. Poehlmann, Amalienstr. 3, München A. 69, lesen Sie ihn sorgfältig durch, und Sie werden zur Ueberzeugung gelangen, daß Sie das gefunden haben, wonach Sie lange gesucht haben.



Sanatorium Johannisbad Eisenach, Thür. Fernspr. 209. Bekannt durch seine guten Erfolge bei all. chron. Krank., Nervenleidend., Stoffwechselkrank. usw. Lt. Arzt Dr. med. Ruppel. Direkt a. meilenweit. Tannenwaldung. Gute Verpflegung. Prospekt d. Schwester Elsa Wuschack.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, Berlin W 57, Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl., u. a.: 3196 Fahnenj., 1917 u. a. 33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor

Allgemeiner Briefsteller



für den schriftlichen Verkehr in allen Lebenslagen z. B.: Privatbriefe für sämtl. Familien-Ereignisse, Bittschriften, Empfehlungs-, Entschuldigungs-, Dankschreiben, Bestell-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Quittungen, Kontrakte, Vollmachten, Verträge, Heiratsanträge, Majestätsgesuche, Gesuche an Behörden, kaufmänn. Briefe u. s. w. 324 Seiten stark, Preis M. 2.50 — gegen Nachnahme 30 Pf. mehr! — Bücherkatalog gratis! Albrecht Donath, Verlag, Leipzig 49.

Fröbelseminar für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung, Karlsruhe, Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: Karlsruhe, Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.

Briefmarken

50	Altdeutsche Staaten	M. 4.—
25	verschied. Paraguay	„ 3.—
100	„ Asien	„ 3.—
40	versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur	„ 4.50
1000	„ Marken aller Weltteile	„ 18.—

Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17 b

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung. Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1764. Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich

Bettnässen Erfolgr. Befreiung. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst und diskret. Sanitas-Depot, Halle a. S. 225.

Wyk a. Föhr Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Dr Buslik's I. Leipziger Frauen-Schule für Bakteriologie, Chemie und Röntgen. Leipzig, Keilstraße 12. Prospekt frei. Ueber 400 Damen ausgebildet.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Technikum Hainichen i. Sa. Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. Lehrfabr. Prog. fr.

Buchführung gründliche Unterweisung. F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie gratis Probebrief K.

Unterricht Alle Anzeigen, die sich auf Unterricht beziehen, finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., erfolgreichste Verbreitung.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Kultur- u. koloniale Technik. Neue Laboratorien.

Stellen-Angebote
Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Militärköhlerfohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerfohlenfabrik. Neu-Isenburg H.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.

Vertreter für Neuheiten sucht P. Holfter, Breslau. Hp. 181.

Vertreter zum Vertrieb von leicht verkäufl. Ansichtskarten, Feldpostartikel, Schreibmaterial ges. Näheres durch Kunstverlag Heros, Berlin 39, Sellerstraße 3.

Der **Frankfurter Schwesternverband** der seine Tätigkeit in den städt. Krankenanstalten ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen gebildete Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt **als Lehrschwestern.** Näheres bei Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I. Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: M. Bieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 9. | Berlin, den 2. März 1918. | 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 9.



Die sieben Tage der Woche.

19. Februar.

Deutsche Truppen rücken in Dünaburg ein. Beiderseits von Luck sind unsere Divisionen im Vormarsch. Luck wird kampflos besetzt.

20. Februar.

Staatssekretär v. Kühlmann teilt im Reichstage mit, daß der russische „Rat der Volkskommissare“ sich veranlaßt sieht, in Anbetracht der geschaffenen Lage sein Einverständnis zu erklären, den Frieden unter den Bedingungen zu unterzeichnen, welche von den Delegationen des Vierbundes in Brest-Litowsk gestellt waren.

In der Sitzung des Wahlrechtsausschusses des Abgeordnetenhauses wird der konservativ-freikonservative Antrag auf Gewährung eines Mehrstimmenwahlrechtes mit 20 Stimmen gegen 15 Stimmen angenommen und damit der Paragraph 3 der Regierungsvorlage, der das gleiche Wahlrecht vorsieht, für erledigt erklärt. Für den Antrag stimmten 12 Konservative, 4 Freikonservative, 4 Nationalliberale; gegen ihn die übrigen Mitglieder.

21. Februar.

Staatssekretär v. Kühlmann hat sich nach Bukarest begeben.

Von der Insel Moon aus rücken unsere Regimenter nach Überschreiten des zugefrorenen Sundes in Estland ein.

Zwischen Dünaburg und Pinsk sind wir im Vordringen nach Osten. Deutsche Truppen rücken in Minsk ein. Rowno wurde vom Feinde gesäubert. Die Beute läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Bisher wurden gemeldet: An Gefangenen: 1 Kommandierender General, mehrere Divisionskommandeure, 425 Offiziere und 8700 Mann. An Beute: 1353 Geschütze, 120 Maschinengewehre, 4—5000 Fahrzeuge, Eisenbahnzüge mit etwa 1000 Wagen, vielfach mit Lebensmitteln beladen, Flugzeuge und sonstiges unübersehbares Kriegsgerät.

Im Monat Januar werden durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte insgesamt 632 000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet.

22. Februar.

Der Reichstag nimmt den Friedensvertrag mit der Ukraine an.

In Estland wird Hapsal genommen. Das 1. Estenregiment unterstellt sich dem deutschen Kommando. In Livland stoßen unsere Kolonnen über Ronneburg, Wolmar und Spandau hinaus vor. Unter dem Jubel der Bevölkerung rücken unsere Truppen in Rjezyca ein. Von dort stoßen sie bis Luzyn vor. Minsk wird besetzt.

23. Februar.

Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz †

In Estland sind unsere Truppen im Vordringen nach Osten. In Livland wird Walk besetzt. In der Ukraine erreichen die südlich von Luck vorgehenden Kräfte Dubno.

Der deutsche Hilfskreuzer „Wolf“ kehrt nach fünfzehnmonatiger Kreuzfahrt durch den Atlantik, Indischen Ozean und Stillen Ozean dank der hervorragenden Führung seines Kommandanten Fregattenkapitäns Nerger und der glänzenden Leistung seiner Besatzung glücklich und erfolggekrönt in die Heimat zurück.

24. Februar.

In Estland nähern sich unsere Truppen Reval.

Sibirien.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Kurt Wiedenfeld, Professor an der Universität Halle.

Uralgebirge und Uralfluß sollen nach uraltem Übereinkommen der Geographen zwei Erdteile voneinander scheiden. Der Fluß ist dabei in seinem Hauptlauf allenfalls dem Rhein vergleichbar; nur daß er in völlig flacher Steppe verläuft und nirgend den Eindruck eines wirklich trennenden Elementes macht. Der lange Höhenzug trägt auch nur den Charakter eines Mittelgebirges und läuft nach Westen wie nach Osten in langer Welle zur Ebene aus. Wenn nicht auf dem Scheitelpunkt der Eisenbahn, die in wenigen Stunden das Gebirge durchläuft, ein Obelisk sich befände mit der Aufschrift „Europa“ auf der einen, „Asien“ auf der anderen Seite, kein Reisender käme jemals auf den Gedanken, hier an der Schwelle eines neuen Erdteils zu stehen. Rein der Lage nach ist Europa ja doch nichts anderes als eine Halbinsel des asiatischen Kontinents.

Dem entsprechen durchaus Landesgestaltung und Klima. Diesseit wie jenseit des Urals finden wir im Norden die Tundra, die Sumpfsteppe, und den Sumpfwald, die Taigá. Im Süden greift die Salzsteppe Mittelasiens bis an die Wolga heran und selbst noch hinüber. In der Mitte erstreckt sich anbaufähiger Steppenboden von Rußland her weit nach Asien hinein, erst am Altai seine Grenze findend. Alles allerdings mit dem Unterschied, daß der Tundren- und Sumpfwaldgürtel auf der asiatischen Seite eine breite Basis findet und in Europa immer schmaler ausläuft, wie auch die Salzsteppen in Asien breit und in Europa verhältnismäßig schmal nur sich ausdehnen; bei der Ackerbausteppe jedoch ist es umgekehrt: die breite Basis in Europa, die Zuspitzung in Asien. So trifft der Waldgürtel die langgestreckten Grenzgebirge Zentralasiens schon bald östlich des Ob. Die Salzsteppe reicht westlich des Irtysch bis an die Eisenbahn heran und läßt auch weiter östlich zwischen Ob und Irtysch nur einen recht schmalen Streifen für die Ackerbausteppe übrig. Die Kontinentalität des Klimas macht sich zudem, je weiter man nach Osten kommt, natürlich um so schärfer geltend: der grimmen Kälte des Winters, die nirgend den Anbau von Winterfrüchten erlaubt, entspricht ein glühend heißer Sommer, der in knapp drei Monaten Sommergetreide reifen läßt. Erst weit im Osten, hinter dem Baikalsee und dem Jablonoi-Grenzgebirge, kommen die völlig anderen Einflüsse des Großen

Ozeans mit der feuchten Hitze des Sommers zur Geltung.

Dieser grundsätzlichen Gleichartigkeit der Lebensbedingungen entspricht es, daß Sibirien von Rußland her bevölkert worden ist. Was noch an ursprünglichen Eingeborenen — wie der Russe sie nennt: an Fremdstämmigen — vorhanden ist, hat sich ganz und gar auf die unwirtlichen Gegenden des äußersten Nordens und Ostens zurückziehen müssen. Sogar die Burjaten, welche den südlichen Teil Transbaikaliens und des Gouvernements Irkutsk bevölkern, sind ebenso wie die Kirgisen, welche in der Salzsteppe des Westens ihr Nomadenleben führen, zu völliger Bedeutungslosigkeit heruntergesunken. Das Waffenführen ist ihnen seit Menschenaltern verboten und auch tatsächlich vollkommen außer Übung gekommen. Stößt man, wie jetzt im Kriege oft berichtet, im russischen Heer auf mongolische Typen, so sind es in aller Regel Burjaten- und Kirgisenabkömmlinge, welche längst den Kosakenorganisationen eingereiht und ihres Stammesbewußtseins durchaus beraubt worden sind. Rußland hat es geschickt verstanden, jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit über den einzelnen Stamm hinaus zu unterbinden. Selbst die alten Kirgisenhorden haben schon längst keine politische Bedeutung mehr.

Auf der anderen Seite kommt auch den russischen Städtern keine entscheidende Bedeutung zu. Allerdings finden wir hier unruhige Elemente in Hülle und Fülle. Ein großer Teil der politisch oder strafrechtlich Verbannten hat sich in den kleineren Städten Sibiriens eine neue Existenz gründen müssen. Die große Zahl der Arbeiterscharen, welche durch die Eisenbahnwerkstätten in die großen Städte hineingezogen sind, trägt ebenfalls das Gepräge des Ungesetzten. Und hier, in den Städten, fand deshalb die Revolution von 1905, die im europäischen Rußland bekanntlich gerade die Bauernschaft des platten Landes stark ergriffen hatte, einen immerhin kräftigen Widerhall. Aber der Unruhe dieser Schichten steht doch die große Zahl des höheren Beamtentums um so mehr als Träger konservativen Geistes gegenüber, als der sibirische Beamte das Anderthalbfache bis Doppelte des russischen Gehalts bezieht und in merkwürdig großer Zahl Balten da draußen in Staatsstellungen sich befinden. Träger eines besonderen Sibiriertums können daher die Städte nicht genannt werden.

Wohl aber trägt die große Masse der sibirischen Bevölkerung, die Bauernschaft, ihr besonderes Antlitz. Der alte Saimken-Besitzer, der tief im Urwald seinen Einzelhof sich ausgerodet hat und in starrer Selbstgenügsamkeit ein menschenfernes Dasein führt, kommt allerdings nur noch verhältnismäßig selten vor und nur noch in den ganz abgelegenen Gegenden, die von der großen Übersiedlerbewegung noch nicht ergriffen sind. Der größte Teil der sibirischen Bauern, der erst im letzten Menschenalter den Ural überschritten hat, lebt vielmehr nach Art des europäischen Großrussen in großen Gemeinden, die oft mehrere tausend Köpfe umfassen; und auch der Besitz des Grund und Bodens steht bei der Gemeinde, beim Mir. Aber diese Besitzverfassung bedeutet in Sibirien tatsächlich etwas anderes als im europäischen Rußland. Trotz aller Beengung nämlich, über die auch schon der sibirische Bauer klagt, ist doch noch allenthalben in der Ackerbausteppe Land genug vorhanden, dem einzelnen Bauern Bewegungsfreiheit zu lassen. Fernab vom Dorf, an der äußersten Grenze der Gemarkung, ist erst ein Bruchteil des Gesamtlandes vom Pfluge geritzt. Jedes Gemeindemitglied ist noch in der Lage, wenn ihm das ursprünglich bearbeitete Stück Land nicht mehr Ertrag genug bringt, an irgendeiner anderen Stelle der Gemarkung ein neues Stück in Angriff zu nehmen. Von einer Verteilung, geschweige denn von einer regelrechten Neuverteilung ist noch nirgend die Rede. Breit steht die Bauernschaft auf ihrem Grund und Boden, und frei ist der einzelne sogar in seinem Betrieb.

Dazu kommt, daß der Ackerbau für den sibirischen Bauern keineswegs die Hauptsache seines Betriebes ist. Er zieht wohl im Frühjahr für ein paar Tage auf das Ackerland hinaus, um die Bestellung vorzunehmen, und im Herbst wiederum, um das Gewachsene abzuernten. Sonst kümmert er sich aber nicht um seinen Acker und ist zufrieden, wenn ihm nur so viel Brotkorn zufällt (harter Sommerweizen), wie er für sich und seinen Hausstand braucht. Die starken Ernteschwankungen, die aus den klimatischen Verhältnissen sich ergeben, zwingen ihn, bei reichen Ernten einen beträchtlichen Teil auf Vorrat zu nehmen. Auf regelmäßige Getreideverkäufe ist daher nur ein kleiner Teil der Bauernbezirke eingerichtet; nur der, welcher in nächster Nähe zu einem der großen Ströme oder zur Eisenbahn liegt.

Den wirtschaftlichen Zusammenhang mit der übrigen Welt stellt vielmehr in allererster Linie die Butter her, und Viehbesitz ist auch in Sibirien selbstverständlich eine Sache des einzelnen, nicht der Gemeinde. Irgendwelche Sorgfalt wird trotzdem der Viehhaltung nicht gewidmet. Wirkliche Ställe gibt es nicht einmal für den eisigen Winter. In einer Breite von vielen Kilometern legt sich vielmehr um das ganze Dorf das Land ewiger Weide herum; vom Ackerbauland durch ein Gezäun geschieden, das es erlaubt, die Viehherde Tag und Nacht ohne Aufsicht herumweiden zu lassen. Ein großer Teil der Herde geht denn auch alljährlich zugrunde. Das einzige, was der Bauer an Arbeit für seine Viehstapel aufbringt, ist das tägliche Melken, das ihm eine besonders fett- und gewürzreiche Milch einbringt. Die wird dann in großen und völlig modern eingerichteten Molkereien zu Butter verarbeitet. In tagelanger Wagenfahrt geht sie zur nächsten Dampfer- oder Eisenbahnstation, von wo aus der wochenlange Transport nach Rußland selbst, nach Dänemark, England und Deutschland in gewaltigem und stets steigendem Umfang sich abspielte. Der Butter, d. h. seinem reichen Besitz an Weideland, hat es der sibirische Bauer zu verdanken, daß er eine sozial gefestigte Stellung innehat. Alle revolutionären Umtriebe, wie sie für den russischen Bauer aus dem Mangel an Land sich geradezu von selbst ergeben, sind dem Sibirier fremd. Er hat etwas zu verlieren und nichts zu gewinnen.

In Sibirien hat es zudem weder jemals die Leibeigenschaft noch überhaupt einen Großgrundbesitz gegeben, von dem der Bauer in irgendeiner Weise abhängig sein könnte. Was da in neuerer Zeit ein paar Beamte der Übersiedlungsverwaltung und der Eisenbahn wie auch einige höhere Kosakenoffiziere an Landbesitz zusammengebracht haben, spielt nicht die leiseste Rolle. In aller Regel steht der Bauer gleichberechtigt neben dem Bauer und in völliger Unabhängigkeit auf seinem Land. Das hat eine soziale Stimmung ergeben, in die auch der Neusiedler sofort hineinwächst. Gegen wen sollte er denn auch, wenn ihm Land zugewiesen worden ist, noch irgendeine Mißstimmung empfinden? Er schimpft gewiß auf die Beamten der Übersiedlungsverwaltung, daß sie ihm oder richtiger seiner Gemeinde einen schlechten Bezirk zugewiesen hätten, und daß auch das Vieh oder das Bauholz nichts tauge, das sie ihm gegen billiges Entgelt und gegen langjährig zinslosen Kredit überwiesen haben.

Aber im Zaren sieht er doch den Spender des Landes, nach dem er im europäischen Rußland so vergebens sich gesehnt hat. Auch von dieser Seite her ist also für politische Umtriebe kein Raum.

Wohl aber ergibt sich für die gesamte Bauernschaft Sibiriens, gleichgültig ob sie schon ein paar Jahrzehnte da draußen sitzt, oder ob sie erst im neuen Jahrhundert den Ural überschritten hat, eine überaus scharfe Gegnerschaft gegen das europäische Rußland. Da nämlich seit der Fertigstellung der Sibirischen Bahn alljährlich mehrere hunderttausend Köpfe — gelegentlich ist die Million fast erreicht worden — von Rußland nach Sibirien hinübergewandert sind, so konnte nicht ausbleiben, daß die staatliche Siedlungsverwaltung mit dem noch freien Land ins Gedränge kam. Da wurden dann zwar zuerst die großen Güter der Krone und die Apanagegüter für die Aufteilung herangezogen, und es wurden auch im Waldgürtel manche geeigneten Stellen gefunden. Aber es blieb doch schließlich nicht anderes übrig, als auch den Landbesitz der alten Bauerngemeinden auf ihren Umfang hin zu revidieren, und hierbei stellte sich dann heraus, daß bei vielen Dörfern der Landbesitz nicht im Einklang mit der Zahl der Bevölkerung stand, für diese zu groß war. So wurden denn neue Dörfer gegründet auf dem Land, das man den alten wegnahm. Oder es wurden die alten Dörfer gezwungen, neue Mitglieder in sich aufzunehmen. Mit dem Ergebnis, daß die schon ansässig gewordene Bauernschaft mit äußerstem Mißtrauen gegen die ganze Übersiedlungsbewegung sich richtet. Sogar derjenige, der erst soeben über den Ural gekommen ist, möchte am liebsten sofort hinter sich das Tor zuschlagen, damit nur kein anderer die Aussicht auf Land ihm beenge.

Ein kleines Beispiel mag zeigen, wie stark dieser Gegensatz ist. Am Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts stellte die russische Regierung fest, daß in der Ackerbausteppe zwischen Irtysch und Ob etwa 250 000 Russen sich befanden, die nach den amtlichen Listen da nichts zu suchen hatten. Sie waren ohne Paß von der ansässigen Bauernschaft aufgenommen und als Arbeitskräfte ausgenutzt worden. Jetzt forderten sie eigenen Landanteil; und da schließlich auch der Absolutismus gegenüber so gewaltigen Zahlen sich nicht auf die Form des Paßrechts zurückziehen kann, so stellte sich die Staatsverwaltung auf die Seite der Landfordernden. Die gesamte Bauernschaft wehrte sich aber wie ein Mann gegen diese Zumutung. Die Regierung war in tödlicher Verlegenheit und half sich schließlich unter großem Beifall der Bauernschaft auf eigentümlich russische Weise. Die ganze große Masse nämlich wurde in Bewegung gesetzt mit dem Ziel, im äußersten Osten, am Amur, neue Siedlungsgebiete zu erhalten. Angekommen ist da draußen niemand. Aber die Bauernschaft und die russische Regierung waren die lästigen Forderer los. Der Erfinder dieses Auswegs wurde noch Jahre darauf in ganz Sibirien als genialer Verwaltungsbeamter immer wieder gerühmt. Wiederholt habe ich in der Steppe Familien getroffen, die in äußerstem Elend ins Vage hinein die Steppe durchzogen und doch in keinem Dorf Aufnahme fanden. Von Mütterchen Rußland will der sibirische Bauer nichts wissen.

Trotzdem ist Sibiriens Bauernschaft von ihrem wirtschaftlichen Interesse her darauf angewiesen, im politischen Zusammenhang mit dem europäischen Rußland zu bleiben. Wie will sie denn anders den Überschuß ihres Getreides und erst recht ihrer Butter verfrachten als nach Westen hin, wo nach Entfernungs- und Bedarfslage für alle absehbare Zeit allein reiche Absatzmöglichkeiten winken. Da hat sie auch schon unmittelbar an ihrem Geldbeutel erfahren, was es bedeutet, einen maßgeblichen Einfluß auf die Eisenbahnpolitik des europäischen Rußland zu haben. Im allgemeinen nämlich werden im ganzen Zarenbereich die Güter nach stark gestaffelten Tarifen befördert, so daß für die kurzen Wege verhältnismäßig hohe Kilometersätze und hohe Gesamtfrachten, für die großen Entfernungen aber ganz außerordentlich niedrige Einzelsätze und auch verhältnismäßig niedrige Gesamtfrachten herauskommen. Es wäre also für Sibirien vorteilhaft, wenn beim Export die Entfernung vom sibirischen Aufgabeort bis zum baltischen Hafen als Einheit gerechnet würde. Nun legte aber Rußland Wert darauf, das sibirische Getreide möglichst billig in den nordöstlichen und nördlichen Gouvernements seines europäischen Teils beziehen zu können. Da sollte es nicht zu günstigen Exporttarifen vorbeigefahren werden. Und man half sich, ohne doch das allgemeine Tarifschema zu verlassen, in der Weise, daß man die Entfernungen auf der sibirischen Seite und dann von der europäischen Grenze ab je gesondert rechnete. Natürlich hat sich Sibirien hiergegen aufs heftigste gesträubt. Und es ist ihm schließlich auch gelungen, die Durchrechnung zu erreichen. Wären aber beide Landesteile ohne politischen Zusammenhang, so wäre das europäische Rußland natürlich niemals dafür zu haben, den Sibiriern die großen Vorteile der einheitlichen Tarifberechnung zuzuwenden, für Sibirien um so wichtiger, als für sein Getreide die Möglichkeit, auf dem Weltmarkt überhaupt zu erscheinen, ganz und gar eine Frage der Transportkosten ist.

Bei der Butterausfuhr liegt das gleiche Interesse vor. Schon die Berechnung der Transporttarife spielt auch bei ihr eine große Rolle. Aber wichtiger noch ist, daß die Butterzüge auf ihrer wochenlangen Fahrt natürlich einer besonders pfleglichen Behandlung bedürfen, und diese ist nur gewährleistet, wenn politischer Einfluß auf die einzelnen Stellen der Eisenbahnverwaltung drückt.

Umgekehrt muß aber auch das europäische Rußland gerade in den Teilen, die als Gebiete des Moskauer Großrussentums offenbar zusammenhalten, auf den Zusammenhang mit Sibirien entscheidendes Gewicht legen. Wiederum zunächst einmal aus wirtschaftlichen Gründen, weil für die zentral-russische Textil- und Eisenwarenindustrie Sibirien mit seinen wohlhabenden Bauern ein außerordentlich wichtiges Absatzgebiet ist und dahinter die Mongolei als Lieferant von Rohwolle wie ebenfalls als Abnehmer sich erstreckt, und weil es wichtig ist, von diesen ganzen Gebieten durch Zoll- und Eisenbahntarifpolitik die westeuropäischen und japanischen Konkurrenten fernzuhalten, die sonst leicht von Osten her eindringen können. Dann aber und vor allem deshalb, weil noch auf lange Zeit hinaus Sibirien das Land sein muß, das den Menschenüberfluß der europäisch-großrussischen Gebiete aufzunehmen hat. Es ist ja Utopie, wenn man etwa glaubt, in Zentralrußland sei schon die Möglichkeit zu intensiver Landwirtschaft und damit zur Festhaltung größerer Menschenmassen gegeben; die Transportlage steht dem noch auf lange Zeiten hinaus entgegen. Und erst recht ist es Utopie, wenn man etwa glaubt, den Menschenüberfluß in die russische Industrie hinüberwerfen zu können; deren Ausdehnungsfähigkeit ist nicht nur durch den Mangel an Kapital, sondern vor allem dadurch beengt, daß sie nach

dem Kulturstand der russischen Bevölkerung noch auf die Herstellung derber Massenfabrikate beschränkt ist, deren Absatz sie schon längst im wesentlichen in der Hand hat. Da bleibt also nichts anderes übrig als das uralte Mittel der Abwanderung. Sibirien aber bietet hierfür bessere Gelegenheit als der russische Norden.

Bei ruhiger Entwicklung verspricht Sibirien in der Tat eine reiche Zukunft. Gewiß hat Rußland dort noch Kultur- und Wirtschaftsaufgaben von nachhaltigster Kraftbeanspruchung zu erfüllen. Aber es hat schon zuviel Arbeit und zuviel wertvolles Menschenmaterial in das riesige Gebiet hineingesteckt, als daß es nicht auf gleicher Linie weiterstreben müßte. Die Gleichförmigkeit der Natur auf beiden Seiten des Urals — die lange Linie russischen Menschentums, die sich auf dieser Gleichförmigkeit nach Osten hin erstreckt hat — die großen Leistungen, welche im Bau der Eisenbahnen und in der riesigen Siedelungsarbeit bewirkt sind, das alles hat Rußlands Antlitz nach Osten gewandt. Die geheimnisvolle Tatsache der Natur, daß bei den sibirischen ebenso wie den russischen Strömen das Westufer höher als der Ostrand regelmäßig liegt — sie gibt auch dem politischen Blick nach Osten hin die Richtung. Dort findet Rußland den Raum zu ungehemmter Entfaltung.

Der Beruf der Fürsorgerin.

Von Professor Dr. Langstein, Direktor des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich und Leiter der städtischen Wohlfahrtschule für Fürsorgerinnen in Charlottenburg.

Nichts spiegelt mir besser den Zug der Zeit auf dem Gebiet der Fürsorge als ein Vergleich des im letzten Jahr von seiten meiner Anstalt geführten Schriftwechsels mit jenem — um irgendeine Zahl herauszugreifen — vor fünf Jahren. Ein Unterschied ist sowohl bei den Anforderungen und Anfragen, die wir heraussenden, als auch bei den Anfragen und Gesuchen, die wir empfangen, zu beobachten. Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich unsere Propaganda, die ich bei der Entwicklung des Säuglingschutzes für ebenso unentbehrlich halte wie bei dem Vertrieb irgendeines Warenhausartikels, damit, Kommunen und Kreise zu aktiver Mitarbeit auf dem Gebiet des Säuglings- und Kleinkinderschutzes aufzufordern. Man kann nicht sagen, daß wir früher eine besonders große Gegenliebe gefunden haben. Man hat sich in vielen Fällen damit begnügt, uns des Interesses zu versichern, das man unseren Bestrebungen entgegenbringt, aber nur höchst selten war der Erfolg unserer Rundschreiben die Gründung einer Fürsorgestelle, die Gründung einer Krippe oder eines Mütterheims, die Einstellung einer Fürsorgerin. Die Anfragen, die an uns kamen, waren zu einem großen Teil solche, in denen ein Heim oder irgendeine Einrichtung offener oder geschlossener Fürsorge, die bereits bestand, bezüglich gewisser innenorganisatorischer Einrichtungen oder Kostenfragen Wünsche äußerte. Zahlreich waren allerdings die Gesuche weiblicher Persönlichkeiten, die in der Säuglingspflege etwas lernen wollten. Verpflichtungen auf ein oder mehrere Jahre wollten wenige eingehen, die meisten hofften, mit Hilfe eines Schnellkursus, der bei uns durchzumachen wäre, ihr Brot zu verdienen.

Ein ganz anderes Bild zeigt das Jahr 1917, das ich willkürlich herausgreife. Es ist bei der allenthalben auf dem Gebiet der Fürsorge entfalteten Regsamkeit kaum mehr nötig, an Kommunen und Kreise besondere Anschreiben zu senden. Werden sie gesandt, dann bleibt kaum eins unbeantwortet. Alle nehmen die Hilfe unserer Anstalt gern an; sie alle haben den Wunsch, am Wiederaufbau unserer Volkskraft mitzuarbeiten. Sie wollen Fürsorgestellen, Krippen einrichten, sie wollen die Wege angegeben sehen, die in erster Linie begangen werden müssen, sie wollen möglichst schnell eine oder mehrere Fürsorgerinnen anstellen. Eine ganz ungeheuer große Anzahl weiblicher Persönlichkeiten strömt dem Beruf der Säuglingspflegerin zu. Es waren in dem letzten Jahr 1800, die an unsere Pforte pochten; nur einem kleinen Teil konnten wir genügen.

Was aber heute ganz besonders interessiert, das ist die Frage der Fürsorgerin, jener Persönlichkeit, die auf den verschiedensten Fürsorgegebieten, mag es sich um Säuglingsfürsorge, mag es sich um Tuberkulosefürsorge, um Schulfürsorge handeln, die unentbehrliche Helferin des Arztes ist, ja, man möchte wohl sagen, der in dieser Arbeit noch der einflußreichere Anteil zukommt als dem Arzte, und von deren Fähigkeiten das Gelingen der Fürsorge zum nicht geringen Teil abhängt. Aber nur in ganz großen Städten und in großen Zentralen ist diese Spezialisierung nötig. Da benötigt die Tuberkulosefürsorge eine eigene Fürsorgerin, ebenso wie die Säuglingsfürsorge, aber schon hier zeigt es sich, daß diese Fürsorgerin um so bessere Arbeit leistet, je mehr sie auch von den anderen sozialhygienischen Arbeitsgebieten weiß. Und diese Notwendigkeit tritt klar zutage in den kleinen Städten und auf dem Lande. Hier, wo die Einrichtung einer Säuglingsfürsorgestelle daran scheitert, daß man den Müttern nicht zumuten kann, kilometerlange Wege zu machen, um ihr Kind vorzustellen, wird die Fürsorgerin die tragende Kraft für den Gedanken der Fürsorge überhaupt. Sie wandert von Kind zu Kind, von Ort zu Ort. Sie sucht die Familie in ihrer Behausung auf und gibt für das Kind den besten Rat, der sich aus der Betrachtung der gesamten Lebensverhältnisse der Familie ergibt. Sie ist gezwungen, aktiv einzugreifen, hygienische Übelstände, die auf die Dauer für die Gesundheit der Familie schädigend wirken müssen, abzustellen. Tuberkulöse innerhalb der Familie oder außerhalb derselben zu isolieren, die Wohnung so einzurichten, daß für jedes einzelne Mitglied die besten Lebensbedingungen gegeben sind. Es ist nicht angängig, für jedes einzelne der herausgegriffenen Gebiete, eine besondere Fürsorgerin einzustellen und die Familie mit Fürsorgebesuchen zu überschwemmen. *Eine* Persönlichkeit muß die gesamte Familienfürsorge in der Hand behalten. Ihr muß es gelingen, das Verständnis für ihre Bestrebungen in der Familie zu wecken, von ihrem Vorgehen und ihrem Takt hängt es ab, daß sie nicht als eine Überflüssige, sondern als eine Hochwillkommene dankbar empfangen wird. Die Notwendigkeit dieser fürsorgerischen Arbeit ist heute allgemein anerkannt. Je mehr die Kinder gefährdet werden — und niemals waren sie gefährdeter als heute, da die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Mütter die Kinder der Pflegerin und Erzieherin beraubt — desto mehr Notschreie nach Fürsorgerinnen gehen uns von allen Seiten, von den

kleinsten Kreisen, von den kleinsten Gemeinden zu. Aber woher nehmen und nicht stehlen! Wir gestehen es offen zu, wir waren in Deutschland nicht vorbereitet darauf, so viele Organe für diese Arbeit zur Verfügung stellen zu müssen, und die Folge ist, daß heute in Schnellkursen notdürftig Persönlichkeiten ausgebildet werden, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Das muß der ganzen Arbeit schaden, denn ebenso wie in der Stadt, ja noch mehr wird vom Lande gelten, daß die fürsorgerische Arbeit, die dort geleistet wird, ebensogut ist wie die Ausbildung und die Fähigkeiten der angestellten Fürsorgerin.

Unter diesem Gesichtspunkt beanspruchen heute die Wohlfahrtschulen, welche Fürsorgerinnen ausbilden, die größte Beachtung aller Kreise, vor allem der Behörden, aber auch der Frauenwelt, speziell der Schwesternwelt, die zu dem Beruf herangezogen wird. Der Beruf der Fürsorgerin ist ein verlockender, denn die Nachfrage ist groß. Auch dürften die Besoldungsverhältnisse keineswegs schlechte werden, denn die Notwendigkeit, vor die sich die Kreise gestellt sehen, wird naturgemäß ihren Widerhall daran finden, daß sie die notwendigen Mittel bereitstellen.

Im nächsten Monat geht der erste Kursus der Städtischen Wohlfahrtschule für Fürsorgerinnen in Charlottenburg, die meiner Leitung untersteht, dem Ende zu. Dreiundzwanzig Fürsorgerinnen sind ausgebildet worden. Sie alle erwarten ihre Anstellung: die meisten sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehrfach überzeichnet. Ein verheißungsvoller Anfang für den Beginn des zweiten Lehrgangs! Die Wohlfahrtschule Charlottenburgs ist dadurch in besonders glücklicher Lage, daß der Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins zu jedem Lehrgang einen Stamm von Schwestern, in langjähriger Tätigkeit erprobter Persönlichkeiten, zuweist, die den neuen Beruf ergreifen sollen. Der neue Lehrgang wird nicht mehr ein Jahr, sondern wird eineinhalb Jahr dauern. Nicht weil wir etwa den Stoff wesentlich vermehrt haben, sondern weil wir bewirken wollen, daß er besser verdaut wird. Praktische und theoretische Arbeit füllt die Zeit aus. Alle Gebiete der sozialen Hygiene, alle Gebiete fürsorgerischer Arbeit werden gelehrt. Ich nenne die folgenden: Grundzüge der Ernährung des Gesunden und Kranken, allgemeine Hygiene, Hygiene des Berufs, Desinfektionswesen, Infektionskrankheiten, Hygiene im Kindesalter, Hygiene der Schwangerschaft und des Wochenbettes, Säuglingspflege und -ernährung, Erziehungslehre, Bevölkerungslehre, Bürgerkunde, Grundlagen der sozialen Versicherung, Gewerbeordnung und Arbeiterschutz, soziale Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, Schulfürsorge, Waisenpflege, Vormundschaftswesen und Jugendgerichtsbarkeit, Haltekinderwesen, Wohnungswesen, Haushaltungslehre, Armenfürsorge, Tuberkulose-, Trinker- und Krüppelfürsorge u. a. m. Wieder stehen uns die ausgezeichneten Lehrkräfte zur Verfügung wie im letzten Jahr. So hoffe ich, wird auch diesem Lehrgang der Erfolg nicht versagt bleiben.

Allerdings stehen dem Entsenden der Schülerinnen hinaus in die praktische Arbeit, unmittelbar nachdem der Lehrgang absolviert ist, gewisse Bedenken entgegen, welche hier nicht unbesprochen bleiben sollen. Die Voraussetzung für die Aufnahme in unseren Lehrgang ist eine gute krankenpflegerische oder kinderpflegerische Ausbildung. Dabei wird bei Persönlichkeiten, die auf anderen Gebieten gut vorgebildet sind, auch hie und da einmal eine Ausnahme gemacht. Den in langjähriger Anstaltspflege erprobten Schwestern fehlt aber nur zu häufig die Berührung mit dem praktischen Leben. Sie gewinnen sie ja zum größten Teil wiederum in der praktischen Arbeit, die unser Lehrgang vorsieht, aber alle sicherlich nicht in dem Grade, daß sie zur praktischen selbständigen Arbeit auf dem Lande sofort fähig sind. Hier bliebe bei manchen noch eine kleine Lücke auszufüllen, die Arbeit auf dem Lande selbst unter einer Fürsorgerin, um in die Arbeit hineinzuwachsen, um das Verständnis für viele Fragen zu gewinnen, von denen sie in der Stadt unberührt bleiben, um die Denkart einer andersartigen Bevölkerung kennenzulernen, mit anderen Unsitten, mit anderen Verstößen gegen die Hygiene bekannt zu werden, zu deren Bekämpfung sie berufen sind. In dieser Beziehung scheint das Vorgehen derjenigen Schulen nachahmenswert, die innerhalb ihres Lehrganges bereits die Ausbildung der zukünftigen Fürsorgerin auf dem Lande in praktischer Arbeit vorsehen. Die Charlottenburger Schule wird Ähnliches überlegen.

Dem sich fühlbar machenden Mangel an Fürsorgerinnen wird durch die Wohlfahrtschulen natürlich nur ganz allmählich abgeholfen werden. Mittlerweile werden viele Kreise Fürsorgerinnen anstellen, die einen solchen Lehrgang nicht durchgemacht haben. Das muß der ganzen Arbeit zunächst schaden. Aber ich bin weit entfernt davon, nur in der Theorie das Alleinseligmachende zu sehen, etwa zu glauben, daß nur durch einen streng schulmäßigen Lehrgang gut ausgebildete und vor allem praktische Persönlichkeiten, die wir in der Fürsorge brauchen, zu erzielen sind. Ich bin überzeugt, daß unter denjenigen, die heute aus Mangel an ausgebildeten Menschen eingestellt werden, auch in der praktischen Arbeit eine ganze Menge brauchbarer Hilfskräfte heranwachsen werden; aber es wird zumindest notwendig sein, diejenigen beizeiten abzustoßen, welche wenig leisten, und sie dann durch Vollkräfte zu ersetzen.

Um der großen Not zu steuern, die nach meiner Kenntnis in vielen Kreisen dadurch vorhanden ist, daß für die unbedingt notwendige und sehr ausgedehnte fürsorgerische Arbeit sofort geeignete Menschen da sind — und für solche großen Aufgaben kann man nur in der Praxis erhärtete Persönlichkeiten brauchen — würde vorzuschlagen sein, daß sich Stellen, welche heute schon zwei und drei Fürsorgerinnen besitzen, einer Kraft entäußern und diese an den gefährdeten Ort entsenden. Mittlerweile kann an die Stelle dieser eine Hilfskraft treten, die ihre Ausbildung an dieser Stätte empfängt.

Viele, die sich heute dem Berufe der Fürsorgerin widmen, geben dem Gedanken Raum, daß sie sofort in eine leitende, lediglich organisatorisch arbeitende Stellung gelangen. Der Beruf der Kreisfürsorgerin ist mit einem Nimbus umgeben, nach dem die jungen Mädchen, wenn sie sich fürsorgerischer Arbeit widmen, hinstreben. Meine Auffassung geht dahin, daß die Kreisfürsorgerin nur gewählt werden kann aus Persönlichkeiten, die zunächst die einfache fürsorgerische Arbeit, zu der ein besonderer Lehrgang sie ausgebildet hat, in langjähriger Praxis kennengelernt haben. Aus denen werden diejenigen, die zu organisatorischer, zusammenfassender, wissenschaftlicher und erfinderischer Arbeit befähigt sind, ausgewählt werden, um dann als hochgeschulte Sozialbeamtinnen organisatorisch zusammenfassende Arbeit zu leisten.



Tomaten in Fensterkästen.

Von R. v. Rohr, Ahrweiler.

Noch immer wütet die furchtbare Geißel des Krieges. Eine der brennendsten Fragen, die derselbe aufgeworfen hat, ist die unserer Ernährung. Durch die fast lückenlose Absperrung vom Ausland sind wir auf dasjenige angewiesen, was wir im eigenen Land erzeugen. Dank der vorsorglichen Tätigkeit und Einteilung durch unsere Behörden bleibt eine Aushungerungspolitik unseres Landes, wie sie von unseren Feinden betrieben wird, wirkungslos.

Diejenigen, die im glücklichen Besitz eines Gärtchens sind und in demselben das Notwendigste heranziehen können, sind zu beneiden. Aber auch jene ohne jedweden Grundbesitz können sich in mancher Hinsicht helfen. So können sie an Fenstern und Balkongittern sehr lohnende Erträge durch Anzucht von Tomaten erzielen. Die früheren Blumenkästen werden einfach, der Zeit entsprechend, mit Tomaten bepflanzt, was sogar einen sehr anheimelnden Eindruck erweckt, zumal wenn die roten Früchte weithin leuchten.

Die Anzucht ist einfach und gewährleistet bei guter Pflege unbedingten Erfolg. Fast alle Sorten gedeihen gut. Es kämen hauptsächlich Johannisfeuer, Lucullus, Phaenomen, Geisenheimer, Roosevelt, große rote und die kleine pflaumenförmige König Humbert in Frage. Man kann den Samen selber aussäen, was am besten Anfang bis Mitte März geschieht. Zu diesem Zweck nehme man lockere, sandige Erde, die jedoch nicht zu fett sein darf, damit die jungen Keime nicht durch übermäßige Stickstoffzufuhr zugrunde gehen. Die Erde fülle man in Töpfe oder Schalen mit unten eingelegten Topfscherben, um durch diesen Abfluß ein Versauern der Erde zu verhindern. Den möglichst gleichmäßig ausgesäten Samen überdecke man mit Erde dermaßen, daß er eben ganz flach bedeckt ist. Der Standort sei ein warmer Platz im Halbschatten. Zu empfehlen ist bis zum Keimen ein Abdecken der Schalen mit einer Glasplatte. Steht der Same am Fenster, so ist er bei Sonnenwetter mit einer Zeitung zu schattieren, wodurch ein Austrocknen und eventuelles Verbrennen vermieden wird. Man gieße den Samen nur mit feiner Brause und halte ihn gleichmäßig mittelfeucht.



Diederich Hahn †
Direktor des „Bundes der Landwirte".

Nach dem Keimen werden die jungen Pflänzchen vollkommen abgedeckt und weiterhin gleichmäßig feucht gehalten. Bilden sich über den Deckblättchen die eigentlich gezackten Blättchen, so werden die Pflänzchen sorgfältig in eine andere Schale pikiert. In der zweiten Hälfte des April pflanzt man sie in nicht zu große Töpfe. Diese setzt man Anfang Mai ins Freie, damit sie abhärten, schütze sie aber vor Nachtfröstenl

Will man sich die bisherige Arbeit sparen, so beziehe man die jungen Tomaten gegen Mitte Mai von einem Gärtner.

Mitte Mai werden die Fenster- oder Balkonkästen bepflanzt, und zwar rechnet man auf den Meter vier bis fünf Tomaten. Man nehme jetzt schwere, möglichst fette, gedüngte Erde. Zum Anbinden der Pflanzen gebe man jeder einen Stab oder ziehe einen Draht senkrecht bis oben ans Fenster. Am zweckmäßigsten ziehe man dieselben eintriebig, entfernt also jeden Seitentrieb. Man schone aber unbedingt jede am Hauptstamm sich befindende Knospe bzw. Blüte; denn diese bilden den Fruchtansatz. Auch den Haupttrieb schneide man zurück, aber erst im Herbst, wenn die noch vorhandenen Früchte vor dem Frost reifen sollen, oder wenn die Triebe bereits die obere Fenstergrenze erreicht haben. An Blättern entferne man nur diejenigen, die die Früchte zu sehr beschatten.

Bei heißer Witterung ist es notwendig, die Kästen zwei- bis dreimal täglich mit Gießen nachzusehen. Auch ist es von größtem Nutzen, die Pflanzen ein- bis zweimal in der Woche zu düngen, welches etwa vier Wochen nach der Pflanzung der Kästen beginnt, und wozu man am besten flüssigen Kuhdünger oder ein Pflanzennährsalz nimmt. Von dem Salz nehme man etwa ein bis zwei Gramm auf den Liter Wasser. Im allgemeinen dünge man lieber öfter und schwächer als weniger und zu stark.

Im vorgerückten Wachstum, das heißt, seit die Tomaten in den Fensterkästen stehen, können sie die schärfste Sonne vertragen, nur muß man auf das stete Feuchthalten aufmerksam sein. In der Lage ist dann die Südseite entschieden vorzuziehen. Auch die West- und Ostseite ist geeignet, während die Nordseite im allgemeinen wenige Erträge einbringt.

Neben dem Nutzen, den wir erzielen, ist uns durch diese Beschäftigung eine angenehme Ablenkung und Abwechslung geboten, indem wir bei guter Pflege mit Freude und Interesse das Wachstum verfolgen.



Der Geburtstag.

Skizze von Alfred Manes, Bremen.

„Schwester Anna, Sie müssen mich heute im Operationszimmer vertreten, ich habe den Herrn Professor gefragt."

„Ja, gewiß, gern", sagte die kleine Schwester Anna eifrig, fügte dann aber ein klein wenig ängstlich hinzu: „Wenn ich's nur recht mache."

Schwester Grete mit dem gesunden Gesicht und den leuchtenden Braunaugen lächelte zuversichtlich.

„Sicher, sicher. Sie sind ja so geschickt, und dann liegt

auch heute nichts Besonderes vor, nur ein paar leichte Sachen, so recht passend für den Anfang. Wissen Sie, ich will heute den Geburtstag meines Bruders feiern."

„Ach, haben Sie einen verheirateten Bruder in der Stadt?"

Schwester Grete lachte. „In der Stadt und verheiratet? Nein, der Bub wird neunzehn und steht draußen in Flandern."

„Ja, aber wo wollen Sie denn den Geburtstag feiern?"

„Hier, Schwester Anna, auf Zimmer 15, bei meinen Verwundeten. Oh, das wird großartig. Sie sollen mal sehen. Wenn Sie frei sind, kommen Sie herüber, wir lassen Ihnen was über."

„Wie hübsch. Was gibt's denn?"

„Pscht," machte Schwester Grete geheimnisvoll, „es wird nichts verraten."

Der Professor, der des Morgens im städtischen Krankenhaus beschäftigt war, pflegte am Nachmittag zu den Operationen ins Lazarett zu kommen.

Schwester Grete war gleich nach der Mittagsruhe sehr geschäftig gewesen im Saal 15.

Aus allen Schwesternzimmern hatte sie zusammengeschleppt, was an bequemeren Sitzen zu haben war. Der Sportliegestuhl der Schwester Anna, der Armstuhl der schriftstellernden Schwester Kornelia und sogar der große Polsterstuhl der Oberschwester Sophie, ein altes Familienstück. Alles stand in der Tagesecke um den Tisch gruppiert. Auf dem Tisch, den Grete eben zierlich gedeckt hatte, thronte eine mächtige Vase mit einem gewaltigen bunten Gartenblumenstrauß und darum Tassen — nicht etwa das dicke Steingut-Lazarettgeschirr, sondern schöne Porzellantassen mit Zwiebelmuster und dann Kuchenteller.

Niedliche Decken lagen auf den Tischchen der Bettlägerigen. Jeder von ihnen hatte im Wasserglas ein Sträußchen und Teller sowie Tasse.

Alles das hatte Schwester Grete zusammengeschleppt, geordnet und hergerichtet.

Nun war sie verschwunden.

Mittlerweile erhoben sich die Gäste des großen Tisches, die für die Feier die Erlaubnis zum Verlassen des Bettes erhalten hatten. Der Einarmige half dem Fußkrüppel und der wieder dem andern. Das ging zumeist unter Lachen vor sich und Scherzen, die in ihrer Derbheit an die Spottreden der alten Recken Walter und Hagen anklangen.

„Nanu, Born", sagte der einarmige Berliner. „Du siehst wieder aus, als ob auf deine Leber die Läuse von 'n janzen Kompagnieunterstand einen Indianertanz uffführen. Mensch, wer wird sich denn um so'n bißken Eisen in' Kopp so haben? Ja, wenn's noch Kupfer wär! Willste nich raus aus die Mulle?"

Born, ein Mann mit unsteten, mißmutigen Zügen, wandte den Kopf ab, seine nervösen Finger spielten fortwährend mit der Bettdecke.

„Laßt mich in Ruhe, ich will mit den Albernheiten nichts zu tun haben."

„Mensch, und für dir hat die Schwester Grete extra den roten Sessel mit die weiche Sitzgelegenheit herjewälzt, obschonst du an keine edlen Teile, sondern bloß an den Kopp verwundet bist."

„Unsinn, Narrenkram", rief der andere. Das hörte noch Schwester Grete, die gerade in der Tür erschien mit einem mächtigen Teller voll Kuchen. Hinter ihr trug Schwester Lina eine weitbauchige Kanne.

Grete warf einen Blick voll warmen Mitleids auf Born.

Ein Hallo und Ah von sechzehn Lippen empfing sie.

„Ja, da staunt ihr, was? Kuchen von richtigem Weizenmehl mit 200 Gramm Fett, drei Eiern und Rosinen, Marke Sultana. Dazu satt Kakao. Ja, das habt ihr euch wohl nicht träumen lassen."

„Schwester Grete", sagte der Berliner entrüstet. „Nich rühr an. Det jeht nicht mit rechten Dingen zu. So wat jibt's nich mehr uff Marken. Det leidet mein patriotisches Herz nich. Ick jeh wieder ins Bett."

Alles lachte.

„Ja, Laschke", antwortete Schwester Grete. „Ein ganz reines Gewissen habe ich nicht; ein bißchen gehamstert, ein bißchen gebettelt ist schon worden dabei. Wend, helfen Sie doch dem Laschke wieder ins Bett."

Der Berliner warf sich in den roten Plüschsessel. „Ick habe mir anders besonnen, ick werde dafür sorgen, det so bald wie möglich ein Ende wird mit den Greul. Aber wat is denn eijentlich los, Schwester Grete?"

„Im Grunde etwas Selbstsüchtiges. Mein kleiner Bruder, unser Bub, wird heute neunzehn. Achtzehnmal hab ich seinen Geburtstag mitgefeiert, immer bei sehr viel Kuchen, sehr viel Menschen und sehr viel frohen Gesichtern. Heute ist der Junge zum erstenmal nicht bei mir! Aber all das andere wollt ich darum doch nicht entbehren. Wißt ihr, die Mutter ist früh gestorben, ich habe den Jungen groß gezogen, ich glaub, da ist's doch noch so ein bißchen anders zwischen zwei Geschwistern. Er ist jetzt in Flandern."

Die anderen schwiegen, während Schwester Grete einschenkte. Ein jeder dachte sein Teil, empfand mehr oder weniger Heimatstimmung.

In das Schweigen tönte die rauhe, heftige Stimme Borns.

„So ist's recht, während der Junge draußen hungert oder kaputt geht, schlemmt ihr hier."

Schwester Grete preßte die Lippen aufeinander. Die anderen Soldaten blickten in Ärger und Wut auf den Sprechenden.

„Pfui Deixel, so 'n Himmelhund will hier" — —

„Ruhig, ruhig", beschwichtigte Grete den aufgeregten Süddeutschen Wend, ihr augenblicklicher Schreck hatte sich gleich wieder in sorgende Barmherzigkeit verwandelt. „Der Born meint's nicht böse. Ich weiß schon, wie der Bub denkt. Wenn ihn auch hungert, würde ihn die kleine Feier hier doch freuen, und das andere steht in Gottes Hand."

„So is recht, Schwester", flüsterte der Berliner. „Der Born kann's nich helfen, er war 'ne Seele vom Pferd, bevor er den Kopfschuß kriegte."

Grete nickte. „Nun laßt's euch wohl sein und langt tüchtig zu, derweil lese ich euch vor; nichts vom Kriege, so etwas recht Gemütliches."

Eben wollte sie beginnen, da öffnete sich die Tür, und der Professor trat ein mit dem Assistenten und Schwester Anna.

„Ei, da komme ich gerade recht", rief er vergnügt, ging zum Tisch, brach sich ein Stück Kuchen ab und verzehrte es behaglich.

„Ich bin zwar nicht eingeladen, aber als Chef verlange ich mein Recht, von allem Kenntnis zu nehmen. Nun laßt euch nicht stören. Ich sehe schon, ihr braucht mich heute nicht bis auf den da."

Der Professor stand am Bett Borns, nahm den Ver-

band ab, untersuchte und fragte, nickte einigemal und ging dann mit freundlichem Gruß hinaus.

Schwester Grete begleitete die drei zur Tür.

Als sie sich anschickte, zu ihren Geburtstagsgästen zurückzukehren, kam ein Postbote und händigte ihr ein Telegramm aus.

Der Professor winkte ihr noch einmal zu und begab sich in das nächste Zimmer.

Schwester Grete öffnete die Depesche, schüttelte wie verständnislos den Kopf, legte die Hand auf die Stirn und schüttelte abermals.

Da kam Schwester Anna eilig angelaufen. Sie war sehr erregt und sah auf ihr Schürzenband, das sie in der Hand hielt.

„Liebste Schwester Grete, der Herr Professor will den Born gleich trepanieren, Sie müssen mir alles noch einmal erklären."

Schwester Gretens schlaffe Glieder strafften sich. „Das sollen Sie nicht zuerst selbständig machen, da bin ich dabei."

„Ach, wirklich, wollten Sie das?" fragte Schwester Anna erleichtert. „Oh, ich wäre Ihnen so dankbar. Aber Ihr Fest, Ihr — — wie sind Sie blaß, Schwester Grete."

„Da drinnen die dürfen nicht zu kurz kommen; zu denen gehen Sie, lesen ihnen was vor oder unterhalten sie — — keine Widerrede. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, muß schnell alles vorbereiten."

— — — —

„Skalpell — — Klammer — — Nun den Trepan her — Watte — Pinzette — — so, da haben wir den Sünder — — Gut, sehr gut, nichts vereitert. War aber höchste Zeit. Hier ein Knochensplitter, da noch einer — — Sublimat — Alles in Ordnung."

Der Schlußverband war angelegt. Der Professor richtete sich auf. Er war sehr zufrieden, das sah man seinen Augen an.

Nachdem er sich gewaschen, stellte er sich dicht vor Grete hin.

„Es hilft nichts. Ich muß Ihnen meine Anerkennung aussprechen. Es ist eine Freude, mit Ihnen zu arbeiten. Sie haben eine wunderbare Sicherheit und Ruhe außen und innen auch, was?"

Schwester Grete senkte den Kopf.

„Sie haben ein Telegramm erhalten. Gute Nachricht?"

„Nein, Herr Professor, mein kleiner Bruder ist gefallen."



Der Weltkrieg.

Zu unseren Bildern.

Die Woche begann damit, daß mit dem Glockenschlage, der den Ablauf des Waffenstillstandes anzeigte, um 12 Uhr mittags am 18. Februar, die Ostfront in Bewegung trat. Sie endete mit der Meldung, daß die Operationen im Osten ihren Fortgang nehmen, daß von den andern Kriegschauplätzen nichts Neues zu berichten sei.

Und gerade diese Woche, auf die der Satz Anwendung findet: „Keine Nachricht, gute Nachricht", hatte ihren recht befriedigenden Inhalt. Eine große Generaloffensive auf der ganzen Westfront war aus dem feindlichen Lager angedroht, und wir konnten über diese Ansage mit kaltem Lächeln zur Tagesordnung übergehen, denn es ist in der Tat nichts Neues und verdient nicht besondere Erwähnung, daß unsere westlichen Gegner auch dann noch prahlen, wenn ihnen die deutsche Faust schon im Nacken sitzt.

In Wirklichkeit geht es an der ganzen Westfront auf und nieder genau so weiter, wie es unter dem Druck unserer Haltung gehen muß. Die knappen Einzelmeldungen ließen deutlich erkennen, daß die Kriegsarbeit nach den Absichten unserer Obersten Kriegsleitung sich weiter abspielt.

Nichts Neues wird gemeldet, und dabei sind alle Apparate in Bewegung. Jeder Tag, jede Stunde bringt uns dem Ziel näher, dem einzig möglichen, mit dessen Erreichen dieser Krieg sein Ende finden kann. Wir haben die Trümpfe in der Hand, wir können unsere Gegner meistern, so daß wir heil und ganz aus allen Anschlägen gegen unser Fortbestehen hervorgehen. Weder unser Kraftbewußtsein, noch unsere Wachsamkeit lassen wir uns einschläfern; denn heute genau so wie damals, als die Kriegserklärungen von allen Seiten über uns herfielen, steht für das gesamte deutsche Volk wie für jeden einzelnen Deutschen, wes Standes und wes Berufes er sei, alles auf dem Spiel. Schlagen wir die Feinde, so sind wir gesichert; geben wir vorzeitig nach, werden wir abhängig von der Ausnutzungspolitik des Weltschmarotzers England. Nach wie vor und bis zuletzt gilt die Erfahrung, daß je ruhiger und sicherer ein Volk behauptet, was sein ist, um so mehr der schädliche fremde Einfluß schwindet. Je mehr wir deutsch sind, um so ungefährlicher wird der faule Zauber der englischen Wichtigkeit, der nur auf charakterschwacher Nachgiebigkeit der andern Völker beruht. Auf unsere Kosten soll England nichts gewinnen an dem Frieden, der diesen Krieg beschließen wird. „Hände weg!" haben wir bis heute gerufen und zugeschlagen und haben es dahin gebracht, daß einer nach dem andern abließ und zusammenbrach, haben entschlossen alles auf uns genommen, und wir werden jetzt erst recht alles aufbieten an innerer Kraft, Ausdauer und Entschlossenheit, bis England vollkommen begriffen hat: Hände weg von Deutschland!

Fast zehn Millionen Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes sind in den zwölf Monaten des uneingeschränkten U-Boot-Krieges versenkt worden. Wir haben allen Anlaß, uns der beständigen Wirkung der Schiffsraumnot auf die Lage bewußt zu sein. Die Störung der Lebensmittelzufuhr, die Lähmung des feindlichen Munitions- und Heeresbedarf-Nachschubes, der Truppentransporte bildet einen der entscheidenden Faktoren im gegenwärtigen Zeitraum, da der Endkampf bevorsteht.

In voller Ruhe über die Weiterentwicklung der Ereignisse im Westen haben wir also in der verflossenen Woche verfolgt, wie unsere östlichen Truppenabteilungen mit überraschender Schnelligkeit die Maßnahmen ergriffen, die zur Sicherung unseres Friedens mit der Ukraine und zur Beendigung der Greuel in den Ostseeprovinzen geboten waren.

Im Norden war im Nu die Düna erreicht, die Zerstörung der Übergänge verhindert, die Festung Dünaburg besetzt. Wir verfolgten den Übergang über die Eisbrücke des Moonsundes, die Beschlagnahme unabsehbarer Beute an Geschützen, Kriegsgerät, vor allem auch rollendem Material. Alle Versuche, unsern Vormarsch aufzuhalten, wurden glatt niedergeschlagen. Steckt doch auch hinter dieser Maßnahme unserer Heeresleitung die Kampfregel „England Hände weg!", denn wir lesen, daß Bauern- und Rittergüter zu guten Preisen für englische Rechnung gekauft werden, daß die Propaganda der Engländer, auch in der Lokalpresse, täglich eindringlicher wird. Unsere Truppen werden mit Jubel begrüßt, es wird ihnen zugerufen: „Die Ordnung marschiert in Rußland ein."

Im Süden der Ostfront setzte der Vormarsch aus der Gegend von Kowel ein. Luck wurde besetzt, dann Minsk und so fort. Die Härte des russischen Winters stellt hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit unserer Heeresverwaltung. Wir sind getrost in dem Bewußtsein, daß alle Aufgaben, die zur Wahrung der deutschen Interessen nötig sind, ordnungsmäßig gelöst werden. X.

Nummer 9.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 215.

General der Infanterie Herm. v. Kusmanek,

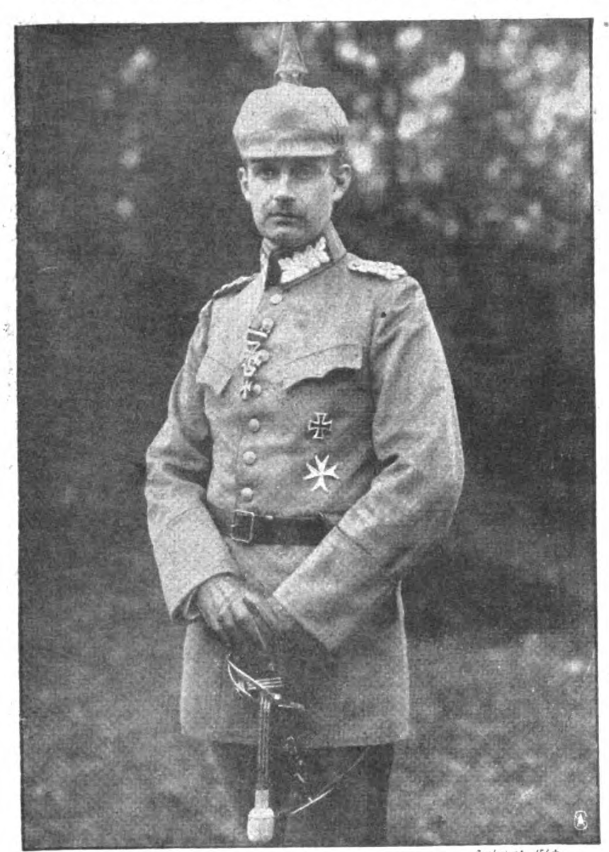
der heldenmütige Verteidiger von Przemysl, bei seiner Ankunft in Wien nach dreijähriger Gefangenschaft.



Von links: Oberst Ressel, Lt. W. Schulz, General Averescu, Rittmeister Scholz.

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien:

General Averescu überschreitet auf dem Wege zum Generalfeldmarschall v. Mackensen unsere Linie nördl. Focsani.



Hofphot. Eich.

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin,
auf den die Regierung des Strelitzer Landes übergeht.



Hofphot. Knörel.

Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz,
† im 36. Lebensjahre.

Zum Tode des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz.



Begrüßung des Kaisers durch den Köuig auf dem Bahnhof.



Phot. Hoffmann.

Das Königspaar verläßt die Frauenkirche.

Die Feier der goldenen Hochzeit des bayrischen Königspaares.



Hofphot. Urbahns.

Fregattenkapitän Nerger,

Kommandant des nach fünfzehnmonatiger Kreuzerfahrt zurückgekehrten Hilfskreuzers „Wolf".



Auf weiter Fahrt nördlich der Shetlandinseln.

Nach einem Gemälde von Claus Bergen

Kapitänleutnant Landsky. | Hauptmann Dirksen. | Phot. Wertheim. Leutnant Karl Kahns. | Oberleutnant Brennfleck. | Oberleutnant Schilkow

Leutnant Richard Klaeger. | Leutnant Fritz Singer. | Hofphot. Urbahns. Leutnant z. S. Aug. Giesecke. | Leutnant Willi Hermann. | Leutnant Paul Bücking.

Leutnant Albert Bierbach. | Vizefldw. Karl Bruchmann. | Leutnant Wolfg. Knochenhauer. | Vizefldw. Paul Zöller. | Leutnant Liepenbrock.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



B. I. G.

Die Sonderkommission der ukrainischen Volksrepublik, die an den Verhandlungen in Brest-Litowsk teilnahm, in Berlin.



Prof. Franz Simm †
Bekannter Münchner Maler.



Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe.



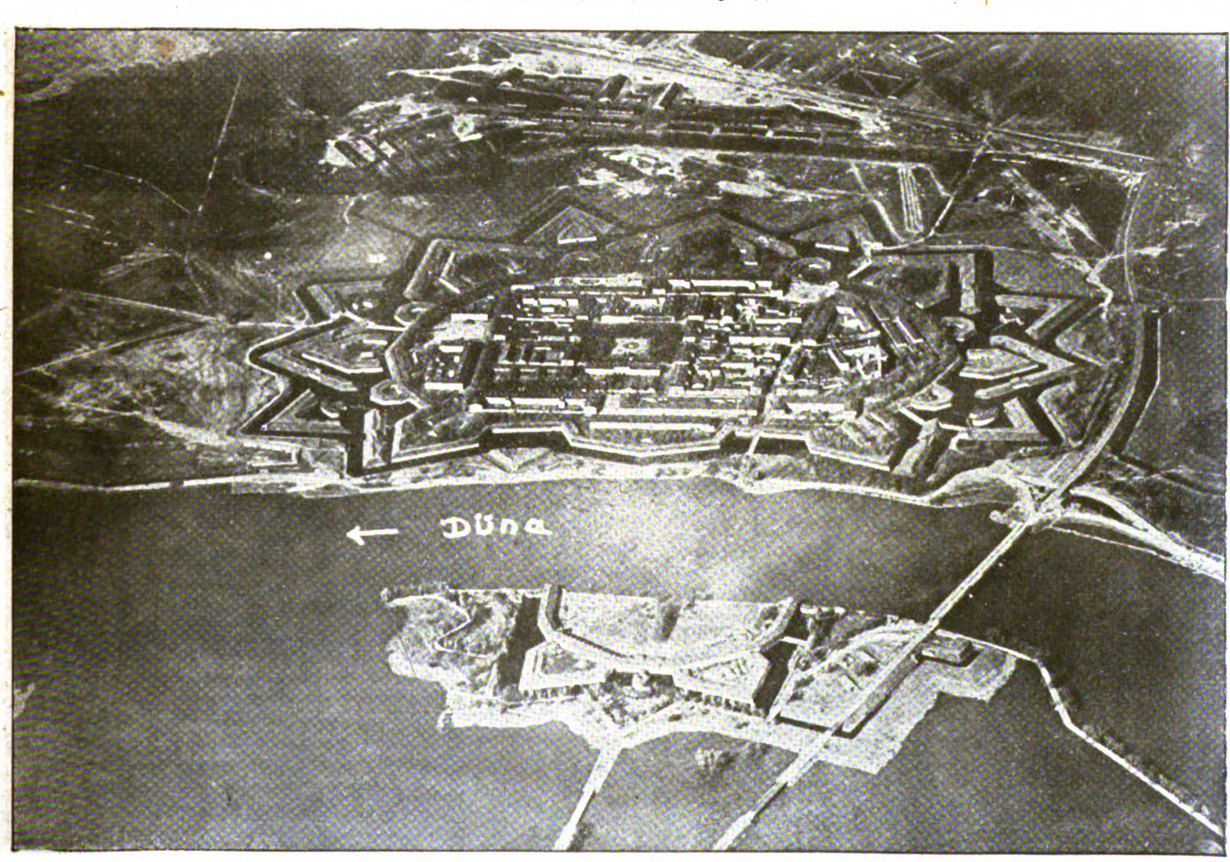
Generalleutnant z. D.
F. Frhr. v. Dincklage-Campe †
Bekannter Berliner Schriftsteller.



Lt. d. R. Schoerner,
erhielt den Orden „Pour le Mérite".



Major von Delius,
erhielt den Orden „Pour le Mérite".



Zum Vorgehen der deutschen Truppen im Osten: Die Zitadelle von Dünaburg,
von einem deutschen Aufklärungsflieger aufgenommen.

Elefanten als Zugtiere in Berlin.



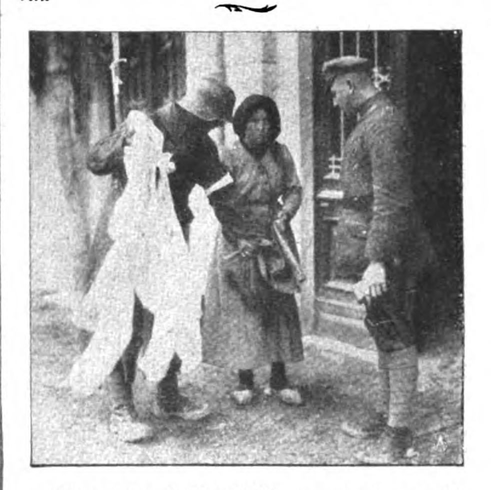
Beistehendes Bild zeigt, wie die Elefanten seit neuerer Zeit im Interesse der Heeresverwaltung beschäftigt werden. Durch Vermittlung der Transportabteilung der Inspektion der Fliegertruppen hat eine Berliner Firma mehrere Elefanten, deren Eigentümer Zirkus Krone ist, zur Arbeitsleistung zugewiesen bekommen. Diese werden damit beschäftigt, ausschließlich Material dringender Kriegsaufträge zu befördern, darunter Schwergut. Durch den allgemeinen Mangel an Pferden und sonstigen Verkehrsmitteln ist die Zurverfügungstellung der Elefanten von großem Wert und daher mit Freude zu begrüßen. Ein Elefant ersetzt in seiner Tagesleistung mindestens 5 Pferde und schafft täglich etwa 20000 Kilo Stahl fort.

Die Wiederherstellung des Rathauses in Gardelegen.

Das Rathaus der im Mittelalter durch den Hopfenbau und das vorzügliche „Garley-Bier" berühmt und wohlhabend gewordenen altmärkischen Stadt Gardelegen war im Laufe der Jahrhunderte durch Brandschäden, Witterungseinflüsse usw. derart entstellt und baufällig geworden, daß die Stadtverwaltung sich im Jahre 1903 für eine Wiederherstellung des alten, im fünfzehnten Jahrhundert auf alten Grundmauern errichteten Baudenkmals entschloß, womit sie auf Anregung der vorgesetzten Behörden den Professor O. Stiehl in Steglitz betraute. Infolge der jahrelangen Bearbeitung und Wiederumarbeitung der Entwürfe konnte erst im Mai des Jahres 1914 mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden. Wenn auch der Krieg eine bedeutende Verzögerung der Wiederherstellungsarbeiten hervorgerufen hat, so ist es doch möglich gewesen, die umfangreichen Arbeiten des Rathauses noch während der Kriegzeit unter der Amtsführung des Bürgermeisters Beck zu vollenden. Die örtliche Bauleitung lag in den Monaten Mai bis August 1914 in Händen des auf dem russischen Kriegschauplatz gefallenen Stadtbaumeisters Walter und vom August 1914 bis zu der im Oktober 1917 erfolgten Fertigstellung in Händen des Stadtbaumeisters Oppermann. Zu den Wiederherstellungskosten haben der Staat, die Provinz Sachsen, der Kommunallandtag der Altmark und die Provinzial-Denkmäler-Kommission der Provinz Sachsen in dankenswerter Weise namhafte Beihilfen geleistet; auch ist es infolge mehrerer hochherziger Stiftungen von Bürgern und ehemaligen Bürgern der Stadt Gardelegen möglich gewesen, die Inneneinrichtung äußerst reich auszugestalten. — So steht nun das Bauwerk in seiner alten Herrlichkeit als Wahrzeichen bürgerlicher Schaffenskraft da und nimmt seines künstlerischen Reichtums und seiner Eigenart wegen unter den Baudenkmälern des Mittelalters in ganz Norddeutschland einen besonderen Platz ein.



Phot. Brockhaus.



Eine kleine **Bilderfälschung**, wie sie zu Beginn des Krieges so beliebt war, leistet sich der „Sunday Pictorial" (6. 1). Er gibt die deutsche offizielle Photographie wieder, welche die Verhaftung einer plündernden Italienerin durch deutsche Soldaten darstellt. Jetzt aber wird das Bild mit der Ueberschrift versehen: „The unspeakable Hun on the loot", um den Anschein zu erwecken, daß es sich um deutsche Plünderer andle. Diese freche Fälschung ist für Propagandazwecke besonders verwerthar.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

17. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Jemand rief: „Ist Ihnen ein Geist erschienen, Warrington?"

Das Kupferbraun in dem brutalen Gesicht des Admirals war um eine Schattierung gelber geworden. Eine Mischung von respektablem Unwillen und ungläubigem Widerwillen lag auf den Zügen.

„Ich hoffe ernstlich, Gentlemen, daß es ein Geist war und nichts Schlimmeres!" sagte er feierlich. „Seit meinen Etoner Knabenjahren verkehre ich hier in Ogmore Castle und habe den Geist dieses Schlosses, von dem man mir immer sprach, niemals zu Gesicht bekommen!"

„Wie sieht er denn aus?"

„Man sagt, daß er oft seine Gestalt wechselt . . ."

„Ja. Das finde ich auch!" sprach der Admiral Warrington. „Und für mich hat er, scheint es, eben seine zynische Erscheinungsform gewählt, denn das Ding, das da soeben im Halbdunkel rasch durch die Halle an mir vorbei zum Ausgangstor ging . . . nein . . . ich möchte es lieber nicht beim Namen nennen . . ."

„Oh — wie furchtbar!"

„Erschrecken Sie die Ladies nicht!"

„Sprechen Sie doch!"

„Gentlemen: wenn ich nicht ebenso genau wüßte, daß ich hier unter wahrhaften Briten bin, als daß ich mich da an meiner Nase fasse . . ."

„Nun?"

„. . . wenn ich nicht aufrichtig davon überzeugt wäre, mich hier im Schloß des elften Herzogs von Chichester zu befinden . . ."

„Ja doch . . ."

„. . . wenn mir nicht der gesunde Menschenverstand eines alten Seemanns sagte, daß man nicht durch Spiegelfechterei aus einem Marinemantel einen Abendfrack und aus der Küste von Portsmouth das Innere Britanniens machen kann . . ."

„. . . oh . . . was dann?"

„Dann würde ich vor dem Friedensrichter beschwören, daß eben in diesem Augenblick, der Kommandant der ‚Heidelberg' leibhaftig an mir vorbeigegangen ist!"

„Oh . . . oh!"

„Sie lachen, Gentlemen! Mir ist wahrlich nicht zum Lachen zumute!"

„Sahen Sie die Erscheinung deutlich?"

„So deutlich, wie ich Sie jetzt sehe! Er schritt sehr rasch, den Mantel umgehängt, den Hut auf dem Kopf, wie ein Mann, der seinen Weg kennt, nach dem Tor und da hinaus!"

„Armer Sir James!"

„Das schimpfliche Katz- und Mausspiel mit dem Hunnen hat seine Konstitution erschüttert . . ."

„Ein Hunne hier in Ogmore Castle! . . . Welch absurder Gedanke!"

„Der Chauffeur müßte den Geist doch draußen auch gesehen haben!"

„Wir wollen ihn fragen!"

„Er ist ja schon mit Craven weggefahren!"

„Nein. Da kommt ja Craven erst!"

Der athletische junge Reverend begab sich, den Diener mit einer Handtasche hinter sich, eilig und auf die Uhr sehend, durch die Halle zur Vorfahrt hinaus und blieb da verblüfft stehen.

„Wo ist denn der Wagen?"

„Schon fort, Sir!" meldete ein Footman, der da stand.

„Fort? Ohne mich?"

„Wie beliebt, Sir?"

„Es war dem Chauffeur doch gesagt, daß ein Gentleman einsteigen würde, den er so schnell wie möglich nach der Station fahren sollte . . ."

„Ganz recht, Sir! Der Gentleman kam und stieg schnell in den Wagen, und der Wagen fuhr in einer guten Renngeschwindigkeit davon!"

„Wer war der Gentleman?"

„Wie sah er aus?"

„Ein jüngerer Gentleman, Sir! Bartlos. In Abendanzug mit Hut und Mantel!"

„Wohl, Sir." Ein zweiter der baumlangen Lakaien trat heran. „Ich kannte ihn. Es war der Gentleman aus Amerika."

„Mr. Lumley!"

„Ich half ihm gestern aus dem Wagen, Sir, als er mit Seiner Herrlichkeit ankam!"

Der Admiral Sir James Warrington trat erschöpft hinzu. Er hatte den Steckbrief mit dem holzgedruckten Kopf des Kapitäns Lürsen aus der Tiefe eines Klubsessels gerissen und schwenkte ihn: „Ist es dieser Mann hier oder nicht?"

„Lassen Sie schauen!"

Die Köpfe drängten sich über das Blatt, verglichen die trockenen Linien um die Mundwinkel, das humoristische Zwinkern um die Augen, fuhren aufschreiend zurück, ungläubig, zweifelnd. . . .

„Er ist's!"

„St. Asaphs führte ihn ein!"

„Oh — St. Asaphs: nehmen Sie den Druck von den britischen Herzen! Sagen Sie, daß Sie Mr. Lumley so gut kennen wie Ihren Bruder!"

Der Marqueß Harald von St. Asaphs trat, die Hände in den Taschen, gleichgültig zu seinen Gästen. Er sah im abendlichen Frackanzug beinah noch riesenhafter aus als beim Sport des Tages. Er lächelte freundlich. Er ahnte von nichts.

„Mr. Lumley?" meinte er. „Ich traf ihn gestern beim Rennen . . ."

„Aber Sie kannten ihn von früher?"

„Einer seiner Landsleute machte mich einst mit ihm bekannt!"

„Aber Sie sahen Mr. Lumley seitdem schon häufig, Mylord?"

„Lassen Sie mich nachdenken . . . nein . . . dies hier ist das zweitemal in meinem Leben . . ."

„Und wo das erste?" . . .

„In Cadix. In der Nacht, als die verdammte ‚Heidelberg' dort uns vor der Nase ankerte, da saß er neben mir!"

„Der Kommandant der ‚Heidelberg' selbst saß neben Ihnen und zwischen uns allen hier in Ogmore Castle!"

„Was sagen Sie da? . . . Einen Eisbeutel für Old-Warrington!"

„Oh — nein! Nein, Mylord! Sir James hat recht!"

„Warum stürzte dieser Mr. Lumley plötzlich aus dem Schloß?"

„Ließ alles liegen und stehen?"

„Fuhr in die Nacht hinaus?"

„. . . weil er wußte, daß ich kam, der ihn kennt!" keuchte der Admiral.

Jetzt wurde der Markgraf von St. Asaphs plötzlich sehr ernst.

„Telephoniert nach der Station. Charley!" sagte er zu seinem Freund Craven und prüfte die Uhr. „Es sind noch anderthalb Minuten bis zum Abgang des Londoner Zuges."

„Und was soll man dort tun?"

„Ihn nicht abreisen lassen! . . Unter irgendeinem Vorwand . . . Fahrt ihm eilig nach und bringt ihn zurück! Zieht die Sache ins Scherzhafte! Sagt ihm, Briten ließen ihre Gäste nicht am Sabbatabend ohne Abschied aus dem Haus! . . . Wenn wir ihn erst wieder hier haben, sehen wir uns den Mann ängstlich näher an!"

Es vergingen zwei Minuten. Eine dritte. Der Clergyman kam zurück.

„Nun?"

„Der Zug nach London ist durch."

„Und er?"

„Da war kein Auto und kein Mann! Nichts von Ogmore Castle!"

„Der Wagen ist nicht angekommen!"

„Er hat unterwegs eine andere Richtung eingeschlagen!"

„Er hat dem Chauffeur womöglich befohlen, ihn direkt nach London zu fahren!"

Es war ein großes Schweigen. Das englische Schweigen. Das britische Allheilmittel. Das lächelnde „Alles in Ordnung" hinter verschlossenen Türen. Skelette im Schrank waren nichts für das Volk und nichts für die Neutralen.

Als der Jonkheer Ter Meer ein paar Stunden später in den Kreis der Gentlemen um den Marqueß von St. Asaphs herum trat, verblüfften ihn die phlegmatischen und freundlich in das Kaminfeuer starrenden Gesichter. „Wie froh bin ich, zu sehen, Jonkheer Ter Meer! Sie waren nicht beim Dinner?"

„Ich pflegte Mrs. Ter Meer, Eure Herrlichkeit!"

„Ich hoffe, es geht der Lady schon besser?"

„So ist es! Und doch möchte ich mir die Erlaubnis erbitten, morgen früh mit ihr abzureisen. Ich wollte es eigentlich heute abend schon tun, aber mein Auto war nicht gerichtet!"

„Wie traurig bin ich, das zu hören! Sind Ihre Geschäfte wirklich so dringend?"

„Mrs. Ter Meer und ich wollen unsern kleinen Jan in Eastbourne abholen, um ihn mit nach Holland zu nehmen. Ich eile mich, heimzukommen. Mrs. Ter Meers Nerven sind sehr angegriffen."

„Oh — wodurch?"

„Wollen wir etwas beiseitetreten, Marqueß St. Asaphs? . . . Danke! . . . Wir sind hier unter uns, Mylord . . . Sie sehen mich tief erschüttert . ."

„In der Tat! Ihr Gesicht ist das eines hart angepackten Mannes, Jonkheer Ter Meer . . ."

„Sie wissen, Mylord: Mrs. Ter Meer ist von Herkunft eine Deutsche! Sie kann es nicht ändern!"

„Niemand verlangt das!"

„Sie sind sehr gütig, Mylord! . . . Mrs. Ter Meer befindet sich immerhin hier halb in Feindesland . . ."

„Nichts wäre mir unerwünschter, als daß die Lady dies irgendwie in diesem Hause empfinden sollte!"

„Sie ist aufrichtig dankbar für das Zartgefühl, das man ihr entgegenbringt. Um so mehr — lassen Sie mich in meiner Sorge offen sprechen, Mylord . . ."

„Ich erwarte es, Sir! Unter Briten sein heißt offen sein!"

„Ja, wahrlich! . . . Um so mehr bin ich durch den Gedanken beunruhigt, die deutsche Abkunft meiner Frau könnte diese wider Willen in die Gerüchte verwickeln, die hier im Schloß umlaufen . . ."

„Gerüchte . . .?" Der Markgraf von St. Asaphs hob so gespannt und ahnungslos den brünetten Kopf, als käme er geradeswegs vom Mond.

„Oh — lassen Sie hören!"

„Ich wage es gar nicht zu wiederholen, Euer Herrlichkeit! Wenn ich nicht aus dem Mund des Monsieur

Barandiaran selbst vorhin die Vermutung gehört hätte . . ."

„Was plaudert der alte Gentleman?"

„Es sei ihm ein Gemunkel zu Ohren gekommen, als ob ein Deutscher heimlich im Schloß sei . . . oder gewesen sei . . ."

Der Marqueß von St. Asaphs lachte herzlich, daß die Zähne unter seinem schwarzen kleinen Schnurrbart weiß aufblitzten.

„Vielleicht gleich ein Ulan? . . . Oh, Sie kennen doch die Einbildungskraft der Franzosen . . . Aus einem Moorhuhn machen sie einen Tiger und aus einem harmlosen Yankee einen Hunnen! Nun ja: Der arme Lumley fuhr uns in Frack und Hut davon. Er ist nun einmal ein närrischer Bursche. So kenne ich ihn seit seiner frühesten Jugend . . ."

„Mylord!"

„Amerikaner wissen nicht, wie ihr Großvater hieß, und wissen nicht, wie man Erbsen ißt. Es sind keine Leute von sorgfältiger Erziehung! Mrs. Ter Meer kennt sie ja!"

„Aber . ."

„Sagen Sie der Lady von mir: Ich bäte sie inständig, sich zu beruhigen! Sie habe keinen besseren Freund in England als mich hier, ihren gehorsamen Diener. . . ."

„Ich werde es ihr ausrichten, Mylord!"

„. . . und ich sei aufrichtig glücklich, Mylady, wo es irgend not tun sollte, beschützen zu dürfen. Ich erachtete es für meine Pflicht, das zu tun, nachdem die Unterhaltungen, die ich mit ihr zu führen die Ehre hatte, eine so erfreuliche Übereinstimmung unserer Ansichten ergaben . . ."

„Sie sind sehr gnädig, Lord St. Asaphs!"

„. . . eine Übereinstimmung, die, wie ich hinzuzusetzen wage, die wilden Männer beider Länder bitter beschämen würde! Bitte sagen Sie Mrs. Ter Meer, daß ich bereit bin, alles aufzubieten, um ihr den Aufenthalt in England sorglos zu machen!"

„Es wird ihr ein Stein vom Herzen fallen, Mylord!"

„. . . und daß ich jederzeit bereit bin, mich für Mrs. Ter Meer um besondere Reiseerleichterungen nach dem Festland zu bemühen!"

„Sie würden Ihre Güte nicht so weit steigern, mein Lord Markgraf, wenn Sie wüßten, daß Mrs. Ter Meer — ich sage es offen — die Absicht hat, von Holland zum Besuch ihrer Eltern nach Deutschland zu gehen . . ."

„Oh — ich wünsche Mylady aufrichtig Glück zu dieser Reise! . . . Meine besten Hoffnungen begleiten sie . . . Vergessen Sie ja nicht, teurer Herr, ihr das zu sagen . . . Und fügen Sie hinzu, sie brauche sich über Mr. Lumley nicht zu beunruhigen! Ich kenne ihn wie meine Tasche! Ein ganz harmloser, spaßhafter, alter Junge! Würden Sie das tun — ja?"

„Sie überhäufen uns mit Güte, Lord St. Asaphs!"

„. . . und ich verstände vollkommen die Gefühle, die Mrs. Ter Meer nach Deutschland treiben, und würde froh sein, sie dort zu wissen!"

„Ich bitte, Ihnen die Hand reichen zu dürfen, Mylord . . ."

„. . . und ich bitte, meinen freundschaftlichen Händedruck an Mrs. Ter Meer weiterzugeben!"

Als der Yonkheer Ter Meer wieder bei seiner Frau eintrat, war die Unruhe aus seinen welterfahrenen und wohlwollenden Zügen gewichen. Nur waren sie nicht so lebensheiter wie sonst, sondern zeigten einen feierlichen Ernst.

„Nun weiß ich, was England ist, Jantje!" sagte er.

Johanna Ter Meer lag halb ausgestreckt, den Kopf auf die Hand gestützt, auf einer Ottomane. Unter ihrem blonden Haar und weißen Kleid flimmerte die schwarzgelbe Decke eines bengalischen Tigers. Am Boden vor ihr leuchtete ein weißes Eisbärfell. Nordpol und Äquator trafen sich hier auf Schloß Ogmore. Mensch und Tier und Pflanze waren für England da. Ihm dienten Wasser und Erde.

„Wie groot is Groot-Britannie, Jantje?"

„Groß in vielem!"

„Nu — dat spreekt! Das ist selbstverständlich, daß es draußen groß ist. Aber wie groß es in seiner Seele ist, das habe ich jetzt erst erkannt."

„Ich auch!"

„Wir sind Ehegenossen, Jantje! Ehegenossen sollen die Welt ansehen, einer wie der andere. Man ist nicht vor sein Plesier op der Welt! . . . Aber was wäre die Welt ohne Groot-Britannie?"

Beinahe, ohne es zu wissen, verfiel der Yonkheer Ter Meer selbst in das Englische, während er über England weitersprach — gedämpft, nachdrücklich, jedes Wort betonend.

„Kannst du dir vorstellen, Jantje, daß Lord St. Asaphs, nur um dich und deine Gefühle als Deutsche zu schonen, mir lächelnd ins Gesicht hinein ableugnet, es sei ein Deutscher im Schloß gewesen?"

„Das sieht ihm ähnlich!"

„Nicht wahr? Es ist die feinste Höflichkeit des Herzens gegen einen Ausländer, gegen einen Gast. Ich zweifle, ob eine andere Nation das fertigbringt!"

„Ich glaube es auch nicht, Cornelis!"

„Er läßt dich grüßen und stellt uns seinen ganzen Einfluß zur Verfügung — ein Mann wie er! Er überwindet in diesem Augenblick jede Verbitterung! Jede begreifliche Regung des Unmuts. Er tut, als sei nichts geschehen! Großherziger kann man nicht die Kluft zwischen zwei Völkern überbrücken! So ist Großbritannien!"

„Ja. So ist es!"

„Er läßt dir sogar gute Reise nach Deutschland wünschen . . . Warum lachst du?"

„Du bist ja auch so froh!"

„Ja. Daß ich recht hatte, dem Edelmut Englands zu vertrauen."

„. . . und aus deinem Mund, Cornelis, spricht die ganze Welt!"

„Was heißt das?"

„Der Teufel hat euch alle am Genick, und ihr merkt es nicht!"

„Mit dem Teufel meinst du England?"

„Ja."

„Da können wir nicht weiter miteinander reden, Jantje!"

Beide waren still.

„Treibt nur diesen blutigen Ausländern den Verdacht aus dem Fell!" sagte zur gleichen Zeit unten in der Halle der Marqueß von St. Asaphs zu seinem sich rings um ihn in den Klubsesseln rekelnden Gefolge.

„Keiner von den verwünschten Neutralen darf wissen, was hier geschah!"

„Wohl, Craven: Neish soll sorgen, daß nichts in die Blätter kommt . . ."

„Das sind keine Neuigkeiten für kleine Nationen!"

„. . . wenigstens nicht, bis wir den Hunnen wieder haben!"

„Noch keine Nachricht von ihm, Craven?"

„Nichts! Wir können auch nichts tun, bis das Auto, das wir ihm zur Verfügung gestellt haben, wieder zurückkommt! Wir wissen ja gar nicht, wohin es mit ihm in die Nacht hinausgefahren ist . . ."

Die Scheite im Kaminfeuer des Raumes nebenan knisterten. Der Herzog von Chichester beugte sich etwas aus dem Sessel vor und schob nach seiner Gewohnheit die glimmenden Stücke sorgfältig zurecht, bis ihre Gruppierung ihm als die richtige für ihn und England erschien. Sein stilles, bärtiges Gesicht mit den eisblauen Augen war so unbewegt wie die Bilder seiner Vorfahren an den Wänden. Um ihn saßen drei oder vier der Größten des Größeren Britannien, Mitglieder der Londoner Reichskonferenz und jetziger oder früherer Ministerien, und der eine dieser steinernen Gäste sagte, das unterbrochene Gespräch fortsetzend, hier im engsten Kreise, vor dem die Weltkugel nicht viel größer erschien als der Globus drüben auf dem Tisch: „O ja . . . doppelte Rückversicherung . . . nichts wäre stümperhafter, als das nicht einzusehen, daß ein Druck, der von der City um die Erde läuft, wieder in der City enden muß . . ."

„Er tat es immer!"

„Die Methode hatte Mängel. Viel Druck geht unterwegs verloren. Oder auf anderem Weg . . ."

„. . . weil manche Verbindungstrecken dazwischen fehlten . . ."

„Darum haben wir jetzt zum erstenmal den Erdball organisiert", sagte der Mann mit dem angegriffenen Totenkopf, in dessen rechter Augenhöhle das Einglas funkelte. „Vor hundert Jahren organisierten wir Europa gegen Bonny . . ."

„. . . und statt Bonaparte haben wir nun Yankee und Jap!"

Der diese beiden verhaßten Worte zwischen den Zähnen kaute, sah einem dicken Londoner Porterkrösus ähnlich und war zugleich ein Peer des Hauses der Lords.

„Darum eben genügt es nicht mehr, Europa auf den Druck der City zu balancieren, sondern die Welt!"

„So ist es!"

„Alle Kräfte der Welt sollten sich gegenseitig so ineinander aufheben, daß der Fingerdruck eines Schulkindes in Wales sie regieren mag!" sagte ein Gentleman mit den schmalen glattrasierten Lippen und den scharfen Zügen eines Schauspielers, und schon seine Art, die Rede wie einen dünnen, unzerreißbaren Seidenfaden des Verstandes zu spinnen, verriet einen der königlichen Emporkömmlinge aus den Courts und Inns der Londoner Rechtsanwaltschaft. „Kein Handikap eines Rennens mag sorgfältiger ausgewogen werden als der Gewichtsausgleich zwischen unseren Verbündeten. Jede Berechnung wäre falsch bei der sich nicht jeder Vorteil eines unserer Verbündeten von selbst in den Nachteil eines anderen unserer Verbündeten verwandelt!"

„Ein Sieg Rußlands mag Japan schwächen!"

„Ein Sieg Japans schwächt Amerika."

„Ein Sieg Amerikas schwächt Europas Westmächte!"

„Ein Sieg der Westmächte schwächt Rußland!"

„Das ist die Rückversicherung dafür, daß keiner unserer Verbündeten trotz aller Opfer zum Sieg gelangt!" sagte der Mann mit dem Totenkopf.

„. . . und daß es dabei nicht England ist, das einen von ihnen am Siegen zu hindern scheinen mag, sondern der nächste Verbündete . . ."

„. . . so daß sich der Haß der Verbündeten, richtig gerechnet, nicht gegen England, sondern gegeneinander kehren sollte. . ."

„. . . und in den erschöpfenden Kämpfen, die sie dann gegen einander führen werden, mag England die Seekontrolle der Welt vollenden!"

Die Welt verwandelte sich in eine Arena. Die Völker der Erde löften sich in einzelne Gladiatorenpaare auf. Und oben, auf der purpurnen Tribüne, saß der Cäsar und die City. Und es war, als glichen die bleichen und schlaffen Züge des Größenwahnsinnigen da oben dem schattenhaften Antlitz Eduards VII! . . .

Der schweigsame Herzog von Chichester strich sich durch seinen wirren, rötlich grauen Vollbart.

„Es ist weiser, größere Völker immer paarweise in den Krieg zu bringen und ausbluten zu lassen!" sagte er „So bleiben sie immer im Gleichgewicht untereinander . . ."

„Rußland und Frankreich!"

„Italien und Rumänien!"

„Japan und Amerika!"

„Und die kleineren Nationen?"

„Oh — da ist nicht viel Blut! Da genügt die Überwachung durch Hunger!"

„So mag der Krieg noch drei Jahre dauern!"

„Er muß es! Früher ist die Erde nicht erschöpft!"

„... und nichts wäre lästiger als ein Verbündeter, der beim Friedenschluß noch Lebenzeichen gibt!" sagte der Mann mit dem Totenkopf.

Von Deutschland war nicht die Rede. Es war für die fünf Männer um den Kamin nichts als der Hexenspiegel und Hunnenspiegel, mit dem sie Völker des Erdballs blendeten. Den Geheimschlüssel zum Erdball hielten sie in der Tasche. Eduard VII. hatte ihn ihnen vererbt. Der Gentleman mit den grausam dünnen Rednerlippen sprach hier, im letzten Bund der Wissenden, das letzte Ende britischer Dinge aus.

„Nichts besser als ein Kreis von Völkern, der rundum steht, jedes Volk den Hintermann im Rücken. Sie glauben Krieg gegen Deutschland zu führen . . ."

„Oh — laßt sie dabei!"

„. . . und stoßen sich dabei gegenseitig den Dolch in den Rücken . . ."

„. . .und verlieren gleichmäßig Blut. . ."

„. . . und lassen uns Zeit zu nützlicher Arbeit für England!"

„Bis sie einmal erwachen!"

„Sie werden zu matt sein, um aufzuwachen!"

„. . . und wir haben inzwischen unser Werk getan!"

„Neues?"

In der Gruppe jüngerer Gentlemen nebenan hob der Marqueß von St. Asaphs den gebräunten Kopf. Der Reverend Craven stand vor ihm.

„Wie ist's mit dem Hunnen?"

„Der Mann, der ihn fuhr, kam soeben mit dem leeren Auto zurück!"

„Wohin fuhr er ihn?"

„Nach London!"

„Oh, verwünscht!"

Der Marqueß von St. Asaphs und seine Freunde traten hinaus zu dem dort harrenden Wagenführer.

„Ich kann nichts dafür, Euer Höchste Ehren!... Unterwegs, auf der Fahrt nach der Station, flog dem Gentleman sein Hut vom Kopf. Es dauerte lange, bis wir ihn in der Dunkelheit wiederfanden. Inzwischen fuhr in der Ferne der Zug an uns vorbei."

„Ein heller Bursche!"

„Da wurde der Gentleman unruhig. Er sagte, es sei ihm unerwünscht, wieder in das Schloß zurückzukehren . . ."

„Das glaube ich ihm!"

„. . . nichts sei dringender als seine Geschäfte in London, und ich möge ihn rasch im Auto hinfahren. Ich hatte genug Benzin im Tank, und so konnte ich es tun!"

„Es war ganz richtig von Ihnen, Thompson!" sagte der Marqueß, ohne eine Miene zu verziehen. „In welchem Hotel stieg der Gentleman dort ab?"

„In keinem, Euer Höchste Ehren. Er befahl mir, nach Charing Croß-Station zu fahren. Aber ehe ich noch zum Strand kam, gab er mir auf Trafalgar-Platz ein Zeichen, zu halten. Er hatte da einen Freund vorübergehen sehen . . ."

„Einen Freund?"

„Einen Gentleman mit rotem Haar und rotem Schnurrbart: Es war ein Ire, Euer Herrlichkeit!"

„Woher wissen Sie das?"

„Er sprach irische Mundart. Er war erstaunt, den amerikanischen Gentleman vor sich zu sehen."

„Ein Ire!"

„Wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten!"

„Ein Fenier!"

„Ein Verschwörer gegen England!"

„Still!"

„Erst war er erstaunt, den Gentleman, den ich fuhr, zu sehen. Dann war der irische Gentleman sehr erfreut. Beide schüttelten sich die Hand, und so gingen sie zusammen fort. Vorher gab mir der amerikanische Gentleman noch ein gutes Trinkgeld!"

„Sagte er dabei nichts?"

„Doch, Euer Höchste Ehren! Er ließe herzlich grüßen . . ."

„Oh, hol ihn der . . ."

„. . . und er denke mit wahrem Vergnügen an seinen Aufenthalt in Ogmore Castle zurück . . ."

„Oh . . . man möchte . . ."

„. . .und er hoffe, er habe bald Gelegenheit, weiter von sich hören zu lassen!"

XI.

„Ich weiß, Cornelis," sagte Johanna Ter Meer, „was es heißt, dir den Glauben an England zu nehmen — dir, der mich auch ganz mit diesem Glauben erfüllt hat! Darum fand ich, solange ich die vierzehn Tage hier in London im Hotel krank lag, nicht den Entschluß dazu. Aber einmal mußt du erfahren, was England ist . . ."

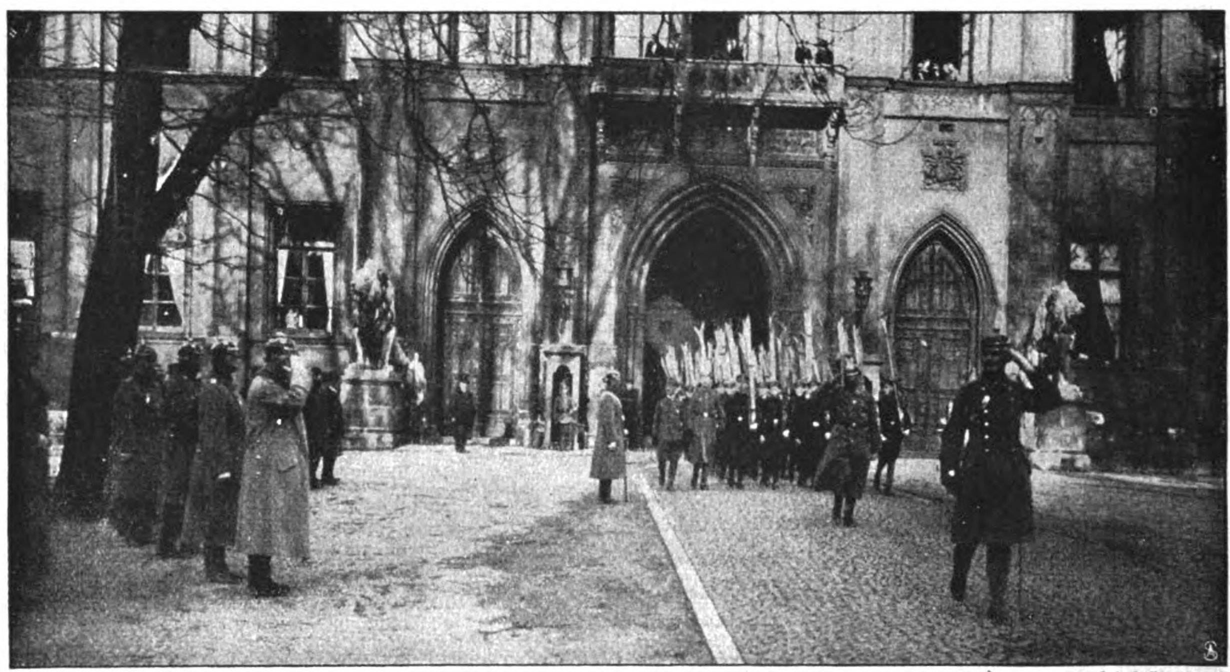
Der Yonkheer Ter Meer stand am Fenster der Hotelwohnung und schaute geistesabwesend hinab in das Gewimmel der wie große Käfer dahinschießenden Autos, der Viererzüge, der zweirädrigen Kutschen, der Zylinder- und Blumenhüte der eleganten Welt von Pall Mall, wo sich drüben in dem Klubland das Stadthaus des Herzogs von Chinchester, grau und kalt wie er selber, aus dem Silbergrau eines englischen Frühlingstags erhob. Die Läden waren heruntergerollt. Ein Zeichen, daß sich weder der Peer selbst noch sein Erbe, Lord St. Asaphs, oder sonst ein Mitglied der Familie Glun zurzeit in London befand.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Jahre Münchner Jungsturmregiment.

Hierzu 5 Aufnahmen.

Das letzte Jahrzehnt brachte einen gewaltigen Umschwung im Erziehungswesen unserer Zeit. In der Beschränkung auf eine rein geistige Erziehung lag eine große Gefahr für die gesunde Weiterentwicklung unseres Volkstums. Die darum fast allgemein erhobene Forderung einer Jugenderziehung, die eine harmonische Ausbildung auch der körperlichen mit den geistigen Kräften verbindet, führte zu der machtvollen Jugendbewegung in Deutschland, die ihre Zusammenfassung im „Jungdeutschlandbund“ fand.



Vorbeimarsch der Skiläuferabteilung vor König Ludwig von Bayern. Phot. Hoffmann.

Die Not des Vaterlandes ließ im Jahr 1914 rasch eine in der Jungdeutschlandbewegung nur nebenbei verfolgte Bestrebung reifen: nämlich die soldatische Erziehung des jungen Mannes. In Bayern erließen die vereinigten Staatsministerien einen Aufruf, der dem Bayrischen Wehrkraftverein unter Leitung von Exzellenz Graf von Moy Anlaß gab, militärische Ausbildungskurse für die Jugend einzurichten. Aus diesen Kursen entwickelten sich die 14 Jugendkompagnien, die am 6. Februar 1915 unter dem Namen „Münchner Jungsturmregiment“ zusammengefaßt wurden.



Phot. Bavaria.

Hauptmann Koerber, Führer des Münchner Jungsturmregiments.

Das Münchner Jungsturmregiment, an dessen Spitze bei der Gründung Hauptmann Karl Koerber trat, der seither aufopferungsvoll die Leitung führt, ist eine der vaterländischen Begeisterung und Notwendigkeit entsprungene Kriegschöpfung. Heute, da das Regiment auf drei Jahre Bestehen zurückblicken kann, darf es mit Genugtuung recht bemerkenswerte Erfolge auf dem Gebiet der militärischen Vorbereitung verzeichnen, ja die Achtung und Beliebtheit, die der „Jungsturm“ im öffentlichen Leben sich errang, weisen darauf hin, daß das Münchner Jungsturmregiment auch bei der künftigen inneren Gestaltung des Vaterlandes in der Jugenderziehung eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen berufen ist. Maßgebend für den Erfolg des Münchner Jungsturmregiments war die Erfüllung der vom Kriegsministerium herausgegebenen „Richtlinien“. Wesentlich trug dazu die von Behörden und Schulen gewährte Förderung bei. Offiziere und Unteroffiziere fanden sich, die, beseelt von freudiger Hingabe, sich der verantwortungsreichen Aufgabe des Münchner Jungsturmregiments widmeten. Als oberster Grundsatz galt die Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend. Aus Studierstube, aus Schreibstube und Werkstätte wurden die Jungmannen bei Sonnenschein und Regen unter Sang und Klang hinausgeführt in die Natur. Auge und Gehör wurden geschärft, Muskeln, Herz und Lunge gestärkt, Naturerkenntnis gefördert durch Übungen, die alle körperlichen und geistigen Kräfte anspannten und auf Straffheit, Disziplin und Einfachheit der Lebensgewohnheiten und Ab-

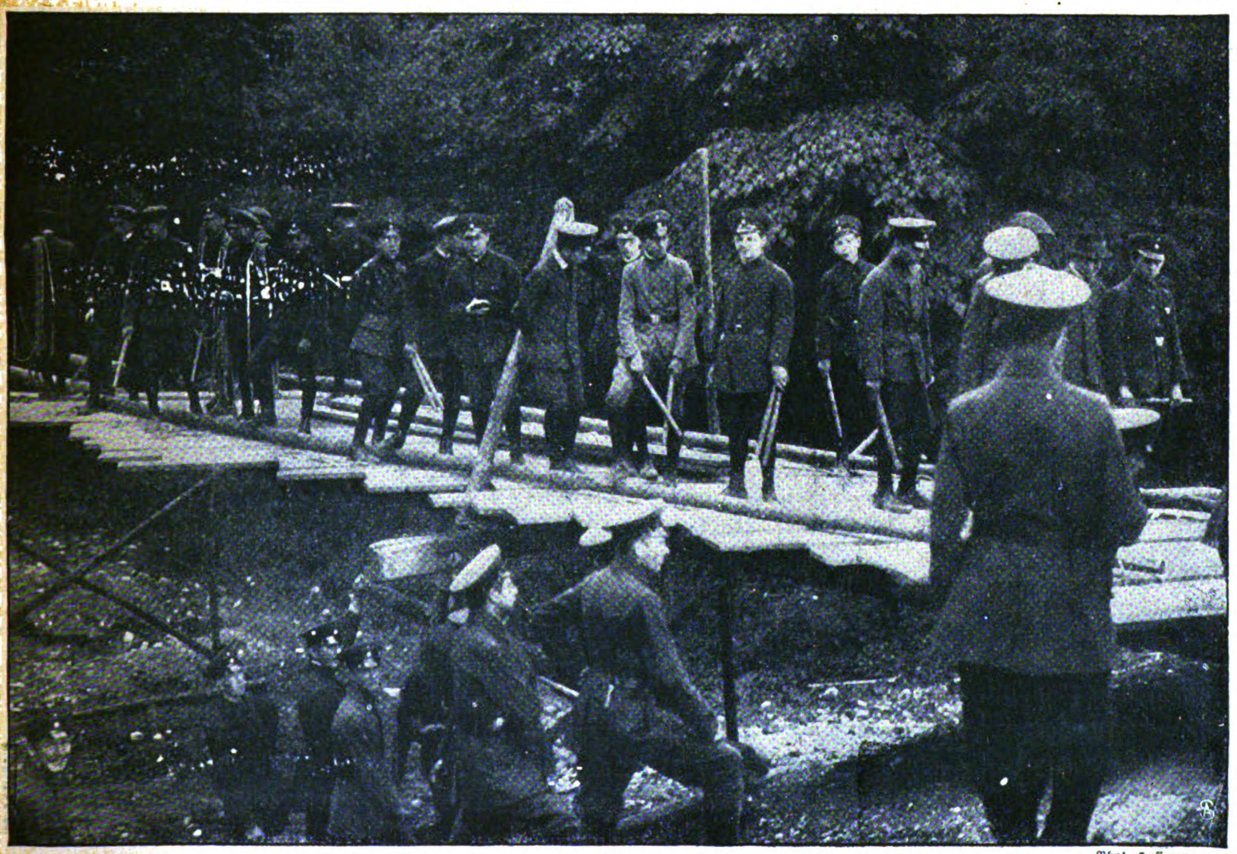


Phot. Hoffmann.

Skiübung.

härtung abzielten. Spiel und Sport wurde in gleicher Weise ein reiches Feld eingeräumt. Aus vielen turnerischen und sportlichen Wettbewerben ging das Münchner Jungsturmregiment als Preisträger hervor.

Der Kernpunkt der Bestrebungen des Jungsturmregiments lag von Anbeginn in der Erziehung des jungen Mannes zur Wehrfähigkeit. Die militärische Vorschule umfaßte außer der soldatischen Durchbildung des ganzen Körpers Schießen, Fernsprech-, Granatwerf-, Sanitäts-, Schneelaufkurse. Über 5000 Jung-

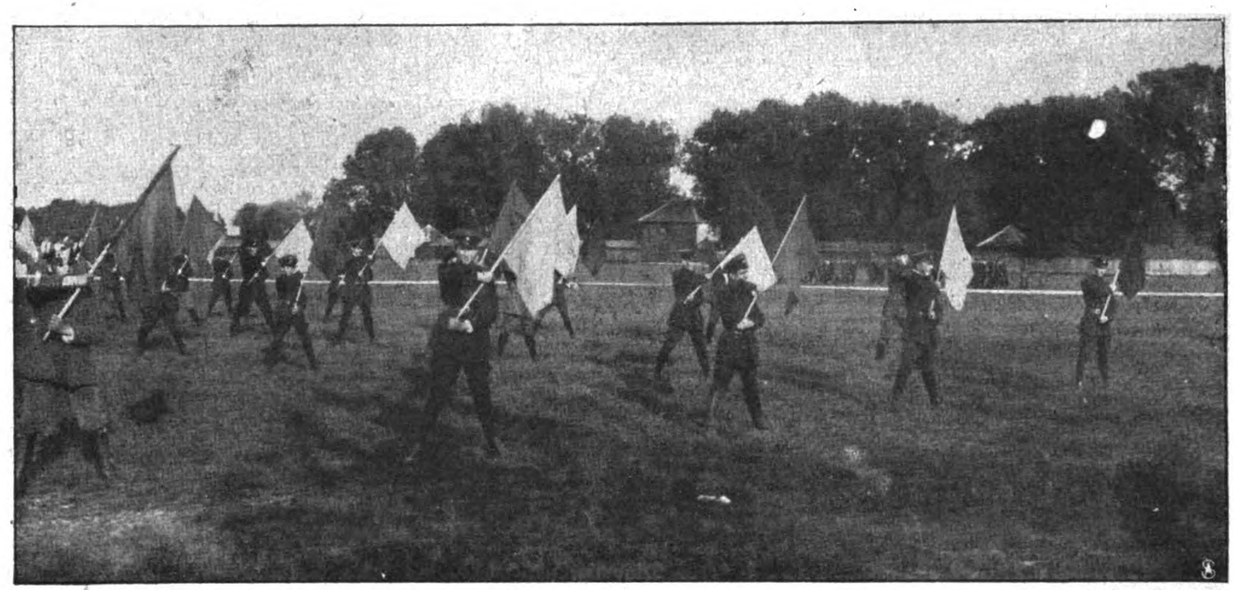


Phot. Hoffmann.

Beim Brückenbau.

mannen wurden während der drei Jahre so für den Vaterlandsdienst vorgebildet, die Mehrzahl davon konnte ihre Kenntnisse bereits im Felde verwerten, viele Jungmannen sind schon zum Offizier vorgerückt. Hunderte von Briefen aus dem Feld an den Führer

Wiederholt erwies auch König Ludwig III. von Bayern dem Regiment seine Anerkennung. Dem Monarchen zu huldigen hatte das Münchner Jungsturmregiment zuletzt Gelegenheit bei der Besichtigung seiner Schneelauftruppen durch den König, wobei Exzellenz Graf Moy



Phot. Hoffmann.

Winkerübung.

des Regiments und die Abrichter sprechen immer wieder mit Dank von der Wohltat, die die militärische Vorschule den Jungen erwiesen, und geben zugleich rührendes Zeugnis von dem Geist der Kameradschaft und der treuen Anhänglichkeit.

Dieser frische Geist, der vom Regiment ausgeht, erwarb ihm ein großes Ansehen. Wann aber hätten auch einmal die Jungmannen gefehlt, wo es galt, ihre junge Kraft in den Dienst des Allgemeinwohls zu stellen! Keine Wohlfahrtveranstaltung von größerer Bedeutung, keine Sammlung, kein Soldaten-, kein Opfertag ohne Mitwirkung des Jungsturms. Die Beliebtheit, deren sich das Münchner Jungsturmregiment erfreuen darf, kam so recht bei der letzten Weihnachtsfeier zum Ausdruck, wo eintausendfünfhundert Gäste zugegen waren.

feststellen konnte, daß das Jungsturmregiment, das im Jahre 1915 Schneelaufkurse einrichtete, von allen die erste Jugendorganisation war, die den Schneelauf in Bayern pflegte.

Ein idealer Zug durchweht das Münchner Jungsturmregiment. Das gibt die Bürgschaft dafür, daß das Regiment auch in der Zukunft zum Besten der nationalen Höherentwicklung die Forderung erfüllt, die seiner Zeit Feldmarschall von der Goltz für den Jungdeutschlandbund stellte:

„Aus dem Knaben soll ein ganzer Mann heranwachsen, der sich nicht nur als Soldat und Vaterlandsverteidiger, sondern im Leben überhaupt zurechtfindet und in jeglicher Gefahr und Not der eigenen Kraft vertraut.“

Noch einmal....

Noch einmal wie in jenen großen Tagen,
Da unsre Herzen flammten am Altar,
Geht nun um deine Seele tiefstes Fragen,
Mein Volk, in dieser Stunde der Gefahr.

Noch einmal ist dir heilge Zeit gegeben –
Passionszeit kam und faßt die Herzen an,
Wie wir sie niemals lebten, die da leben:
Wir alle tragen nun das Kreuz hinan!

Und über uns flammt jener Stimme Klage,
Die kein Geschützesdonner übergrollt:
„Ich ging und rief durch soviel Erdentage –
Und ihr habt nicht gewollt!“

Noch einmal ruft Er durch die Zeitenwende;
Noch einmal wirbt Er heiß um dein Verziehn –
Du deutsches Volk! geh durch die Flammenbrände

Und laß, was sterben muß, darin vergehn.
Das Herz empor; an Schwert und Pflug die Hände –
So, deutsches Volk, sollst du dein Ostern sehn!

Marie Sauer.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

— Zu der bevorstehenden Leipziger Frühjahrsmustermesse hat die Anmeldung der Ausstellungsfirmen die Zahl 3000 bereits überschritten gegen 2500 zur vorjährigen Frühjahrsmesse. Auch die Anmeldung der Einkäufer ist im Steigen begriffen. Vom neutralen Ausland sind zahlreiche Anmeldungen eingegangen. Der Meßausschuß hat bis heute, also drei Wochen vor Meßbeginn, bereits 20 000 Fahrtbescheinigungen zur Erlangung der Vergünstigungen auf der Eisenbahn ausgestellt. Der Meßausschuß hat sich durch den Wohnungsausschuß bereits 5000 Privatwohnungen gesichert. Man erwartet für die bevorstehende Frühjahrsmesse einen Fremdenzustrom von über 50 000, wofür die Versorgung mit Nahrungsmitteln gesichert ist.

— Freigabe der Dach- und Kellerwohnungen als Notstandsmaßnahme. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Dr. Freiherrn Coels van der Brügghen eine Besprechung der beteiligten Ministerien und Groß-Berliner Behörden über die Hilfsmaßnahmen zur Bekämpfung der zu erwartenden Wohnungsnot stattgefunden.

Als das Ergebnis der Besprechung, die sich in erster Reihe mit der Freigabe der Dach- und Kellerwohnungen beschäftigte, da diese

Rosenthal

Die bekannten Rosenthalporzellane werden jetzt in Berlin W 9, Bellevuestr. 10, in einem großen Ausstellungsgeschäftshaus gezeigt.

Man sieht dort die Rosenthalkunstporzellane, Tafel-, Kaffee- und Gebrauchsgeschirre in feinen, zum Teil klassischen Formen sowie ihre technischen Porzellane für Elektr.- und Laboratoriumszwecke.

Rosenthal darf das große Verdienst für sich beanspruchen, der deutschen Porzellanindustrie vorangegangen zu sein; er hat ihr neue Wege und neue Gedanken erschlossen.

Duett von Marcuse.

Entenpaar von Zügel.



Lampe „Festreigen" von Himmelstoß.

Das neue Rosenthalgeschäftshaus birgt zahlreiche Stücke erlesener Art und von hohem Wert; dieses wäre nicht möglich, wenn es sich nicht um Darstellungen reifer, abgeklärter, kunstführender Kräfte, um Werte erster Künstler handelte, und wenn diese nicht in so hochvollendeter Scharffeuertechnik, nach langjährigen Erfahrungen als eine der wenigen Manufakturen darzubieten vermag, entstehen würden.

Wir sehen da Werke von Meister Guldbrandsen, von Künstlern wie F. Liebermann, Prof. Aigner, Prof. Walter Schott, Caasmann, Marcuse, Himmelstoß u. Zügel.

Wir sehen dort die feinen Rosariporzellane, edle Stücke, von denen nur 25 Stück entstehen, numerier und nur in dieser Anzahl ausgegeben, was ihren Sammelwert naturgemäß ins Beträchtliche steigert.

Gedenkteller von Worpsweder Heinr. Vogeler, Paul Rieth, Julius Dietz, Prof. v. Zumbusch und Wernekink.

Diesem neuen deutschen Kunstfleiß eine breite Gasse aufzuschließen, soll auch eine eigene Rosenthal-Literatur dienen, von der zunächst ein Bändchen, von Fritz Rehm-München ausgestattet, erschienen ist. Dr. G. Heller.







Teekanne und Gießer zum Teegeschirr, Terrine zum Tafelservice Form „Maria".

zum Wohnen allenfalls geeigneten Räume in Berlin eine beträchtliche Reserve bilden, ist festzustellen, daß diese Zulassung des Wohnens in Dach- und Kellerräumen erst mit Friedensschluß gestattet werden soll, damit Sicherheit dafür besteht, daß die so geschaffenen Räumlichkeiten auch wirklich für die heimkehrenden Krieger zur Verfügung stehen. Jede derartige Zulassung soll von einer besonderen ortspolizeilichen Erlaubnis abhängig gemacht werden, wobei sich die Behörde lediglich von der Rücksicht auf das öffentliche Wohl leiten lassen wird. Ferner wird ein bestimmter Zeitraum bis zum Höchstmaß von fünf Jahren festgesetzt werden, damit sich die in die notwendig werdende Umgestaltung der Dach- und Kellergeschosse hineingesteckten Gelder verzinsen. Wo Kleinwohnungen mit geringeren Kosten geschaffen werden können, soll die Erlaubnis an einen entsprechend kürzeren Zeitraum geknüpft werden. Bei der Genehmigung soll besonders darauf geachtet werden, daß jede Wohnung eine genügende Zugangsmöglichkeit hat und auch in sich selbst eine gewisse Abgeschlossenheit besitzt.

— **Die deutschen privatrechtlichen Forderungen an Rußland.** Vom „Verband zur Sicherung deutscher Forderungen an das feindliche Ausland" Sitz Barmen wird geschrieben: Von einer über den Einzelfall hinausreichenden Bedeutung werden die Abmachungen für den deutschen Außenhandel sein, die in dem ersten der Friedensverträge über die Interessen unseres Außenhandels getroffen wurden. Es wird hier ein Präzedenzfall für die nachfolgenden Friedensverträge geschaffen.

Es handelt sich allgemein nicht allein darum, bereits entstandene Schäden zu ersetzen, sondern auch darum, die aus der Verletzung des Völkerrechts dem deutschen Außenhandel drohenden Schäden abzuwehren: auch die nach vielen Hunderten von Millionen Mark zählenden deutschen Außenstände in allen Teilen Rußlands müssen sicher-

gestellt werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die gefährdeten Außenstände des deutschen Außenhandels in Feindesland nicht in eine Linie mit gefährdeten oder uneinbringlichen inländischen Außenständen gestellt werden können.

Nach dem strengen Gesetz des Völkerrechts muß der russische Staat aufkommen für die Schäden, die dem deutschen Außenhandel aus dem völkerrechtswidrigen Zahlungsverbot und dessen Folgen erwachsen. Aber aus praktischen Rücksichten dürfte es sich empfehlen, im Friedensvertrag eine Ausfallbürgschaft auf Gegenseitigkeit zu vereinbaren, so daß beide vertragschließenden Staaten für diejenigen privatrechtlichen Forderungen, die nach Friedensschluß nicht auf Anfordern regulär eingehen, die Ausfallbürgschaft übernehmen und ausreichende Garantien für die Erfüllung dieser übernommenen Bürgschaft gewähren.

Das würde ein weitgehendes Entgegenkommen Deutschlands bedeuten, aber es würde doch dem deutschen Außenhandel das Vertrauen zu einem angemessenen Schutz seiner berechtigten Interessen seitens des Reichs zurückgeben, dem mißhandelten Völkerrecht wieder Achtung bringen und einen guten Präzedenzfall für die künftigen Friedensverträge schaffen!

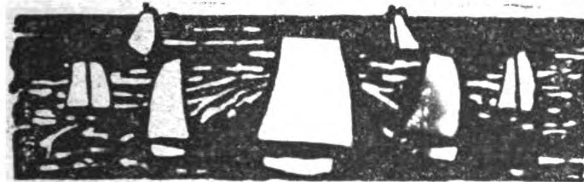
Annahme von Anzeigen bei August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wieth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 10. Berlin, den 9. März 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.



Die sieben Tage der Woche.

26. Februar.

Vier Tage nach Überschreiten des Moon-Sundes haben die auf Reval angesetzten Truppen unter Führung des Generalleutnants Frhr. v. Seckendorff nach Kampf die Festung genommen.

Pleskau (Pskow) wird genommen.

Feindliche Kräfte werfen sich unseren in der Ukraine längs des Pripet vordringenden Abteilungen bei Kolenkowitschi entgegen. In schneidigem Angriff wird der Feind geworfen, Stadt und Bahnhof erstürmt.

Auf dem nördlichen Kriegschauplatz vernichten unsere U-Boote 19000 Br.-Reg.-To. feindlichen Handelsschiffsraumes.

27. Februar.

Nördlich von Dorpat nehmen wir 2 russische Regimenter bei ihrem Rückmarsch gefangen.

In der Ukraine wird ein feindliches Bataillon, das sich bei Korosstyschew (30 Kilometer östlich von Schitomir) unserm Vormarsch in den Weg stellt, unter Verlusten zerstreut.

28. Februar.

In Estland hat sich auch das vierte Estenregiment zur Bekämpfung der das Land durchstreifenden Banden unserem Kommando unterstellt. In Minsk werden 2000 Maschinengewehre und 50000 Gewehre eingebracht.

Als Vergeltung für den italienischen Fliegerangriff auf die offene Stadt Innsbruck haben österreichisch-ungarische Flugzeuggeschwader in der Nacht zum 27. Februar die Bahnhöfe und militärischen Anlagen des Kriegshafens Venedig mit Bomben belegt und hierbei zahlreiche, deutlich beobachtete Treffer mit Brandwirkung erzielt.

Im Mittelmeer werden auf den Wegen nach Alexandrien, Port Said und Saloniki 6 Dampfer und 2 Segler von zusammen 22000 Br.-Reg.-To. versenkt.

1. März.

Längs der ukrainischen Nordgrenze im Vordringen nach Osten erreichen unsere Truppen den Dnjepr. Bei Rjetschiza stoßen sie auf einen stark ausgebauten und vom Feinde verteidigten Brückenkopf. Stadt und Bahnhof werden im Sturm genommen und einige hundert Gefangene gemacht. In Mosyr erbeuten wir die Pripet-Flottille — 6 Panzerboote, 35 Motorboote, 6 Lazarettboote.

Von der ukrainischen Regierung und Bevölkerung zum Schutz gegen feindliche Banden gerufen, rücken österreichisch-ungarische Truppen in breiten Abschnitten nördlich vom Pruth in die Ukraine ein.

U-Boot-Erfolge auf dem nördlichen Kriegschauplatz 23000 Brutto-Register-Tonnen. Die Erfolge werden hauptsächlich in der Irischen See und im Aermelkanal erzielt.

2. März.

Die neuen Friedensverhandlungen des Vierbundes mit Rußland werden in einer Vollversammlung unter Vorsitz des Gesandten von Rosenberg eröffnet.

Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, wird durch Ukrainer und sächsische Truppen befreit.

Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Oberleutnant z. S. Launburg, hat im westlichen Mittelmeer 6 Dampfer und 1 Segler von zusammen mindestens 24000 Br.-Reg.-Tonnen versenkt.

3. März.

Der Friede mit Rußland ist 5 Uhr nachmittags unterzeichnet worden.

Der Waffenstillstand mit Rumänien ist gekündigt worden. Darauf hat sich die rumänische Regierung bereiterklärt, in neue Verhandlungen über einen weiteren Waffenstillstand auf Grund der von den Mittelmächten gestellten Bedingungen einzutreten. An diese Waffenstillstandsverhandlungen schließen sich Friedensverhandlungen an.

4. März.

Die Rumänen haben unsere Waffenstillstandsbedingungen angenommen.

Bergkrieg.

Von Rittmeister Freiherr Georg von Ompteda.

Der Bergkrieg trägt, wenn auch das ewig gleiche Gesicht allen Krieges, doch wesentlich andere Züge als der Kampf in der Ebene. Schon in den Vogesen haben wir das gesehen, in den Karpathen noch deutlicher. Aber an den Alpen gemessen sind die Vogesen nicht mehr als ein Mittelgebirge, und auch in den Karpathen fehlt vor allem die Firn- und Eiswelt der großen Höhen.

Ich bin ein alter Bergsteiger, lebe im Frieden in Tirol und habe Alpenfront und Bergkampf in diesem Krieg kennengelernt. Da ist es mir denn ein Bedürfnis, nicht allein von dem Land meiner Liebe, sondern auch von seinen tapferen Verteidigern zu sprechen, und dieses um so freudiger, als im allgemeinen nicht allzuviel davon zu uns dringt: Die großen Offensiven, der Kampf mit den Hauptgegnern stehen zu blutig wichtig im Vordergrund. So ist unwillkürlich der Bergkrieg ein wenig zurückgetreten. Mit Unrecht: ist er doch an Leistung und Aufopferung jedem anderen völlig ebenbürtig, ja an dem, was dem einzelnen abgefordert wird, vielleicht der schärfste, an Entsagung und Entbehrung wahrscheinlich der opferreichste, an Rahmen aber ganz gewiß der großartigste, denn das Kampfgebiet ist die gewaltige, unbebaute, unbelebte Hochwelt der Alpen.

Das Kennzeichnende ist nämlich dieses: Zum Kampf gegen den Menschen tritt noch der gegen die Natur. Gewiß teilt das der Bergkrieg mit dem Seekrieg, und auch in Flanderns triefendem Gelände macht der Boden zu schaffen, genau wie in Rußlands weiten Öden, aber dort wie da liegen die Schwierigkeiten in einer Ebene, während hier in den Bergen die andere Dimension, nämlich die Erhebung, noch hinzutritt. Sie bedingt klimatische Verhältnisse, mit denen der Krieg im Flachland niemals zu rechnen hat. Nicht allein an tatsächlichem Stand der Quecksilbersäule unter oder im Sommer in den Tälern über Null, nein, auch durch Schwankungen, indem Führung wie Truppe zu rechnen haben im gleichen Abschnitt zur gleichen Stunde mit einer Treibhaushitze, die auf der Talsohle Palmen gedeihen läßt, während fast

lotrecht darüber in vier Kilometer Höhe, im Reich ewigen Schnees und blauschwarzen Eises, auch der Juli Nachtgrade findet wie an kältesten Wintertagen unserer Heimat.

Aus solchen klimatischen Verhältnissen erwachsen nun nicht allein Schwierigkeiten, wie sie der Krieg in der Ebene oder im Hügelland nicht kennt, sondern auch Verluste. Diese sind bisweilen größer als blutige durch den Gegner. Dabei handelt es sich um Naturereignisse, die Menschenleben vernichten, wie Lawinen und Steinfall; aber auch das Begehen schwierigen Geländes, ja schon Bergunvertrautheit fordert Opfer. Wie nämlich der Bergsteiger objektive und subjektive Gefahr unterscheidet, das heißt eine solche, die außerhalb seines Vermögens liegt, und eine andere, die seine eigene, ungenügende Befähigung oder sein Leichtsinn heraufbeschwört, so auch hier. Lawinen und Steinfall sind Dinge, die jedem drohen, der in den Bergen geht. Im Frieden vermag man ihnen bis zu einem gewissen Grad auszuweichen, indem man diese oder jene Stelle meidet, vor einer bestimmten Zeit nach Neuschneefall keine Hochtour unternimmt und dergleichen. Dieses ist im Krieg nicht möglich, kann man doch ebenso einen befohlenen Gang nicht aufschieben, weil gerade Sperrfeuer auf dem Wege liegt. Auch die subjektive Gefahr ist größer, indem die Truppe nicht allein aus zünftigen Bergsteigern besteht, sondern zum weitaus größten Teil früher die Hochwelt der Berge kaum kannte und sich die Eignung zum Begehen von Fels und Eis erst erwerben mußte.

Immerhin ist viel geschehen: Wege wurden gebrochen, gegraben, gesprengt; feste Seile sind zur Unterstützung angebracht für unsichere Geher oder Schwindlige. Doch wie Not beten lehrt, so ist die erstaunliche Beobachtung gemacht worden, daß hier, wo Notwendigkeit und Dienst die Lehrmeister waren, sich eine viel größere Eignung zum Bergsteigen fand, als man je hätte voraussetzen können. Außerdem wurden den Truppen natürlich solche beigegeben, die durch Beruf oder aus Neigung mit den großen Höhen vertraut sind, nämlich Bergler, Bergführer, Bergsteiger. Sie lehren die Gefahr, die im Menschen selbst beschlossen ist, auf das möglichste zu beschränken. Den großen Naturgewalten gegenüber sind sie freilich machtlos, doch sie zeigen, wie man der Gefahr begegnet, die auf Talsohle, in der Schlucht, Rinne, Verschneidung oder an besonnten Hängen droht durch Abbrechen von Wächten (über den Grat hängende Schnee- und Eismassen), Abrutschen von Schneeschilden (aufgelagerte Flächen, die mit der Unterlage keine genügende Verbindung eingegangen sind), Anschneiden und Abtreten etwa von ganzen Schneefeldern, die dann, zur Lawine wachsend, vernichten, was in ihrer Bahn liegt.

Eine Hauptabwehr gegen solche Gefahr, die nicht allein das Einzelleben bedroht, sondern auch ganzen Stellungen verderblich werden kann, indem sie die rückwärtige Verbindung mit dem Tal und damit Verpflegung, Munition und Verstärkung abschneidet, ist die Seilbahn. Viele hundert führen hinauf, sehr einfach, sehr kühn angelegt. Nur der Krieg, der alles Friedensunmögliche glatt möglich macht, konnte sie gebären, denn sie bedienen sich einer bis mehrfachen Kilometerspannung, die man bis dahin, wenn nicht für technisch-unmöglich, so doch gewiß, weil gefährlich, für unzulässig erachtet hätte. Es ist in der Tat ein eigen Ding, auf einem Brettlein, an Ketten baumelnd, an das um Trommeln oben und unten laufende Drahtseil angeklemmt, baum-, bald turm-, endlich berghoch über dem Tal zu schweben; viel freier noch als im Flugzeug. Und ein ernster Augenblick, wenn man etwa an dem Gegenseil, das daneben im entgegengesetzten Sinn läuft, einen Verwundeten niedergleiten sieht, der auf das Brett gebunden, die Augen verdeckt, feierlich niederschwebt durch das Blau des Himmels in das tiefe, tiefe Tal. Bedenkt man aber, daß hier in kurzen Viertelstunden Wege zurückgelegt, Höhen erreicht werden, an die man sonst einen halben Tag wenden müßte, so wird es klar, welche Bedeutung diese Einrichtung im Bergkrieg gewonnen hat.

Die Stellungen liegen nämlich meist, soweit ein Tal nicht im Winkel durchschnitten wird, auf der Kammlinie. Damit schließen sie die daraus ragenden Gipfel ein. Richtige Stellungen sind es mit Graben oder doch Brustwehr und Drahtverhau. Freilich geht der Schützengraben nicht durch. Wie wir uns jetzt auch im Flachlandkrieg mit Trichterstellungen zwischen ausgebauten Grabenstücken begnügen, so hat vielfach eine durchlaufende Abwehranlage nicht errichtet werden können. Aber schon, was an Gräben vorhanden ist, muß Staunen erregen, hat es doch eine fast übermenschliche Arbeit erfordert, denn es handelt sich ja im Hochgebirge nicht um Ackererde oder Lehm, sondern um die steinharten Glieder der Felsenriesen, darin man sprengen muß oder im besten Fall den Graben ausbrechen kann. Auch in Eis oder Firn gibt es schwere Arbeit. Hier muß tiefer gegründet werden als im Fels, dessen Aushub zur Brustwehr wird, während Schneewände keinen genügenden Schutz bieten. Aber die Bergnatur kommt selbst zu Hilfe. Die Festaltäre Gottes, die großen Höhen, stürzen bisweilen in langen Fluchten so steil ab ins Tal, daß kein Mensch daran denken kann, hier zu stürmen, wo kaum eine Patrouille bester Kletterer nach vielstündiger Arbeit schwer hinaufkäme. Es stellen sich dann die Linien meist als Stützpunkte dar, durch natürliche Wälle verbunden, deren schwache Stellen, Einschnitte, Rinnen, Mulden, eine Grabenabwehr tragen. Der Feind hält dann den jenseitigen Talrand.

Hierdurch ergeben sich Entfernungen, denen die Reichweite des Infanteriegeschosses oder der Maschinengewehre nicht gewachsen ist. Nur Geschütze können sprechen. Bei schwierigerem Munitionsersatz und geringerer Wirkung als in der Ebene tun sie das nicht gar häufig. Es ist also für gewöhnlich ruhiger hier oben, als wir es an den Fronten der Ebene gewöhnt sind. Auch das ziel- und sinnlose Knattern, wie es unsere Gegner lieben, um zu zeigen, daß sie da sind, wird seltener gehört.

Man spart Munition im allgemeinen schon deshalb, weil sie, wie gesagt, hier ungleich schwerer heranzuschaffen ist als im Krieg der Ebene. Der Bergsteiger weiß aus eigener bitterer Erfahrung, wie jedes Gramm drückt, das man im Rucksack den Tag hindurch hinauftragen soll. Dabei muß ja alles und jedes in die Stellungen gebracht werden. Hier liegt denn auch einer der wichtigsten Unterschiede gegen den Kampf im Flachland und zugleich die Hauptschwierigkeit. Dort oben ist eben Ödland, gleich jenem Gebiet, das wir als Abschluß der Sommekämpfe den Gegnern überließen, in dem keine Wohnstätte mehr war, kein Weg, kein Baum, kein Wasser, kein Brennholz.

Jedes und alles muß aus dem Tal heraufgeführt werden. Aber nicht das allein, sondern auch die Verpflegung ist in Höhen hinaufzubringen, die von den Endpunkten der Bahn nicht nur, nein von Straßen oft zehn Gehstunden entfernt sind; einzelne weiter abseits stehende Posten nicht einmal gerechnet. Daraus ergibt

sich, daß schwer oder nur bei deckendem Nebel zu erreichende Stellen auf frische Nahrung verzichten müssen, denn ihre Versorgung kann allein in größeren Zeitabständen geschehen. Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus der ragenden Sichtbarkeit von Höhenstellungen. Sie sind bei ihrer freien Lage, der die Seitendeckung fehlt, dem Eingesehenwerden und bei aus der Berggliederung sich ergebenden ein- und ausspringenden Winkeln einer Flankierung ungewöhnlich ausgesetzt. Die größere Durchsichtigkeit und Klarheit der dünnen Luft tritt hinzu, so daß vielfach des verräterischen Rauches wegen kaum Feuer gemacht werden kann. Da siegt denn die Kochkiste auf der ganzen Linie. Ein Gegengewicht bietet allerdings die Keimfreiheit der großen Höhen, die den Zersetzungsvorgang der Speisen länger aufhält. Dieser Vorteil ist jedoch nicht groß genug, um andere Erschwerungen, die der Bergkrieg mit sich bringt, aufzuwiegen. Die Temperatur nimmt, rund gerechnet, mit etwa hundert Meter Höhe um fast einen Grad Celsius ab. So kommt es, daß auch Sommernächte dort oben Wintertemperaturen der Ebene erreichen. Das stellt an die Widerstandskraft der Verteidiger ungewöhnliche Anforderungen. Wenn man hört, daß in einer Stellung im Ortlergebiet 47 Grad unter Null erreicht worden sind, so ist es nicht erstaunlich, daß aus solchen Kältegraden auch den Waffen Hinderungen erwachsen. Im Kampf der Ebene treten bisweilen Ladehemmungen ein durch Schmutz, Flugsand, Verschüttung. Hier verursacht die Kälte das gleiche. Auch ein Glyzerinzusatz im Kühlwasser der Maschinengewehre ist nicht immer imstande, solche zeitweise Wehrlosigkeit aufzuheben, die auch dem Geist der Truppe gefährlich werden könnte, denn nichts setzt derartig die Stimmung herab wie ein Versagen der Kampfmittel, gegen das man sich ohnmächtig fühlt.

Auch noch ein anderer Witterungseinfluß kann über Hemmung zur Gefahr wachsen. Das ist der Nebel. Er bedeutet nichts anderes als Ausschaltung des wichtigsten Sinnes: des Gesichtes. Wie er auf See Gefahr heißt, wie er dem Flieger seine Tätigkeit unmöglich macht und schon im Kampf des Flachlandes etwas Beklemmendes hat, so um so mehr in Höhenstellungen. Dort wird er dadurch doppelt bedenklich, daß er nicht allein — und hier kehrt das alles unterstreichende Gesetz des Bergkrieges wieder — in einer, sondern in zwei Ebenen wirkt. Nicht nur von rechts, von links und von vorwärts kann hier der Gegner kommen, sondern auch aus der Tiefe, die, weil sie nicht das Gesicht allein, nein, auch den Fuß hemmt, doppelt seelisch schwächt.

Kennzeichnend für den Kampf in den Bergen ist nämlich die Gefahr der Flankenbedrohung. Da die Bergbildung mit Auf und Ab, Einschnitt, Gipfelaufbau, ausspringenden Winkeln, eingezogenen Ecken eine mehr oder weniger gerade, fortlaufende Stellung, wie der Graben in der Ebene, ausschließt, so liegt eben in jener starken Bewegung der Frontlinie mit Schlucht, Kamin, Rinne, Überhang, Ausbau, Grat, Abfall eine ständige Flankenbedrohung. Alles zu besetzen, ist bei der Truppenzahl, die nur zur Verfügung stehen kann, ausgeschlossen. So droht Umgehung, Überrumplung, ein Abschneiden ungleich leichter als in den ruhigeren, eindimensionalen Verhältnissen der Ebene, ja sogar des bewegten Hügellandes.

Damit kommen wir zu einer taktischen Schwierigkeit, die sich zur strategischen Bedrohung auswachsen kann: **Im Bergkrieg ist an der Front jede seitliche Bewegung mit großem Zeitverlust verbunden, wenn nicht unmöglich.** Innerhalb der Höhenstellungen begegnet Verkehr, Heranbringen von Verstärkungen meist derartigen Schwierigkeiten oder ist doch so langwierig, daß bei Überraschungen Hilfe zu spät zu kommen pflegt. Fast immer ist nämlich der Weg über eine Kammlinie mit ihrem Auf und Ab, wie der Unwegsamkeit, die ein „den Hang Queren" verbietet, derart groß, daß man zur Nachbarstellung schneller gelangt durch Abstieg ins Tal, Marsch unten und wieder Aufstieg. Daraus folgt die Notwendigkeit, die ganze Front tunlichst stark zu besetzen, damit aber ein ungeahnt großer Aufwand an Truppen in der Kampfstellung, der die Ausscheidung erheblicher Reserven erschwert oder, falls sie doch geschieht, die Verteidigung schwächt. Im Gebirgskrieg werden also reine Parallelbewegungen zur Front, wenigstens im taktischen Sinn, selten sein. Das Werfen von Verstärkungen an einen jäh bedrohten Punkt erfordert also statt eines Zuges in der Ebene deren drei. Zeitverlust und Kraftaufwand werden daraus ebenso klar wie die Gefahr eines Zuspätkommens.

Unabhängiger von solchen Schwierigkeiten des Bergkrieges sind strategische Bewegungen hinter der Front, also die Verschiebung von starken Truppenmengen. Aber auch sie sind mit Vorteil nur zu unternehmen, falls ein großes Tal, womöglich mit Eisenbahn, mindestens bei bester Straße, mit der Front gleichläuft. Schwer ausführbar sind sie jedoch, wenn die Front auf einer Reihe von Talästen senkrecht aufsitzt.

Überhaupt spielt das Gelände in einer Weise mit, wie nicht beim Krieg in der Ebene. Dort gibt es kaum unüberwindliche Hindernisse. Höchstens ein Strom würde in Rechnung zu setzen sein. Aber bei Bereitstellung der Brückentrains ist er zu überschreiten, und deutsche Truppen haben in diesem Krieg oft gezeigt, wie er überschritten werden kann. Anders hindern dagegen Abgründe, Felsabstürze, ja unter Umständen auch nur Bergschründe. Sie würden besondere Bauten erfordern, die ungeheure Zeit fräßen. Meist sind sie auch zu zahlreich, um mit Erfolg, noch dazu bei feindlicher Einsicht und damit Einwirkung, überschritten zu werden. Solche Hindernisse hemmen vor allem kleinere Unternehmungen; sie halten sogar Patrouillen auf. Damit erschweren sie die Aufklärung, die gerade im Bergkrieg besonders wichtig ist. Einmal wegen Unübersichtlichkeit des Geländes, dann wegen der daraus entspringenden ständigen Gefahr, umgangen oder in der Flanke gefaßt zu werden. Andererseits freilich bietet gerade die Natur der Berge Beobachtungspunkte, wie wir sie sonst, falls nicht eine Esse oder ein Turm ausreichen, erst künstlich durch Fesselballone und Flugzeuge schaffen müssen: Es sind die Bergspitzen. In der Tat ist im Gebirgskrieg fast jeder ein Tal beherrschende Berg schon ein natürlicher Beobachtungspunkt. Wer den Gipfel gewinnt, blickt dem Gegner in die Nieren. Daher denn auch der oft scheinbar unbegreiflich erbitterte Kampf um eine an und für sich gleichgültige Spitze, die besetzt, genommen, wiedergenommen wird. Vermeintlich widersinnig oder doch die Opfer nicht wert ist an den Besitz einer solchen Höhenwarte in Wirklichkeit oft der ganze Aufenthalt in einem Tal geknüpft, denn der Beobachter auf derartig natürlichem Ballon von Stein oder Eis schießt von dort, mit besten Gläsern bewaffnet, seine Artillerie ein, meldet Truppenverschiebungen, Zug-, ja Autoverkehr. Er kann auf diese Weise sehr lästig werden. Man darf auf jedem in Feindeshand befindlichen talbeherrschenden Gipfel einen gegnerischen Beobachter vermuten. Seine verderbliche Anwesenheit

ist mit Sicherheit nur etwa dadurch festzustellen, daß das feindliche Artilleriefeuer jedesmal schweigt, wenn der betreffende beargwöhnte Gipfel sich in Wolken hüllt, also der Mann mit dem Glas seiner Artillerie keine Fernsprecherweisung erteilt, weil er nichts mehr sehen kann.

Die Geschütze selbst stehen, falls sie nicht auf nahe Entfernungen wirken sollen, nicht etwa, wie merkwürdigerweise vielfach falsch angenommen wird, auf den Gipfeln. Dort befinden sich nur leichte Kaliber. Auch diese in Stellung zu bringen, hat großen Aufwand an Mühe und Menschenkraft erfordert. In der Tat würde es kaum möglich sein, schwere Schiffsgeschütze oder Mörser ohne Riesenaufzüge oder eigens gebaute Straßen dort hinaufzuziehen. Es wäre auch unnötig, denn bei der gewaltigen Schußweite und damit Scheitelhöhe heulen ihre Riesenzuckerhüte hoch über die stolzesten Alpengipfel hinweg, um in irgendein ahnungsloses Tal zu fallen, Unterkünfte und Stellungen zerschlagend. Die schweren Kaliber werden höchstens in versteckte Hochtäler hinaufgebracht oder auf eine Hochfläche unweit einer guten Straße, die dann in schwerer Arbeit, wie man im Tal Derartiges nicht ahnt, weitergeführt werden muß. Aber auch dann läßt man die Kanonen nicht immer offen stehen, sondern sprengt für sie Höhlengänge (Kavernen), die gewunden verlaufen, so daß auch ein Volltreffer nicht viel Schaden anrichten könnte, da die Ungetüme nach jedem Schuß auf einem Gleis in das Innere zurückgefahren werden.

Überhaupt findet Bohren und Minieren im Bergkrieg weite Anwendung. Die Italiener, die im Frieden der ganzen Welt Tunnelarbeiter gestellt hatten, sind hier am Platz. Alle unterirdische Tätigkeit, wie Verrat, Wortbruch, Minieren, liegt ja diesem Volk.

So ist denn, solange auch in den Alpen der Kampf zum Stellungskrieg erstarrt ist, Sprengung eine der Hauptkampfhandlungen. Doch im Grunde kommt nicht viel dabei heraus, denn der Verlust eines Stützpunktes, einer Gipfelbesatzung ist wohl schmerzlich, doch keineswegs entscheidend. Er lohnt die vielmonatige, vielleicht sogar jahrelange Arbeit um so weniger, als gerade im Bergkrieg hinter einer gefallenen Stellung sofort eine natürliche neue auftaucht, die erst wieder durch lange Anstrengungen gewonnen werden könnte. So fanden die Italiener, nachdem sie den Col di Lana gesprengt hatten, unmittelbar dahinter den zweiten Gipfel des Berggerüstes, den Monte Sief, besetzt. Er war mit dem verlorenen ersten durch einen Grat verbunden, auf den man jeden, der sich etwa hinübergewagt hätte, einzeln abschießen konnte. Solche „Engpässe von Thermopylae" sind ja im Bergkrieg von Bedeutung, aber doch kaum mehr als taktisch, denn die Umgebung eines solchen örtlichen Fronthindernisses ist leichter möglich, als es bei erster Betrachtung den Anschein hat. Gewiß kann einer, dem die nötige Truppenzahl zur Verfügung steht, jeden Punkt stark genug besetzen, aber wer solchen Überfluß hat, wird nicht in der Defensive bleiben, denn auch im Bergkrieg bleibt, sofern man nur über die nötigen Bataillone verfügt, der Angriff die beste Verteidigung.

Da muß denn die Legende zerstört werden, als sei im Bergkrieg die Verteidigung immer leichter. Fast kann man das Gegenteil behaupten. Übersieht man einen Berg, auf dem bis zum Gipfel hinan eine Verteidigungslinie hinter der anderen liegt, so erscheint es fast aussichtslos, zu stürmen, da doch der Angreifer scheinbar überall gesehen wird und bergauf sich in Lungen und Knien übermäßig ausgibt. Die Zugna Torta vom Etschtal aus zu nehmen, wird, so meint man, zum unmöglichen Wagnis. Wer den Lowcen einmal vom Meer aus gesehen hat, ist überzeugt, daß hier ein Verteidiger mit dem Angreifer nur so wird spielen können. Beide Berge haben österreichische Truppen gestürmt, und zwar ohne abenteuerliche Verluste. Ein Berggelände bietet eben nicht jene Übersichtlichkeit wie etwa die russische oder die französische Ebene. In Falten, Verschneidungen, an Vorsprüngen liegen überall für den Verteidiger nicht sichtbare und so auch nicht bestreitbare Stellen verborgen. Der scheinbar gerade Berghang bietet tote Winkel, in denen der Angreifer sich festsetzen kann. Freilich muß er auch noch einen anderen Einsatz mitbringen: nämlich das Herz auf dem rechten Fleck, und das vielleicht in noch höherem Maß als beim Krieg in der Ebene. Das nämlich ist das allerkennzeichnendste für den Bergkrieg: nirgend steht im Kampf der Mann so allein wie hier, nirgend ist er oft der Führung derart entrückt. Nur so ist es denn auch zu erklären, daß scheinbar ungeschulte Tuppen, wie in Tirol die Standschützen, so Gutes, ja Bewunderungswürdigendes leisten. In ihrem Kampfe kommt es vor allem darauf an, ein Mann zu sein — und das sind die Bergler — das Kampfgelände zu kennen und seine Natur gewohnt zu sein — das liegt ja in ihrem ganzen Dasein — endlich die große Liebe, die alles wagt und alles duldet für das Land, für die Berge zu haben — und von dieser wissen wir alle. Daraus wachsen dann die großen Leistungen, mehr allerdings an Widerstand.

Anders war es 1809 auch nicht, und vieles ist von damals wiedergekehrt. So sind trotz modernster Geschütze, wie im Grabenkrieg die Handgranate, die Wurfmaschinen ältester Zeit, auflebten, auch Kampfmaßregeln wieder erstanden, an die keiner mehr gedacht hätte. Wie einst die Mädchen und Frauen zu Andreas Hofers Zeit von den Bergen Felsen und Steine niederrollten auf die Feinde, so sind auch jetzt Höhenstellungen mit Steinlagern begehrt, um auf den Gegner niederzuprasseln. Rollbomben kommen hinzu, alte riesige Rundhohlkugeln aus stillen Arsenalen, die, mit Sprengladung gefüllt, eine einfache Lunte hineingeführt, abgelassen werden auf Lager oder marschierende Truppen, unter denen sie dann unten platzen.

Denn wer die Höhe hat, hat auch das Tal. Das ist einer der Hauptpunkte, in dem der Führer aus der Ebene umzulernen hat in den Bergen. Ein Vormarsch über die Höhen, ohne das Tal in Händen zu haben, ist denkbar, sei es im Mittelgebirge, sei es auf Hochflächen. Dagegen ist der Besitz der Eisenbahn, der Straße, der Talsohle allein ohne die Höhe wertlos, weil ständig bedroht. Hieraus ergibt sich auch, daß eine Einzelkenntnis des Geländes notwendiger erscheint als in der Ebene. Andererseits kann es vorkommen, daß etwa seitwärts oder rückwärts in unwegsamem Hochwald, in Knieholz, das man nicht einzeln absuchen kann, in Höhlen ein Nest des Gegners zurückbleibt. Es mag lange Zeit sein Leben fristen, unaufgehoben, am Ende sogar unentdeckt, kann auch durch Nachrichten, die es etwa zum Gegner hinüberblitzt, gefährlich werden. Sei es darum: Den Vormarsch wird es nicht aufhalten, und eines Tages fällt es von selbst durch Hunger oder durch die Gewalt der Waffen.

Bei ihr entscheidet gerade und auch im Bergkrieg der Geist, der sie führt. Einmal mag der Satz gegolten haben: „Gott sei immer mit den stärksten Bataillonen", einmal, als nur Söldner einander gegenüberstanden. Deren Sold, aber nicht deren Seele war dabei. Wenn jedoch ein einiges Volk kämpft, das in höhenüberragten Tälern, auf ihren Hängen und Almen groß geworden ist, wenn

dieses Volk noch dazu im Gegner die fremde, ewig feindliche Rasse erblickt, es also weiß, daß es kämpfen muß nicht allein um Tod und Leben, sondern, was viel mehr ist, um die eigene Ehre, um die Zukunft seiner Kinder, um ein Erhaltenbleiben seiner ganzen völkischen Vergangenheit, dann wachsen ihm ungeahnte Kräfte. Dann dünkt es jeder Einsatz gering gegen das, was seiner wartet: Untergang seiner Geltung, seiner Sprache, seiner Sitten, Vernichtung alles dessen, warum es täglich gern die Sonne steigen sah und die Nacht sinken, warum es aus glücklichen Lungen die Luft atmete seiner Berge.

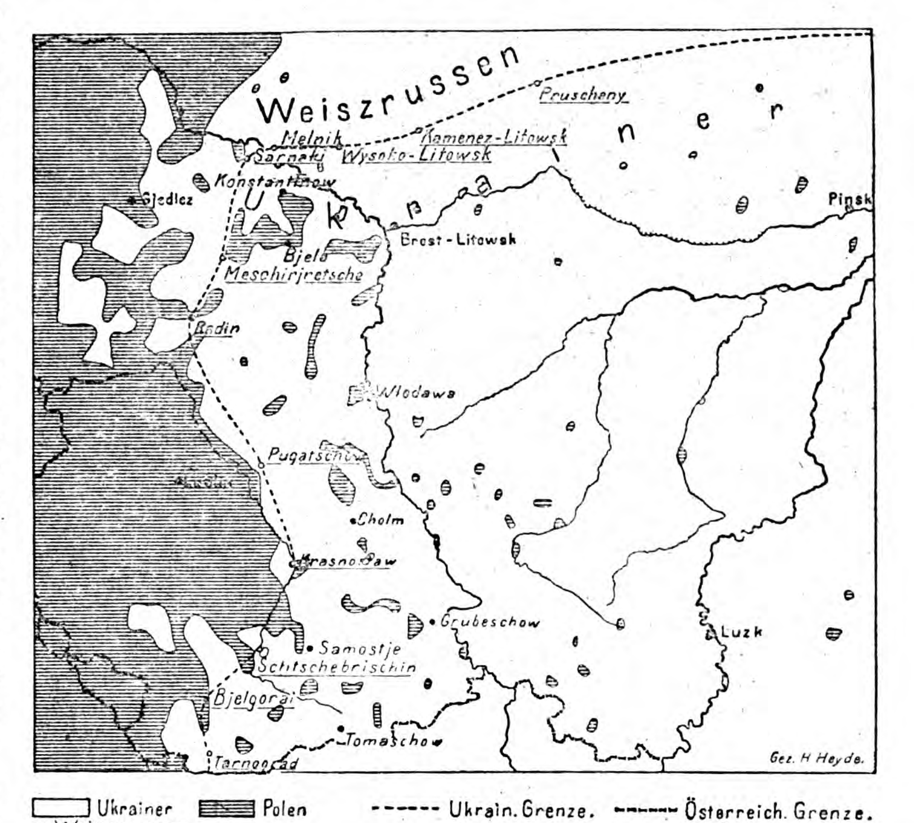
Wenn der Krieg erst kommen mußte, um uns solche Weisheit zu lehren, so wollen wir ihn segnen, so grauenvoll er ist, denn es gibt eins, das über Essen und Trinken und Wohlsein steht, etwas, das kein Geld ersetzt und kein Gut, eins, das gerade der Bewohner der Berge in Treue hochgehalten hat, seit wir von ihm wissen: Das ist die Liebe zum angestammten Blut, die heiße Liebe zu dem, wodurch wir Menschen uns vom stummen Tier unterscheiden: Zur Muttersprache, die glühende Liebe zu der Scholle, die uns gebar, deren Wesen wir ewig tragen, deren Seele in uns lebt: Die Liebe zum Vaterland.

Die Grenze der Ukraina gegen Polen.

Von Professor Dr. Albrecht Penck.

In der Ukraina entsteht das alte Reich Kiew von neuem, die Gründung germanischer Waräger, das Mutterland des späteren Rußland. Sein Kern erlag schon den Mongolenstürmen; seine westlichen Trümmer führten als Fürstentümer von Halytsch und Wolhynien eine Zeitlang noch ein bescheidenes Dasein. Dann kam jenes zu Polen, dieses zu Litauen und damit gleichfalls zu Polen. Aber obwohl sie durch mehr als ein halbes Jahrtausend der staatlichen Selbständigkeit entbehrten, haben die Ukrainer weder hier noch da ihr Volkstum verloren, und in der Sprachenkarte von Europa schimmert heute noch deutlich hindurch, wie weit nach Westen einst das Reich von Kiew gereicht hat. Wie sooft hat die Konfession das Volk vor dem Verluste seiner Nationalität geschützt. Wie die Iren festen Rückhalt gegen England in ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche besitzen, wie die Siebenbürger Sachsen ihr Rückgrat im evangelischen Glauben Luthers haben, so waren die westlichen Ukrainer gegenüber ihren katholischen Herren durch ihre Zugehörigkeit zur Kirche von Konstantinopel verbunden. Wiederholt wurde von polnischer Seite der Versuch gemacht, sie der katholischen Kirche näher zu bringen, zuletzt durch die kirchliche Union des Jahres 1596. Diese entfremdete allerdings den ukrainischen Adel dem Volke. Dieses aber bewahrte trotz seiner Zugehörigkeit zur unierten, in Österreich griechisch-katholisch genannten Kirche seine nationale Eigenheit. Das gilt von ganz Galizien, dem alten Fürstentum von Halytsch; das gilt auch von dem mit ihm innig verbunden gewesenen Cholmer Land sowie jenen Teilen Wolhyniens, die gleich dem Cholmer Lande zu Kongreßpolen gekommen sind.

Alle genaueren ethnographischen Karten des östlichen Europa zeigen im sogenannten Kongreßpolen westlich des Bug ukrainische Bevölkerung. Für sie ist in erster Linie grundlegend die ethnographische Karte des europäischen Rußland, welche 1877 der russische Oberst Rittich unter Mitwirkung der ethnographischen Abteilung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft geschaffen hat. Sie ist das einzige verläßliche Werk, welches die Verbreitung der Nationaliäten Rußlands zur Darstellung bringt; sie entstand nicht für irgendwelchen politischen oder nationalen Zweck, sondern verarbeitet nicht weniger als 35 000 Hauptnachweise für das ganze Russische Reich, welche die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg gesammelt hatte. Bald nach ihrem Erscheinen wurde Rittichs Karte durch eine deutsche Ausgabe in Deutschland bekannt. In der französischen Literatur ist sie durch das Werk des Belgiers Bonmariage verbreitet worden. Sie wird wieder-



gegeben in der ethnographischen Karte des trefflichen Werkes von Rudnyckyj über die Ukraina und liegt auch polnischen Sprachenkarten zugrunde, z. B. dem Kärtchen in dem Romerschen Atlas von Polen.

Unser Kärtchen stellt eine möglichst getreue Wiedergabe der Rittichschen Karte dar. Wir haben lediglich die jüdischen und deutschen Sprachgebiete ausgelassen und deren Gebiet jeweils der Nachbarschaft zugeschlagen. Deutlich erkennen wir, daß keine scharfe Abgrenzung von Polen und Ukrainern vorliegt; beide Völker durchsetzen sich gegenseitig: es springen die Ukrainer in Halbinseln gegen Westen vor, und es finden sich zahlreiche polnische Inseln im geschlossenen ukrainischen Sprachgebiete des Ostens. In die Karte ist eingetragen ferner die in Brest-Litowsk festgesetzte politische Grenze der Ukraina. Ihr Verlauf ist im Friedensvertrag durch die Städte Bjelgorai, Schtschebrischin, Krasnostaw, Pugatschow, Radin, Meschirjretschje, Sardnaki, Melnik gegen Polen und weiterhin durch Wysoko Litowsk, Kamenez Litowsk und Pruschany gegen Weißrußland angegeben worden. Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, daß nun diese Städte gerade durch die Grenze zerschnitten und zwischen Polen und der Ukraina aufgeteilt werden sollten — es ist vielmehr nur der allgemeine Grenzverlauf damit ausgesprochen worden und für nähere Vereinbarung desselben noch volle Möglichkeit gelassen. Das Kennzeichen dieser Grenze ist, daß sie ukrainische Vorsprünge im Westen abschneidet und polnische Inseln im Osten einschließt. Es ist eine Verständigungsgrenze, welche auf beiden Seiten Verluste nach sich zieht. Anders ist es nicht möglich.

Gänzlich ungerechtfertigt sind die Ansprüche Polens auf das ganze Cholmer Land und die ehedem zu Litauen gehörigen Gebiete westlich von Brest-Litowsk. Die große Volkszählung von 1897, die einzige, die je in ganz Rußland vorgenommen worden ist, hat zur Überraschung mancher gezeigt, wie stark das ukrainische Element in diesen Gebieten ist. Es wurden auf dem linken Bugufer nicht weniger als 299 000 Ukrainer nachgewiesen. In den Kreisen, die an den Bug angrenzen, sind sie zahlreicher als die Polen, so in Bjela, Wlodawa, Grubeschow und Tomaschow. Lediglich im Kreise Cholm, wo neben 17 500 Deutschen auch 8700 Großrussen gezählt wurden, sind sie um 1½ Tausend weniger zahlreich als die Polen. Im ganzen lebten in den Kreisen am Bug 239 000 Ukrainer neben 154 000 Polen; die übrigen 60 000 Ukrainer wurden in westlich angrenzenden Kreisen gezählt, in Konstantinow, Krasnostaw, Samostje und Bjelgorai. Das sind die Kreise, durch welche die Grenze laufen soll, die also nur teilweise zur Ukraina kommen sollen.

Der Krieg hat an diesem Zahlenbilde gewiß geändert. Die Deutschen des Cholmer Landes sind größtenteils vertrieben worden. Auch Ukrainer sind vielfach gezwungen worden, das Land zu verlassen. Wir wundern uns daher nicht, daß Ermittlungen, die das k. und k. Generalgouvernement Lublin nach Mitteilungen polnischer Schriftsteller angestellt hat, eine relativ stärkere polnische Zählung ergeben haben sollen. Aber wir dürfen sie nicht als Richtlinien für die Zukunft nehmen, sondern warten ab, was sich nach Rückkehr der Vertriebenen herausstellen wird. Dann erst wird die Festsetzung der Grenze im einzelnen möglich sein. Für heute muß genügen, zu betonen, daß die ukrainischen Gebiete am linken Bugufer vor dem Kriege zum Generalgouvernement Kiew gehört haben, also zum Kerngebiet der neuerstandenen Ukraina. Sie wurden allerdings erst im Jahre 1912 von Kongreßpolen losgelöst. Im Laufe des Krieges wurden sie dem k. und k. Generalgouvernement Lublin zugewiesen, und das hat sichtlich polnische Hoffnungen belebt, sie möchten bei Polen verbleiben. Andererseits konnte den Ukrainern nicht zugemutet werden, daß sie Teile ihres Volksgebietes, die bereits vor dem Kriege zu den ukrainischen Ländern geschlagen worden waren, aufgaben.

Die Erregung der Polen über den Friedensvertrag von Brest-Litowsk wird nur derjenige voll verstehen, der sich vergegenwärtigt, daß der Großgrundbesitz des Cholmer Landes im wesentlichen in polnischen Händen ist. Es mag gewiß für verschiedene polnische Magnaten eine peinliche Überraschung gewesen sein, als sie eines Morgens erfuhren, daß ihre Liegenschaften zur Ukraina gehören sollten, von der behauptet wurde, daß sie eine Aufteilung des Großgrundbesitzes vornehmen werde. Aber das darf uns Deutsche doch nicht hindern, uns über den vollzogenen Frieden zu freuen, und es haben auch die polnischen Mitglieder des Reichstages bei der Abstimmung im Hauptausschuß nicht gegen den Friedensvertrag gestimmt, sondern sich vor der Abstimmung entfernt. Nur den Unabhängigen Sozialdemokraten ist vorbehalten gewesen, die Interessen des polnischen Großgrundbesitzes durch ihre Abstimmung im Deutschen Reichstag zu vertreten.



Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Nicht ohne guten Grund behalten wir inmitten aller sonstigen Ereignisse besonders den Verlauf des U-Boot-Krieges scharf im Auge. Es liegt klar zutage und darf von niemand übersehen werden, daß in diesem Wettkampf zwischen den deutschen Erfolgen und den englischen Gegenanstrengungen, d. h. zwischen Versenkung und Neubau, wir diejenigen sind, die stetig vorwärtskommen. Das Ziel, das wir erstreben, ist zu erreichen und wird mit Sicherheit erreicht. Schon reicht der Schiffsraum, über den unsere Gegner noch verfügen, nicht mehr aus, um ihren Bedarf sicherzustellen. Englands Kriegführung beruht auf dem Schiffsraum, die Möglichkeit, sich ohne Zufuhr selbst zu versorgen, ist eine Täuschung. Für Frankreich und Italien liegen die Bedingungen gleich ungünstig. Es ist Tatsache, von unserer unbedingt zuverlässigen Heeresleitung bestätigt, daß bereits eine Schwächung der feindlichen Kriegführung an den Fronten als Folge des U-Boot-Krieges festzustellen ist. Es ist ferner Tatsache, daß für die Feinde keine Aussicht besteht, durch Neubau das beharrliche Sinken des heute noch vorhandenen Schiffsraumes, der, wie gesagt, längst nicht mehr für die Bedürfnisse unserer Gegner ausreicht, aufzuhalten. Die Wirksamkeit unserer U-Boot-Arbeit aber bleibt in vollster Stärke bestehen. Welches Wunder soll wohl das Verhängnis aufhalten, das ungehemmt seinen Lauf nimmt und unsere westlichen Feinde dahin bringt, sich einer Entscheidung nach unserm Willen zu unterwerfen! Im Heere hat man genau so wie in der Flotte die Leistungen „unseres“ Hilfskreuzers „Wolf“ bejubelt. Was steckt alles hinter den einfachen Worten, mit denen der Admiralstab der Marine die Heimkehr der erfolgreichen Mannschaft, durch alle feindliche Ueberwachung hindurch, mitteilte: Das Schiff hat den Seeverkehr zu unsern Feinden durch Vernichtung von Schiffsraum und Ladung in schwerster Weise geschädigt, Beute im Werte von vielen Millionen und mehr als vierhundert Mann feindlicher Schiffsbesatzung mitgebracht.

Generallt. Frhr. v. Seckendorff,
der Eroberer von Reval.



Presse Foto Zentral.

Das Treiben auf der Reichsstraße von der Ecke der Grimmaischen Straße aus gesehen: Die Meßkaufhäuser mit ihren charakteristischen Firmenschildern.



Phot. Leipziger Presse Büro.

Der Fremdenverkehr auf dem Leipziger Marktplatz während des Mittags-Meßkonzerts.
Inmitten der Menschen ein eroberter englischer Tank.

Bilder von der Leipziger Messe.



Zum deutschen Vormarsch im Osten.

Unter dem vollen Eindruck dieses ruhmvollen Siegeszuges von fünfzehn Monaten mit all seinen Einzelheiten begann die verflossene Woche. Sie endete mit der amtlichen Meldung, daß am 3. März der Friede mit Rußland unterzeichnet worden ist.

Die Leistungen unserer Heeresgruppen im Osten durch ihren Vormarsch haben die Bewunderung, die nach den mit kaum glaublicher Schnelligkeit aufeinander folgenden Einzelmeldungen ihnen gezollt wurde, im höchsten Maße verdient. War auch im allgemeinen kein stärkerer Widerstand zu überwinden, der nicht schnell gebrochen wurde, so waren die Anforderungen an die Marschleistungen ganz außerordentlich unter den sehr erschwerenden Bedingungen des russischen Winters.

Jetzt stehen wir in weit vorgeschobener Linie im Osten mit Gewehr bei Fuß.

„Von den andern Kriegschauplätzen nichts Neues", so lautet im Anschluß daran der letzte amtliche Heeresbericht dieser Woche. Was an Kriegsarbeit, an ununterbrochener Rührigkeit an der Westfront hinter diesem „nichts Neues" steckt, davon sind wir längst gewohnt, zwischen den Zeilen der Einzelmeldungen doch recht viel zu lesen. Gerade diese Woche brachte so manche Meldung über Einzelereignisse aus den Bereichen der verschiedenen Heeresgruppen der Westfront. Es liest sich sehr einfach, wenn z. B. vom Scheitern starker feindlicher Erkundungsvorstöße, von eignen erfolgreichen Unternehmungen die Rede ist, in vergangenen Zeiten wäre Stoff zu Schlachtberichten dabei gewesen. Heute sind wir fähig zu Steigerungen, im Vergleich zu denen die augenblicklichen Kampfhandlungen allerdings mit Recht ohne besonderes Aufheben erwähnt werden.

Der vollen Wucht der Lage gegenüber setzen unsere Feinde, von denen wir uns jeder Art von Kampfmittel zu versehen haben, eine verzweifelte Hoffnung auf ihre mit großen Mitteln, scharfer Berechnung und völliger Unbedenklichkeit eingeleiteten heimlichen Unternehmungen. Der Spionagedienst arbeitet mit allen Schlichen und Fälschungen, durch List, Zwang und Verhetzung werden deutsche Kriegsgefangene bearbeitet oder, ohne es zu ahnen, ausgenützt. Rühmt man sich doch im „freien" Amerika, ein Propagandasystem zu haben, durch welches schrittweise die Gesinnung des deutschen Volkes untergraben werden solle. Das Gift zu solchen Pfeilen wird in französischen und selbstverständlich in englischen Küchen präpariert. X.



DIE·WOCHE Bilder vom Tage



Hofphot. Pietzner.

Graf Czernin, K. und K. Minister des Äußern.

Neuste photographische Aufnahme.

Staatsminister Bossart.



Phot. Sennecke.

Hofmarschall von Yorry geleitet den von der Dienerschaft des Großherzogs getragenen Sarg aus der Schloßkirche nach dem Leichenwagen.

Die Trauerfeierlichkeiten für Großherzog Adolf Friedrich in Neustrelitz.



Phot. Groß.

Von links: Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen als Vertreter des Kaisers, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, früherer Regent von Braunschweig, Herzog Adolf von Mecklenburg, früherer Gouverneur von Togo, und Prinz Julius Ernst zu Lippe.

Die Fürstlichkeiten begeben sich zur Schloßkirche.



Der Leichenzug in den Straßen von Neustrelitz. Phot. Groß.



B. I. G.

Der Leichenzug auf der Landstraße nach Mirow.



B. I. G.

Die Orden des verstorbenen Großherzogs.



Bild- und Film-Amt.

Blick auf die Stadt Wenden (Kurland).



Bild- und Film-Amt.

Deutsche Truppen mit ihrem Gepäckschlitten
auf dem Vormarsch gegen Dorpat



Von den flüchtenden Bolschewiki in Brand gestecktes Lagerhaus
bei Walk in Livland von einem deutschen Aufklärungsflieger aufgenommen

Der deutsche Vormarsch im Osten.





Bild- und Film-Amt

Verlassene russische Sanitätzelte in den Wäldern vor Dorpat.

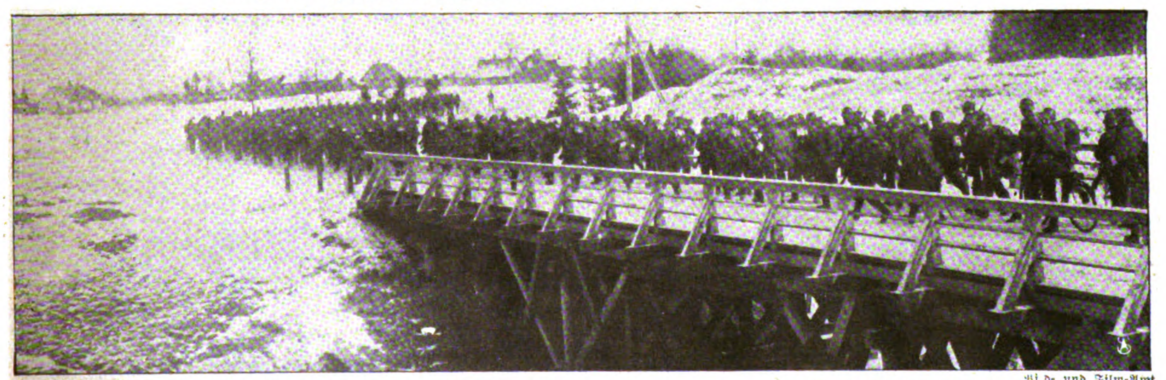
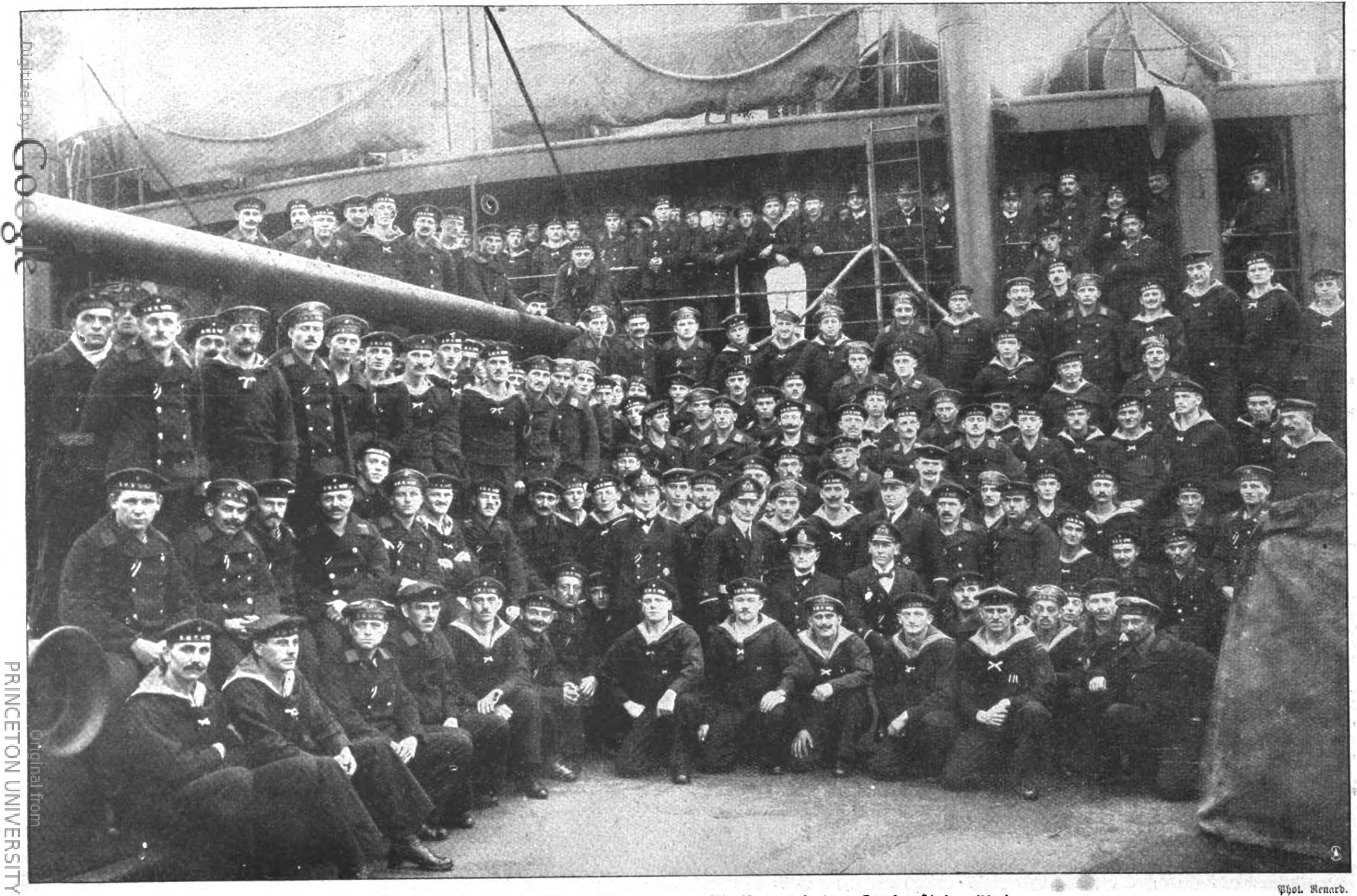


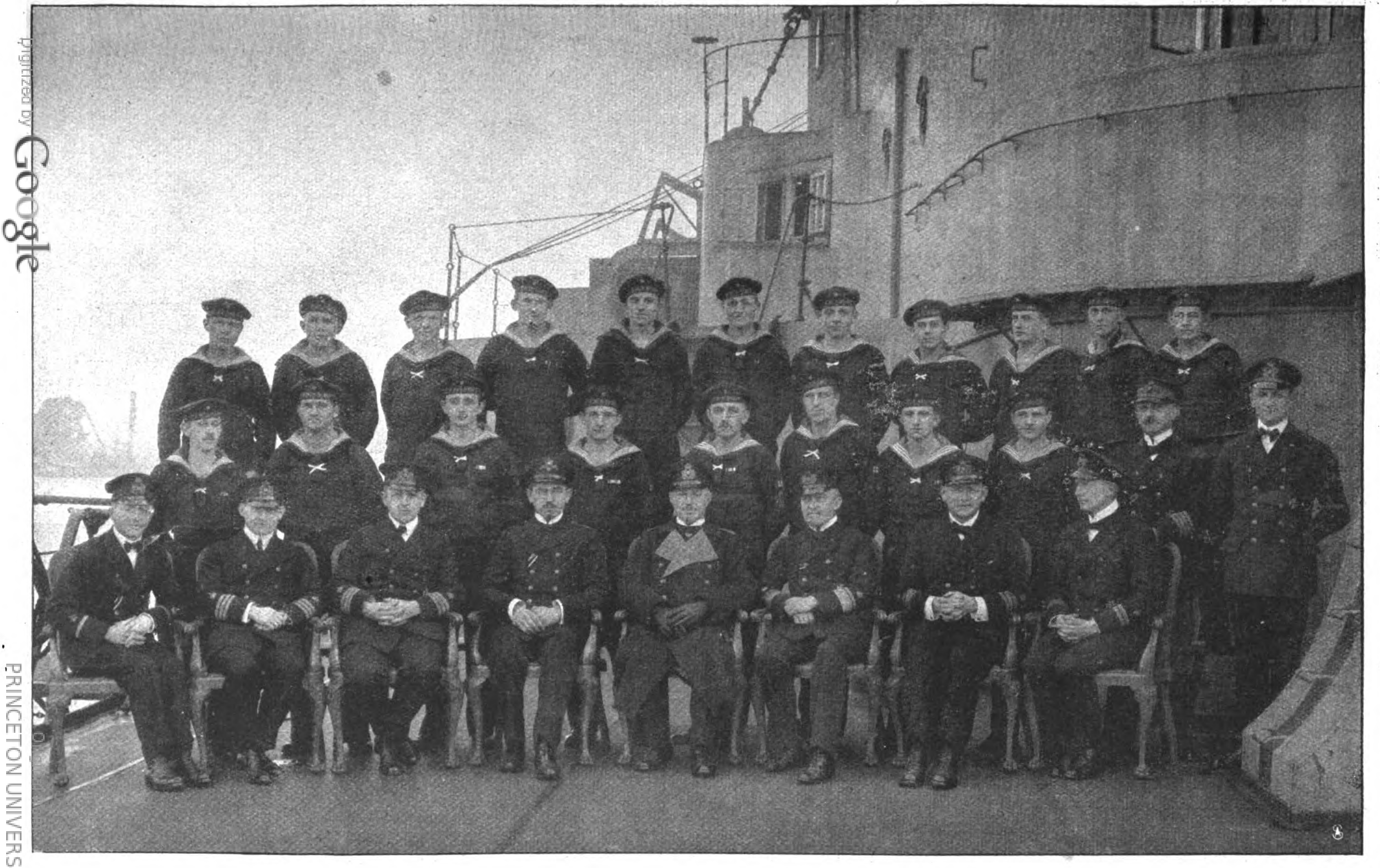
Bild- und Film-Amt.

**An der großen Verkehrstraße Riga—Petersburg durch die Hügellandschaft Livlands:
Deutsche Truppen beim Ueberschreiten der Bahnstrecke Riga—Petersburg.**



Phot. Renard.

Die Besatzung S. M. Hilfskreuzer „Wolf" nach der Ankunft in Kiel.



Phot. Kloppmann.

Von links sitzend: Schreiber, Oberleutnant z. S. Hintzmann, Korvettenkapitän, Freiherr von Weizsäcker, Korvettenkapitän, Winkler, Signalmeister, Admiral Scheer, Konteradmiral von Trotha, Franz, Korvettenkapitän, Kieß, Kapitänleutnant. Stehend: Dr. Scholz, Marine-Generalarzt, Grimm, Kapitänleutnant.

Flottenchef Admiral Scheer mit seinem Stabschef von Trotha nebst Offizieren und dem Signalpersonal seines Stabes.



Leutnant Theuerkauf. Vizefeldwebel Leising. Leutnant Alfred Borgis. Vizefldw. Kurt Eichenberg. Leutnant Max Kaufhold.

Offiz.-Stellv. Erich Possin. Unteroffizier Max Minner. Vizefeldwebel Eggenstein. Leutnant Karl Willweber. Leutnant Karl Puppikofer.

Phot. Brenne.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Phot. Grajewsky.

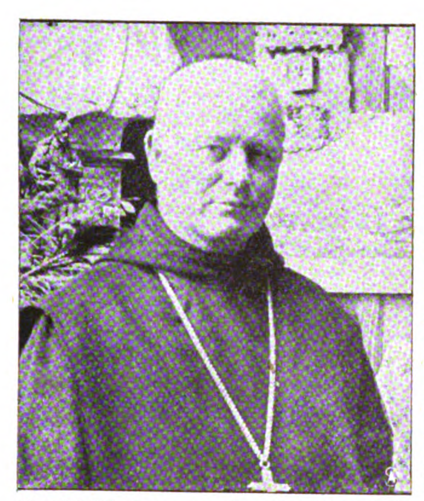
In der vorderen Reihe: Baronin Gevers, Gemahlin des niederländ. Gesandten, Graf Pocci, Frau Mosselmans, geb. v. Caro, Legationssekretär Dr. Mosselmans, Frau von Caro, Generaloberst von Kluck, Graf Woraczizky, Fräulein Esser, dazwischen Major Wolff, Oberstleutnant Muller-Massis, niederländischer Militärattaché, Baron von Breugel, niederländischer Ministerresident, Baron Gevers, niederländischer Gesandter.

Hochzeitsgruppe von der Hochzeit des niederländischen Legationssekretärs Dr. Mosselmans mit Fräulein von Caro.



Phot. Frieda Kray.

Prinzessin Friedrich zu Schleswig-Holstein-Glücksburg mit Prinz Hans.



Erzabt Ildefons Schober von Beuron †
war im Januar krankheitshalber von seinem Amt zurückgetreten.



Prinz Mirko von Montenegro †
erlag längerem Leiden in einem Wiener Sanatorium.



Generallt. a. D. Imhoff Pascha †
hervorragender Förderer deutsch-türkischer Beziehungen.



Prof. Martin Hönemann,
bekannter Holzschneider, vollendete das 60. Lebensjahr.



Phot. Contact.

Kapitänleutnant d. R. Schmehl,
1. Offizier S. M. S. „Wolf“.



Oberleutnant Loerzer,
Führer einer Jagdstaffel, erhielt den Orden „Pour le Mérite“.



Phot. Krah.

Prinzessin Karoline Mathilde zu Schleswig-Holstein-Glücksburg.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

18. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Der Jonkheer Ter Meer wandte sich an seine Frau und fragte: „Der Lord St. Asaphs hat dir den Brief in die Hand gegeben, Jantje?"

„Ja."

„Du hast ihn verbrannt?"

„Ich sah, wie er verbrannte."

„Und du sahst vorher so sicher, wie ich hier stehe, in ihm die verborgenen violetten Linien?"

„Ich sah sie mit eigenen Augen!" . . .

„. . . und erkanntest genau, was sie vorstellten?"

„Ich sagte dir schon, wer mir den Sinn der Linien erklärte."

„Jantje! . . . Sieh mich an!"

„Ich tue es, Cornelis!"

„. . . und sage mir, ob du seitdem noch etwas von dem deutschen Captain gehört hast?"

„Nichts mehr, seit wir vor vierzehn Tagen Ogmore Castle verließen . . ."

„Du stehst in keinerlei Verbindung mehr mit ihm?"

„Ich schwöre es dir! Er wäre auch der Letzte, mich in sein Schicksal zu verwickeln! Ich hoffe, er ist längst nicht mehr in England."

„Ich kann es nicht hoffen! Wo kämen sonst seitdem die fortwährenden geheimnisvollen Explosionen und Brände auf den britischen Werften her? Ganz England ist in Unruhe . . ."

Der Jonkheer Ter Meer ging, selbst unruhig, durch das Zimmer. Machte halt: „Jantje . . . wo ist der Brief?"

„Im Kaminfeuer im Schloß Ogmore!"

„Ein verbrannter Brief ist kein Brief!"

„Aber zwei Augen, die ihn sahen, sind zwei Augen!"

„Jantje . . . zeig mir den Brief! Dann will ich es glauben!"

„Mir glaubst du nicht?"

„Niemand braucht zu glauben, was er nicht selber sah!"

„Wenn ich es dir sage? . . In den zehn Jahren unserer Ehe habe ich nie ein unwahres Wort gesagt!"

„Oh — ich weiß es! Aber darum weiß ich nicht, wie ich mich in dieser Sache halten soll . . . wer ist da in der Vorkammer? Oh — der Dokter! Wir brauch . ihn niet mehr."

Er ging dem englischen Arzt in den Vorraum entgegen und sagte gleich nach der Begrüßung: „Mrs. Ter Meer fühlt sich wiederhergestellt! Sie hat mir eben erst eingestanden, daß ein jäher Schrecken die Ursache des Zusammenbruchs ihrer Kräfte vor vierzehn Tagen war, der uns zwang, unsere Reise hier in London zu unterbrechen. Aber nun glaubt sie, die Folgen dieses Schreckens hinter sich zu haben!"

„Ich bin froh, das zu hören, Sir!"

„Und ich danke Ihnen für Ihre heutige Bemühung, Sir!"

Der Arzt ließ den Sovereign, den der Jonkheer auf den Nebentisch gelegt, gewandt in die Westentasche gleiten und empfahl sich. Drinnen sprach Cornelis Ter Meer erschüttert auf deutsch: „Vor den Kuckuck! Was ist das für eine dukere Sach, Jantje!"

„Es ist nichts Dunkles daran, Cornelis!"

„Ich begreife das nur langsamer Hand, Jantje: Wir wollen kalm bleiben!"

„Ich bin ruhig!"

„Ich glaube immer noch, du droomst das!"

„Ich träume nicht!"

„Vielleicht verbildest du es dir doch ein! Denke doch: Wie elendig wäre solch eine Tat! So schandelijk ist doch Groot-Britannie niet! Immer sitzen die Engelschen in der Kerk! Da können sie doch niet, wenn sie herauskommen, wie die Räubers handeln. . ."

„Sie denken, als rechte Engländer zu handeln!"

„Jantje: Ich weiß, daß ein großes Land im großen Krieg kein Meisje-Pensionat sein kann! Aber was du mir sagst, das ist ja die Hel . ."

„Ja. Es ist die Hölle!"

„Das wären ja die Duivels selber! Das hieße ja, dich und mich zertreten wie einen Worm!"

„. . . wenn es England nützt?"

„Ich bin noch mit Lord St. Asaphs spaziert . . . ganz plesierlich und behaglich . . . Jantje . . Jantje . . . die Stunde eben hat mir viel aus meinem Leben genommen . . ."

„Sei froh!"

„He laas! Die Zuversicht auf Groot-Britannie zu verlieren! Es kommt gleich dahinter, daß man sein Augenlicht verliert . . . oder sein Geld . . . ich bin ein guter Nederlander. Aber Nederland ist klein, und Groot-Britannie ist groot. Es ist die Welt außerhalb Nederlands!!"

„Hoffentlich nicht mehr lange!"

„Es geht mein halbes Leben fort, wenn ich Groot-Britannie niet mehr hinter mir weiß! Dich hat der

Schrecken vierzehn Tage hingeworfen. Ich bleibe bis zu meinem Ende daran fiech! Als wat loop ich herum ohne Vertrauen zu England?"

„Vertraue lieber mir, Cornelis!"

Der Yonkheer Ter Meer trocknete sich erschöpft mit dem Seidentuch die hohe Glatze. Er trat zu seiner Frau und nahm ihr schmales, blasses Gesicht zwischen seine Hände und sah sie liebevoll an: „So ist es, Jantje! Du hast recht. Du hast mich, und ich hab dich! Du bist niet engelsch und auch niet nederlandsch und gehörst auch niet mehr zu den Deutschers! Du bist meine Frau, die ich liebhab, und die ich sal liebhebben, und so moet es bleiben . . ."

Er lächelte mit Überwindung. Er gab sich alle Mühe, seine Erschütterung zu beherrschen.

„Nu! Wir dürfen niet kleingeistig sein, Jantje! Ich meine, wir vertrecken schleunigst, sobald du dich wohl genug fühlst!"

„Ich kann mit dem nächsten Zug reisen . . ."

„. . . und holen unsern kleinen Jan aus Eastbourne. Das ist für dich das beste Genesmittel . . ."

„Ich mache mich gleich fertig, Cornelis!"

„Wir nehmen den Lunch-Train. Da trinken wir im Zug ein gesellig Kopje Kaffee . . . Jantje . . . ich kann kaum mehr Luft scheppen! . . . ich bin auf einmal so angstig, aus England wegzukommen . . ."

„Ich auch!"

„Wenn das wahr ist, was du sagst, meinen es die Engelschen böse mit uns. Dann können sie es auch weiter mit uns böse meinen . . . dann sind wir hier in Gefahr!"

„Siehst du den Menschen da unten vor dem Hotel mit den Sommersprossen und dem konfiszierten Gesicht? Ich wollte es dir nicht sagen, solange ich mich so elend und reiseunfähig fühlte: Er steht schon die ganzen Wochen immer da und starrt zu unsern Fenstern hinauf, zuweilen auch ein anderer oder ein dritter . . ."

„Ja. Ich sehe den misdadigen Menschen . . ."

„Eben gehen zwei Suffragetten auf ihn zu. Sie halten jeden Mann, der vorbeikommt, fest und fragen ihn, warum er sich nicht für Kitcheners Armee anwerben läßt. Er sagte ihnen nur zwei Worte, und sie lassen ihn in Ruhe . . ."

„Wahrscheinlich hat er ein Abzeichen im Knoopsgat!"

„Da dreht er schon wieder den Kopf in die Höhe: Er sucht immer unsere Fenster! Wir werden von der Geheimpolizei bewacht, Cornelis . . ."

„Grooter God!"

„Sie wissen doch, daß ich eine Deutsche bin und den Kapitän Lürsen traf! Vielleicht denken sie, ich habe mit die Hand im Spiel, wenn wieder eins von den Arsenalen in die Luft fliegt . . ."

„Dann sind wir in Gefahr . . ."

„Ich glaube es auch . . ."

„Ich loope, Jantje! Ich hole stracks unsere Papier zur Überfahrt nach Nederland!"

Unten in der Halle des Hotels, durch die der Yonkheer Ter Meer hindurchschritt, klang das Gewirr englischer Stimmen halblaut wie immer, aber erregter als sonst. Er hörte, wie ein anglo-indischer Gentleman mit dem kennzeichnenden gelben Lebergesicht der Tropen zu einem andern baumlangen britischen Überseer in Khaki sagte: „Hat man es je erlebt, daß man dem Gottseibeiuns erst Salz auf den Schweif streut und ihn dann wieder laufen läßt? . . . Nicht viel weiser haben wir es mit dem Hunnen angefangen . . ."

„Nicht so laut! Männer von der Straße brauchen das nicht zu hören."

„Das Volk hört genug!"

„Läßt sich die große Explosion im Kriegshafen von Chatham verheimlichen? Auf zehn Meilen im Umkreis zersprangen die Fenster! In Greenwich rief noch eine taube alte Lady: herein!"

„Das waren die Iren!"

„Sicher die Iren! Aber wer hat diesen unerfahrenen Patricks genau gezeigt, wo gerade die Schuppen mit den hoch entzündlichen Stoffen lagerten? Das konnte nur ein Fachmann tun!"

„Der Hunne!"

„Und der Brand in Sheerneß in der nächsten Nacht? Leute vom andern Ufer, vor Southend, haben versichert, sie hätten nie ein kostspieligeres Feuerwerk gesehen als das da Seiner Britischen Majestät Schiffe eines nach dem andern zu den Sternen ging!"

„Die Fenier . . ."

„Wahrscheinlich die Fenier! Aber wer lehrt sie die Missetat? Der entflohene Hunne! Das geheimnisvolle Verschwinden der ‚Cassiopeja' vorige Woche? Kein besseres Schiff lief je in Portsmouth vom Dock! Verschollen mit Mann und Maus!"

„Die andauernden Schandtaten gegen unsere Kriegsflotte in Portsmouth lassen sich nur dadurch erklären, daß dort ein Feind durch unsere geheimsten Werften ging und nun seine irischen Helfershelfer als Dockarbeiter hinschickt . . ."

„Der Captain Lürs . . ."

„Oh — sprechen Sie den verwünschten Namen nicht vor britischen Ohren aus!"

„Der geheimnisvolle Hunne!" riefen draußen die hellen Stimmen der kleinen Zeitungsverkäufer. Der Yonkheer Ter Meer sah, als er auf die Straße trat, an der Spitze der Blätter den trockenen und zähen Kopf des Kapitäns Erich Lürsen, der seit vierzehn Tagen überall im Vereinigten Königreich in Zeitungen und Maueranschlägen auftauchte.

Da draußen lag London im Sonnenschein. London wie immer. London noch ohne eine andere Spur des Kriegs als das Bunt der Werbeaufrufe und das

[Gr]aungelb des Khaki auf den Straßen. London in seinem sinnverwirrenden Rasen und Brausen. London — für den Jonkheer Ter Meer, wie er die Welt sah, der Mittelpunkt der Welt. Er begriff die Welt nicht mehr. Fühlte sich auf ihr unsicher. Sie wankte ihm unter den Füßen. Und das sonderbarste war ihm das, als hätte er ein schlechtes Gewissen gegen England, statt umgekehrt England gegen ihn. Dann kam ihm die ganze letzte Stunde wie ein Schattenspiel vor. Man konnte es mit einer einzigen Handbewegung verscheuchen, indem man es einfach nicht glaubte! Das wäre gut britisch gewesen! Das Britentum stak doch in einem, war mit einem verwachsen wie mit jedem dritten Mann auf der Welt . . .

In dem nahen Hydepark, den er in einer noch nie erlebten Erregung atemlos, mit langen Schritten durchmaß, würden heute nachmittag, wie jeden Tag, den Gott den englischen oberen Zehntausend gab, feierlich und langsam die Luxusautos rollen. Es trabten die Viererzüge, streckten sich die Vollblüter unter den Gentlemen und Ladies, saß in vielen Stuhlreihen hintereinander die festlich geputzte Zuschauerschaft des glänzenden Gesellschaftschauspiels, das England, unbekümmert um fernen Schlachtendonner auf dem Festland, sich und seinen Gästen von der ganzen Erde gab. Und er sollte nicht mehr dazu gehören?

Und dort drüben im Osten, in der City, wurde das Geld der Erde gesammelt und an die Würdigen verteilt. Was war die Wunderlampe Aladins gegen die Schlüssel zu den unterirdischen Goldgewölben der Bank von England? Was waren Zaubersprüche und kabbalistische Zeichen alter Sagen gegen die Macht, die aus langen, dünnen Wechselakzepten, schmalen Scheckformularen, kurzen Code-Depeschen der City rund um die Erde kreiste? Die Erde war im Krieg. Aber die City arbeitete ruhig weiter. Am Himmel stand der Nordstern, auf Erden der Wechseldiskont der Londoner Börse als Maß der Welt. Und er sollte nicht mehr daran teilhaben? Ohne diese Welt konnte man doch nicht mehr sein — nicht mehr atmen . . .

Auf dem Rasen des Hydeparks standen ein paar Dutzend Menschen um einen Mann, der von einer Tonne herab gegen die Hunnen predigte. Der Jonkheer Ter Meer hörte im Vorbeigehen seine wilde und heisere Stimme: „Drahtlose irische Telegraphie kontrolliert britische Schiffsbewegungen" . . und wieder den Namen: „Captain Lürsen . ."

Er drehte hastig um. Suchte die nahe gelegene Regierungsgegend von Whitehall auf. Dort war auf der breiten Straße ein hundertstimmiges Grunzen wie von einer Herde Schweine. Viel Volk stand vor dem Marineministerium. Der lange, blonde Schutzmann lachte zu Jonkheer Ter Meers Frage: „Britische Steuerzahler grunzen die Admiralität aus, weil sie seit vierzehn Tagen die Verwüstungen des Hunnen in britischen Kriegshäfen duldet . . ."

Drüben dehnte sich vor Cornelis Ter Meer breit der Spiegel der Themse. Da hinten ahnte er flußabwärts den Mastenwald des Hafens, die stundenlangen Dächer der Docks mit allen Schätzen der fünf Erdteile und weiter hinaus das Meer, das weite Meer, und hörte im Geist aus seinem Rauschen und Mövenschrei das altgewohnte „Beherrsche, Britannia, beherrsche die Wellen!" Er hätte es für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten, hätte er eine deutsche Nationalhymne gehört: „Beherrsche, Germania, beherrsche die Länder!" Aber „Rule—Britannia" war ihm ein selbstverständlicher Naturlaut. Er hatte eigentlich niemals darüber nachgedacht . . . es war nun einmal so . . das Meer war nicht frei. Es gehörte England . . . Mit solchen Gedanken trat er in das Paßamt.

Als er nach zwei Stunden wieder herauskam, war sein Gesicht bleich. Er stand verstört im wohlvertrauten Gewimmel der Taxis und Cabs, der Bus und der Luxusautos vor ihm auf dem Fahrdamm, dem Gedränge gut gelaunter Angelsachsen um ihn auf dem Bürgersteig. Musik schmetterte. Ein Bataillon kanadischer Hilfstruppen zog zur Parade. Die Menschenwoge drängte ihn zur Seite, daß er an ein paar australische Offiziere in Khaki anstieß. Sie hörten seine Entschuldigung kaum. Sie waren in ein freundschaftliches Gespräch mit einem Burengeneral in schiefem Schlapphut vertieft. Kleine Japaner kamen geschäftig, mit Mappen unter dem Arm, aus dem Ministerium und kreuzten sich mit Indern in europäischer Kleidung und dem Turban darüber. Yankeefamilien standen bewundernd still, die Damen als Pariserinnen verkleidet, die Herren eine Nachahmung Londoner Gentlemen. Man konnte nicht sagen, ob diese kleinen gelben Geschöpfe, deren City-Zylinderhut beinahe so hoch war wie sie selber, vornehme Annamiten, Maoris oder Madagassen darstellten. Eine riesige Rothaut in Zivil ging vorüber Neger in Tropenuniform. Ein Somalischeich fuhr in einer Droschke, den Dolmetscher auf dem Vordersitz, an dem Kolonialamt vor. Die ganze Welt drängte sich, wetteiferte, England und seinen europäischen Lehnsvölkern zu dienen. Und jeder war willkommen, vom Kuli und Kaffer bis zu den südlichen Galgenvogelgesichtern italienischer und rumänischer Staatsmänner vor dem Auswärtigen Amt.

Man war doch ein Glied in dieser Kette der Menschheit! Ein freies Glied! Ein selbstbewußtes! Aber man gehörte doch dazu! Aus innerster Überzeugung! Der Jonkheer Ter Meer seufzte schwer.

„Warum nahmen Sie eine deutsche Lady zur Frau, Sir?" . . . Die Frage des Beamten da drinnen hallte ihm im Ohr nach. Und das Echo aus einem zweiten Britenmund in der Ecke des Amtzimmers: „Beziehungen zu Deutschland bringen Neutralen Unannehmlichkeiten, Sir! Nicht zu ändern!"

Endlich schlug er wieder den Weg nach Hause ein, trat zu seiner Frau in das Hotelzimmer, ließ sich in einen Sessel fallen und sagte erschöpft: „Zu spät . . ."

„Was heißt das?"

„Sie verweigern die Ausstellung der Pässe . . . vorläufig wenigstens . . ."

„Warum?"

„Es seien Truppenverschiffungen nach Frankreich im Gang. Schiffsbewegungen auf dem Kanal. Keine englische Zeitung dürfe in diesen Tagen nach dem Festland, geschweige denn eine Lady von deutscher Herkunft . . ."

„Das ist nur ein Vorwand . . ."

„Für Schlimmeres, das noch für uns nachkommen mag!"

„Was ist denn da in dem Vorzimmer draußen?"

„Es sind Männerstimmen!"

„Sie nennen auf englisch unsern Namen . . ."

„Sie kommen herein . . ."

„Sie holen uns . . ."

Cornelis Ter Meer stand würdevoll und ruhig auf. Sein Gesichtsausdruck war fest. Er war ein Mann von Mut.

„Herein!"

Er war den Besuchern in den Empfangsraum entgegengegangen. Plötzlich erhellten sich seine Züge. Vor ihm stand nur einer der Geschäftsführer des Hotels im schwarzen Gehrock, der dienstbeflissen einen so vornehmen Gast wie den Mr. Granville, M. P. und Lord im Schatzamt, persönlich hinaufgeleitet hatte, ihn anmeldete und sich ehrerbietig zurückzog.

Das Ehrenwerte Mitglied des Hauses der Gemeinen streckte Cornelis Ter Meer in sonniger Frische die Hand zum Gruß entgegen.

„Welch lächerliches Mißverständnis, mein teurer Yonkheer Ter Meer! Ich eile, es aufzuklären! Eben hörte ich mit aufrichtigem Widerwillen, daß einige untergeordnete Schwachköpfe von Paßbeamten Ihnen Schwierigkeiten mit der Ausreise machten . . ."

„So ist es, Mr. Granville!"

„Da sind keine Schwierigkeiten für einen Neutralen wie Sie! Einen Freund Englands, wie ich zu sagen wage . . ."

„Ich war es bisher immer, Sir!"

„Nichts liegt England ferner, als unabhängigen Ausländern von Auszeichnung irgendwie vorzuschreiben, wie sie kommen und gehen mögen! England ist die Freiheit und kämpft für die Freiheit!"

„So dachte ich bis heute morgen, Mr. Granville!"

„. . . und jedermann auf der Welt sollte das wissen! Wann wollen Sie reisen?"

„Sobald wie möglich!"

„Sie erhalten in einer halben Stunde Ihre Pässe hier in das Hotel zugestellt! Sie brauchen sich um nichts zu bemühen! Alles in Ordnung, mein teurer Yonkheer Ter Meer!"

Gewinnende Herzlichkeit lächelte aus den bartlosen und zeitlosen Zügen des Junior-Lords des Treasury, der ebensogut dreißig wie fünfzig Jahre alt sein konnte, und spiegelte sich auf Cornelis Ter Meers Antlitz in einem Schimmer von Erlösung wider. Da war auf einmal wieder England. Das alte England. Das hilfsbereite. Das allgegenwärtige, das mit einem Händedruck und zwei Worten jedem Mann auf der Welt auf den Weg half und seinen Platz wies.

„Geschäfte rufen mich, mein lieber Yonkheer Ter Meer. Alles steht gut. Glänzend für England. Aber noch will harte Arbeit für die Freiheit der kleinen Völker getan sein! Empfehlen Sie mich Mrs. Ter Meer, wenn es beliebt!"

Als der Schatzlord und Gemeine Seiner Britischen Majestät über den Flurteppich zum Lift ging, war sein Gesicht um zwanzig Jahre älter, verbissen und verdrießlich.

„Ich habe das Ding in Ordnung gebracht!" sagte er zu dem Baronet Bacharach, den er unterwegs traf. „Harald St. Asaphs will es, daß diese Mrs. Ter Meer so rasch wie möglich das Festland gewinnt und nach Deutschland reist. Er hat seine guten Gründe!"

„Ich weiß!"

„Da soll uns niemand darin stören. Auch das Paßamt nicht. Große Dinge stehen auf dem Spiel . . ."

„. . . und stehen nirgend gut . . ."

„Gallipoli eine Hölle . . ."

„Ypern ein Aderlaß ohne Ende . . ."

„Wissen Sie schon von den Verlusten der Königshusaren in Flandern und des Prinzen von Wales Eigenen Zehnten?"

„Auch die 3. Gurkhaschützen sind verbraucht!"

„Wir wußten vorigen Sommer nicht, wieviel wir auf eine Karte setzten!"

„Das Schicksal Englands!"

„Ich bin wahrhaft befriedigt, mein lieber Mr. Granville, Ihren Gleichmut zu sehen!"

„Wellington zeigte seinen Truppen stets ein ehernes Gesicht, Sir Frederick! . . . Selbst nachmittags um vier Uhr bei Waterloo!"

„So ist es! Wir müssen jetzt jeder ein Stück Pokerspieler sein! Wer in diesem Jahr die Erde blufft, gewinnt!"

„Wenn man nur die Hand voll hat, jede Karte ist jetzt Trumpf. Der blutigste kleine Neutrale mag für England stechen!"

„Ich luge jetzt eben auch einmal bei Yonkheer Ter Meer herein!" sagte Sir Bacharach beschäftigt. Mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit stand er einen Moment später dort auf der Schwelle, ein heiterer Diener Baals, ein frommer Knecht des Goldenen Kalbs der City, ein fleischgewordenes Sinnbild dessen, um was das Völkergemetzel ging und tausend Millionen Menschen sich mordeten. Ein Strahlenglanz von

Londoner und Neuyorker Börsenkursen flimmerte um sein ironisches Haupt. In seinen schwarzen Pupillen spiegelte sich eine unterirdische Stahlkammer als Brennpunkt des angelsächsischen Weltalls. Abermals fiel bei seinem Anblick dem Yonkheer Ter Meer ein Stein vom Herzen. Da war wieder ein Gruß von dem verlorenen Alt-England. Eine vertraute Gestalt von einst.

„Sie sehen hier Ihren gehorsamen Diener!" sagte der Baronet Bacharach. „Nichts war mir peinlicher zu hören, als daß Sie Verdrießlichkeiten wegen Ihrer Abreise hatten!"

„Es ist bereits alles geordnet, Sir Frederick!"

„Sonst bitte ich, frei über mich zu verfügen! Falls Sie etwa noch in der Eile eine Regelung Ihrer hiesigen Bankauszahlungen bedürfen . . ."

„Dank Ihnen von Herzen! Es tut nicht not!"

„Wohl! Dann gute Reise! Wenn Sie, wie ich und alle Ihre zahlreichen hiesigen Freunde hoffen, in Kürze wiederkommen, finden Sie die Welt um ein gutes Stück freier und glücklicher vor!"

„Möchte es wahr sein, Sir Frederick!"

„Es ist wahr! Männer wie Sie und ich, Yonkheer Ter Meer, sehen in diesen verwirrenden und lärmenden Geschehnissen, die Europa erfüllen, nicht die blutigen Äußerlichkeiten! Das mag Sache der Soldaten sein. Leute unseres Schlages sehen mit aufrichtiger Bewunderung, wie sich hier das größte Ding der Welt vorbereitet: Die finanzielle Organisation der Erde durch die Londoner City!"

„Sie betrachten das furchtbare Schauspiel von einem andern Standpunkt als andere, Baronet Bacharach!"

„Als Freund der Kultur, Yonkheer Ter Meer! Was ist Kultur? Güteraustausch. Was hemmt den Güteraustausch? Der Krieg, der nach der Zerschmetterung des Hunnentums der letzte auf Erden sein wird! Was hemmte den Güteraustausch bisher weiter? Die Zollschranken, die England nicht kennt. England wird nach diesem letzten Krieg den Freihandel unter Ausschluß Deutschlands auf der ganzen Erde einführen! Jeder mag dann ans Werk gehen und Geld verdienen ohne Angst vor Krieg und Kriegsdienst! Da gibt es kein Säbelrasseln mehr, keine Zölle und Pässe . . ."

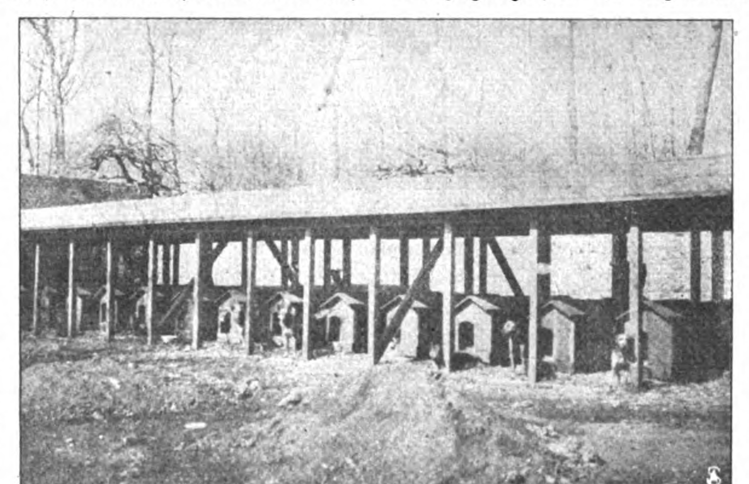
Die schwarzen Augen des Baronets Bacharach liesen, während er so sprach, immerwährend unstet hin und her. Was sie dabei erfaßten, wurde für sie im Geiste zu Geld. Alle Dinge dieser Welt trugen vor seinem Blick schon ihren Preis in Pfund Sterling um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Meldehundschule.

Von Hauptmann Engelhardt. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Wenn man aus der Etappenstadt mit der stolzen Kathedrale und dem altertümlichen Marktplatz einen Spaziergang in die wellige, an Watteausche Landschaften erinnernde Umgegend macht, kommt man an einer Anzahl von Gutshöfen vorbei, die im weiten Geviert stehen und so einen zusammengehörigen Eindruck machen. Und sie bilden auch wirklich mit allen ihren Bauten auf dem weiten Wiesenraum, den sie umschließen, ein zusammengehöriges Ganzes. Es ist die Schule, Elementar- und Mittelschule zugleich, des Rittmeisters Adler, der ihr Direktor ist; eine Schule mit Pensionat. Wenn man in ihre Nähe kommt, dringen einem aus ihr wie aus jedem Pensionat die aufgeregten, durcheinanderklingenden Stimmen der Insassen entgegen. Sie sind noch beim Frühstück.



Zwingeranlage bei einer Meldehundschule.

Wir treten ein. In langen, offenen, sauberen Schuppen reiht sich ein Zimmerchen an das andere, freilich durch eine Gittertür verschlossen. Und darinnen zappelt und trippelt es aufgeregt; das bellt und ruft; das zuckt mit den Ohren und funkelt mit den Augen. Es sind die Pensionäre der Meldehundschule der Armee. 290 Zöglinge sind ihr augenblicklich anvertraut. Ganz im Gegensatz zu vielen Menschenkindern brennen sie vor lauter Begier nach dem Beginn des Unterrichts.

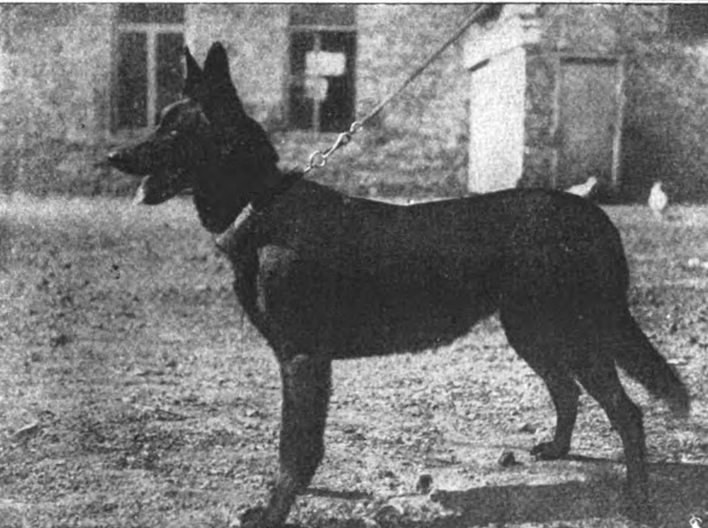
Im Nachbarhof ist die Krankenabteilung. Links ein gemütlicher Raum, der „Erholungsstall", für halbverhungerte Neuankömmlinge. Wohlig dehnen sie hinter ihrem Futternapf die faulen Glieder. Rechts der Krankenstall, in dem der Hundedoktor mit Flaschen, Salben und Watte umherpa-

ziert. Alle acht Tage kommt dann der Institutsarzt, der Veterinär, zur Untersuchung. Neben dem Krankenstall duftet die Krankenküche. Vor ihr steht das Gespann, zwei kräftige Doggen warten darauf, eingeschirrt zu werden.

Die Wiese im Viereck ist der Schulhof und Unterrichtsraum — man vertritt hier unbedingte Freilufterziehung — für die von der Kultur noch ganz Unbeleckten. Der machen, unermüdlich hin und her eilt, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, bis zu 6 km Wegstrecke, und dadurch manchem Soldaten, der sonst die Meldung bringen müßte, Gesundheit oder Leben rettet. Hat doch durch den nie versagenden Dienst der braven „Flora", die den Sturm auf Fresnoy mitmachte, ein Regiment an diesem Tag keinen Meldegänger eingebüßt, während das Nachbarregiment, das Menschenkraft verwenden



Gehorsams-übung.



Meldehündin „Senta"
die in schweren Kämpfen die Verbindung zwischen Bataillon und Regiment herstellte, zehnmal den Weg in stärkstem Artilleriefeuer zurücklegte und zahlreichen Soldaten das Leben rettete

erste Gehorsam wird ihnen hier beigebracht. Erst mit, dann ohne Leine. Erst allein, dann im Glied. Bis schließlich — wir stehen unter dem Zeichen des Soldatenlebens — regelrechtes Zugexerzieren daraus wird, das beendet wird durch — einen Parademarsch.

Nach dieser Erziehung des Willens kommt die Mittelschule. Den Schülern und Schülerinnen — hier herrscht Koedukation — werden höhere Kenntnisse und Fähigkeiten beigebracht: Erkennen des Geländes, Sichzurechtfinden, kühnes Durchschreiten von Hindernissen und schwierigen Bodenverhältnissen, Pflichttreue, die sich durch nichts ablenken läßt, Mut und Unbekümmertheit, wenn Handgranaten und schwerere Kaliber in der Nähe mit Donnerknall krepieren, Gewöhnung an Nebel- und Rauchbomben, bis endlich der Meldegänger fertig ist, der dann draußen bei Tag und Nacht, bei jedem Wetter durch schwierigstes Gelände, das Artillerie und Maschinengewehre für Menschen fast undurchschreitbar

mußte, in derselben Zeit vier verlor. Wer einmal die braven Tierchen draußen unter übelsten Verhältnissen hat arbeiten sehen, wie sie mit klugen, eifrigen, Anerkennung heischenden Augen ankommen, am Hals die Meldung, die sonst nicht zu übermitteln gewesen wäre, der hat sie ein für allemal ins Herz geschlossen. Und der weiß, daß es nicht nur direktorialer Ehrgeiz ist, wenn der Leiter der Meldehundestaffel klagt: „Ich habe noch so viel Platz in meinem Institut. Wenn man mir aus der Heimat doch nur mehr Zöglinge schickte" . Ja, so hochwertiges Material ist eben selten" wird ihm erwidert. — „Hochwertig? Ach was; wir sind eine Schule fur jedermann", lacht der Direktor. „Seine gesunden Knochen muß man haben und mindestens 30 cm hoch sein, um bei uns aufgenommen zu werden. Für die Intelligenz sorgen wir."

„Und Sie haben keine Versager?"

„Blutwenig "



Gewöhnung an Artilleriefeuer.

Die Erinnerung an die Menschenschule geht uns durch den Sinn. Glücklicher Direktor!

„Wenn nicht nur“, fährt der Rittmeister fort, „von Freund zu Freund für meine Schule gearbeitet würde, sondern wenn auch die Behörden ihre Beamten, die aufs Land hinausgehen oder sonstwie viel mit den Leuten in Berührung kommen, dahin unterwiesen würden zu werben, ich glaube, das würde ganz außerordentlich zur Hebung unseres Kulturinstituts — er lächelte vergnügt — beitragen.“

Gewöhnung der Hunde an Nebel- und Rauchbomben.



Ablegen frei!

Darauf wurden die Zeugnisse der Zöglinge vorgelegt, nicht durch die Schule, sondern durch das Leben ausgestellt. Und bei den anerkennenden Berichten alles dessen, was die braven Meldehunde an der Front geleistet, und was sie unseren Soldaten erspart hatten, lächelten wir nicht mehr; nicht „Kulturinstitut“, sondern „Wohlfahrtsinstitut“ zog es uns ernst durch den Sinn.

Der Wildfang.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Auf Wunsch seiner verstorbenen Eltern hatte Kurt nach Abschluß der Studien fremde Länder bereist und war von seinem Vaterland entfernt, als der Krieg ausbrach. Bei den ersten Sturmzeichen trat er den Heimweg an und hatte das Glück, über das neutrale Ausland rechtzeitig zurückzugelangen. Da sein Regiment noch nicht an die Front ging, blieb Zeit, von den Verwandten Abschied zu nehmen, auf deren Gut der Verwaiste die Ferien zu verbringen pflegte. Und Dita würde er wiedersehen... Mit ihren Schwestern hatte er sich als Junge gebalgt, und Dita, die älteste, war vielleicht die übermütigste von ihnen, und dennoch hatte er immer eine ritterliche Scheu vor der entfernten Kusine gehabt. Er verteidigte sie gegen die bösen Streiche ihrer Brüder, hatte es stets einzurichten gewußt, daß er Sonntags im zehnsitzigen „Kirchenbreak“ an ihrer Seite saß; er bewahrte ein himmelblaues Zopfband von ihr auf und ein paar getrocknete Blumen. Obwohl nie Worte darüber gemacht wurden, stand es auf Gut Bewerle fest, daß er und Dita einmal ein Paar würden.

Je mehr er sich Bewerle näherte, desto süßer und glücksgläubiger tauchten Erinnerungen und Erwartungen empor, das Mädchen, das er, beinahe ein Kind noch, verlassen, stand in bräutlicher Lieblichkeit vor seinem geistigen Auge, und er beschloß, den Onkel zu überreden, in eine sofortige Kriegstrauung einzuwilligen. Die Zukunft stand schicksalschwer vor ihnen allen; trug Dita seinen Namen, mußte es dem kinderreichen Mann zur Beruhigung dienen, die Älteste versorgt zu wissen.

Seine Ankunft in Bewerle glich einem Triumphzug. Der Umstand, daß er bereits in Uniform erschien, löste bei den jungen Vettern und Basen stürmische Begeisterung aus, denn der Krieg, und der Krieg allein beherrschte die Gemüter. Von früh bis Abend herrschte Hallo im Hause, und Dita war vielleicht die Eifrigste unter allen. Erwachsen war sie jetzt wohl mit ihren achtzehn Jahren, aber unbekümmert trug sie die kaum genügend verlängerten Kittel ihrer Backfischzeit, und als Kurt die Frage versuchte, ob sie sich für ihn nicht ein bißchen hübscher und zierlicher anziehen wolle, bekam er eine schnippische Antwort. War das immer so gewesen, daß sie ihr blondes, prachtvolles Haar stramm zurückgerissen am Wirbel zu einem unförmigen Knoten wand? Hatte sie früher diese entstellenden Sommersprossen, da sie Hut oder Schirm verschmähte? Warum war ihm das nie aufgefallen, daß sie ungepflegte Kinderhände hatte mit, wie es schien, unverwischbaren Tintenklecksen oder Obstflecken? Kam ihm all dies erst jetzt störend zum Bewußtsein im Vergleich zu den eleganten Weltdamen, die in den letzten zwei Jahren seinen Umgang gebildet? Einmal erwähnte er ein Buch, von dem augenblicklich viel die Rede war, Dita wußte nichts darüber zu sagen, weil sie nichts davon gehört — und überhaupt nie ein Buch zur Hand nahm. Sie triumphierte, daß sie sich stets geweigert, „diese langweilige französische und englische Sprache“ zu erlernen — nun sähe man ja, was aus dem Liebäugeln mit fremden Nationen herauskäme.

Kurt quälte sich damit, das idealisierte Bild seiner Sehnsucht, diesen lieblichen Traum, den er Jahr und Tag heimlich in sich getragen, mit der lauten, lachenden, etwas gewöhnlichen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Er gab sich Mühe, die ehemalige Vertraulichkeit wiederherzustellen, aber während das Mädchen gar nicht ahnte, daß sie ihm mißfiel, litt er unter der eigenen Gesinnungsänderung, von welcher er meinte, jeder müsse sie ihm

vom Gesicht ablesen. Und gerade weil er unzufrieden war mit seiner Denkungsweise, die sich von bloßen Äußerlichkeiten hatte beeinflussen lassen, und weil kleinliche Erwägungen nicht mit dem großen Zuschnitt der Zeit übereinstimmten, band er sich eines Tages mit ein paar herzenswarmen Worten an das Mädchen, und eine sofortige Trauung wurde ins Auge gefaßt.

Nicht ein bißchen Weihe, nicht die Wehmut kommender Möglichkeiten, nichts von der Poesie eines jahrelangen Wartens lag in ihrer kurzen Brautzeit. Die paar Tage waren erfüllt von einer Geschäftigkeit, als müßte ganz Bewerle auf den Kopf gestellt werden. Das Haus versank hinter Kränzen und Girlanden, von früh bis Abend wurde gebacken und gebraten, unaufhörlich begegnete man auf Stiegen und Gängen atemlosen Dienstboten, ratlosen Schneiderinnen und endlich der Schar der Kinder, die sich katzbalgten, und deren Stolz auf die große, schöne Schwester, die nun eine richtige Soldatenfrau würde, sich in erhöhtem Radaumachen auszudrücken schien.

Der Hochzeitstag mit den Gästen aus der Nachbarschaft, mit dem langen, heißen Weg zur Kirche, den man in festlichem Zuge zu Fuß zurücklegte, mit der nicht endenden Mittagstafel, dem leidenschaftlichen Pokulieren, bis alle heiße Köpfe bekamen und niemand mehr wußte, was er sagte — es war für Kurt eine Qual!

Sie reisten ab und verbrachten einige Tage in der Hauptstadt, von wo Kurt die letzten Vorbereitungen für den Abmarsch traf. Dita wußte nicht, wie man einen Koffer packt, konnte ihm nicht bei den nötigen Einkäufen helfen, da das Landkind nichts von alledem verstand; sie schien sich zu langweilen und sich nach Bewerle zurückzusehnen, und Kurt begann sich Vorwürfe zu machen, daß er sie aus dem Kreise der Ihren herausgerissen hatte. Nach seiner Abreise sollte sie auch unverzüglich dahin zurückkehren. —

So war der letzte Tag gekommen. Dita begleitete ihn auf den Bahnhof, stand unter der Schar der Gattinnen und Mütter, die ihren Lieben noch die letzten Segenswünsche nachwinkten, aber sie, die kürzlich bei dem Abschied von Bewerle in Tränen aufgelöst war, trug nun Fassung, ja beinahe Teilnahmlosigkeit zur Schau. Kurt empfand es schmerzlich, daß der Zwiespalt ihrer Ehe dem jungen Kinde wohl auch fühlbar geworden, er bereute seine ungeduldigen Erziehungsversuche, jedes übellaunige Wort hätte er zurücknehmen mögen, sie im letzten Augenblick noch beschwichtigen und trösten — aber schon setzte sich der Zug in Bewegung, und die Mauer emporgewandter Frauengesichter, in welcher er starr und bewegungslos nur Ditas Antlitz zu sehen schien, verschwand wie eine Wandelkulisse.

Von dem eiligen Vormarsch in Feindesland sandte er anfangs regelmäßige Karten an seine Frau.

Von Dita aber kam nur selten Nachricht. Zu seiner Verwunderung hatte sie seine Weisung nicht befolgt und war nicht zurück zu den Ihren gegangen, sondern blieb in der möblierten kleinen Wohnung, die sie am ersten Tag ihrer Ehe bezogen hatten. Gleichfalls erfüllte es ihn mit Erstaunen, daß Dita von Tante Ernestine sprach und anzudeuten schien, sie käme oft mit dieser seiner nächsten Verwandten — mit welcher ihre Familie keine Beziehungen gepflogen — zusammen. Tante Ernestine, die Strenge, Tadellose, die ihre Jugend als Erzieherin bei Hof verbrachte — und sein Wildfang! Die sanfte, alte Frau würde bei Ditas Ungebundenheit und burschikoser Ausdrucksweise täglich ein paarmal in Ohnmacht sinken. Eine unglückliche Zumutung seiner jungen Frau, gerade sie zu belästigen — und er verwies ihr allzu häufige Besuche in seinem nächsten Schreiben.

Darauf versiegte die Korrespondenz. Kurt sandte zwar noch hin und wieder eine Karte an Dita, beschönigte auch sein schulmeisterliches Gebaren, neckte sie ein bißchen und schien wie ein guter Junge, der er im Grunde war, irgendein Einvernehmen herstellen zu wollen. Aber es war ein vergebliches Beginnen. Dita schwieg. Zu Weihnachten kam eine Feldpostsendung von Tante Ernestine. Sie enthielt Kuchen und Backwerk, deren Duft ihn herzbewegend an die Kinderzeit erinnerte. Genau solche Brezeln und Kringeln hatten an der Weihnachtstanne in Bewerle gehangen. Es war auch die gute Mandelseife, die er liebte, in dem Kistchen verpackt und allerlei praktische Dinge noch, an die er gewöhnt war, und die ein rätselhafter Zufall der Tante in die gütigen, wohltätigen Hände gespielt. Von Dita stand nichts in dem Geleitbrief, also schien der Verkehr zwischen den beiden Frauen, wie es nicht anders zu erwarten gewesen, ein Ende gefunden zu haben. Dagegen ermunterte ihn die Tante, ihr recht häufig zu schreiben, da er die einzige Verbindung mit der kriegerischen Außenwelt für sie bedeutete.

Im ersten Kriegsjahr kam Kurt nicht nach Hause. Als das zweite Jahr um war, schrieb er der Tante, daß sich für ihn Gelegenheit böte, das von seiner Front nicht allzu ferne Konstantinopel zu besuchen, wo er seinen Urlaub zu verbringen gedächte. Die Tante entgegnete einige wehmütige Worte, sie hätte gehofft, ihn wiederzusehen, was nun in weite Ferne gerückt erscheine. In ihrem Alter sei das Warten eine mißliche Sache, weil man, zur letzten Reise gerüstet, nicht mehr wisse, ob sich dieses oder jenes Geschäft noch abwickeln ließe. Immerhin begreife sie sehr wohl, daß er die Gelegenheit benütze, sich mit Neuem, Interessantem bekannt zu machen.

Weihnachten brachte wieder liebevolle Gaben der Verwandten, diesmal waren es offenbar selbstgefertigte Strickereien aus warmer, schmiegsamer Seide, und er dachte mit Rührung, wie viele Stunden die alte Frau in mütterlicher Fürsorge dabei verbracht hatte. Aber von Dita schrieb sie wieder kein Wort. In den ersten Monaten dieses trotzigen Stillschweigens hatte er sich über ihr kindisches Gebaren geärgert, dann war es ihm gleichgültig geworden, und er hatte beinahe vergessen, daß er überhaupt verheiratet war. Später aber war Unruhe über ihn gekommen, denn auch aus Bewerle kam keine Auskunft, ja die Angehörigen seiner Frau schienen ihren Briefen zufolge in völliger Unkenntnis, welcher Riß zwischen den Eheleuten klaffte. Nur eins ging aus diesen Briefen klar hervor: daß Dita sich unbegreiflicherweise immer noch in Wien aufhalte — denn auch die Ihren tadelten den Entschluß, der sie fernhielt. Warum blieb die junge Frau in der Stadt? Aus welchem Grund mied sie Bewerle? Was fesselte sie an einen Ort, wo sie keine Bekannten haben konnte? Oder hatte sich um die Vereinsamte ein huldigender Kreis gebildet, der ihrer Eitelkeit schmeichelte? Hatten Menschen sich an sie herangedrängt, die sie in Beschlag nahmen und sie in dem Trotz gegen den Gatten unterstützten? Wer war es, der ihn verdrängt hatte? Nein, Kurt war gar nicht mehr ruhig und selbstsicher, und der Gedanke, daß man ihm das Herz seiner jungen Frau abwendig gemacht haben konnte, fachte die ersterbende Flamme in seiner Brust mächtig empor. So ergriff er die erste Gelegenheit, die sich bot, um ein paar Tage nach Wien zu kommen. Vom Bahnhof aus, den Koffer am Kutschbock, fuhr er bei

Tante Ernestine vor. Von ihrem Mädchen erhielt er den Bescheid, sie käme bloß des Abends nach Hause und wandere immer schon des Morgens weg.

So fuhr er denn nach der Wohnung, die ehemals die seine war und die stürmischen ersten Tage ihrer Ehe umschlossen. Ein wohltuend korrektes Mädchen öffnete. Sie hielt ihm einen Kartenbehälter entgegen — ganz so wie bei Tante Ernestine war das — aber mit ungeduldiger Bewegung schob er das Geschöpf mit dem Majolikateller — genau derselbe wie bei der Tante — zur Seite und drang beinahe atemlos vor Herzklopfen in das erste Zimmer. War das seine Wohnung? Es mußte ein Irrtum sein, denn unzählige Blumen schmückten die Fenster, ein Flügel stand offen, der Salon war so hübsch, so anheimelnd und reizend — da, nebenan Stimmen. Erheblich vorsichtiger, förmlich ängstlich und ganz bescheiden öffnete er die Verbindungstür. In einem Raum mit großgeblümten Kretonnemöbeln saßen zwei Frauen mit geneigten Köpfen vor einem Tisch, der unter Büchern und Schreibsachen verschwand. Die Frauen erhoben erstaunte Gesichter — ein Schrei, ein Sessel polterte zu Boden, und während die ordnungsliebende Tante Ernestine den Sessel auf seine Füße stellte, hielt er seine bebende, schluchzende Frau in den Armen. Ganz gleichgültig, wie sie war, ob sie sich jungenhaft benahm, trotzte und ihn geärgert hatte — dazumal war er ein Pedant gewesen und ein Narr dazu — nun er sie an seinem Herzen hielt, wußte er, daß hier seine Heimstätte war, der trauteste Platz auf weiter Welt und sie allein ihm immer und immer das Teuerste gewesen. Kein Streit — wenn es irgendwie zu verhindern war — sollte sie mehr trennen. Und dann schob er sie mit den Armen ein wenig von sich, hungrig, ihr liebes, frisches Gesichtl zu sehen, nicht nur zu küssen, und die Überraschung drängte sich auf: ein reizendes Hausgewand, eine sorgsame, damenhafte Haartracht und der Tisch mit Heften und Büchern im Hintergrund.

„Wir studieren miteinander", sagte die Tante völlig übermütig, die dem Weg, den seine Blicke nahmen, folgte, „wir können Klavierspielen, fremde Sprachen, wir wissen einiges von höherer Literatur und Kunstgeschichte — wir wissen überhaupt viel mehr als du, Kriegsheld, der du aus dem barbarischen Schlachtgetümmel kommst, um unsere kleinen Geheimnisse auszuspähen! — Nun, nun, verspeise mich nur nicht gleich vor Überraschung. Das Schulmeistern liegt mir eben noch i[m] Blute, und Dita ist meine liebste Schülerin geworden. Nachmittags aber ist sie die Lehrmeisterin, dann nimmt sie mich in ihr Spital mit, und dort ist sie flinker als ich mit meinen wackligen Füßen und zitternden Händen."

Lächelnd, nickend, winkend verließ die alte Frau das Zimmer, sie tanzte beinahe vor Vergnügen zur Tür hinaus. Keins hielt sie zurück, so ineinander versunken standen sie.

„Dir zuliebe mußte ich mich ändern, das fühlte ich wohl, sonst gabst du mich auf — und ich schäme mich, es dir zu sagen — dann wäre ich ganz einfach gestorben, für mich gab es ja das ganze Leben nur dich!"

Seine Arme umpreßten sie, dabei glitt er sich selbst, kaum bewußt, auf die Knie. Ihre Geduld, ihre zarte Liebe, ihre starke Willenskraft anbetend, als erkenne er jetzt das Verborgenste, Hingebungsreichste und Süßeste in ihr, stammelte er in einer Seligkeit, die nur Sekunden mißt, weil sie ein erschütterndes Höchstmaß enthält: „Das bist du?!"

Schluß des redaktionellen Teils.



Türkischer Haarzerstörer.



Etwas Sensationelles bringt das medizin. Warenhaus **Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. 1. A.**

Lästige Haare mit der Wurzel im Gesicht und am Körper kann man jetzt selbst, und zwar für immer, beseitigen. Durch die tiefgreifende chemische Zersetzung in den Follikeln (Haarbälge) sterben die Haarwurzeln nach und nach ab, nachdem ein Wiederwachsen unmöglich ist. Für die Haut unschädl. Preis für den Selbstgebrauch mit allem Zubehör und ärztlicher Anweisung M. 5,50 (p. Nachnahme.)





Seit Jahrzehnten bewährtes, unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder.

Von hervorragender desinfizierender Wirkung gegen starken Schweiß. Unentbehrlich als hygienisches Toilettemittel, zum Einpudern der der Reibung am meisten ausgesetzten Körperstellen und im Gebrauch von Touristen und Sportsleuten jeder Art. Von zahlreichen Aerzten warm empfohlen. / **In den Apotheken.**

Sie sehen alt aus



sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem **natürlichen orientalischen** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen,** frischen reinen Teint **und veredelte Gesichtszüge.** Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg.** „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.50 u. M. 9.00, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.75. „**Lupa"-Haut-Krem** macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.00. „**Lupa"-Bleich-Haut-Krem** ein **vorzügliches** u. **sicheres** Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 3.75. „Lupa" **- Wasch - Emulsion — alkalifrei** — das **mildeste** und **zarteste** Waschmittel, **kremartig,** äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Kruke M. 6.50. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 588.

Man verlange Prospekt kostenlos.

Die Heilung der Nervenschwäche

von I. F. Lütjeharms, Cassel.

Überraschende Heilerfolge in wenigen Tagen u. Wochen bei Nervenschwäche u. ihren Folgeerscheinungen: Gedächtnisschwäche, Denkunfähigkeit, Zerstreutheit, Energie- u. Willenlosigkeit, Angst- u. Zwangszuständen, Schlaflosigkeit, Überreiztheit u. Mattigkeit, Appetit- u. Verdauungsstörungen, Kopfdruck, Nervenschmerzen usw. **durch erprobte, glänzend bewährte Methode** ohne Berufstörung, Medikamente, Wasserbehandlung, Zeitaufwand und Kosten. Fortwährend einlaufende Berichte des In- u. Auslandes bestätigen die **überaus schnelle u. durchgreifende Wirkung.** Jeder lese die wertvolle, hochwichtige Schrift obigen Verfassers, jeder Tag ist verloren. **Verlangen Sie noch heute Gratisprospekt und Auszug aus Heilberichten von dem** **Verlag K. Lütjeharms, Heidelberg 88.**

Städtische Sparkasse in Coburg

zahlt 4 und 4½% Spareinlagenzinsen.

Mündelsicher. Garantie der Stadtgemeinde.

STOEWER

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN

PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

HEINZ NEEMANN

EIGENE VERKAUFSFILIALEN IN BERLIN, HAMBURG UND STETTIN • VERTRETUNGEN AN ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN

Dies und das.

— **Die Beschaffung von Kriegskleidung.** Die Reichsbekleidungstelle ist andauernd bemüht, namentlich für die männlichen Rüstungsarbeiter und Arbeiter der anderen kriegswichtigen Betriebe die notwendigen Anzüge anzuschaffen. Freilich muß sich die Reichsstelle eben darauf beschränken, immer dort zu helfen, wo ein wirklicher Notstand vorhanden ist, und da schon für diesen Zweck allein Vorräte in Betracht kommen, die in sechsstelligen Zahlen angegeben werden müssen, so werden auch die Bestände bald erschöpft sein, wenn nicht ein neuer Zufluß kommt. Deshalb hat die Reichsstelle aus dem freien Handel Ware herausziehen müssen. Die einzelnen Wirtschaftsverbände haben auch zugesagt, die erforderlichen Mengen zu beschaffen. Die Reichsbekleidungstelle wehrt sich gegen den Vorwurf, minderwertige Ware verarbeitet zu haben. Das Material ist gut, zum mindesten weit besser als die neue Ware, die in den Handel gekommen ist. Einen anderen Vorwurf, daß die Fasson nicht modern genug ist, will die Reichsstelle erst gar nicht entkräften. Ebenso steht es mit der Kriegskleidung für Frauen. Man darf nichts Unbilliges verlangen. Es ist hier der gleiche Fall wie mit den grauen Strümpfen, von denen 30 Millionen Paar disponiert wurden. Manche Kommunalverbände erklärten, daß sie die grauen Strümpfe nicht

Offizielle Verkaufsstelle: **Alexanderplatz** — Prospekte gratis.

GRAMMOPHON-ZENTRALE

Offizielle Verkaufsstelle: **Kleiststraße 27** — Prospekte gratis.



Offizielle Verkaufsstellen = Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H.



Illustrierte Zeitschrift „Die Stimme seines Herrn“ auf Wunsch regelmäßig kostenlos und portofrei.

Berlin W.8 Friedrichstr. 189 — **Breslau** Gartenstr. 47 — **Cöln a. Rh.** Hohestr. 115a — **Düsseldorf** Königs-Allee 78 — **Kiel** Holstenstr. 40 — **Königsberg i. Pr.** Junkerstr. 12 — **Nürnberg** Königstr. 14 — **Wien 1** Getreidemarkt 10

Wer einen Angehörigen im Felde hat, hat selbstverständlich den Wunsch, die gewaltigen Vorgänge an der Front einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dieser Wunsch geht in Erfüllung, wenn man sich der kürzlich erschienenen Feldstereos bedient. Eindrücke, die sich durch Worte und Bilder schwer oder gar nicht wiedergeben lassen, vermitteln Feldstereos im Augenblick. — Apparat mit 50 Aufnahmen geschmackvoll verpackt, komplett M. 7,50 einschließlich Porto. — Man verlange ausführlichen illustrierten Prospekt vom **Feldstereo-Verlag, Frankfurt a. M. 40.**

Versuchen Sie
Rasier-Crême „Rasilin“
gut schäumend, vorzüglich für die Haut, in großen, 13 cm langen Tuben.
Preis pro Tube Mk. 1,50.
Wiederverkäufer Rabatt. Ueberall Vertreter gesucht. Muster gegen Voreinsendung von Mk. 1.60 franko. Nachnahme 20 Pf. mehr.
Richard Driessen G. m. b. H.
Hannover, Rundestr. 13.

Echte Briefmarken
18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
50 verschiedene **Balkan** . . . . . nur 2 Mark
25 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur 1 M 50
Porto extra. — Preisliste gratis.
Paul Siegert, Hamburg 36.

Mein lieber Schatz!
Vollkommenst. Liebesbriefsteller für die heut. Zeit pass. 175 vollständ. Briefe, interess. Anfänge, prakt. Anleitungen. Erfolgreiche Briefe v. Anfange d. Bekanntschaft b. z. glückl. Verlob. u. Hochz. M. 1.70 portofrei. **Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden- R. 373**



Ein neues Heilverfahren
mit **Puroxyd-Tabletten** gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.



Weltberühmter
Bartwuchs-Förderer!
Nur eine extrastarke Qualität!
Erfolg in wenigen Tagen.
Preis des Präparates 2 M.
Bei Nichterf. Geld zurück.
Versand „SIRIUS“
Chemnitz i. Sa. 600.



Carl Gottlob Schuster jun.
Bedeutende Musikinstr.-Firma
Markneukirchen Nr. 387 Katalog gratis

Rasche Hilfe bei qualvollem, besonders nachts unerträglich peinigendem Hautjucken bringt der sicher wirkende **„Olindabalsam“**, der auch in hartnäckigsten Fällen bewährt ist. M. 5.—
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

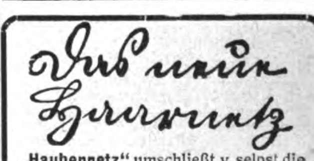


bringt dauernden Verdienst und Unabhängigkeit. Anregung zu guten Ideen gibt unsere Gratisbroschüre.
„Breveta“, Berlin-Lichterfelde 3 W.

Wenn Ihre Büste
nicht die gewünschte Fülle oder Form hat oder **mangelhaftes Wachstum** zeigt, so sollten Sie keinen Augenblick mehr zögern, sondern sofort **„Pectorosus“** anwenden. Dies ist ein kleiner Apparat, der jeder Büste bei einer täglichen Anwendung von 10—15 Minuten Dauer
graziöse Form und Elastizität
verleiht. Die ganz hervorragende und schnelle Wirkung unserer Methode beruht auf streng wissenschaftlicher Grundlage und wird von keinem anderen Mittel, Creme, Puder usw. usw. usw. übertroffen.
Jeder Versuch ist eine Anerkennung.
Preis komplett 9.— M. Einmalige Ausgabe. Zu beziehen durch die alleinigen Hersteller
Dr. Uderstädt & Co., G. m. b. H. Berlin 48/204.

Magenleiden Magenkrampf Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. Mixtur-Magnesia nimmt die Säure fort, damit hört auch jeder Schmerz auf, was Tausende Dankschreiben bezeugen, auch von 30jähr. Magenleidend., denen es geholfen hat. Auskunft mit Dankschreiben geg. 20 Pf. Briefm. durch **H. Welter, Niederbreisig, Rh.** Abt. 81.





„Haubennetz“ umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz - Fabrik, Wörner, München 63, Färbergrab. 27.**

Deutscher Cognac — Bingen a/Rh.

Cognac Scharlachberg Marke **Auslese**

Ein famoser Tropfen!

los würden, das Publikum wolle schwarze Strümpfe. Die Reichsstelle hatte aber die Strümpfe deshalb nicht färben lassen, weil die Faser sonst gelitten hätte. Auch die Buntheit und Verschiedenheit der Hemden hat man bemängelt. Aber es ist an weißen Stoffen Mangel, und deshalb muß man zu bunten Geweben greifen. Ein neues Verfahren hat erfreulicherweise dazu geführt, daß man ohne Bedenken Papiergewebe für Wäsche verwenden kann, ohne befürchten zu müssen, daß es sich beim Kochen auflöst. Man hat die Wäsche jetzt zehn Stunden gekocht, und die Stücke sind tadellos geblieben. Ebenso wie man sich mit der Wäsche aus Papiergewebe wird abfinden müssen, ebenso werden die Leute, die nicht in den kriegswichtigen Betrieben beschäftigt sind, Anzüge aus Papiergeweben nehmen müssen.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Detektiv Graeger Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Grosse Berliner Lotterie für das Säuglingsheim.
Ziehung am 27. März 1918
Gesamt- und Höchstbetrag der mit 90 % garantierten Gewinne:
50000 M.
30000 „
20000 „
10000 „
usw.
Berliner Lose zu **2 M.** Porto und Liste 45 Pfg. mehr.
10 gemischte Glückslose mit Porto und Liste nur **20 M.**
versenden (auch gegen Nachn.)
Emil Haase & Co.
Berlin, Bredowstr. 9
auch in unsern Läden:
Potsdamer Straße 23a, Königstraße 57, Wallstraße 1, Rosenthaler Straße 71, Müllerstraße 3b.
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.



Briefmarken
50 Altdeutsche Staaten . . . M. 4.—
25 verschied. Paraguay . . „ 3.—
100 „ Asien . . „ 3.—
40 versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur „ 4.50
1000 „ Marken aller Weltteile . . . . „ 18.—
Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17b

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau.** Hp. 181.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Vertreter für Militärköhlerkohlen (zum Einlegen) **gesucht.** Muster grat. **Köhlerkohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**

Der **Frankfurter Schwesternverband**
der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt
als Lehrschwestern.
Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.**
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Sie spielen Klavier
oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis nur **4,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

Schöne Augen



Reichel's Venezianisches Augenwasser stärkt und belebt die Augen wunderbar, verleiht ihnen strahlenden Glanz, macht siegrößer u. ausdrucksvoller und beseitigt dunkle Augenränder sowie Rötung. **Aerztlich begutachtet. Garantiert unschädlich!** Flasche M 3.— u. 5.—
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Ueber ½ Million im Gebrauch!
Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke **„Hoffera“**) **färbt graues od. rotes Haar echt blond, braun oder schwarz.**
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**



Mitesserjäger
beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Straße 8.

Allgemeiner Briefsteller



für den schriftlichen Verkehr in allen Lebenslagen z. B.: Privatbriefe für sämtl. Familien-Ereignisse, Bittschriften, Empfehlungs-, Entschuldigungs-, Dankschreiben, Bestell-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Quittungen, Kontrakte, Vollmachten, Verträge, Heiratsanträge, Majestätsgesuche, Gesuche an Behörden, kaufmänn. Briefe u. s. w. 324 Seiten stark, Preis M. 2.50 — gegen Nachnahme 30 Pf. mehr! — Bücherkatalog gratis!
Albrecht Donath, Verlag, Leipzig 49.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Fröbelseminar
für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung, **Karlsruhe,** Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: Karlsruhe, Hirschstr. 126, Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt i. Thür. Fach- und Haushaltungsschule. — — Lehrgänge für techn. Lehrerinnen
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge.** Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl., u. a.: 3196 Fahnenj. 1917 u. a. 33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Es ist nie zu spät

sich durch eigene Arbeit auf eine höhere Bildungsstufe zu schwingen oder durch Bereicherung seiner Kenntnisse sich eine bessere Lebensstellung oder ein größeres Einkommen zu sichern. Viele der hervorragendsten Männer, nicht nur in Handel und Industrie, sondern auch in den Wissenschaften, konnten in der Jugend infolge von Armut nur den notdürftigsten Elementarunterricht empfangen, haben aber in späteren Jahren durch eigene Arbeit sich die umfangreichsten Kenntnisse angeeignet und so den Erfolg an ihre Sohlen geheftet. Grundbedingung ist die Ausbildung aller Ihrer Fähigkeiten zur Höchstleistung, so daß Sie scharf beobachten, jede günstige Gelegenheit erkennen, rasch erfassen, sicher beurteilen und mit zäher Ausdauer bis zum schönen Ende verfolgen. Den sicheren Weg hierzu führt Sie Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, weil Sie dabei nicht ein totes Buch, sondern einen lebendigen Unterricht erhalten, der auf Ihre persönlichen Bedürfnisse eingehen kann und Ihnen die Erfahrung fast eines Vierteljahrhunderts in der Anleitung von Menschen zu Erfolg und Glück bietet. Die sichtlichen Fortschritte, die Sie an Hand dieses Unterrichts machen, wecken die Lust und Liebe zur Arbeit, so daß man diese nicht mehr als eine Last, sondern als einen Genuß empfindet.

Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Ihre Geistesschulung paßt für jede Zeit, jedes Alter, jeden Stand. Für mein Leben soll sie mein Leitfaden sein. A. K.“ — „Groß sind die Vorteile, die mir Ihre Geistesschulung schon jetzt gebracht hat. Ihr Werk bedeutet eine kulturelle Tat ersten Ranges. E. Z.“ — „Die alle geistigen Fähigkeiten abstumpfende Wirkung des Krieges bringt leicht Mutlosigkeit und Verzagen mit sich . . . Das Durcharbeiten Ihrer Geistesschulung hat, obwohl die Uebungen durch die Ungunst der Verhältnisse manchmal unterbrochen wurden, alle Mutlosigkeit durch ein frisch gestärktes und gesteigertes, zielbewußtes Selbstbewußtsein verdrängt. E. Sch.“

Verlangen Sie heute noch Prospekt (frei) von
L. Poehlmann, Amalienstr. 3, München A. 69.

Thale-Harz Töchterheim Lohmann Wissensch. u. Haush.-Pens.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Wyk a. Föhr Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Stelle auf Büro können Sie annehmen nach 3—4monatig. Besuch der **Buchhalterschule Jung, Stuttgart W.**

Technikum Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrfabr. Prog. fr.

Dr. Buslik's I. Leipziger Frauen-Schule für Bakteriologie, Chemie und Röntgen. **Leipzig, Keilstraße 12.** Prospekt frei. Ueber 400 Damen ausgebildet.

Buchführung gründl'che Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Stottern
nervöses, schweres u. undeutl. Sprechen jetzt radikal z. beseitig. Aber **wie?** Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

Militär-Vorbereitungsanstalt.
Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1831.
Berlin W 57, Bülowstr. 103, Dr. P. Ulich.



Ausbildung für höhere Frauenberufe außerhalb der Universitätsbildung. **Staatliche Prüfungen.** Ausk. durch Kanzlei, Leipzig, Königstr. 42.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 11. Berlin, den 16. März 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 11.



Die sieben Tage der Woche.

5. März.

Im Schloß Buftea bei Bukarest wird von den Vertretern der Vierbundmächte und dem rumänischen Bevollmächtigten ein Vertrag unterzeichnet, der einen Waffenstillstand und einen definitiven Frieden vereinbart, u. a. auf Grund folgender Bedingungen: Rumänien tritt an die verbündeten Mächte die Dobrudscha bis zur Donau ab. Die von Österreich-Ungarn geforderten Grenzberichtigungen werden von rumänischer Seite grundsätzlich angenommen. Der Lage entsprechende wirtschaftliche Maßnahmen werden grundsätzlich zugestanden.

Unsere Unterseeboote haben im Sperrgebiet um England neuerdings 20000 Br.-Reg.-To. Handelsschiffsraums versenkt.

6. März.

In Verfolg der von der finnländischen Regierung erbetenen militärischen Hilfe landen deutsche Truppen auf den Aalandsinseln.

Durch unsere U-Boote werden auf dem nördlichen Kriegschauplatz 21000 Br.-R.-Tonnen Handelsschiffsraums vernichtet.

7. März.

Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland, ebenso ein Handels- und Schiffahrtsabkommen sowie ein Zusatzprotokoll zu beiden Verträgen werden unterzeichnet.

8. März.

London, Margate und Sheerneß werden in der Nacht vom 7. zum 8. März von mehreren Flugzeugen mit Bomben angegriffen. Gute Wirkung ist zu beobachten.

9. März.

Zur Vergeltung für feindliche Bombenabwürfe auf die offenen Städte Trier, Mannheim und Pirmasens am 19. und 20. Februar greifen unsere Flugzeuge in der Nacht vom 8. zum 9. März Paris erneut mit Bomben an und erzielen große Wirkung.

Auf dem nördlichen Kriegschauplatz fügen unsere U-Boote den Gegnern einen Verlust von 20500 Bruttoregistertonnen Handelsschiffsraums zu. Die Erfolge werden größtenteils an der Westküste Frankreichs und im Westausgang des Aermelkanals erzielt.

Eins unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Spieß, fügt unsern Gegnern durch Vernichtung von 35000 Brutto-Register-Tonnen Schiffsraum schweren Schaden zu.

10. März.

Nordwestlich und westlich von Blamont rege Feuertätigkeit der Franzosen. Nach mehrstündiger Artillerievorbereitung greifen starke feindliche Abteilungen zwischen Ancerviller und Badonviller an und dringen teilweise in unsere vorderen Gräben ein. Vor unsern Gegenstößen zieht sich der Feind in seine Ausgangstellungen zurück. Württembergische Sturmtrupps, nassauische Landwehr und Flammenwerfer nehmen bei einem Vorstoß in die französischen Stellungen südwestlich von Markirch 1 Offizier und 36 Mann gefangen.

Unsere Unterseeboote haben um England 18000 Br.-Reg.-To. Schiffsraum versenkt.

11. März.

Bei einer deutschen Unternehmung nordöstlich von Reims tritt wiederum eine in letzter Zeit mehrfach beobachtete, auf der Kathedrale von Reims eingerichtete Blinkstelle der Franzosen in Tätigkeit.

Feindliche Banden werden bei Bachmatsch (nordöstlich von Kiew) und bei Rasdjelnaja (an der Bahn Sherminka—Odessa) zerstreut.

Der Friede im Osten.

Von Dr. E. Jenny.

Ex oriente pax! — Vom Osten her hellt das erste Aufleuchten des Friedens in diesem entsetzlichsten aller Kriege. Neblig erst, aus der verfinsterten Atmosphäre des in trübem Chaos versinkenden Rußland und durch die wirren Schwaden jenes unklaren und umschweifigen Geschwätzes hindurch, mit dem der hinterhältige, winkelzügige Bolschewikihäuptling Trotzki von Brest-Litowsk aus die Welt hinters Licht zu führen gedachte. Denn hinhaltend führten die Trotzkileute die Verhandlungen, redeten an den Köpfen ihrer Gegenüber vorbei und schielten lauernd, ob die Brandlohe des Umsturzes nicht in Mitteleuropa emporlodern würde. Die Friedensverhandlungen sollten nach Absicht dieser Brandstifter nur der Herd für neue Kriegsfeuersbrünste sein: der Bürgerkrieg sollte in den Reihen der übrigen Staaten — nicht nur der gegnerischen! — sich entfachen. Brannte schon Rußland lichterloh, dann mochten auch die übrigen Staaten in den Flammen sozialer Revolution aufgehen.

Es war eine Fehlrechnung Trotzkis und des in so vielen Ländern übelberüchtigten, politischen Landstreichers Radek-Sobelsohn. Ihr Plan verfing nicht, und jene Pöbelführer wurden von ihrem ungeduldigen Anhang zurückgepfiffen. Es folgten wüste Szenen in Petersburg und dann der dramatische Auftritt des deutschen Vormarsches mitten nach Rußland hinein. Da hielt der Russe nicht mehr stand; weder im Feld noch mit seinen Nerven. Und als sodann der Notschrei Rußlands erfolgte, der das klippklare Ultimatum von deutscher Seite auslöste, da drang der erste, helle Strahl durch all die Trübsal: der Lichtstrahl, der den Frieden kündete. Binnen wenigen Tagen hatte sich das Schicksal der Russen entschieden!

Inzwischen hatte sich, abseits von Trotzkis hohlem Gerede und ungeachtet seiner Kniffe und Künste, etwas Hochwichtiges ganz in der Stille vollzogen: der Friede mit der Ukraine war geschlossen, Rußlands diplomatische Phalanx durchbrochen worden. Ein eigenartiger Vorgang. Er bietet ebenso interessante Rückblicke wie Ausblicke in die Zukunft und verdient, wohl gewürdigt zu werden. Dieser erste Brester Friede formt nur, was er vorfand. Er fußt auf der Tatsache, daß die deutschen Waffen das Gefüge des Riesenreiches der Reußen zerschmettert hatten. Das einstige gewaltige Staatsgebilde

war unter der Wucht der deutschen Hiebe zu Bruch gegangen. Nun kam der Vierbund in die außergewöhnliche Lage, nachdem der Koloß ihn vergeblich hatte überrennen wollen und zerschellt war, mit den Teilstücken einzeln Frieden schließen zu müssen. So etwas, zumal in so gigantischem Ausmaß, war kaum jemals dagewesen. Zugleich erwuchs den Mittelmächten auch die nicht minder ungewöhnliche Aufgabe, sofort als Schutzherren der bürgerlichen Ordnung und als ersehnte Friedensbringer in das vom Aufruhr durchtoste Land einzumarschieren: als Freunde dorthin zu kommen, wo sie eben noch in blutiger Fehde lagen.

Dem zweiten Brester Frieden folgten, ebenso kurz und bündig, die Abschlüsse mit Finnland und Rumänien. Der richtige Ton war wiedererlangt. Vornehmlich halte sich in Brest erwiesen, wie unsinnig das Unterfangen der Bolschewikifanatiker war, auf offenem Marktplatz diplomatische Verhandlungen zu führen. Auf den Jahrmarkt der Völker gehören solch ernste Dinge nicht; denn dort ist Geschmack und Auffassung auf die Schauerdramatik des Kasperletheaters und anderer Schaubuden geeicht. Während Trotzki in endlosem Geschwafel seine prinzipienreiterischen Weihnachtsmärchen vom „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen" vom Stapel ließ, hatten ganz im stillen die Ukrainer rasche und ersprießliche Arbeit vollendet. Auch die Rumänen und Finnländer gingen auf altgewohnte Weise zu Werke und hatten vollen Erfolg. Wie nach schwerem Alpdrücken war ein Aufatmen durch die Lande gegangen, als das öde Gerede abgebrochen wurde und Trotzki für immer von der Bildfläche verschwand.

*

Stückweise mußten die Mittelmächte sich den Frieden einholen von dem zerbröckelten Rußland. Und noch bleibt einiges zu tun, obzwar Dinge ohne weiteren Belang. Denn noch sind einige Bruchstücke des einstigen Rußland vorhanden und schwimmen im politischen Weltenraum dahin wie Teile eines zertrümmerten Planeten: das Dongebiet, die kaukasischen Staatsgebilde, Sibirien usw. Die Schwerkraft wird sie jedoch von selbst in die natürliche Bahn und daher zum formellen Frieden zurücklenken. Bestehen jedoch bleibt als tiefgreifende Zergliederung des einstigen Zarenreiches —abgesehen von den Randländern, denen Rußland endgültig hat entsagen müssen — die Lostrennung des fruchtbarsten und reichsten Gebiets, der Ukraine, als unabhängiger Staat. Für die gesamte europäische Politik bleibt dies für alle Zeiten von größtem Belang. Denn in der Ukraine ist ein Gebiet auf eigene Füße gestellt worden, das dank geographischer Lage und ungeheuren natürlichen Reichtümern ein gesättigter Kulturstaat werden kann. Während Großrußland, rauh und arm wie es ist, allein der Sitz jenes unersättlichen Ausbreitungs- und Eroberungstriebs war, der seit zwei Jahrhunderten Osteuropa in Atem hielt. Dieses Gebiet aber geht wirtschaftlich wie als politischer Machtfaktor überaus geschwächt aus der Teilung hervor, durch die es seines stärksten Rückhalts, eben des gesegneten südrussischen Landstriches, verlustig ging. Die Zweiteilung wird bedeutsam nicht sowohl durch die geographische Zerspleißung als dadurch, daß der schollentreue, schaffensfreudige und friedfertige Kleinrusse volle Entfaltungsmöglichkeit gewinnt, das unstete, eroberungsüchtige, unfruchtbare Großrussentum seines besten wirtschaftlichen Rückhalts beraubt wird; daß also Machtgier und wirtschaftliche Kraft sich nunmehr getrennt finden.

Damit wird der Druck von Europas Flanke künftig genommen sein; und besonders Deutschland wird diese Entlastung zugute kommen! Die ganze politische Konstellation im Osten ist durch die Zertrümmerung des russischen Planeten von Grund aus verändert.

Wie diese Spaltung möglich war? Nur dadurch, daß der russische Staatskoloß mehr ein gemachtes Schaustück denn ein gewachsenes Gebilde war. Das Reich war ein plumper Mechanismus, kein Organismus. Aus machtlüsternen Eroberungen zusammengeklittert, war es lediglich durch einen schwerlastenden Verwaltungsapparat mittels harter Klammern zusammengehalten. Noch waren die wirtschaftlichen Bindungen in dem noch fast naturalwirtschaftlichen Agrarlande geringfügig. Durch den Anprall an Deutschlands unerschütterliche Macht sprangen die künstlichen Nieten und Spangen, und das Ganze zerbarst. So ist Rußland heute wieder da angelangt, wo es bei der Thronbesteigung der jetzt abgeschüttelten Romanows zu Beginn des 17. Jahrhunderts stand. Auch damals wand sich Moskowien in inneren Krämpfen, machte sein wüstes Interregnum durch, sein „smutnoje Wremia", die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Auch damals schien der Staat aus den Fugen zu gehen und deckte das Land mit furchtbarstem Blutvergießen, während der Feind, die Polen und Kosaken, in Moskaus Vorstädten saßen. Nur mit dem Unterschied, daß zu jenen Zeiten nach Süden hin noch ein unendlicher politischer Leerraum bestand, in dem Tataren, Kosaken und Kolonialpolen sich tummelten — während heute dort ein neuer, volkreicher Staat im Entstehen begriffen ist, von einer gütigen Natur mit allen Voraussetzungen einer kräftigen Blüte ausgestattet.

Und mag dereinst infolge starker wirtschaftlicher, religiöser und volklicher Affinitäten der eine Teil sich wieder zum anderen zurückfinden — das alte, düstere, moskowitische Rußland wird nicht wieder erstehen. Denn der Schwerpunkt wird endgültig nach dem gesegneteren und kulturstrebigeren Süden verlegt sein. Die heitere, regsame Art des aus sich heraus schaffensfreudigen Kleinrussen wird die Oberhand gewonnen haben: der sprossende, sonnige Süden über das finstere, machtlüsterne Waldrußland und seine von finnisch-ugrischer Schwerblütigkeit durchsetzte Menschenrasse.

*

So weit, was Rußland betrifft. Für Deutschland ist die Tragweite des Friedenschlusses natürlich ganz ausnehmend groß. Zunächst: der Zweifrontenkrieg hat sein Ende erreicht. Von 2000 Kilometer Front können die Zentralmächte ihre bisher gebundenen Kräfte abziehen bis auf geringe Truppenmassen zur Beobachtung und zur Erfüllung gewisser Aufgaben, die ihnen die wirtschaftlichen Vorteile aus dem Frieden gewährleisten und fördern sollen. Doch mehr als das: Der wirtschaftliche Bannfluch, der als Hungerblockade auf ihnen lastete, ist gelöst! Gebrochen der furchtbare Ring, der ganze Völker durch Hunger kirremachen sollte. Und indes England und seine Verbündeten selbst die Nahrungsnot immer schärfer zu spüren bekommen und sogar Amerika „fleischlos und brotlos" wird und mit kohlenlosen Tagen sich zu behelfen gezwungen sieht, atmen die Völker Mitteleuropas auf. Reichliche Versorgung winkt ihnen vom Beginn der neuen Ernte an, und auch bis dahin werden wertvolle Brotstoffe und Futtermittel aus den bisher feindlichen Ostländern herangeschafft werden und manche schmerzliche Lücke ausfüllen. Ausdrücklich bestimmen die Verträge, insbesondere mit der kornreichen Ukraine

und mit Rumänien, welches als Morgengabe des Friedens noch die Moldau und teilweise wohl Beßarabien zur Ernährung der bisherigen Gegner darzubringen hat, daß jede Maßnahme zu begünstigen ist, die für die Versorgung der Mittelmächte erforderlich erscheint. Und schon ist deutsche Tatkraft und Organisation auf dem Sprunge, um raschmöglichst Ordnung in das zerrüttete Verkehrs- und Wirtschaftsleben Rußlands zu bringen. Es ist nicht zu unterschätzen, daß der Friede auch gerade noch früh genug kam, um die Frühjahrsbestellung zu ermöglichen und anzueifern. — Über diese unmittelbarsten Folgen hinaus bringt der Friedenschluß Erscheinungen zugunsten Deutschlands mit sich, die bestimmt zu sein scheinen, weit in die hohe Politik hineinzuragen. Einmal dadurch, daß bei dem unvermeidlichen russischen Staatsbankrott England seine Vorschüsse von etwa 15 Milliarden Mark einbüßen und Frankreich seine Guthaben von mindestens demselben Betrag in den Rauchfang schreiben wird. Schläge auf die Tasche aber verträgt die dickste Freundschaft nicht, und die französische Rentnernation am allerwenigsten. Zweitens sieht es mit dem Zusammenhalt der Entente im fernen Osten recht windig aus. Der russische Frieden bringt innerhalb des Massenverbandes neben schwerer Entmutigung schärfste Spannungen hervor wegen des Vorgehens, zu dem sich Japan gegen Sibirien anschickt. Schwere Gewitterwolken ballen sich über Ostasien zusammen, die zwar wohl erst nach dem Weltkrieg zur Entladung kommen mögen, aber um so mehr schon jetzt vorauswirken müssen auf die Beziehungen zwischen den gegenwärtigen Alliierten. Eine Fernwirkung des Friedens! England sieht mit beiden nassen Augen Japans Macht dort ins Absolute und Ungemessene wachsen. Amerika aber macht seine gewohnte süßliche Wilsonmiene zum bösen Spiel und ballt im Bewußtsein seiner gegenwärtigen Ohnmacht ingrimmig die Fäuste in der Tasche. Es weicht einer Billigung der japanischen Absichten mit gewundenen Redensarten aus, um sich volle Bewegungsfreiheit vorzubehalten. Auf alle Fälle aber sendet es eine starke Flotte hinüber; ein bewegliches politisches Observatorium, das statt der Teleskope — 35-Zentimeter-Geschütze mit sich führt. Alle die mühsam überkleisterten Risse zwischen den angelsächsischen Mächten und ihrem gelben Nebenbuhler springen auf, da der deutsch-russische Friedenschluß Japan veranlaßt, den günstigen Vorwand zu benützen und, früher als es sonst geschehen wäre, die Maske fallen zu lassen. Das sind ebenso viele Vorgänge, die für Deutschlands künftige Außenpolitik zum Guten ausschlagen müssen.

*

Nun noch einige Worte zu den Verträgen. Das Hervorstechendste in der politischen Auseinandersetzung mit Großrußland muß darin erblickt werden, daß alle westlichen Randländer bedingungslos und ohne alle Umschweife von den Russen den Mittelmächten überantwortet werden. Das schafft im Sinne der deutlichen Sprache des deutschen Ultimatums und anders als das vielgeschlängelte Gerede über Selbstbestimmungsrechte im Sinn analphabetischer Demokratie usw. gerade und klare Verhältnisse. Wäre das Schicksal der befreiten Länder vertraglich ausgetüftelt worden, so hätte darin der Keim zu ständigen Einmischungen und zu gefährlichen Zwistigkeiten für die Zukunft gelegen. Die Mittelmächte sprechen lediglich die Absicht aus, „im Einvernehmen mit der Bevölkerung jener Gebiete deren künftiges Schicksal zu bestimmen". In welchen Formen dieses Einvernehmen und durch welche Organe seitens dieser Randvölker die Schicksalsbestimmung erfolgt, bleibt ganz allein dem Ermessen der Zentralmächte überlassen. Ähnliches geschieht bezüglich der an die Türkei abzutretenden Gebiete des Südwestkaukasus. — Damit ist Rußland im Westen auf seine eigentlichen Kernlande beschränkt. Denn es sind z. B. die Gouvernements Mohilew und Witebsk, durch die die neue Grenze läuft, noch überwiegend weißrussische, wogegen die östlich sich anschließenden Gebiete von Smolensk, Pskow, Kaluga und Orel (Orjol) rein großrussisches Stammland sind und immer waren. Es werden somit national gesunde Verhältnisse geschaffen. Rußland bleibt Rußland; nur die Eroberungsgebiete muß es aufgeben und ihre eigenen Wege gehen lassen. Richtige „Desannexion" also, im wahrsten Sinn! Strengstes Nationalitätenprinzip; — was wollten die Ententephilanthropen mehr?

In weiterem hat Großrußland sich bequemen müssen, die Ukraine, deren Selbständigkeit es ja schon früher anerkannt hat, nun auch wirklich in Ruhe und nach eigener Fasson selig werden zu lassen. Es hat nun alle ferneren gewaltsamen Bekehrungsversuche zum Bolschewismus einzustellen.— Beneficia non obtruduntur. Noch ist die junge Ukraine schwach: die Mittelmächte haben sich für sie in dem großrussischen Friedensvertrag stark gemacht. Das ist sehr wichtig! Nicht minder die sofort einsetzende Räumung Finnlands. So hat der Vierbund nicht nur Finnland und die Ukraine von den Großrussen herausgehauen, sondern auch sofort seinen Schild schützend über jene Länder zu halten Anlaß genommen. Der Vertrag mit Finnland enthält dafür an erster Stelle einen Satz, wonach keinerlei Servitute auf finnländische Gebietsteile ohne Einverständnis Deutschlands bewilligt werden dürfen. Deutschland spielt also in dieser Richtung diplomatisch die Vorhand, ohne im übrigen irgendwie die Freiheit Finnlands einzuschränken. In Ostseefragen sollen künftig nur noch die Anliegerstaaten mitzureden haben, denen Deutschland in jeder Weise freundschaftlich entgegenkommt.

Handelspolitisch ist alles vorgesehen, um dem engsten wirtschaftlichen Zusammenschluß der ostwärts an Mitteleuropa grenzenden Staaten die Wege zu ebnen. Von Kriegsentschädigungen sieht der Vierbund ab. Auch an Kriegschäden im engeren Sinne, wie sie durch unabwendbare Notwendigkeiten der Kriegführung bedingt sind, trägt jeder sein Päckchen selbst. Dagegen sind durch rechtswidrige Eingriffe verursachte Schäden wiederherzustellen, oder es ist, falls solches nicht angängig, Ersatz dafür zu leisten. Auch der deutschen Kolonisten hat man nicht vergessen. Freie Rückkehr auf deutschen Heimatboden ist ihnen gewährleistet. Ihr wirtschaftliches Los läßt sich aus den Veröffentlichungen noch nicht ganz klar ersehen. Auch den Staatsgläubigern Altrußlands ist so weit Schutz zuteil geworden, daß heute die deutschen und österreichischen Besitzer russischer Papiere bessere Sicherheiten haben als die Ententegenossen des ehemals zarischen Russenreiches. Endlich sind die Zölle bis 1925 festgelegt (wodurch ein fester Boden zum Wiederaufschwung geregelter Handelsbeziehungen geschaffen) und wird gewissen Behinderungen vorgebeugt, die man früher russischerseits dem Durchfuhrhandel nach Persien und Afghanistan entgegen den Abmachungen und sogar den Weltpostverträgen bei Benutzung der kaukasischen Transversalbahn zu machen beliebte. Zur Vorsicht sind auch die Schlingen gelöst, durch die etwa die Entente die Russen umgarnt haben könnte; es wendet sich da-

gegen die Abrede, daß alle Bevorzugungen, die während des Krieges durch Versprechen auf Sonderbehandlung (Wirtschaftskrieg!), Konzessionserteilung usw. zuerkannt sein sollten, für nichtig erklärt sind oder doch den Kontrahenten gleichfalls zuteil werden sollen.

Glatte Bahn ist also dem Handel geschaffen, diesem Friedenstifter vor allen anderen. Und nach wie vor liegen die Verhältnisse zwischen Rußland und vornehmlich Deutschland so, daß die Natur selbst beide Völker auf gegenseitige Ergänzung anweist. Deutschland bedarf ungeheurer Zuschüsse an Roh- und Nährstoffen — Rußland vermag sie zu bieten und wird noch auf viele Jahrzehnte hinaus auf der Suche nach einem zahlungsfähigen Markt sein. Rußlands dringendster Bedarf richtet sich auf Qualitätserzeugnisse hochentwickelter Gewerbearbeit, die niemand so gut und billig zu liefern vermag, als das Tür an Tür liegende Deutschland. Diese Nachbarschaft beschwingt noch und befestigt den beiderseitigen Warenaustausch. Deutschland belegte denn auch in den letzten Jahren für sich allein reichlich die Hälfte der russischen Ausfuhr, wenn man die Bezüge über Belgien mit einrechnet; war also fürwahr ein vorzüglicher Abnehmer. Im Austausch lieferte es fast 44 Prozent des russischen Einfuhrbedarfs. Und so wird es auch nach dem Frieden wieder werden kraft den naturgegebenen Verhältnissen. Der Frieden sorgt hierin vor.

*

Wie mag sich nun die politische Gestaltung Rußlands anlassen? Es ist seines weiten Vorgeländes entkleidet, das ihm — man denke vor allem an das polnische Sprungbrett — Zutritt weit ins Herz Europas gab. Eines Glacis, aber nicht zur Abwehr, sondern zu einem latent sich durch die Jahrhunderte fortwälzenden Angriff; eines Gebietes, so groß wie Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen. Werden sich die Russen darein verbeißen, das Verlorene wiederzuerlangen? — Schwerlich! Denn Rußland liegt das starre Versteifen auf bestimmte Ziele fern. Stets breitete es sich, einem Riesenmollusk gleich, nach der Richtung des geringsten Widerstandes aus, nach dem schwächsten Punkt seiner Grenzen; und daß dies nicht der Westen sei, wird Deutschlands Sorge sein! Ganz instinktiv, nicht planmäßig ging diese endlose „Jagd nach einer Grenze" vor sich. Abwechselnd kroch Rußland einmal westwärts, dann wieder ostwärts vor. Nach jedem Nasenstüber machte es kehrt mit seinem Ausbreitungsdrang. Das letzte Mal geschah es nach dem japanischen Kriege. England begünstigte diese Wendung diplomatisch sehr geschickt durch den Vertrag von 1907, der quer durch ganz Asien dem überquellenden Russenstrom einen Staudamm errichtete, um dessen ganzes Gefälle dorthin abzulenken, wo man desselben für britische Mühlen bedurfte: nach dem Balkan und mitten in das europäische Festland hinein! In der Tat schaltete sich die ganze Tätigkeit der russischen Diplomatie, die in Persien, Tibet, Mandschurei nichts mehr zu suchen hatte, seit 1908 in jene Richtung um. Sie nahm ihre seit Mürzsteg nur flau betriebenen Balkanumtriebe mit ganzer Macht wieder auf und geriet damit in den von den Briten vorgezeichneten Krieg. . . Es kam der Mord von Serajewo — in Rußland mit Jubel begrüßt — das Weitere wissen wir.

Heute jubelt Rußland nicht mehr. Schwer liegt es am Boden. Wenn es sich wieder aufrappelt — und das in seiner Passivität zähe Volk wird sich wieder erheben! — wird es sich die Augen reiben und tun, was es seit Jahrhunderten zu tun pflegte: es wird sich, halb betäubt noch, umwenden und einen bequemeren Weg zu seiner Ausdehnung einschlagen. Es wird sich also abermals gen Osten wenden. Die Friedensverträge tragen das ihrige dazu bei, diese Wendung zu begünstigen. Seine zerfetzte, niedergerissene Westgrenze, mit einem anerkannt übermächtigen Nachbar dahinter, werden dem Großrussentum eingeben, sein Gesicht ostwärts zu richten, wo leichtere Beute winkt. Das ist auch im Interesse der Menschheit. Denn im Westen hat das Russentum alle höheren Kulturen, die es geistig zu beherrschen nicht vermochte, grausam niedergetrampelt — Polen, Finnen, Litauer, Deutsche, Letten, Esten, die Ukrainer; ja sogar die armseligen Ostjuden wurden niedergehalten. Im Osten harrt Rußlands dagegen eine Kulturmission, der es bisher auch gerecht zu werden verstand. Es hat Licht in das düstere Innerasien zu bringen vermocht und fühlte sich dort als Vorposten der weißen Rasse und des Christentums.

Das aber ist der tiefere Sinn des Friedens im Osten Europas: er befreit nahezu aufgegebene Völker, bahnt jedoch zugleich den regsten friedlichen Güteraustausch an und **wendet Rußlands Gesicht dem Osten zu.** Dort mag es seinen Ausdehnungsdrang auslassen; dort auch wird es Eroberer, Heilsbringer und Lichtträger sein! Nach Westen zu soll es sich dahin bescheiden, friedliche Gemeinschaft mit den Nachbarn zu pflegen. In diesem doppelten Sinne möge der Friede zum Merkstein eines neuen Zeitalters für das Russentum werden.

Der U-Boot-Krieg im Rahmen der Gesamtkriegführung.

Von Major A. v. Olberg, Major im Kriegspresseamt.

Nach den gewaltigen Kämpfen im Herbst 1916 hatte sich im vorigen Jahre die Gefechtspause, durch den harten Winter besonders begünstigt, während mehrerer Monate auf das schärfste ausgeprägt. Aber die Pause diente nicht der Ruhe, weder bei uns noch bei unseren Gegnern, hatten wir doch erkannt, daß jene unter Zuhilfenahme der technischen Hilfsmittel der ganzen Welt ihre Heere an der Westfront für die kommende Frühjahrsoffensive in einer Weise mit Geschützen und Munition und allen anderen Kampfmitteln auszustatten strebten, wie sie der Krieg bisher noch nicht gesehen hatte. Wie Deutschland damals angesichts der feindlichen Vorbereitungen auch seinerseits die Leistungsfähigkeit der Kriegsindustrie bis zur höchsten Vollendung zu steigern, das ganze Volk der Kriegführung dienstbar zu machen verstand, haben wir in dankbarer Freude mitdurchlebt. Aber alle diese Arbeit, diese Opferfreudigkeit wäre nutzlos gewesen, hätten wir nicht erkannt, daß wir im U-Boot-Krieg nach langem Zögern endlich unser wirksamstes Kriegsmittel zum Siege einsetzen mußten. Allein auf unsere Kraft angewiesen, durch die englische Verriegelung der Nordsee und durch die Knechtung der Neutralen von der Produktion der Welt abgesperrt, hätten wir im Wettkampf der In-

dustrien unterliegen und dies mit Tausenden kostbarer Menschenleben bezahlen müssen, wenn wir nicht in dem U-Boot-Krieg das Mittel fanden und zur Anwendung brachten, das den Kampf gegen die Kriegswirtschaft unserer Feinde an wirksamster Stelle aufnahm. Der U-Boot-Krieg ist damit zu einem wesentlichen Teil der Gesamtkriegführung geworden. Wenn sein Wert damals noch von vielen Seiten bestritten, sein Erfolg bezweifelt wurde, weil man im großen und ganzen glaubte, er solle nur einer Unterbindung der Lebensmittelzufuhren nach England dienen, so dürfte heute kein Mensch vorhanden sein, der nicht anerkennt, daß in erster Linie seine Erfolge rein militärischer Natur sind, daß die Bekämpfung der feindlichen Materialzufuhr und damit der gegnerischen Kriegswirtschaft eine ausschlaggebende Rolle bei der weiteren Durchführung der Gesamtkriegshandlungen gespielt hat.

Alles, wessen unsere Gegner zur Fortführung des Krieges bedürfen, geht ihnen auf dem Seewege zu. Kohle, Eisenerz, Metalle, Öl, Stahl, Holz — das sind die Rohstoffe, die aus den fernsten Weltteilen der Kriegsindustrie Englands und Frankreichs zugeführt werden sollen, denn nur die notwendigsten Waren werden den von Tag zu Tag knapper werdenden Schiffen anvertraut. Daneben naturgemäß wohl in fast gleichen Mengen fertige Maschinen, Geschütze, Gewehre, Munition und Lebensmittel jeder Art. Andere Dinge dürfte man vergebens unter den reichen Vorräten suchen, die nun seit mehr als 12 Monaten unerbittlich in die Tiefen der Meere versenkt worden sind, ja, man kann sogar so weit gehen zu behaupten, daß unsere Gegner den Seetransport von Luxusartikeln und solchen Gegenständen, die nicht unmittelbar für die Kriegswirtschaft gebraucht werden, überhaupt nicht mehr dulden. Daraus ergibt sich, daß der U-Boot-Krieg tatsächlich nur gegen kriegswichtige Transporte geführt wird. Er wirkt gegen die feindlichen rückwärtigen Verbindungen, die nicht, wie bei uns, in den Eisenbahnlinien, Land- und Wasserstraßen hinter der Front bestehen, nein, der ganze weite Ozean dient unseren Gegnern zu diesem Zweck. Mit demselben Recht, mit dem sich die feindlichen Flieger bemühen, Eisenbahnzüge hinter der deutschen Front anzugreifen und zu vernichten, weil sie wissen, daß diese den Nachschub für unsere Truppen — sei es an Mannschaften, sei es an Kriegsmaterial oder Lebensmitteln — heranführen, greifen unsere U-Boote die feindlichen Transporte auf dem Meer an. Wer vermag einen Unterschied darin zu erblicken, ob sich die feindlichen Flieger gegen unser rollendes Material wenden, oder ob unsere U-Boote Englands hauptsächlichste Nachschubmittel — den Schiffsraum — in die Tiefe schicken. Hier wie da der gleiche Gedanke: Vernichtung des feindlichen Nachschubes, also Schwächung des Gegners durch Schädigung seiner Truppen. Der eintretende Mangel soll zur Herabsetzung der Kampffreudigkeit, des Siegeswillens führen, ihn leitet also letzten Endes der Grundgedanke jeder Kriegführung: der gegen die feindliche Kampfkraft gerichtete Vernichtungswille.

Der direkte taktische Einfluß, den der U-Boot-Krieg im Rahmen der militärischen Lage ausübt, besteht hiernach in der Versenkung von Munitions- und Truppentransporten, also in einer jedermann erkennbaren positiven Schädigung der feindlichen Wehrkraft. Weniger ersichtlich ist für die Allgemeinheit der indirekte taktische Erfolg. Dieser ist in erster Linie darin zu finden, daß sich unsere Gegner bei ihrem Suchen nach Abwehrmitteln schließlich gezwungen sehen, zur Bewaffnung aller ihrer Handelsschiffe zu schreiten. Diese Maßnahme erforderte eine ungeheure Zahl von Geschützen, die jetzt, auf den feindlichen Handelsdampfern festgehalten, nicht auf den Schlachtfeldern in Flandern oder in der Champagne eingesetzt werden können. Es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn wir behaupten, daß die Gesamtzahl der englischen Geschütze an der Flandernfront wahrscheinlich geringer ist als die Zahl der Kanonen, die monatelang tatenlos auf den Schiffen mitfahren müssen, lediglich für den Fall, daß sie einmal auf der ganzen Fahrt in die Lage kommen könnten, einen deutschen U-Boot-Angriff abzuwehren. Aber mit den Geschützen allein ist es nicht getan. Zur Bewaffnung der Handelsschiffe gehören auch ausgebildete Mannschaften als Geschützbedienung; diese Leute können nur den Beständen der Artillerie des Landheeres oder der Marine entnommen werden. Sie erfordern naturgemäß dort einen Ersatz, und dies führt zu einem neuen taktischen Erfolg; denn könnte die Entente von der Bewaffnung der Handelsschiffe absehen, so könnte sie diese mehrere tausend Leute an der Schlachtfront verwenden. Noch weniger leicht erkennbar ist eine weitere taktische Wirkung, die darin besteht, daß der durch den U-Boot-Krieg — d. h. durch die Versenkung zahlreicher Grubenhölzer — hervorgerufene Holzmangel die Kohlenerzeugung verringert, also ein Stillegen erst einzelner, mit der Zeit zahlreicher Fabriken, die für die Kriegswirtschaft arbeiten, erfordert. Selbst die infolge des U-Boot-Krieges eingeschränkte Lebensmittelzufuhr löst eine taktische Rückwirkung aus, führt sie doch zur Knappheit und zwingt somit zur Hebung der eigenen landwirtschaftlichen Erzeugung. Dies bedeutet: Menschen aufs Land statt ins Heer, Maschinenbau für die Landwirtschaft statt für die Armee, Stickstoff zur Getreideerzeugung statt in die Munitionsfabriken. Schließlich zwingt auch die Vernichtung des Schiffsraumes dauernd zu Neubauten, die Kohle, Eisen, Stahl und andere Metalle verschlingen, die zur Munitionserzeugung gebraucht werden könnten, und hält eine gewaltige Anzahl von Menschen auf den Werften fest, die für den Gegner an der Front ausfallen. Aber selbst wenn England noch so große Verluste an der Front hätte, auf diese Bauarbeiten kann es nicht verzichten, will es nicht seine zukünftige Weltgeltung aufs Spiel setzen. Kurz, bei tieferem Eindringen in die viel verästelten Rückwirkungen des uneingeschränkten U-Boot-Krieges wird es erst klar, wie sehr dieser einen Teil unserer militärischen Operationen bildet, um so mehr, als alle diese Nachteile, je länger unsere U-Boote arbeiten, um so größere Wirkung auslösen.

So weit die taktischen Wirkungen des U-Boot-Krieges im Rahmen der Gesamtkriegführung. Wie aber verhält es sich mit den strategischen? Ebenso, wie sich in einem Landkrieg strategische Wirkungen nur durch die Aneinanderreihung taktischer Erfolge erzielen lassen, wie große Operationen nur auf einer größeren Zahl folgerichtig aufgebauter Einzelhandlungen beruhen, so bildet auch der U-Boot-Krieg erst durch seine Gesamtwirkung einen Teil der großen strategischen Gesamthandlungen. Dies hat sich so recht im Verlauf des ersten Jahres der Durchführung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gezeigt. England hatte zu Beginn des letzten Kriegsjahres die Parole ausgegeben, daß im kommenden Jahr der Krieg gegen uns als Abnutzungskrieg durchgeführt werden sollte. In unzähligen Teiloffensiven

haben unsere Gegner versucht, unsere Front zu erschüttern. Da der strategische Durchbruch durch taktische Stöße nicht erreicht werden konnte, sollte die Abnutzung unserer Front, die dauernde Inanspruchnahme aller unserer Kräfte zur Ermattung, zum Sieg des Gegners führen. Die Abnutzung war also als Kampfmittel in die große Strategie eingestellt. Anders ist es gekommen! Die feldgraue Mauer im Westen hält noch heute so fest wie vordem, und von einer Abnutzung ist bei uns nirgend etwas zu bemerken. Mehr und mehr erkannte man aber in England, daß die Zeit für uns arbeitete, und daß der U-Boot-Krieg das neue Kampfmittel „Abnutzung" anwandte, daß er durch die Gefährdung des Nachschubs mehr und mehr die Ententekriegführung lahmlegte. So kam es, daß die Gegner sich schließlich zu einer Generaloffensive aufrafften, die ihnen unbedingt den Besitz unserer U-Boot-Basis bringen sollte. Es war vergebens! Der gewaltige Kampf, in dem der U-Boot-Krieg bestimmenden Einfluß auf die strategischen Entschlüsse der feindlichen Heeresleitung ausgeübt hatte, endete mit einer Niederlage der Engländer. Der deutsche Abwehrsieg in Flandern ist der schönste Beweis dafür, daß der U-Boot-Krieg eine Rückwirkung auf den Landkrieg ausübt, daß er ein Faktor der Gesamtkriegführung geworden ist.

Der Abnutzungskrieg aber hat sich gegen den gewandt, der dieses Schlagwort geprägt hatte — abgenutzt war nicht die deutsche Front, sondern die englische Handelsflotte. Fast von Tag zu Tag verringerte sich deren Schiffsraum. Große Teile der einst für den Handelsverkehr verfügbaren Tonnage haben zur Verstärkung der Kriegsflotte herangezogen werden müssen; Hilfsschiffe, Monitoren, Fischdampfer, U-Boot-Jäger und U-Boot-Fallen wurden gebraucht. Immer wieder mußten dem Handel Schiffe entzogen werden, um rein militärischen Zwecken zu dienen, aber unaufhaltsam versank gleichzeitig Tonne auf Tonne in den ewigen Meeren. Kaum konnte die Entente dank der Beschlagnahme unserer in feindlichen Meeren befindlichen Schiffe und dank eines unnachsichtigen Druckes, der einer Erpressung bei den Neutralen gleichkam, den Schiffsraum für den freien Handel auf der geringst möglichen Höhe halten, und dennoch ist kein Ende der Verluste abzusehen. Schon reicht der Schiffsraum kaum mehr aus, die feindlichen Armeen dauernd lebensfähig zu erhalten, und die feindlichen Staaten sehen sich gezwungen, einen Teil der für militärische Zwecke requirierten Tonnage für den Handel zur Verfügung zu stellen. Die Unsicherheit der Regierung, wie sie für ihre Völker und ihre Heere weiterhin die Zufuhr sichern soll, wächst dauernd, denn auch die Vorratsnot, die eigentlich nur Nebenzweck des U-Boot-Krieges war, beginnt in England und Frankreich, täglich steigend, zum lästigen Druck zu werden. Noch immer ist ein brauchbares Abwehrmittel nicht gefunden, und in Erkenntnis der Machtlosigkeit der eigenen Marinen diesem deutschen Kampfmittel gegenüber nimmt die Niedergeschlagenheit und Kriegsmüdigkeit in den feindlichen Staaten immer erschreckendere Formen an.

Heute, wo das Jahresergebnis des uneingeschränkten U-Boot-Krieges mit 9 590 000 Br.-Reg.-To. versenkten feindlichen Schiffsraumes vorliegt, wird wohl niemand mehr bestreiten, daß der U-Boot-Krieg wirkt. Aber daß er auch Geist von Hindenburgs Geist ist, daß er in seiner Hand nur eins der vielen Kriegsmittel darstellt, die die Gegner niederringen sollen, hoffe ich nachgewiesen zu haben. Wie unsere Armeen durch die geniale Führung unserer Feldherren den Gegner im Osten immer wieder umfaßten und schlugen, bis sie durch Rußlands Niederbruch den Zweifrontenkrieg für immer abtaten, wie in Italien der ständige Druck der Armee Conrad v. Hötzendorfs auf die linke Flanke des Gegners sein Zurückweichen vom Isonzo zum Tagliamento und von diesem zur Piave zur Folge hatte, so bildet der U-Boot-Krieg an der Westfront den umfassenden Nordflügel, der mehr und mehr zur Wirkung kommt, und dem es vorbehalten sein wird, auch dort die Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen und ihnen den Beweis zu liefern, wer Sieger in diesem Ringen ist!

Kinder.

Von Carl Bulcke.

Die Hochbahn war zunächst noch gar nicht so überfüllt.

Der erhöhte Hockerplatz an der Querwand des Wagens, vor dem alte Damen eine abergläubische Angst haben, war sogar noch unbesetzt.

Die junge Dame stand seelenruhig an eine der Metallstangen neben der Eingangstür gelehnt, kümmerte sich um keinen Menschen und um keine Bahnstation, ließ sich ruhig stoßen und sah von ihrem Buch nicht auf.

Die junge Dame war mindestens siebzehn Jahre alt und trug auf ihrem blonden Haar ein schwarzes Pelzmützchen.

Friedrichstraße oder Kaiserhof stieg ein junger Leutnant ein. Ein ganz allerliebster Leutnant, mindestens neunzehn Jahre alt, ein toternster, junger Mann, natürlich das Einglas im Auge, im Mannschaftsmantel mit übergeschnallter Koppel und kurzem, dolchähnlichem Seitengewehr, so recht ein richtiger Frontleutnant, wie ihn sich die jungen Damen vom Weihnachtsmann wünschen.

Der junge Leutnant stand ganz dicht neben der jungen Dame, so dicht, daß zwischen den beiden Köpfen kaum eine Handbreit Raum war. Jetzt war die Hochbahn überfüllt. Die junge Dame las ruhig weiter.

An der Bülowstraße sah die junge Dame auf und sah aus knallblauen Augen den jungen Leutnant an; der junge Leutnant merkte das, ließ sich ruhig ansehn und wandte ein ganz klein wenig den Kopf zur Seite. Er hatte ebenfalls knallblaue Augen. Die junge Dame las weiter.

Kurz hinter dem Wittenbergplatz sah die junge Dame zum zweitenmal auf, sah zum zweitenmal den jungen Leutnant an (sie mußte jetzt ihr Buch zumachen, denn die Nase des Leutnants war einen Finger breit vor ihrem Pelzmützchen), sah auf, zögerte, öffnete den Mund, zögerte und sagte dann mit leiser, spitzer Stimme: „Verzeihen Sie, sind Sie nicht Fritzchen Schmiedekamp?"

Die vier, fünf Köpfe in Hörweite wandten sich langsam und gelangweilt der jungen Dame zu. Der junge Leutnant errötete heftig, wurde außerordentlich verlegen, musterte die junge Dame in höchstem, freudigstem Erstaunen, wußte nicht gleich zu antworten, machte mit Mühe den rechten Arm frei, um die Finger an den Mützenrand zu legen, und sagte: „Ja, natürlich . . ich weiß nur nicht recht . . Verzeihung . ."

„Ich bin doch Ihre Cousine Marie."

Es kam nun ganz rasch ein kurzes Gespräch. Der Leutnant errötete wieder heftig, entschuldigte sich, daß er die Cousine nicht gleich erkannt habe, erzählte, er sei



B. J. G.

Fliegeroberleutnant Buddecke †
Einer der erfolgreichsten deutschen Flieger.



Phot. Junior.

Botschafter a. D. Frhr. v. Mumm,
zum zeitweiligen diplomatischen Vertreter bei der ukrainischen Regierung ernannt.

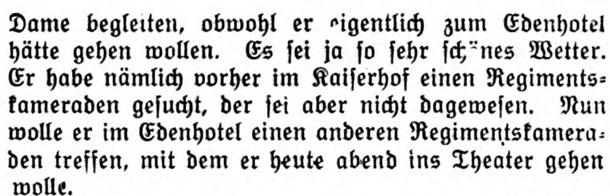
grade noch zwei Tage hier auf Urlaub, und Freitag müsse er wieder an die Front; die junge Dame sagte, als die Bahn am Zoo hielt, indem sie ihm die Hand reichte, daß sie hier aussteigen müsse.

Er stiege ja hier auch aus, sagte der Leutnant.

Das Drängen der Fahrgäste auf dem Bahnhof war so groß, daß sie sich erst wieder trafen, als sie oben auf dem Platz standen.

Die junge Dame erzählte, sie habe es furchtbar eilig. Sie müsse hier nach dem Steinplatz hinunter. Sie habe sich mit dem Mittagessen verspätet, Mama warte schon seit einer halben Stunde.

Der junge Leutnant war aus irgendeinem Grunde sehr befangen. Er erklärte mutig, er wolle die junge



Dame begleiten, obwohl er eigentlich zum Edenhotel hätte gehen wollen. Es sei ja so sehr schönes Wetter. Er habe nämlich vorher im Kaiserhof einen Regimentskameraden gesucht, der sei aber nicht dagewesen. Nun wolle er im Edenhotel einen anderen Regimentskameraden treffen, mit dem er heute abend ins Theater gehen wolle.

Zuerst sei sie unsicher gewesen, ob er es wirklich sei, sagte die junge Dame; vor zwei Jahren hätte er noch viel schmaler ausgesehn.

Der allerliebste Leutnant faßte sich ein Herz und antwortete, er sei es nämlich auch gar nicht. Er hätte das vorhin bloß nicht sagen wollen. Er hieße zwar Fritz, das sei aber auch das einzige. Und er besäße in Berlin gar keine Cousine. Er müsse das sagen, aber es sei ja gar nicht schlimm; die junge Dame möge jetzt die Güte haben, nicht böse zu sein. Er begleite sie ja so furchtbar gern.

„O Gott," sagte die junge Dame, „dann kennen wir uns ja überhaupt gar nicht?" Sie sah ihn ratlos an.

Nun, eigentlich nein. Eigentlich erst seit drei Minuten. Und er freue sich doch so, sie begleiten zu dürfen. Da sei doch gar nichts dabei. — O Gott, was er jetzt wohl von ihr denke! Wenn sie jetzt bloß niemand Bekanntes treffe! Und er dürfe auch bloß noch die paar Schritt bis zum Steinplatz mitgehen.

Ob die junge Dame nicht wenigstens noch zehn Minuten Zeit hätte? Es sei doch so hübsch, zusammen zu gehn. Bloß noch eine Viertelstunde, irgendwohin.

Das sei völlig und rundweg ausgeschlossen. Außerdem warte Mama.

Nun, bloß noch einmal den Weg zum Zoo zurück und dann wieder hinauf.

Nein, nein, auch nicht eine Sekunde länger. Hier würden sie sich jetzt trennen, jetzt im Augenblick.

Nun, dann wenigstens bis zum Knie hinauf. Das seien doch nur ein paar Schritt. Bloß noch diese drei Minuten. Wenn er sie doch so bäte.

Er müsse erst sagen, daß er nichts Schlechtes von ihr dächte.

Um Himmels willen, er dächte das Allerbeste!!



Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel †
Stadtältester von Berlin, hervorragender Forscher auf dem Gebiet der märkischen Heimatkunde.

Dann wolle sie ihn bis zum Entenbrunnen begleiten. Aber auch keinen Schritt weiter.

Als sie aber am Entenbrunnen waren, bettelte er so lange, bis sie einwilligte, ihn doch noch ein paar Schritte bis zur nächsten Straßenecke zu begleiten. Und da dort ein großes Café lag und er ganz außer sich geriet, als sie nun wirklich gehen wollte, ließ sie sich überreden, auf zehn Minuten nach der Uhr mit ihm in das Café zu gehen. Doch er müsse erst schwören: keine Minute länger.

Das Café war ganz leer. Sie wußten beide nicht viel zu sagen; sie saß mit verzagten Blicken, denn sie hatte es wirklich eilig, und er wiederholte nur immer wieder, wie furchtbar er sich freue. Und sie müßten sich wiedersehen. Er sei ja bloß noch zwei Tage hier. Es sei alles ganz egal. Auf den Freund im Edenhotel käme es nicht an; er würde unten an ihrer Wohnung warten, bis sie zu Mittag gegessen hätte, und dann solle sie gleich wiederkommen.

Nein, das ginge nicht.

Und dann ließ sie sich doch erweichen, ihn noch einmal zu sehen. Jetzt gleich, in einer Stunde. Er solle mit der U-Bahn bis zum Großen Stern fahren; den Stern kenne er doch; und dann solle er die Große Allee zum Brandenburger Tor etwas hinuntergehen. Dort im zweiten Waldweg links, da solle er sie treffen. Und nun müsse sie weg.

„Marie!" sagte der junge Leutnant verklärt und streichelte ihre Hand.

Die junge Dame sah mit verzagten Blicken hilflos um sich, lächelte ihn tapfer an, dachte, es ist Weltkrieg und sagte leise: „Fritz."

Nur noch zwei Tage. . Nur noch zwei Tage . . der ganze schöne Urlaub sei schon vorüber . . oh, wenn er sie doch bloß schon vor zwei Wochen getroffen hätte! . . Aber nun müßten sie sich jeden Tag sehen, sooft sie nur Zeit habe. . Gleich wieder morgen früh. .

Wie er denn nun eigentlich wirklich hieße, fragte die junge Dame. Das habe er noch gar nicht gesagt. — Er sagte seinen Namen. — Und wie sie weiter hieße außer Marie. — Sie sagte auch ihren Namen. — Sie drückten sich verstohlen die Hände. Doch sie mußte wirklich fort. Und nun standen sie draußen auf der Straße.

Er lächelte glücklich: In einer Stunde.

Sie wollte sich beeilen: Bestimmt in einer Stunde.

„Wie sagten Sie eigentlich in der Bahn, daß ich hieße? Wie heißt Ihr Vetter?"

Sie lächelte: „Fritzchen, sagte ich doch."

„Nein, ich meine . . wie weiter?"

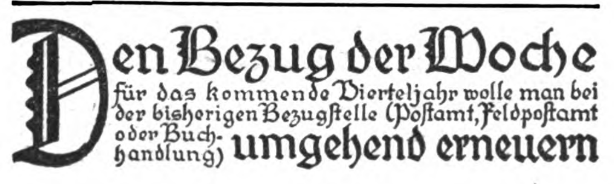
„Fritzchen . . Fritzchen Schiewelbein.". . .

„Nein, so sagten Sie nicht. Sie sagten ganz bestimmt einen andern Namen."

„Doch, ich sagte Fritzchen Schiewelbein."

„Ich weiß aber ganz bestimmt, daß Sie einen andern Namen sagten."

Die junge, blonde Dame von siebzehn Jahren lächelte den allerliebsten, jungen Leutnant an, glücklich, verwirrt und die blauen Augen ganz voll Liebe: „Ich weiß es nicht mehr . . ich habe gar keinen Vetter hier. . Sie gefielen mir so.". .



Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Unsere militärischen Bewegungen in Großrußland haben mit Beginn der abgelaufenen Woche haltgemacht. Am 3. März um 1 Uhr nachmittags erging unser Befehl zum Einstellen der Feindseligkeiten. Nicht ganz so ordnungsmäßig verhielt sich der Gegner; da gab es vereinzelte, unorganisierte russische Banden, die dem rechtmäßigen Verhalten der deutschen Truppen Widerstand leisteten, und es bedurfte einer Mahnung unserer Obersten Heeresleitung an die russische, damit auch diese nachträglichen Ungehörigkeiten aufhörten. So unbedeutend dieser Nebenumstand war, so mußte er der feindlichen Verhetzungspolitik doch zu dem Versuche dienen, in entstellter Form gehässig ausgebeutet zu werden. Es ist eine alte Wahrheit: Haß ist der Zorn der Schwachen.

Selbstverständlich sind derartige Versuche von Einwirkungen durch den feindlichen Nachrichtendienst ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Wir sind nicht blind gegen die tückischen Absichten, hinter denen stets England steckt, auf dem sogenannten internationalen Wege dem deutschen Volk den Sinn für die Wirklichkeit zu verdrehen; aber das steht fest, der Kern des deutschen Volkes bleibt unberührt von allen Versuchen, uns fremde Gesinnungen merklich oder unmerklich zu vermitteln. Nur zu gut sieht man, wie England mit allen Schlichen jetzt vor der großen Abrechnung darauf hinarbeitet, unsere Entschlossenheit abzulenken, uns hinzuhalten. Das wäre vor allem so recht nach seinem Geschmack, durch seine Winkelzüge und Hinterhältigkeiten, durch Verhetzung und mit welchen Mitteln es immer sei, sich unfreiwillige Verbündete aus unserer eigenen Mitte herauszuschaffen. Statt der Handlungen, die wir hinter dem unseren Feinden undurchdringlichen und unheimlichen Vorhang unserer Westfront vorbereitet haben, möchte es — ach, so gern — Verhandlungen haben. Möglichst ausführliche Verhandlungen natürlich, damit der fürchterliche Zeiger am Kraftmesser unseres U-Boot-Krieges zum Stillstand käme, damit wir uns einstweilen auf die Bärenhaut legen. Der deutsche Michel soll sich die Schlafmütze über die Ohren ziehen, damit England noch in der letzten Viertelstunde vor seiner und Frankreichs Katastrophe ihn übertölpeln kann! Wie wollten sie dann unmerklich ihn knebeln!

Ach, hätte England doch jetzt einen ganz kleinen Waffenstillstand! Einstweilen blickt es auf neue rauchende Trümmer in London und Umgebung, die in der abgelaufenen Woche bei einer frischen Heimsuchung unsere Luftflotte hinterlassen hat. Auch Paris wurde reichlich bedacht und ist wahrlich nicht zu kurz gekommen. Die Ableugnungen der Wirkungen dieser beiden deutschen Angriffe durch den feindlichen Nachrichtendienst lassen bei aller Künstelei unverkennbare Schlüsse auf den tatsächlichen Befund zu. Unsere Heeresleitung scheint mit dem Erfolge der beiden Luftangriffe auch durchaus zufrieden zu sein.

Inzwischen haben wir eine deutsche Etappe auf den Aalandsinseln eingerichtet, bei Eckerö landeten deutsche Truppen in Verfolg der von der finnländischen Regierung erbetenen militärischen Hilfe. Inzwischen geht die Entscheidung über das Schicksal Rumäniens seinen Weg.

Werfen wir unsererseits einen Blick auf den Fortschritt unseres U-Boot-Krieges, so sehen wir weitere hocherfreuliche Ergebnisse. Da heben sich wieder sehr beachtenswerte Leistungen dieser schneidigen Waffe unter den eingelaufenen Berichten ab. So verdient in vollem Maße Beachtung die Arbeit, die das Boot des Kapitänleutnants Spieß verrichtete, nicht nur wegen des schweren Schadens, den es unseren Gegnern durch Vernichtung von 35 000 Br.-Reg.-To. Schiffsraum zufügte, sondern vor allem durch die Begleitumstände. Die stärksten Sicherungen aller feindlichen Geleitzüge, die schärfste Gegenwehr aller Zerstörer und Bewachungsfahrzeuge sind einem einzelnen deutschen U-Boot nicht gewachsen, wie das Schicksal des englischen Hilfskreuzers „Calgarian" und die glänzend durchgeführten Angriffe in der Einfahrt zur Irischen See aufs neue beweisen.

Aus den Einzelmeldungen von der Westfront ersehen wir fortgesetzt ohnmächtige Tastversuche des Feindes gegenüber unserer nachdrücklichen Betätigung, die den Gegner fest im Schach hält. Aus allen Heeresgruppen wurden lebhafte Kampfhandlungen gemeldet.

Daß dem Luftkampf in diesem Stadium der Vorspiele zu den kommenden schweren Ereignissen eine besondere Rolle zufällt, liegt in der Natur der Sache; wir können mit Befriedigung feststellen, daß wir auch da den Vorrang siegreich behaupten. X.

Nummer 11.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

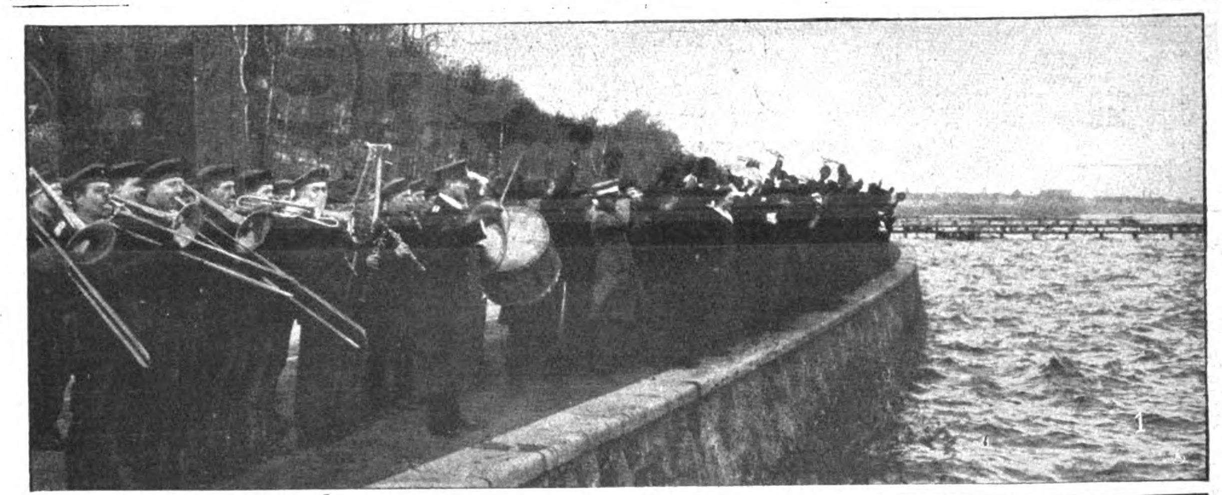
Seite 265.



Bild- und Film-Amt.

Ansprache des Admirals Bachmann (links) an die Offiziere und Mannschaften nach Überreichung des Ordens „Pour le Mérite" an Fregattenkapitän Nerger (rechts).

Rückkehr von S. M. H. „Wolf" nach 15 monatiger Kreuzfahrt.







Rückkehr von S. M. Hilfskreuzer „Wolf“ nach 15 monatiger Kreuzfahrt.

Bild- und Film-Amt.

✠

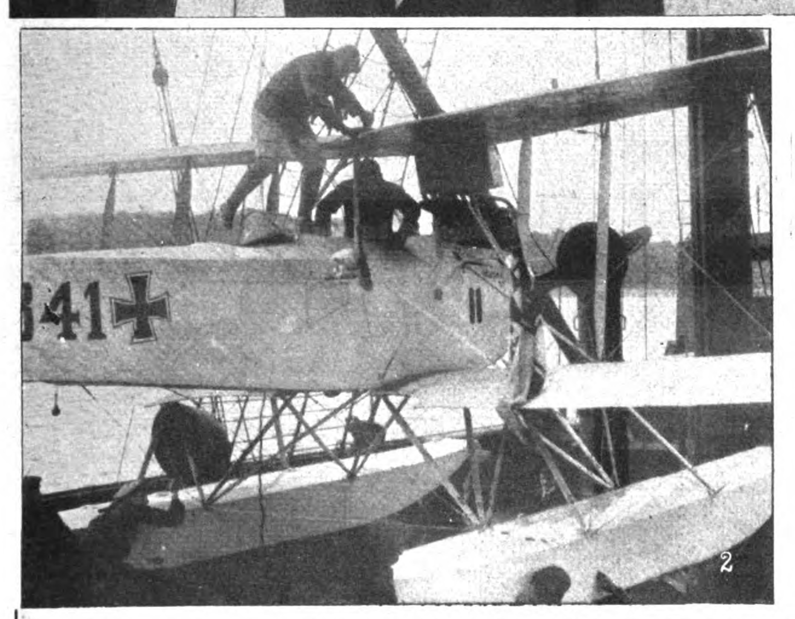
1. Begrüßung des Schiffes beim Einlaufen in den Heimathafen.
2. Die erste Post aus der Heimat.
3. Gefangene beim Essenholen.

Rückkehr von S. M. H. „Wolf" nach 15 monatiger Kreuzfahrt.

Bild- und Film-Amt.

1. Fregattenkapitän Nerger im Gespräch mit Frau Exz. Bachmann.
2. Klarmachen des Wasserflugzeuges „Wölfchen", das während der Kreuzfahrten bekanntlich vorzügliche Aufklärungsdienste geleistet hat.
3. Flugzeugführer Lt. z. S. Stein und Flugmeister Fabek vom Wasserflugzeug „Wölfchen".
4. Gefangenentypen an Bord S. M. Hilfskreuzer „Wolf".

1



2



3



4



Darstellung aus der Legende des hl. Eligius. Von Petrus Christus.



Die Ruhe auf der Flucht. Von Quinten Massys



Mutter mit ihren Kindern. Von Pieter de Hooch.



Weibliches Bildnis. Von Frans Hals.

Versteigerung der Gemäldesammlung des Barons von Oppenheim, Köln, in Lepkes Kunstauktionshaus in Berlin am 19. März:

Einige Perlen der Sammlung.





Hofatelier Elvira, München.

Kronprinzessin Cecilie.

Neueste photographische Aufnahme.

Phot. Bernhardi.
Leutnant E. Bechter.

Phot. Gerdell.
Leutnant Erich Tiesler.

Phot. Wahrmann.
Leutnant Kurt Tiesler.

Leutnant Kurt Dylewski.

Rittmeister Lückenhaus.

Leutnant F. Iseke.

San.-Offizier August Beck.

Leutnant Heinz Nolte.

Unteroffizier Wilh. Linck.

Vizefeldwebel W. Gruteser.

Feldwebellt. W. Gumtau.

Vizewachtmeister B. Zielich.

Unteroffizier Weigel.

Gefreiter Max Barth.

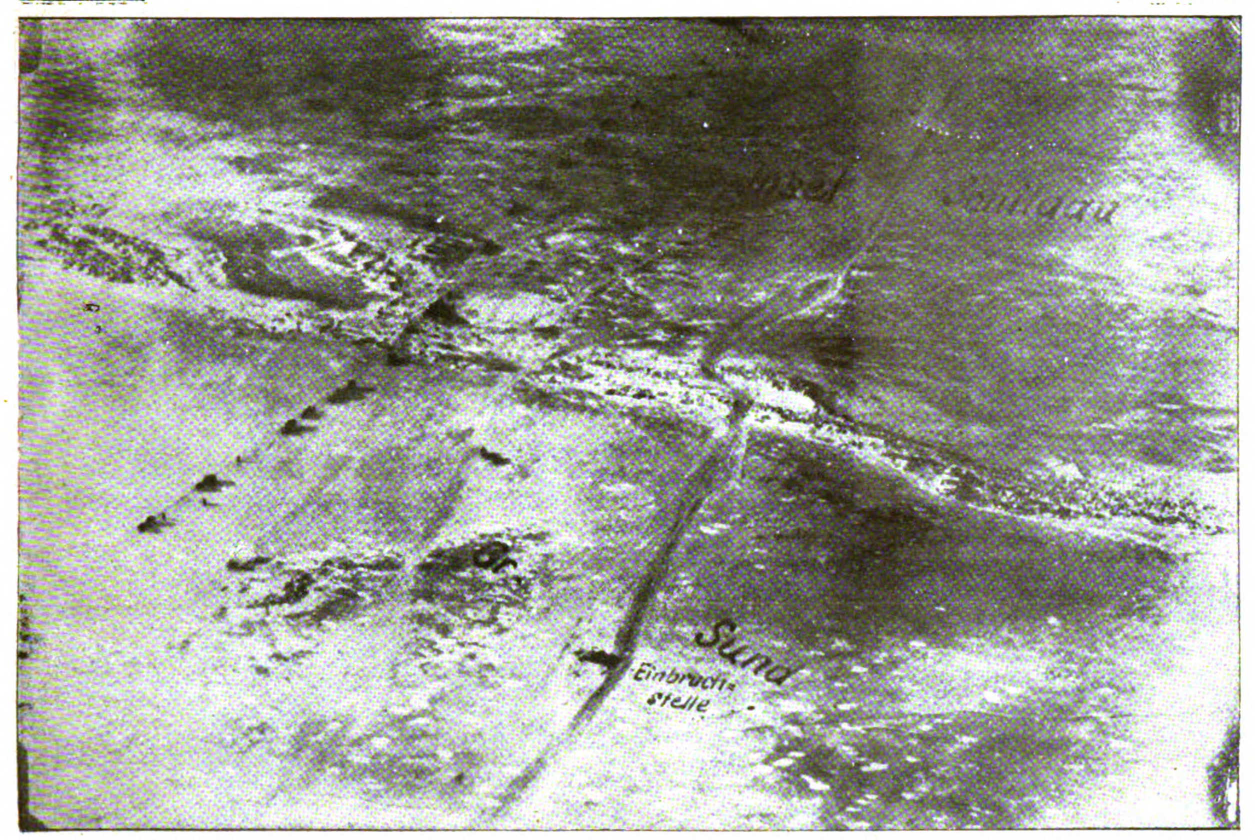
Unteroffizier Albert Kroll.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

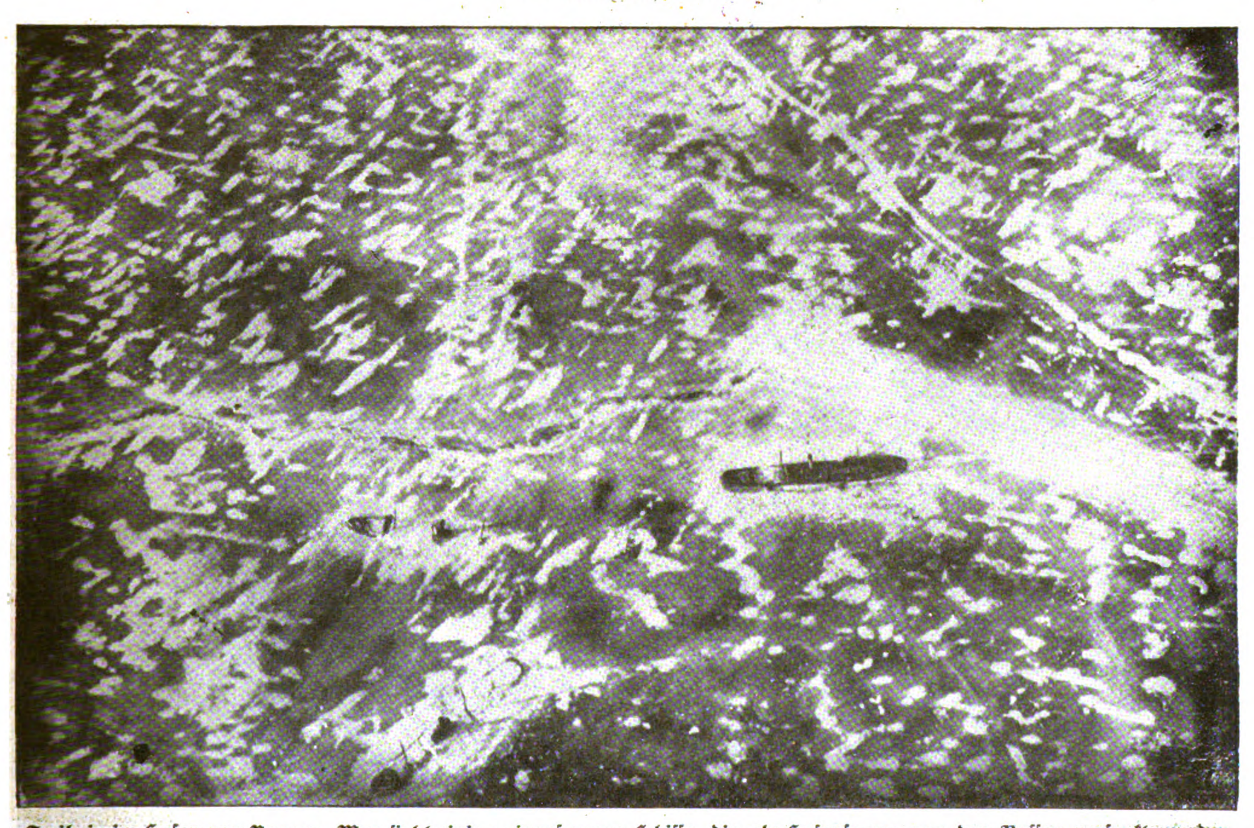


Von links: Generalmajor v. Lewinski, Divisions-Kommandeur, Oberstleutnant Steinwachs, Kommandeur des Res.-Inf.-Reg. —, Senatssyndikus Dr. Tack, Bremen, Präsident des Bremischen Senats Bürgermeister Hildebrand.

Der Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen, Bürgermeister Hildebrand, zum Besuch Bremischer Regimenter an der Westfront.

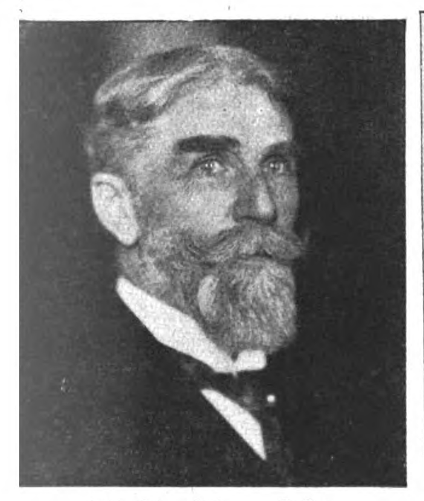


Vormarsch deutscher Kolonnen über den zugefrorenen Großen Sund zwischen der Insel Moon und dem Festland nach Estland.
(Deutsche Fliegeraufnahme.)



Treibeis im Hafen von Pernau. Man sieht einige eingefrorene Schiffe, die als Hafensperre von den Russen versenkt wurden.
(Deutsche Fliegeraufnahme.)

Vom deutschen Vormarsch im Osten.



Gesandter Frhr. v. Brück,
der neue Vertreter des Deutschen Reiches in Finnland.



Hofphot. Hamm.

Wirkl. Geh. Oberbaurat a. D.
Prof. J. Rudloff,
wegen seiner Verdienste um den Kriegsschiffbau von der Technischen Hochschule Berlin zum Ehrendoktor-Ingenieur ernannt.



Frank Wedekind †
bekannter dramatischer Schriftsteller. Im 54. Lebensjahr in München gestorben.

Spezialaufnahme der „Woche".

Die deutsch-finnische Annäherung: Senator P. E. Svinhufvud, Präsident der finnischen Regierung (links), und Senator J. Castrén in Berlin.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

19. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Die Sirenenklänge lockten. Cornelis Ter Meers Ohr hing an den dünnen, glattrasierten Lippen des Finanzmannes.

„Ihre Aufmerksamkeit ist mir schmeichelhaft, Jonkheer Ter Meer! Es gereicht mir zur Genugtuung, Ihnen vor Ihrer Abreise nach dem Festland noch einmal die klaren Grundsätze entwickeln zu dürfen, denen Britannien in dieser harten Prüfung folgt. Sie heißen: Schutz der Schwachen! Freie Menschen! Freie Waren! Menschen und Waren gehen frei über das von England für die Allgemeinheit sorgsam überwachte Meer! Der Wohlstand wächst! Alles wird billig. Jeder hat sein Teil. Das goldene Zeitalter bricht an . . ."

„Es ist zu schön, um wahr zu sein, Sir Frederick!"

„Es ist wahr, mein teurer Herr! Es ist das Völkerrecht in Englands Treuhand! So gewiß ich die Ehre habe, Ihnen hier gegenüberzusitzen, so sicher ist in wenigen Monaten der Krieg zu Ende und die Erde frei und alle Völker brüderlich syndiziert! Es handelt sich nur noch darum, den Krieg zu gewinnen! Es ist ein kleines Werk. Es ist nach den sorgfältigen Berechnungen bis zu diesem Herbst 1915 getan! Dann ist Deutschland vernichtet und ebenso natürlich alles vernichtet, was an Menschen und Völkern zu Deutschland hielt... Gute Fahrt! Auf Wiedersehen, mein verehrter Freund, wenn ich mir die britische Freiheit nehmen darf, mich dieses Ausdrucks zu bedienen."

Als der Baronet Bacharach vor dem Hotel auf die Straße trat, verlor sich rasch das gewinnende Lächeln auf den sarkastischen Zügen.

„Es wird keine Kleinigkeit sein, alle diese kleinen Völker wie die Pudel in den Krieg zu schmeißen!" sagte er zu Mr. Neish, dem großen Zeitungsmann aus Oxfordstreet, der ihm, den Zylinder schief hinten auf dem langen, kühlen Kopf, entgegenschlenderte.

„Alle?"

„Kein Volk darf neutral bleiben! Denn sonst bliebe es reich! Am Ende dieses Krieges muß alles Gold der Erde in den Kellern der Bank von England liegen. Jedes Volk muß ausbluten! Auf nichts müssen wir ängstlichere Sorgfalt verwenden als auf die Schwächung aller Länder, auch der unscheinbarsten . ."

Mr. Neish nickte. Er war ein hagerer, schmalschultriger Stutzer, an dessen Rockschnitt und Bügelfalte König Eduard selbst Wohlgefallen gefunden hätte. „Vor hundert Jahren", sagte er gedankenvoll, „hatte nach Waterloo Alt-Europa keinen Blutstropfen mehr im Leibe, von Moskau bis Lissabon! Wie damals in Europa, so muß es diesmal auf der ganzen Erde sein! Ich wünsche keinen Verbündeten zu sehen, der zum Schluß noch mehr Lebenskraft in sich hat als ein totgehetzter Fuchs!"

„So muß der Krieg noch manches Jahr dauern!"

„Er muß! Wir werden ihn führen, bis Europa keine Männer, keine Schiffe und keine Kolonien mehr hat und so uns weitere hundert Jahre draußen auf der Welt nicht mehr belästigt... Oh — mein lieber Jonkheer Ter Meer ... wie froh bin ich, Sie zu begrüßen ..."

Wieder ein britischer Händedruck, an den noch nach einer Viertelstunde die roten Fingerknöchel erinnerten. Der Schmerz tat wohl. Der Jonkheer Ter Meer sah noch erschöpft und erschüttert aus, aber er lächelte. Er war heruntergekommen, um die schon fertigen Reisepläne in Empfang zu nehmen. Mr. Neish versank neben ihm in einen Ledersessel in der Halle, daß nur noch der magere, kleine Kopf und die langen, dünnen Beine sichtbar blieben.

„Mein Oheim, der Herzog von Chichester, ist zurzeit nicht in London!" sagte er herzlich. „Auch sein Sohn, Harald St. Asaphs, befindet sich in dringenden Angelegenheiten auf dem Weg nach Holland! Er kehrt erst in einigen Tagen von Rotterdam mit dem ‚Robin Hood' zurück. So beauftragte der Herzog mich, in seinem Namen mich nach dem Befinden von Mrs. Ter Meer zu erkundigen und die besten Wünsche auf Besserung auszusprechen!"

„Seine Gnaden sind sehr gütig! Mrs. Ter Meer fühlt sich so wohl, daß wir heute nach Eastbourne zu unserm Sohn und morgen mit ihm nach dem Festland zu reisen gedenken!"

„Oh ... denken Sie so? Jonkheer Ter Meer: Ein offenes Wort!"

„Ich stehe zu Diensten, Mr. Neish!"

„Auch deswegen kam ich. Sie sind ein Mann, auf dessen Rede man hört ... man wird Sie drüben auf dem Festlande fragen, wie es wohl bei uns steht! Nun: Wie glänzend alles für Britannien steht, das sahen Sie selbst! Darum legen Sie drüben nicht zu viel Gewicht auf das Treiben dieses erbärmlichen Hunnen, dessen Zeugen Sie zum Teil waren . . ."

„Ich kenne die Pflichten der Gastfreundschaft, Sir. Ich werde darüber schweigen!"

„Wie großmütig von Ihnen! Ich gebe zu, daß die Schamlosigkeit dieses Seeräubers nur durch sein

blindes Glück überboten wurde. Armer alter Warrington! Er bietet ein Bild, das jeden Christen jammern muß! Die Galle ist ihm ins Blut getreten, als ihn der Teutone in Ogmore Castle zum drittenmal foppte. Nicht nur das Gesicht des alten Gentleman ist quittengelb — auch die Augäpfel, die Fingernägel, kurz der ganze Mann . . ."

„Es ist traurig, Sir!"

„Ist es nicht? Man kann Sir James keine Zeitung in die Hand geben! In jeder Nummer würde er mit neuer Entrüstung eine Brandstiftung in einem Dock oder Arsenal finden! Man sagt, es sind die Iren! Aber es wäre kindisch, zu leugnen, daß der Hunne dahintersteckt! Gottlob ist man ihm jetzt an der Südküste Englands auf der Spur! In wenigen Tagen ist der Fall getan. Wozu also erst auf dem Festlande viel von seinen verächtlichen Taten reden? Leben Sie wohl, Yonkheer Ter Meer!"

Als Cornelis Ter Meer bald darauf mit seiner Frau und seinem Gepäck das Auto bestieg, um nach Eastbourne zu fahren, leuchtete wieder vor ihm in Riesenlettern vom Kopf einer Zeitung, die ein Knirps von Straßenaraber wie eine Schürze vor dem Leib trug: „Der geheimnisvolle Hunne." Und zwischen den farbigen Maueranschlägen, in denen Horatio Kitchener of Khartoum wie weiland Wallenstein das größte Söldnerheer aller Zeiten aufbot, stand es schwarz auf weiß und doch ebenso grell in den Blättern der Straßenverkäufer: „Fenier am Werk!", „Verschwörung im Herzen Britanniens!"

Beim Einsteigen in den Wagen zuckte Johanna Ter Meer zusammen.

„Da ist er wieder!" sagte sie halblaut mit einem Seitenblick auf einen sommersprossigen, zweifelhaften Menschen, der, die Hände in den Taschen, anscheinend müßig an der Wand lehnte, und nach einer Weile, im Fahren den Kopf wendend: „Er hat sich auch ein Taxi genommen! Er folgt uns!"

„Du siehst spuken, Jantje!"

Dabei war es dem Yonkheer Ter Meer aber selbst wieder unheimlich zumute. Es lag etwas um sie beide in der Luft. Es schien ihm, als herrsche in dem Zuge, der sie aus London nach Süden führte, eine elektrische Schwüle, als läge eine Drohung in den halblauten Gesprächen, Mißtrauen in den Blicken der Reisenden umher. Der Feind im Land. Der Feind irgendwo und überall. Der Feind vielleicht auch in diesem Zug. Unbekannte schritten während der Fahrt durch ihn, prüften schweigend die Gesichter, Damen, Kinder, Grauköpfe sahen sie nicht erst an. Nur die jungen Männer.

„Sucht ihr den Hunnen?"

„Vielleicht fährt er als Lady mit!"

„Ich möchte wetten, der Kellner im Frühstückswagen ist ein heimlicher Deutscher!"

„Der Hunne selber!"

Man lachte. Die Geheimpolizisten erwiderten nichts und gingen weiter. Johanna Ter Meer schien es, als hätten die Männer von Scotland-Yard gerade sie im Vorbeigehen besonders scharf angeschaut. Ihr Mann stand beklommen auf und trat, um sich von der Zugluft kühlen zu lassen, in den Gang.

„In Liverpool tanzt viel Volk um brennende deutsche Möbel!" berichtete dort aufgeräumt ein alter Gentleman. „Der Barbarenhausrat wurde auf der Straße mit Petroleum übergossen bis auf ein Klavier. An ihm sitzt eine vaterländisch gesinnte Lady und spielt muntere Weisen . . . viele ehemalige Deutsche sind verhaftet . . ."

Und in den trockenen Worten klang Cornelis Ter Meer immer wieder die Mahnung ans Ohr: Wehe dem, der hier jetzt noch irgendwie an Deutschland hängt . . .

Von innerer Unruhe getrieben, wandelte er in dem Wagen auf und ab und stieß dabei auf einen großen bärtigen Mann.

„Oh, Herr Pedersen, kommen Sie aus Bergen herüber?"

Der norwegische Reeder bejahte. Er war ein Guttempler und trank nur heiße Milch und kaltes Wasser. Trotzdem schien es dem andern, als habe der Skandinavier eben bei einem Frühstück der Flasche zu stark zugesprochen, so leuchteten seine Augen und sprudelte seine Rede. Aber es war nur das Fieber des Goldes, der Rausch unerhörten Gewinnes der Neutralen . . .

„Ob ich für England segle? Ich machte schon im Frieden nur Trampfahrten auf Liverpooler Rechnung. Jetzt im Krieg lasse ich schwimmen, was schwimmen mag! Kein Kasten zu alt, um nicht kalfatert und getakelt zu werden! Schiffsverluste? England zahlt alles! Gefahr? Die Heuer ist danach! Die Matrosen drängen sich aus Ehrgeiz, die deutschen Minenfelder zu kreuzen. Ein buntes Volk: Finnen, Neger, Chinesen — aber unter ihnen allen, vor Feuer und auf Deck, ein guter englischer Geist!"

Der breitschultrige, wuchtige skandinavische Schiffseigner sprach selbst Englisch wie ein Brite.

„Was gibt England uns zu verdienen, Yonkheer Ter Meer! Unsere Gesellschaften zahlen in einem Jahr ihr Kapital als Dividende! Und mehr! Ich mag die Summen gar nicht nennen! Ich glaube selbst kaum daran, wie reich ich in den letzten Monaten geworden bin! Millionen von Kronen rechnen jetzt bei uns im Norden wie sonst die Zahnstocher! Alles durch Alt-England! Für England durch dick und dünn! Auch wenn der goldene Regen nun bald aufhört!"

„Wie meinen Sie das, Mr. Pedersen?"

„Nun: Wir haben jetzt das Frühjahr 1915. Bis zum Herbst 1915 ist doch Deutschland vernichtet. Das ist nicht meine Meinung. Das ist die der ganzen Welt.

Ich stehe doch als neutraler Reeder mit der ganzen Erde im Verkehr. Kein Mensch im Besitz seiner fünf Sinne in den fünf Erdteilen hat daran den geringsten Zweifel! England aber hat ein gutes Gedächtnis für Freund und Feind, auch in kleinen Ländern! Es wird sich im Frieden sehr genau daran erinnern, wer im Krieg zu ihm hielt und wer nicht! England für immer! Nun, ich muß jetzt da hinein zu meinen Geschäftsfreunden!"

Die Briten im Abteil nebenan steckten die Köpfe in große Nummern der Morning Post und der Times. Dicke schwarze Lettern prangten über den Spalten: „Italien im Krieg für die Kultur!" „Rumänien im Begriff zu folgen!" ... „Portugal bereit!" „Die Vereinigten Staaten rüsten sich!" „China erwacht!" ... Die ganze Erde, je nachdem London die Völker der Reihe nach beim Namen aufruft wie der Zahnarzt in der Sprechstunde. Der Jonkheer Ter Meer schüttelte den Kopf. „Hu Vreemd!" sagte er zu sich selbst. Wie unerhört! Solch Kreuzzug der gesamten Menschheit gegen ein paar Völker! Im Grunde gegen ein einziges Volk: das deutsche! Mußte ein solches Volk nicht Fürchterliches, Ungeheures, nie Dagewesenes verbrochen haben, daß alles, was auf Erden atmete, darüber herfiel? Aber was?

Er sann lange und angestrengt nach. Aber es fiel ihm nichts ein. Und er fand nichts. Denn er kannte Deutschland besser als andere Ausländer. Er haßte Deutschland nicht. Er war Deutschland sogar dankbar, denn er hatte sich aus Deutschland das Glück seines Lebens geholt, seine Frau. Da drinnen saß sie, in dem Abteil am Fenster. Ihr Gesicht zeichnete sich als zarter, blond umrahmter Schattenriß von dem lichtblauen englischen Himmel dahinter ab. Bei dem Gedanken, daß aus diesem heitern Himmel ein Donnerschlag auf sie niederfallen könne, wurde ihm weh ums Herz vor Liebe zu seiner Frau und vor Gram um England. Und wieder ein leiser, lockender Zweifel, daß England doch gar nicht so sein könne . . . daß die Flammen des Kaminfeuers von Ogmore Castle einen ganz harmlosen Brief vernichtet haben möchten . . . daß alles nur böser Schein war statt böser Tat . . .

Draußen vor den Fenstern schwebte über Hügeln und Wiesengrün der Schatten Wilhelms des Eroberers. Hier, in diesem reichen englischen Süden, war alles voll von geschichtlichen Stätten und Erinnerungen. Seit mehr als tausend Jahren kein Feind im Land! Und dafür England draußen überall, wo man Segel spannte und Farbige nutzte und mit den Schiffspapieren am Dampfkran stand und im Kontor Milreis und Pesetas, Lire und Gulden, Yens und Dollars in den Wertmesser der Welt, den Sterlingkurs, umrechnete und über dem Hauptbuch den Gewinnsaldo abschloß.

Seit mehr als tausend Jahren kein Feind im Land. Und dabei sah man bei klarem Wetter von den weißen Klippen der Kreideküste drüben hinüber nach Kap Gris Nez und Boulogne, nach dem armen alten Europa, das sich wieder einmal, furchtbarer denn je, mit seinen flammenden Städten und röchelnden Menschen in den Krämpfen des Krieges wand. Und hier auf der Briteninsel war scheinbar nichts als Frühling und Frieden, und der Jonkheer Ter Meer dachte sich: Wer kann wider dieses Land . . .?

XII.

Der Hügel, den das Ehepaar Ter Meer hinaufstieg, nachdem es bei einer Haltestelle nahe Eastbourne die Bahn verlassen, hieß noch aus der Puritanerzeit Mount Zion. Eine verfallene Windmühle krönte ihn. Sie hatte längst nichts mehr zu mahlen. Denn in England wuchs kaum mehr Korn. Fronvölker bauten es in der Ferne. Getreideflotten brachten es wie dem alten Rom über See. Im Frieden. Jetzt war Krieg. Wenn man jetzt auf der Spitze des Mount Zion stand und auf das schaumgekrönte Blau des Kanals hinabschaute, dann sah man unten sein Werk. An zwei, drei Stellen starrten draußen aus den wandernden Wellen die Mastenspitzen versenkter Schiffe oder staken, von weißem Möwengeflatter umkreischt, die Rümpfe, unförmlich wie gestrandete Walfische, zwischen den Kreideklippen der Brandung.

Ein Schwarm englischer Jungen war damit beschäftigt, von der Höhe des Mount Zion im Wettbewerb Steine nach dem Wrack eines tief unten zerschellten Dreimasters zu schleudern. Es waren urbildliche, acht- bis zehnjährige Boys mit weißen Klappkragen und bloßen, semmelblonden Köpfen. Einer von ihnen rannte, als er das Ehepaar Ter Meer erkannte, ihnen stürmisch entgegen und begrüßte auf englisch Vater und Mutter. Er nahm sich kaum die Zeit, sich von ihnen küssen zu lassen. Dann berichtete er voll Feuereifer: „Well! Seit ihr vor vier Wochen da wart, bin ich der Drittbeste geworden!"

„Bei Mr. Pilgram, Jan?"

„O nein! Im Steinwerfen nach der ‚Diamond Jubilee' da unten! Vorhin hab ich sie wieder getroffen!"

Er wies nach dem zerbrochenen Schiff im Meer.

„Die Seeräuber haben es versenkt!" sagte er noch atemlos vom Laufen. „Viel Volk hat es gesehen. Die ‚Diamond Jubilee' fuhr immer im Zickzack und schoß immer aus der dicken Kanone, die jetzt noch da im Heck steht! Aber der Hunne war zu feige, zu ehrlichem Spiel über Wasser zu kommen! Er blieb unten wie ein Steinbutt, und plötzlich hatte die arme ‚Diamond Jubilee' ihr Teil von der Seepest weg!"

„Sei froh, daß du auch was vom Kriege gesehen hast!"

„Oh — oft, Vater! Neulich nacht hörten wir deutlich das Brummen in der Luft! Da flogen die Kindmörder nach London!"

„Jan!"

„Oh — ängstige dich nicht, Mutter! Wir springen dann immer gleich im Hemd in den Keller der Priory! Mr. Pilgram sagt, auf kleine Knaben hätten es die Zeps besonders abgesehen. Sie wären so froh, wenn sie ihre Bomben auf Waisenhäuser werfen könnten! Er sagt, je kleiner die Kinder, desto größer die Belohnung!"

„Komm jetzt mit hinunter, Jan!"

„Wohl, Mutter! . . . ‚Tauben' haben wir auch schon hier gesehen! Der verwünschte Hunne flog ganz niedrig die Küste entlang. Man sah sein schimpfliches schwarzes Kreuz. Mr. Pilgram meint, er habe es auf das Greisenheim in Pologate abgesehen. Er ließ uns alle für die armen Alterchen beten, und Gott der Lord half, Mutter: Es wurde nur eine gelähmte Frau in ihrem Häuschen ermordet!"

„Warum hast du Jan für den Winter auch gerade noch zu diesem Reverend hier gegeben?" sagte Johanna Ter Meer atemlos und zitternd, während der Kleine voraussprang., um ihre Ankunft zu melden. „Sonst sind die englischen Verhältnisse wenigstens groß! Aber dies hier ist nicht größer als eine Gummizelle!"

„Die Erde ist im Durchschnitt englisch! So soll Jan auch England in seinem Durchschnitt kennenlernen. Dann kennt er es wirklich!"

„Und daß dieser Durchschnitt heutzutage nichts anderes heißt als irrsinniger Deutschenhaß . . ."

„Ich tadle es ja auch, Jantje, und empfinde es so schmerzlich wie du! Du weißt: Ich habe keine feindseligen Gefühle gegen Deutschland, aber vergiß nicht, daß ich Mr. Pilgram nichts davon gesagt habe, daß du eine Deutsche bist, um ihn, bei der gegenwärtigen Stimmung in England, nicht voreingenommen gegen unsern Jan zu machen. Und Jan selber ist gottlob noch zu jung, um das zu begreifen!"

„Hoffentlich!"

Sie hatten unwillkürlich englisch miteinander gesprochen, weil ihr Sohn sie englisch begrüßt hatte. Jetzt sagte Johanna Ter Meer plötzlich auf deutsch, und obwohl sie allein den Weg zum Städtchen im Talgrund hinabstiegen, war es doch, als schauerten die Gräser ringsum bei diesen Lauten auf der Insel: „Das einzige Gegengift wäre für ihn jetzt ein Jahr in Deutschland!"

„Unmöglich, Jantje!"

„Warum?"

„Ich wollte es dir nicht sagen, was, nach der allgemeinen Überzeugung aller Menschen, spätestens in diesem Herbst 1915 aus Deutschland geworden sein wird! Dort kommt das Ende der Dinge!"

„Das glaube ich nie und nimmer!"

„Ich hoffe es auch nicht!"

„Und was wird aus Jan? Ein Holländer, der alles, was nicht holländisch ist, vom englischen Standpunkt aus ansieht! Und mir scheint, Cornelis, das ist das Schicksal der meisten Menschen auf der Welt!"

„Ich habe die Welt nicht gemacht, Jantje!"

Vor ihnen lag das Städtchen Forge-Wood. Es führte seinen an den Wald erinnernden Namen aus der Zeit, da es noch Forsten in England gab. Jetzt waren sie ebensogut verschwunden wie die Kornfelder. An ihrer Stelle rollte der Golfball über den Rasen und weidete der Hammel. Der kleine Marktflecken war selbst noch altertümlich mit seinen niedrigen alten Holzhäusern, seinem Efeugerank um die Reste von Stadtmauern, dem dicken Wachtturm aus der Cäsarenzeit. In seiner Mitte stand, neben der Pfarrkirche im Normannenstil, die Priory, das Überbleibsel einer Zisterzienserabtei. In ihr wohnte der Reverend Mr. John Pilgram mit seiner vielköpfigen Familie und einer Anzahl von schutzbefohlenen kleinen Knaben, meist Söhnen von Anglo-Indern, Kapbriten und Australiern, die schon von zarter Jugend ab eine rein englische Erziehung genießen sollten. Er eignete sich besonders dazu. Denn er gehörte zu den nicht seltenen Briten, die niemals in ihrem Leben England und Wales verlassen hatten. Er wußte ja, daß die Welt draußen englisch war, wozu sich erst noch persönlich davon überzeugen? Das europäische Festland lockte ihn noch weniger. Er sah es seit vielen Jahrzehnten vom Mount Zion aus drüben vor sich liegen. Dreimal täglich fuhren die Dampfer. Ihm war das gleichgültig. Er war nun schon an siebzig, ein kleiner magerer Mann mit langem weißem Haar und rotbäckigem Kindergesicht, der wohl Latein und Griechisch, aber keine Silbe einer lebenden Sprache außer Englisch verstand und in einer solchen Zumutung beinahe eine Beleidigung sah. Seit einem Vierteljahrhundert schnitzte er in seinen Mußestunden an einem Straußenei, das immer in einem Samtkästchen ihm zur Hand lag, und war ein gründlicher Forscher in allem, was das Palisadenverteidigungssystem des Sachsenkönigs Harold auf den nahen Hügeln von Senlac in der Schlacht bei Hastings betraf. Von Napoleon hatte er gehört. Friedrich den Großen und den Großen Kurfürsten hielt er für ein und dasselbe Mitglied des Hauses Habsburg im Mittelalter.

Er begrüßte die Gäste mit jener insularen Frische, die kaum einen Unterschied zwischen dem Blondschopf der Jungen draußen und seinem Silberhaar kannte, und saß ihnen wohlgelaunt im Lehnstuhl gegenüber. An der Wand über ihm hing das in allen Erdteilen verbreitete große Flugblatt mit den Bildern der vierzig beim Untergang der Lusitania umgekommenen Kinder, deren Mütter, trotz eindringlichster, dreifacher, öffentlicher deutscher Warnungen, sich und ihr Liebstes dem mit Dynamitgranaten, Giftgasen und Höllenmaschinen vollgepfropften Kriegsfahrzeug anvertraut hatten. Daneben ein Rütlischwur der sich feierlich an den Händen haltenden Papuas, Baschkiren, Zulus,

Serben und Sioux als Vertreter der fünf Weltteile zum Kampf gegen einen Kannibalen, der im Hintergrund, die Pickelhaube schief auf dem Kopf, das Blut belgischer Kinder trank, und die Unterschrift: „Prussian Militarism!" Zwischen den Fenstern hing die Zeichnung eines von einem deutschen Schutzmann mißhandelten Elsässer Bauernmädchens in Ketten, das sehnsüchtig nach dem Blauweißrot französischer Grenzpfähle starrte. Darunter lag die Britenbibel.

„Hostis generis humani!" sprach der Clergyman behaglich und wies nach der Heiligen Schrift. „Wie urteilen Sie, Sir: Ist Deutschland das apokalyptische Tier?"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht!"

„Mir scheint nichts sicherer als das! Ich beschäftige mich zurzeit gründlich mit der Offenbarung Johannis. Achten Sie auf die Beschreibung: „Das Tier hatte zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen." Wo gibt es soviel Kronen, außer dort drüben im Lande Baals?"

Der Jonkheer Ter Meer warf einen geängstigten Blick nach seiner Frau. Sie saß ruhig da, mit einem Lächeln, dessen Verachtung der Gottesmann ihr gegenüber nicht ahnte.

„Und der zehnte Spruch im neunten Teil: ‚Sie trugen Panzer und rasselten wie Rosse, die zum Krieg bereit sind, und ihre Macht war, zu beleidigen die Menschen fünf Monate lang.' Das sind genau die fünf Kriegsmonate des vorigen Jahres. Dies Jahr bringt ihnen, wie geschrieben steht, den Pfuhl, der mit Schwefel brannte!"

Das friedliche, einfältige, weiß umrahmte Kindergesicht des Reverend John Pilgram leuchtete befriedigt. Als er nach einer Viertelstunde seine Besucher hinausbegleitete, fragte ihn der Jonkheer Ter Meer: „Sollten Sie als ein Mann der Kirche soviel Haß gegen die Deutschen vor Ihrem Gott verantworten?"

„Ich kann es, ich kann es!"

„Es steht auch geschrieben: Du sollst nicht töten!"

„Oh, es ist eine Art Gottesdienst, einen Hunnen zu töten!" sagte der Alte herzlich und heiter. „Ich predige es jeden Sabbat!"

Der kommende Tag war ein Sabbat, und der Gasthof, in dem das Ehepaar Ter Meer abgestiegen war, hatte sich schon jetzt mit den Gästen des Wochenendes gefüllt. Es war das richtige vermuffte und vermottete englische Provinzhotel wie aus der Postkutschenzeit, mit seinem Kaffeeraum im ersten Stockwerk, dem pfeifenden Zugwind durch seine stets offenen Türen und Fenster und der innen sengenden Kaminglut, dem Gesellschaftzimmer zur ebenen Erde, in dem Ladies und Gentlemen in Schaukelstühlen hockten, faulenzend mit gläsernen Augen zum Fenster hinausschauten, schmökerten, Kartenspiele legten, in den Ecken kicherten, mochten auch drüben jenseit des Kanals die Flammen des Weltbrandes den Himmel röten. Zuweilen fielen, träge wie einzelne Tropfen, ein paar Worte . . . Worte über das gegenseitige Befinden. Über einen kranken Foxterrier. Über das Wetter. Und daß die Seewärme heute vierzig Grad Fahrenheit betragen habe. Und daß in Eastbourne der Lord Soundso eingetroffen sei. Das einzige, was an den Krieg erinnerte, war eine Weltkarte im Flur. England und seine Vasallenländer waren da rot getönt, und es schien, als wolle dies Blutrot allmählich die ganze Erdkugel überziehen. In die Mitte Europas hinein hatte ein Spaßvogel eine tote Fliege mit einer Nähnadel befestigt. Sie deckte gerade den Umfang Deutschlands. Der Jonkheer Ter Meer sah sich das lange an und schüttelte den Kopf. Dies Land von der Größe einer Linse gegen drei bis vier Handflächen von Weltteilen . . . man konnte doch rechnen . . . es gab doch Zahlen, die nicht zu trügen vermochten . . . Nebenan sprachen zwei Cityleute: „Es ist unumstößlich sicher, daß Deutschland einer schweren Mißernte entgegengeht! Es hat in Kürze kein Brot mehr. Noch vor Christmas 1915 ist Englands Sache getan . . ."

Der Jonkheer Ter Meer wußte, daß die Sonne von 1915 so versengend über Deutschland brannte, als hätte sich das Wetter mit den Feinden verbündet. Er vernahm weiter: „Und eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als noch eine Ladung Salpeter nach Deutschland! Es dauert vielleicht nur noch Wochen, bis die Goten ihr letztes Pulver verschossen haben . . ."

Auch die Salpeterfrage war dem welterfahrenen Niederländer nicht neu. Er hörte wieder: „Konstantinopel fällt in spätestens acht Tagen. Die Vereinigten Staaten arbeiten Tag und Nacht. Wir haben nichts zu tun, als die Granaten, die sie uns liefern, aus den Kanonen, die sie uns schicken, einige Wochen in der Richtung nach Osten zu schießen. Dann ist dieser Maschinenkrieg beendet. Es ist nur eine Sache des Geldes. Wir lassen uns das Geld kosten!"

Cornelis Ter Meer wußte, daß jenseit des großen Wassers alle Essen sprühten und alle Schlote rauchten, damit unter der Wucht der Granaten die Wage der Weltgeschichte sich nach Westen senke. Er war sehr nachdenklich. Er machte einen langen einsamen Spaziergang durch die lachenden Fluren von Sussex. Überall ruhige Gesichter, gelassenes Gleichmaß des Tages, friedliche Stille, die Selbstverständlichkeit sicheren Seins wie seit tausend Jahren.

Er dachte sich: Ein Jahr dauert der Krieg. Länger kann er nicht dauern. Wer etwas von Weltfinanzen versteht — ich und tausend andere in allen Ländern — haben es ausgerechnet, daß dann das Geld in Deutschland zu Ende geht, dem ringsum von allen Hilfsquellen abgeschnittenen Deutschland! In zwei Monaten ist alles vorbei! Die Erde wird neu eingerichtet. Dann muß jeder wissen, wo er bleibt . . .

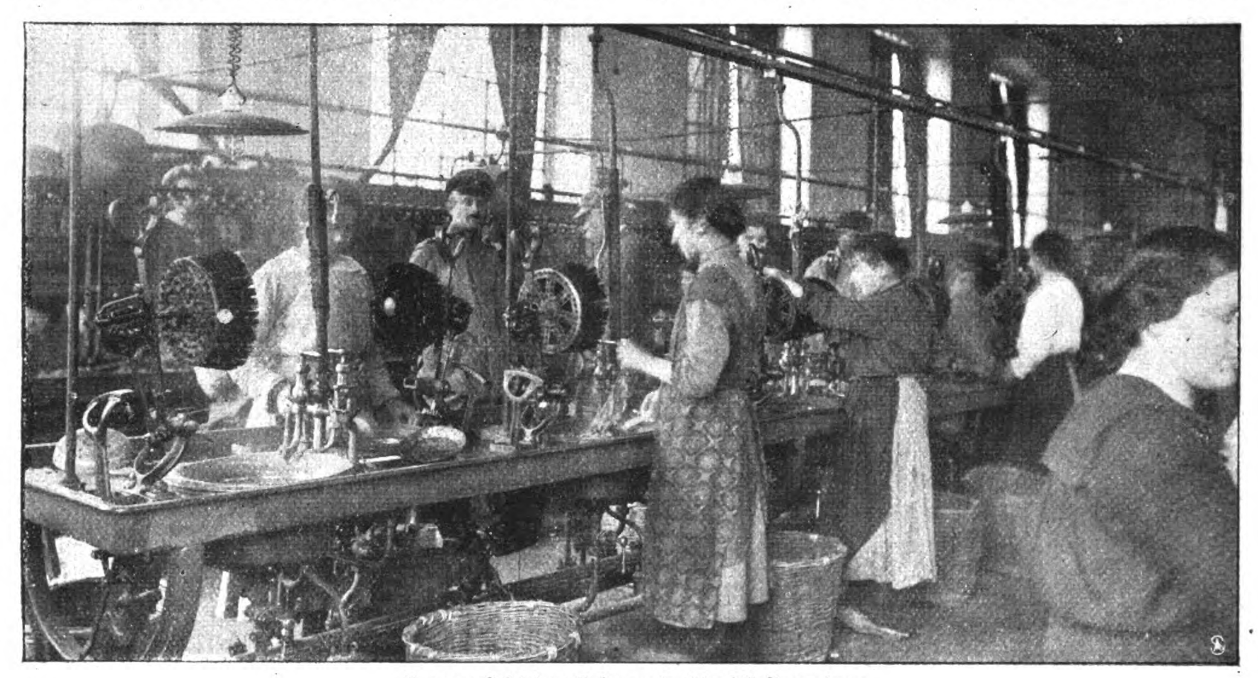
(Fortsetzung folgt.)

Italienische Seidenspinnerei unter deutscher Verwaltung.

Von Walter Tiedemann. – Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Spelling.

Wer zweifelt noch daran, daß unsere wackeren Feldgrauen außer ihrem Waffenhandwerk so ziemlich alles nur Denkbare verstehen? Sie richten, um nur einige Beispiele zu nennen, in Frankreich Museen für gerettete Kunstschätze ein, bauen belgische Städte wieder auf, helfen in Rußland den Acker bestellen, lassen in Rumänien die Petroleumquellen wieder sprudeln, fördern in Serbien die Pflaumenkultur und sorgen überall, wohin das Kriegsschicksal sie wirft, für Ordnung und Reinlichkeit. Es ist demnach gar nicht verwunderlich, daß sie sich in den besetzten Provinzen Norditaliens mit einer Sache beschäftigen müssen, die nicht nur für die Landesbewohner sondern auch für uns selbst von Wichtigkeit ist, der Seidenindustrie. Italienische Seide ist weltberühmt und steht trotz dem starken Wettbewerb der ostasiatischen Seide und trotz den schweren Krisen, die der Mailänder Seidenmarkt in den letzten fünfzehn Jahren vor dem Kriege durchgemacht hat, in Europa noch immer an erster Stelle. Zwar ist das eigentliche Seidenland Italiens die Lombardei mit Mailand als Fabrikations- und Handelsmittelpunkt, aber auch die venezianische Seide spielt im Wirtschaftsleben eine bedeutende Rolle. Unsere photographischen Aufnahmen versetzen uns in eine Seidenspinnerei in Vittorio, der am Abhang der venezianischen Alpen gelegenen Bezirkshauptstadt der Provinz Treviso, und zeigen, wie unter deutscher Aufsicht das kostbare Gespinst der Seidenraupe vom Kokon an bis zum fertigen Faden der Vollendung entgegengeht. Und da man getrost darauf wetten darf, daß nur die allerwenigsten Menschen, die sich gern in Seide kleiden oder dem schönen Stoff wenigstens ein platonisches Interesse entgegenbringen, also vor allem die Damenwelt, eine einigermaßen genaue Vorstellung davon haben, wie Seide entsteht, so sind wohl an Hand der anschaulichen Bilder ein paar kurze Erläuterungen am Platze.

Ein bekannter Spruch sagt: „Mit Geduld und mit der Zeit wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid.“ Woraus also mühelos zu folgern ist, daß die Seidenraupe sich von Blättern des Maulbeerbaumes nährt und die aufgenommenen Pflanzensäfte in ihrem Körper in Seide verwandelt. Die Raupe des Maulbeerspinners, eines farbenschönen Schmetterlings, ist zwar nicht die einzige, die Seide liefert, aber doch die wichtigste. Sie sondert zum Zweck ihrer Einpuppung aus dem Munde den Spinnstoff in Gestalt eines außerordentlich langen Fadens ab, der an der Luft sofort erhärtet und trotz seiner Zartheit von großer Festigkeit ist. Diesen Faden, der eine Länge von 1000 bis 3000 Meter hat, windet die Raupe mittels gewisser Bewegungen um ihren Körper herum, wodurch eine oval geformte Seidengespinsthülle, der sogenannte Kokon, entsteht. Acht Tage nach dem Einspinnen verpuppt sich die Raupe, und nach weiteren acht Tagen würde aus der Puppe der Schmetterling ausschlüpfen und den Kokon dabei durchbohren, wenn nicht inzwischen der menschliche Seidenspinner, der sich die animalischen Funktionen der kleinen Lebewesen zunutze macht, im Interesse seiner Industrie in den weiteren Entwicklungsgang störend eingriffe. Ihm kommt es darauf an, die Seide des Kokons auszubeuten, bevor der Schmetterling ausschlüpft und sie beschädigt. Er macht das in folgender Weise. Nachdem er die Raupen in umfangreichen Zuchtanlagen gehegt und gepflegt und sie dazu gebracht hat, sich in recht gesundem wohlgenährtem Zustand einzuspinnen, tötet er die Puppen in den Kokons in Öfen durch Dampf oder heiße Luft und läßt nur so viele übrig, wie er zur weiteren Zucht braucht.



Innenansicht der Spinnerei. Die Bürstenanlage.



Auslesen der Kokons
und Verpacken der Seidendocken.

umschließt doch eine Menge verwickelter Vorgänge, denn Seide ist ein sehr empfindlicher Stoff und wird in den mannigfachsten Qualitäten hergestellt.

Unsere photographischen Aufnahmen veranschaulichen in deutlicher Weise, wie die Seidenkokons abgewogen und den Spinnereien übergeben werden, um zunächst zu der schon besprochenen Bürstenanlage zu kommen, wie dann die abgehaspelte Rohseide in Docken abgewogen und zopfartig zusammengewunden

Nun ist das schlummernde Leben im Kokon zerstört und das tierische Gespinst zum Rohstoff für die Industrie geworden. Es gilt zunächst, den von der Raupe gesponnenen Faden vom Kokon wieder abzuwickeln. Von diesem Riesenfaden ist übrigens nur der mittlere Teil in Länge von 300 bis 600 Meter brauchbar, da weder die äußerste noch die innerste Schicht der Hülle spinnfähige Fäden liefert. Man weicht zum Zweck des Abspinnens die Kokons in heißem Wasser auf und löst mit Hilfe rotierender Bürsten, wie sie auf Abb. S. 278 zu sehen sind, die einzelnen Fadenanfänge los. Nach Vereinigung mehrerer Kokonfäden zu einem stärkeren Rohseidefaden wird dieser auf eine Haspel gewickelt. Sieben bis acht Kilogramm gedörrter Kokons liefern ein Kilogramm gehaspelter Seide. Eine Spinnerin verarbeitet im Handbetrieb am Tage ungefähr die Hälfte dieser Menge, bringt es also auf etwa ein Pfund Rohseide. In den großen Seidespinnereien wird freilich fast durchweg mit Maschinen gearbeitet. Die abgehaspelte Rohseide wird nun, je nach ihrer Zweckbestimmung, wiederum zu dickeren Fäden von verschiedener Stärke zusammengedreht und durch Behandlung mit Seifenlösungen und Chemikalien entleimt und zum Aufquellen gebracht, dann gefärbt. Das hört sich alles sehr einfach an und



Italienische Spinnerin beim Auflösen und Durchsehen der fertigen Seidendocken



Die Seidendocken werden zopfartig für die Verpackung zusammengedreht.

wird, und wie man schließlich die fertigen Seidendocken in Ballen verpackt, um sie zur weiteren Fabrikation nach Deutschland zu senden, wo die Seide zu wichtigen Zwecken verwandt wird. Da es sich um einen sehr wertvollen Stoff handelt, befinden sich alle Zweige des Betriebes unter genauer Kontrolle, die, wie unsere Bilder zeigen, hauptsächlich von deutschen Militärpersonen ausgeübt wird.

Es war vorhin von den Krisen des italienischen Seidenmarktes die Rede. Zwar gilt in den Augen des Italieners jeder Mailänder Seidenfabrikant ohne weiteres für einen Millionär, aber auch die Leute haben ihre Sorgen, und gerade die Mailänder Seidenindustrie hat in den letzten zwanzig Jahren viele Zusammenbrüche alter angesehener Häuser erlebt. Das liegt einmal an der schon erwähnten Konkurrenz der ostasiatischen, besonders der japanischen Seide, die sich auf dem europäischen Markt neuerdings immer mehr zu niedrigen Preisen einzuführen sucht, dann aber auch daran, daß die Seidenspinnerei ein höchst empfindliches, den mannigfachsten Störungen und Schäden ausgesetztes Gewerbe ist. Gedeihen infolge von Wetterunbilden die Maulbeerpflanzungen nicht, so bekommen die Raupen keine



Das Abwiegen der Kokons



genügende Nahrung und gehen ein; auch sonst sind die Tiere vielen Schädigungen durch seuchenartig auftretende Krankheiten ausgesetzt, die oft im Handumdrehen die ganze Zucht fortraffen. Man sieht also, daß die Redensart: „keine Seide spinnen können", d. h. etwas Unlohnendes tun, einen sehr realen Untergrund hat, und daß auch den italienischen Seidenbaronen die Sonne des Glücks nicht ewig strahlt.

Rückkehr zur Front

Von Roland Abramczyk (im Felde).

Und wieder verließ er die Heimat. Fort ging's in Krieg und Graus,
Noch einmal schaut er träumend ins stille Tal hinaus . . .

Wohl grüßten wie einstens die Wälder. Sein tiefstes Sinnen blieb tot.
Das war in dem Ringen und Morden, in Brand und Rauch verloht.

Versunken die leuchtenden Sterne, nach denen sein Sehnen sich hob..
O wieviel purpurnes Träumen im Pulverqualm zerstob! . . .

Da stieg ins silberne Schweigen die letzte Heimatnacht . . .
Die hat ihm Sturm und Sehnsucht und Glück und Schönheit gebracht

Auf rauschte der Jugend Bronnen . . . ein selig Singen ward wach,
Und kinderjung lauschte sein Seelchen hinein in den werdenden Tag.

Da war ein leises Weinen, wo eine am Wege stand,
Wie lieb sie mit purpurnen Rosen Gewehr und Helm ihm umwand!

Er küßte sie bebend zum Abschied, dann ließ er sie schmerzlich allein. —
Zur Front ging's. Zum Siege? Zum Sterben? – Er fuhr in den Frühling hinein —

In Bukarest und Crajova.

Von Else Dürr. — Hierzu 6 Aufnahmen

Wir waren in Bukarest und hatten nur einen Vormittag zur Besichtigung der Stadt zur Verfügung. Ich bat den mich begleitenden Pfleger, eine Droschke zu besorgen, doch wollte man ihm, dem Mann, keine Droschkenmarke aushändigen, da nur noch zwei Wagen am Bahnhof waren. So rief er mich zur Hilfe heran; „Ich verstecke mich sonst nicht gern hinter einer Frauenschürze!" „Aber manchmal ist sie doch zu etwas gut", gab ich ihm zur Antwort, denn nun erhielten wir ein bescheidenes Fuhrwerk und fuhren durch die Straßen von Bukarest. Schon am Bahnhof fielen uns die Stiefelputzer auf, die am liebsten jedem Vorüberkommenden die Schuhe blitzblank gewichst hätten. Reges Leben herrschte auf dem



Ein Patient aus meinem Heimatort.



Straßenbild aus Bukarest.

Markt. Schöne grüne Bohnen kosteten nur 25 Bani, also 20 Pfennig das Pfund. Blumen dagegen waren sehr teuer. Für einen Gladiolenstengel verlangte man 80 Bani. Was mag bei solchen hohen Preisen da wohl der herrlich prangende, etwa 2 Meter hohe Kranz aus weißen und lila Blüten gekostet haben, den ich in einem Schaufenster bewunderte? In der Kranzbindekunst entwickelt der Rumäne entschieden einen ganz besonders guten Geschmack.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich eine junge Frau, eine echte Orientalin; sie trug ein weißes Kindchen auf dem Arm, das sein blondes Lockenköpfchen zärtlich an die Brust der fremdländischen Mutter drückte. Leider wurde unser Kutscher bald ungeduldig, trug er doch einen Befehl bei sich, daß die Droschken nicht zu Einkäufen benutzt werden dürften. So fuhren wir, nachdem wir die hauptsächlichsten Gebäude be-



Straßenbild aus Bukarest.



Verkaufsbuden.

sichtigt hatten, nur noch an der Kathedrale vorbei und sahen die „Sammelstelle für obdachlose Flüchtlinge Deutschlands, Oesterreich-Ungarns sowie Bulgariens und der Türkei". Wieviel Elend und Herzeleid, vom Krieg verursacht, mögen die steinernen Mauern des schlichten Hauses schon gesehen haben.

In Crajova hatte ich ebenfalls Gelegenheit, die Stadt und den Markt zu besuchen. Töpfe gab es dort in Hülle und Fülle, auch Bastmatten, bunte Bänder und allerhand Tand. Das, was ich suchte, Eier, Speck und Butter, fand ich leider nicht, aber draußen auf dem Lande soll alles noch reichlich vorhanden sein. Als ich nach Nudeln fragte, zeigte der Kaufmann mit trauriger Miene auf die leeren Kästen. Nur Hunyadiflaschen und Pakete mit Waschblau waren ihm geblieben. Für eine große Rolle Zwirn verlangte man 10 Mark, auch unverhältnismäßig hohe Preise für Kleider- und Wäschestoff.



Töpfermarkt in Crajova.

So kehrte ich zum Bahnhof zurück, leider nur als glückliche Besitzerin von 2 Paar der landesüblichen Bastschuhe und einigen Paketen Waschblau, die mir zu Hause aber auch gute Dienste leisten werden.

Markt in Crajova.

Schluß des redaktionellen Teils.

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marke: **Asbach „Privatbrand"**.

Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Verkaufsstelle für Oesterreich: Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, K. K. Hofburg



Katarrhe und Siechtum.

Husten, Lungenleiden, Auswurf, Heiserkeit usw.

Es steht fest, daß die Gefahren der Katarrhe durchweg unterschätzt werden und an Hilfe meist erst gedacht wird, wenn man den „Husten nicht mehr los wird", oder wenn Lungen-, Luftröhren-, Bronchial-, Kehlkopfkatarrhe, Auswurf, Heiserkeit, Husten, Schnupfen sowie Nasen- und Rachenkatarrhe bereits in ein bedenkliches Stadium getreten sind. Welch große Bedeutung aber einer fehlerlosen Funktion der Atmungsorgane beizulegen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß ein Mensch wohl tagelang hungern, aber die Lebensluft nur wenige Minuten entbehren kann, ohne in Todesgefahr zu kommen. Wird Hilfe erst dann gesucht, wenn der Patient sich infolge von Atemnot, Kopfschmerz, Benommenheit, allgemeiner Schwäche, Verdauungsstörungen, Nervosität krank und elend fühlt, so kann es vielleicht zu spät sein, zumal auch die angegriffenen Schleimhäute der betreffenden Organe höchst empfängliche Nährböden für die Erreger späterer böser Krankheiten sind, wie Influenza, Diphtherie, Scharlach, Tuberkulose usw., die bekanntlich zu dauerndem Siechtum führen können.

Das eigene Interesse gebietet es daher einem jeden, sich über Entstehung, Vorbeugung und Heilung genannter Erscheinungen zu unterrichten. Eine diesbezügliche aufklärende Schrift versendet das Brunnen-Kontor in Wiesbaden W 64 unseren Lesern vollkommen kostenlos. Sie behandelt die höchst einfache Anwendung eines im Arzneischatze wohleingeführten und allgemein bewährten Naturmittels, nämlich des natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes. (Erhältlich in Apotheken, die Flasche zu M. 2,50, lange reichend, direkt drei Flaschen M. 7,00 frei.) Seine Gewinnung erfolgt unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden aus der seit Jahrhunderten weltbekannten heißen Wiesbadener Kochbrunnenquelle, zu der jährlich nahezu Hunderttausende pilgern, um die sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit zu erlangen

Die mit einem Auszuge begeisterter ärztlicher Heilberichte versehene Schrift enthält außer einer Abhandlung von Geheimrat Dr. Pfeiffer noch wertvolle Hinweise über Magen-, Darm- und Verdauungsstörungen, Blutarmut, Leber-, Hämorrhoidalleiden usw. sowie über die so gefürchteten gichtischen und rheumatischen Erkrankungen. — Es schreibt Herr J. N. in A.: „Alle meine Bekannten staunen, wie rasch ich mich nach meinem länger als zwei Jahre dauernden Lungenspitzenkatarrh erholt habe. Die heisere Stimme erhielt ihren alten vollen Klang."

Dr. med. B. in W.: „Das Quellsalz hat fast wunderbare Wirkung getan. Der alte Husten ist verschwunden. Die Kinder fühlen sofort Besänftigung bei den Keuchhustenanfällen."

Kurarzt Dr. M. in F.: „Halte es für meine Pflicht, das Quellsalz in den weitesten Kreisen zu verbreiten."

Aehnlich lauten unzählige Kundgebungen von Vertretern der Wissenschaf und von Privaten.

Dies und das.

Kriegsopferstöcke für die Nationalstiftung. Unter Vorsitz des Oberpräsidenten von Loebell beschloß die „Nationalgabe" die Gründung einer besonderen Abteilung „Errichtung von Opferstöcken zugunsten der Nationalstiftung". Die Aufstellung von Kriegsopferstöcken ist gewissermaßen als Fortsetzung der an den meisten Orten abgeschlossenen Nagelung von Kriegswahrzeichen gedacht. Die Opferstöcke sollen von Künstlern hergestellt, in Gotteshäusern aller Konfessionen, dann auch bei Eisenbahnbehörden, bei der Reichspost und in Fabrikunternehmungen aufgestellt werden. Ortskomitees werden die Einzelarbeit besorgen. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin, Joachimsthaler Straße 1.

Möbel für Minderbemittelte. Um minderbemittelte Bürger und insbesondere den heimkehrenden Kriegern bei der Beschaffung von brauchbarem Hausrat zu angemessenen Preisen behilflich zu sein, beabsichtigt der Berliner Magistrat, die Aufbesserung des zur Verfügung stehenden alten Hausrats zu betreiben, und hat hierfür 600 000 Mark bewilligt. Gebrauchter Hausrat steht zur Verfügung. Bei der Dringlichkeit der Angelegenheit hat der Magistrat jetzt schon Maß-



Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edel-straußfeder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M.

Echte Kronenreiner
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher
10teilig 20 M., 20teilig 40 M., 30teilig 60 M., 40teilig 80 M., 50teilig 100 M.

Boas von Strauß
5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Hesse, Dresden, Scheffelstraße. Welthaus für Straußfedern und Reiher.

Ziehung schon 27. März

Säuglingsheim - Lotterie

Gesamtw. der Gewinne Mark:

50 000
20 000
10 000 usw.

Lose zu 2 M. Postgebühr und Liste 45 Pfennig außerdem.

10 Lose in feiner Brieftasche **20 Mark**

Gust. Haase Nchf. Inhaber K. Schwarz
Berlin NO 43, Neue Königstraße 86.
(In Österreich-Ungarn verboten.)

Bett-Federn.

Zarte **Füllfedern** per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sib rische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuß, Kassel 97.
Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.





Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten **Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,**

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! — Anerkennungen aus allen Kreisen. — Ausführliche Broschüre versendet vollständig kostenlos.

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a



Wollen Sie

elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!

Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Schönster Schmuck
für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc. sind unstreitig meine weltbekannten

Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.

Versand überallhin. Katalog gratis u. fr.
Gebhard Schnell, Gebirgsnelkengärtnerei, **Traunstein 36** (Oberbayern).



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zeugn.*

Deutschland braucht Männer,

die fähig sind, an dem großen wirtschaftlichen Wettstreit teilzunehmen, der eine unbedingte Folge des Weltkrieges sein muß und eine tiefgreifende Aenderung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens herbeiführen wird. Ueberall werden **gebildete und leistungsfähige Mitarbeiter** gesucht sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung u. das Abitur.-Examen nachzuholen u. die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin". Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.**

Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 30.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Militär-Vorbereitungsanstalt.

Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1831.
Berlin W 57, Bülowstr. 103, Dr. P. Ulich.

Dr. Fischer'sche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 1. Jan. 18 best. 5045 Zögl., u. a.: 3195 Fahnenj. 1917 u. a. 33 Abitur., 22 Prim., 144 Einjähr.** Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Dr. Buslik's I. Leipziger Frauen-Schule für Bakteriologie, Chemie und Röntgen. **Leipzig, Keilstraße 12.** Prospekt frei. Ueber 400 Damen ausgebildet.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Buchführung gründliche Unterweisung.
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str.
Verlangen Sie **gratis** Probebrief K.

Stotterer

erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Ingenieurschule zu Mannheim

Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für

Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.

Programme kostenlos.

Wie werde ich größer?



Ein Buch, enthaltend ausprob. Uebungen, von einem praktischen Arzt geschrieb. Keine Reklame für teuere Apparate und Mittel! Sie bekommen tatsächlich eine bessere gefallenerregende Figur. Preis **M. 2.20,** Nachnahme **M. 2.40.**

Rudolphs Verlag Dresden-G 373

Bruchleidende.

Eine Erlösung für Jeden ist unser ***Spranzband*** *Deutsches Reichs-Patent. Ausl.-Patent angem. Ohne Feder, Ohne Gummiband, Ohne Schenkelriemen. Konkurrenzlos dastehend! Verlangen Sie gratis Prospekt. Die Erfinder:* ***Gebr. Spranz*** *Unterkochen (Württemb.) Nº 228*

Echte Briefmarken billigst — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Fort mit dem
Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis Broschüre senden **Extension G. m. b. H. Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**

Juckkrätze

verschwindet in wenigen Tagen d. Reichels Krätzebalsam, der auch in den hartnäckigsten Fällen vollkommen sich. wirkt. Fl. 1.50. **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.**

Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau F. Uike, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

„Aufklärungen für Erfinder"

Vorwärtsstrebende erhalten diese unentbehrliche Broschüre kostenlos durch **Patentbüro Bues, Bielefeld 131.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht P. Holfter, Breslau. Hp. 181.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.

Vertreter für Militärköhlerfohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerfohlenfabrik, Neu-Isenburg H.

Geld- Verdienst durch eine gute Idee. Wegweiser durch KLAUSER & Co., Berlin SW 11, Friedrichstraße 9.

nahmen beschlossen, die allgemein interessieren. Auf dem Gelände des Vieh- und Schlachthofes wurde in einer besonders eingerichteten Werkstatt mit der Aufarbeitung vorhandener Möbel begonnen. Diese Arbeiten werden von der Tischlerschule der Stadt mit Kriegsbeschädigten ausgeführt. Die Preise dieser Möbel werden wesentlich geringer sein als die jetzt geforderten; auch soll die Bürgerschaft um Hergabe nicht benutzter alter Möbel ersucht werden; außerdem sollen etwa 500 neue Möbeleinrichtungen, Wohn- und Schlafzimmer beschafft werden.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: R. Wirth, Wien I, Strobelgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin

DIE·WOCHE

Nummer 12. | Berlin, den 23. März 1918. | 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 12.



Die sieben Tage der Woche.

12. März.

Zur Vergeltung für feindliche Fliegerangriffe am 9. und 10. März auf Stuttgart, Eßlingen, Untertürkheim und Mainz belegen unsere Flieger in letzter Nacht Paris ausgiebig und erfolgreich mit Bomben.

Die türkischen Truppen rücken in Erzerum ein.

Neue U-Boot-Erfolge auf dem nördlichen Kriegschauplatz: 19500 Br.-Reg.-To.

13. März.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stehen vor Odessa.

In der Nacht vom 12. zum 13. März greift eines unserer Marineluftschiffgeschwader mit gutem Erfolge befestigte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft York an. Die Schiffe stoßen auf starke artilleristische Gegenwehr, die den Angriff jedoch nicht aufhalten konnte. Alle Schiffe kehren ohne Beschädigungen zurück.

Eines unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Gausser, vernichtet im Sperrgebiet um die Azoren feindlichen und für den Feind fahrenden Frachtraum von insgesamt 22000 Br.-Reg.-To.

Im östlichen Mittelmeer versenkt ein U-Boot, Kommandant Oberleutnant zur See Sprenger, 6 Dampfer und 2 Segler mit zusammen etwa 26000 Br.-Reg.-To. Im besonderen wird der Transportverkehr vor Alexandrien und Port Said gefaßt.

England fordert im Namen der alliierten Regierungen und der Vereinigten Staaten von Holland die Auslieferung seines gesamten Schiffsraumes für Fahrten auch innerhalb des Sperrgebietes gegen entsprechende Frachtraten und den Ersatz der torpedierten Schiffe nach dem Kriege.

14. März.

Die im Einvernehmen mit der rumänischen Regierung von Braila über Galatz—Bendery auf Odessa angesetzten deutschen Truppen besetzen nach Bandenkampf bei Moldowanka Odessa. Ihnen folgen von Shmerinka her österreichisch-ungarische Truppen.

Im Anschluß an eine Patrouillenfahrt in der Nordsee belegt eines unserer Marineluftschiffe, Kommandant Kapitänleutnant Dietrich, in der Nacht vom 13. zum 14. März den Hafen und die Industrieanlagen von Hartlepool erfolgreich mit Bomben.

Im Sperrgebiet um England, vorwiegend im Ärmelkanal, fügen unsere U-Boote den Gegnern neuerdings einen Verlust von 20000 Br.-Reg.-To. Handelsschiffsraumes zu.

15. März.

Feindliche Banden, die in der Ukraine die von Gomel und Kiew nach Bachmatsch führenden Bahnen bedrohen, werden in mehrfachen Kämpfen zerstreut. Bachmatsch wird besetzt.

16. März.

Auf dem nördlichen Kriegschauplatz versenken unsere U-Boote neuerdings 18000 Br.-R.-T.

Im westlichen Mittelmeer werden durch unsere U-Boote acht Dampfer und ein Segler von zusammen mindestens 27000 Br.-R.-T. versenkt.

17. März.

Scharfer Artilleriekampf hält tagsüber und vielfach auch während der Nacht auf dem Ostufer der Maas an. Kurhessische und waldeckische Stoßtrupps dringen bei Samogneux, badische Kompagnien bei Beaumont, sächsische Sturmtruppen bei Bezonvaux tief in die feindlichen Stellungen ein.

18. März.

Der allrussische Kongreß in Moskau ratifiziert den in Brest-Litowsk unterzeichneten deutsch-russischen Friedensvertrag vom 3. März.

Des Baltenlandes deutsche Stunde.

Von Rudolph Stratz.

Zwei Jahrhunderte haben Livland und Estland unter russischer Herrschaft gestanden. Ein deutscher Sturmlauf von zehn Tagen hat sie befreit. Russische Jahrzehnte waren vor der Weltgeschichte wie ein deutscher Tag.

Der Büchsenknall deutscher Radfahrer am gefrorenen Sumpfufer des Peipussees, der Widerhall deutscher Reitertrompeten an der langen Felsenwand des Glint, der baltischen Küstenmauer, das Hurra deutscher Scharfschützen am neuen Grenzwall des Ostens, der steilen Talschlucht der Narowa — dem, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, dies uns vor dem Weltkrieg so weltenferne baltische Land seit mehr als einem Menschenalter in seinen Städten und auf seinen Gütern durch vielfachen Aufenthalt und vielfache menschliche Beziehungen kennt und liebt, dem scheint diese Erlösung dieser äußersten deutschen Thule jetzt noch, nach Tagen und Wochen, wie ein feldgraues Wunder.

Denn deutsch ist das Land zwischen dem Krug Nimmersatt und der Feste Narwa, deutsch seit sieben Jahrhunderten, so unzerstörbar deutsch wie deutsches Wesen überhaupt auf der Welt. Wer sah je vom Schiff aus zwischen den Untiefen des Neckmanngrundes Reval, „die graue Stadt am Meer", und sah nicht vor sich ein Nürnberg am Ostseestrand mit seinen alten Mauern und Zinnen, seinen ragenden Türmen und Bollwerken ein trotziges Stück deutsches Mittelalter wie irgendeins in deutschen Landen?

Betrat man dann die alte Hansestadt Reval und stieg in ihr steil zum Dom, dem Sitz der Ritterschaft, empor, dann wölbte sich plötzlich dort oben auf dem Hügel, auf freiem Platz zwischen den Häusern des Landadels, breit, protzig, unwahrscheinlich in dieser Umgebung, die funkelnagelneue russisch-orthodoxe Kathedrale.

Und sah man ebenso vom Schloßhügel auf das „nordische Heidelberg", die uralte deutsche geistige Hochburg Dorpat, einst der Sitz eines deutschen Reichsbischofs, hinab, so stand man zwischen den altersgrauen, romantischen Ruinen des im 16. Jahrhundert niedergebrannten deutschen Doms.

Die beiden Bilder, das zerstörte lutherische Gotteshaus in Livland und die neu errichtete Slawenkathedrale in Estland, bedeuten das gleiche: den Kampf gegen den innersten Kern deutschen Wesens, den deutschen Geist und Glauben. Denn nicht in einer einseitigen deutschen Adelsherrschaft, wie man sich das manchmal irrig in Deutschland vorstellt, liegt das Kennzeichnende der baltischen Lande, sondern in der deutschen Sprache, der deutschen Bildung und Gesittung, dem deutschen Luthertum, das die Brücke zwischen den deutschen Balten und den gleich ihm lutherischen Letten und Esten schlägt.

Schweres haben Livland und Estland, die beiden nordischen Vorposten Europas wider Halbasien, im Lauf der Jahrhunderte erduldet. In den alten Herrensitzen des Landes, im ewigen Rauschen der grauen See und des grünen, weißstämmigen Birkenwaldes, zwischen den weiten Weidesteppen und den langen Steinmauern, die die Landstraßen säumen, zwischen den Feldern und den Sümpfen, in denen noch der Elch die breiten Schaufeln hebt, in dieser beinahe feierlichen Einsamkeit klingen noch alte Eindrücke und Erinnerungen durch die Geschlechter und Jahrhunderte weiter, als sei es gestern gewesen, und so habe ich oft aus dem Mund solcher alten Familien die Überlieferung gehört, daß seinerzeit das durch den endlosen Schrecken des Nordischen Kriegs erschöpfte und verödete Land zunächst die russische Herrschaft als einen Schutz vor weiterem Elend empfand, als eine Sicherung.

Eine Art asiatisches Amerika, die „unbegrenzten Möglichkeiten" des endlosen Rußland taten sich damals vor baltisch-deutscher Tatkraft, Bildung, Unternehmungs- und Kriegslust auf. Was wäre Rußland ohne den Willen zur Macht dieser deutschen Herrenkaste geblieben, die von Livland und Estland aus den durch die Übersiedelung nach Petersburg dem unmittelbaren Einfluß des altrussischen Moskauer Bojarentums entrückten Zarenthron in nächster Nachbarschaft umgab, die die Heere des Zaren befehligte, seine Staatsgeschäfte führte, Wege, Brücken, später Eisenbahnen in dem ungeheuren Reich zwischen der Memel und der chinesischen Mauer baute und überallhin Licht in die asiatische Nacht trug?

Und sprach man über diese Vergangenheit mit einem Balten, wie ich es oft tat — mit Vorliebe, nach russischem Brauch bis über die Geisterstunde hinaus, in jenen beinahe taghellen „weißen Nächten" des nordischen Sommers, in denen draußen vor den offenen Fenstern die Bäume schwere Mondschatten warfen und unzählige Sprosser in ihren Zweigen sangen, dann sagte er: „Was blieb uns denn seinerzeit für eine Wahl? Selbständig kann unser schmales, livisches und estnisches Küstenland nicht sein, war es seit Jahrhunderten nicht mehr, seit den Tagen des Bischofs von Riga und den Schwertbrüdern von der Ritterschaft Christi in Livland. Polen, unter dessen Hoheit Livland dann trat, war zu schwach, es zu beschützen, ebenso wie Schweden, zu dem es dann, Estlands Schicksal teilend, überging. Wir brauchten in den ewigen Wirren des Kampfes um die Ostsee die Anlehnung an eine Großmacht. Wir sind Deutsche von Glaube und Sprache, Geblüt und Gesittung. Aber gab es damals eine deutsche Großmacht? Gab es vor 1870 überhaupt ein Deutsches Reich? Das russische Reich aber, die moskowitische Großmacht, war in jenem Schicksalsjahr von 1721 da und war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts froh, daß wir ihm dienten, ohne dabei einen Nagelbreit unseres deutschen Wesens zu verlieren. Moskauer Hagelschlag, polnischer Wind, skandinavische Welle, alles ist an uns abgeglitten. Wir sind heute noch, mit wenigen Ausnahmen, so deutsch, wie unser Adel zu Ende der Kreuzzüge, unsere Kaufmannschaft zur Blütezeit der Hanse waren!"

Um 1850 drohten diesem Deutschtum schon die ersten Sturmzeichen von Osten, das erste Erwachen des Panslawismus. Aber wirklich grimmig richtete sich der russische Bär wider die Balten erst nach der Gründung des Deutschen Reiches auf. Denn nun grenzte das deutsche Baltenland an zwei Weltmächte, die russische und die deutsche. Nicht, als ob das die Balten in ihrer Pflichterfüllung gegen ihr russisches Wahlvaterland, dem sie angehörten, beirrt hätte. Sie waren nach wie vor das Salz der russischen Erde. Aber den Machthabern an der Newa und Moskwa nun doch verdächtig! In ihrer echt deutschen Treue, dem asiatisch-orientalischen Mißtrauen unverständlich und am verhaßtesten allmählich durch ihr strenges Luthertum dem orthodoxen, vom heiligen Synod in Moskau sich ausbreitenden Glaubensfanatismus.

So setzte um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das selbstmörderische Wüten des Zarismus gegen das baltische Deutschtum ein. Ich habe es jahrelang in Estland selbst miterlebt. Die Verfolgung richtete sich kennzeichnenderweise nicht gegen äußere Güter, den Grundbesitz des deutschen Adels, den Handel der deutschen Kaufmannschaft, sondern wider die dreivierteltausendjährigen deutschen geistigen Werte des Glaubens, der Bildung, der Sprache. Die Gymnasien der deutschen Ritterschaft wurden geschlossen, die Mittelschulen verrußt, die deutschen Pastoren, die Mischehen eingesegnet hatten, nach Sibirien verschleppt. Unwissende asiatische Gestalten erschienen an Stelle der deutschen Hochschullehrer auf den Kathedern der ehrwürdigen Alma mater von Dorpat, diebische und bummelige russische Tschinowniks verdrängten in Rechtspflege und Verwaltung mit ihrem „Paschol!" „Mache, daß du fortkommst!" die Pflichttreue und Ordnung deutscher Beamter. Ich habe es selbst 1891 in Baltischport mitangesehen, wie der höchste Herr des Landes, der russische Gouverneur von Estland, Seine hohe Exzellenz Fürst Soundso, nach einer „Besichtigung des Hafens" wie ein Tier betrunken von zwei Gendarmen in seine mit Orlofftrabern bespannte Equipage getragen wurde.

Das war die Zeit, wo das geächtete Deutschtum sich im Burgfrieden der Familie verschanzte, wo die Söhne des Hauses zwar draußen in der Schule Russisch sprechen mußten, aber dafür daheim gesorgt wurde, daß die Töchter kein Wort Russisch lernten, und die deutschen Mütter ihren Kindern zwischen ihren vier Wänden vom Zaren als dem Dschingiskhan von Moskau erzählten. Das war die Zeit, da viele Balten, namentlich solche, die nicht durch Grundbesitz gebunden waren, ihr Bündel schnürten und im neuen Deutschen Reich eine neue deutsche Heimat suchten. Wie die Vereinigten Staaten nach 1848, so empfingen wir damals einen Einwanderungszustrom hochwertigen deutschen Wesens. Ich brauche die Namen so mancher zum Teil noch jetzt unter uns wirkenden Männer nicht zu nennen. Man kennt sie. Und ich kannte damals viele von ihnen, und ihrer aller Frage war nach der Ankunft in Lübeck und Berlin: Was wird Bismarck für uns tun?

Bismarck, in jenen ausgehenden achtziger Jahren noch in Amt und Macht. Bismarck, ein guter Kenner der baltischen Menschen und Dinge. Zählte doch z. B. der hochbetagte Graf Keyserlingk, der mich bei meinen Begegnungen mit ihm in Reval, wenn je ein Mensch, an die Gestalt des greisen Olympiers Goethe erinnerte, zu Bis-



marcks ältesten und besten Freunden. Aber die feste Achse Bismarckscher Politik — man weiß es — war der unzerreißbare Draht nach Petersburg. Nach Norden und Westen hatte der eiserne Kanzler mit Blut und Eisen deutsche Lande dem Deutschen Reich zurückgewonnen. Im Osten hinderte ihn das Erbe der heiligen Allianz, die Baltensache zur deutschen Sache zu machen . . .

Wen um diese Zeit sein Weg in baltische Lande führte, der hörte auf dem Schloß des Barons wie unter dem Pastorendach des Kirchspiels oder sonst im Arbeitsraum des „Literaten", des akademisch Gebildeten, im Gildehaus der Kaufmannschaft wie im Handwerkerverein dasselbe entsagungsvolle: Wir sind vergessen. Unsere Stunde ist nicht da. Wir müssen ausharren, und auf neue Zeiten und einen deutschen Morgen warten! —

Unter den Füßen aber wankte und zitterte dabei immer unheimlicher der Boden. Panslawistische Maulwürfe wühlten rastlos ihre unterirdischen Stollen gegen das Deutschtum. Pope und Tschinownik waren unermüdlich am Werk. Es war in den letzten hinter uns liegenden Jahrzehnten der Grundsatz einer verblendeten und zynisch dummen Petersburger Staatskunst, „den Acheron zu bewegen", überall im eigentlichen Rußland selbst zwar das Volk mit der Kosakenknute niederzuhalten, dafür aber bei allen Randvölkern die unteren Schichten gegen die höheren, den einen Volksstamm gegen den anderen aufzuhetzen. So entstand die jung-baltische und jung-estnische Bewegung. Ihr Kern war durchaus berechtigt. Es war ein alter Erbfehler der Vergangenheit, daß — im Gegensatz zu Ostpreußen — nichts für die Einbeziehung des Letten- und Estentums in den deutschen Bildungskreis geschehen war, und es war kennzeichnend, daß die aus diesen Volksschichten nun neu aufsteigenden Intelligenzen sich doch sofort von selbst der deutschen Bildung und Kultur angliederten, weil sie instinktiv erkannten, daß hier allein ihr Vorteil und ihre Zukunft lag. Aber das war das Gegenteil dessen, was das herrschende Russentum wollte. Der Moskowiter hatte mit eigener Faust die Stützen der Ordnung im Baltenland umgerissen, indem er durch seine „echt russischen Leute", die von ihm aus Halbasien eingeführten Machthaber und Beamten, in wenigen Jahren das Ergebnis jahrhundertealter deutscher Erziehung, die Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, vernichtete. So geschah es, daß die blinde Masse sich fessellos wähnte. Der „arme Konrad" erhob sich in Estland mit Mord und Brand, der Bundschuh wurde das Schicksalszeichen Livlands, der Bauernkrieg brach über Kurland herein.

Der Aufstand von 1905 war der zweite mörderische Tatzenhieb des Moskauer Bären wider das Deutschtum am Ostseestrand. Traf die Russifizierung ein halbes Menschenalter vorher die geistigen, so zerstörte jener Unheilsommer die irdischen deutschen Güter. Das Gift des Aufruhrs aber war nur von außen, von Rußland her, in ein Land hineingetragen worden, das in seiner vielhundertjährigen Geschichte niemals etwas von einem Bürgerkrieg gesehen, dessen herrschende Oberschicht, die deutsche, schon 1816—1819, ein halbes Jahrhundert vor Rußland, aus freien Stücken die Leibeigenschaft aufgehoben, schon 1849, als einzige in dem riesigen Analphabetenreich, den allgemeinen Gemeindeschulzwang eingeführt hatte! So wäre es ganz falsch, das Verhältnis zwischen Deutschen und Undeutschen im Baltikum nach jenem Unglücksjahr von 1905 beurteilen

Aufruf!

Während im Osten die Morgenröte des Friedens heraufdämmert, wollen unsere verblendeten westlichen Gegner die Hand zum Frieden noch nicht reichen. Sie wähnen noch immer, uns mit Waffengewalt zu Boden ringen zu können. Sie werden erkennen müssen, daß das deutsche Schwert die alte Schärfe besitzt, daß unser braves Heer, unwiderstehlich im Angriff, unerschütterlich in der Verteidigung, niemals geschlagen werden kann. Von neuem ruft das Vaterland und fordert die Mittel von uns, die Schlagfertigkeit des Heeres auf der bisherigen stolzen Höhe zu halten. Wenn alle helfen, Stadt und Land, reich und arm, groß und klein, dann wird auch die 8. Kriegsanleihe sich würdig den bisherigen Geldsiegen anreihen, dann wird sie wiederum werden zu einer echten rechten deutschen Volksanleihe.

---

zu wollen. Dies Jahr war Moskowitermache. Als sie ihre Wirkung getan, wurde „pa rußki", auf russische Art, durch Kosaken und Galgen die „Ordnung" wiederhergestellt. . .

Aber das nun folgende Jahrzehnt bis zum Weltkrieg war eine Zeit der Kirchhofsruhe für das baltische Deutschtum. Es war gebrochen. Es schien zum langsamen, stummen Untergang verdammt, zum lautlosen und ruhmlosen Hinabsinken in den trüben, stummen Völkersumpf zwischen Njemen und Ural, über dessen toten, anscheinend modernden Spiegel vom Turm Iwan Weliki auf dem Kreml her triumphierend die Glocken des orthodoxen Zarentums klangen.

Aber eben diese Glocken läuteten wie durch ein Wunder, wider Wissen und Willen der Panslawisten an ihrem Strang die Erlösung ein! Sie läuteten am 1. August 1914 Sturm. Sie verkündeten den Krieg gegen Deutschland. Das alte, geschichtliche, schon längst morsche Band zwischen Berlin und Petersburg war durch asiatischen Größenwahn zerrissen, Deutschland jeder Rücksicht auf Rußland, auch in Hinsicht der Ostseeprovinzen, ledig. Ihr Schicksal lag im Ausgang des Weltkriegs und in ihrem eigenen Willen.

Der Weltkrieg im Osten ist zu Ende. Der Wille Livlands und Estlands ist frei. Die dritte Schwester am Baltenstrand, Kurland, hat ihr Schicksal schon gewählt. Sie gab Deutschland Herz und Hand.

Es gibt ein altes Wort: „Up ewig ungedeelt!" Es gilt für ein anderes altes, durch das siegende deutsche Schwert dem Deutschtum wiedergewonnenes deutsches Land, für Schleswig-Holstein. Es wird hoffentlich auch als Leitstern über den entscheidungschweren Entschlüssen der berufenen Vertreter Livlands und Estlands leuchten. Die Schicksale der drei Baltenländer liefen in früheren Zeiten nur scheinbar und äußerlich durch den Einfluß fremder Gewalten auseinander! In Wirklichkeit waren sie seit sieben Jahrhunderten „up ewig ungedeelt". Ungeteilt und eins durch die Gemeinsamkeit heißer Liebe zur deutschen Muttersprache und Gesittung, frommen Glaubens zum lutherischen Herrgott, ehrwürdig-unzerreißbarer Familien- und Verwandtschaftsbande der alten Adels- und Bürgergeschlechter über die drei Schwesterländer hin, unwandelbarer, allen dreien gleichmäßig beschiedener Naturgesetze

des Klimas, der Boden- und Lebensverhältnisse für Deutsche und Nichtdeutsche. Auch für die Nichtdeutschen. Gerade auch für sie. Sie waren bisher zu wenig entwickelt und von Rußland wie alle Fremdvölker unterdrückt. Jetzt haben Letten und Esten die Möglichkeit, unter deutschem Schutz und Schirm, aber in aller Freiheit und Selbständigkeit ihrer angestammten und berechtigten Wesensart ihr völkisches Ich zu entwickeln und auszubauen und sich an den ihnen bisher noch vorenthaltenen Schätzen westeuropäischer Gesittung zu bereichern.

Ihre Wortführer erkennen das klar. Sie sprachen es schon aus. Sie wie alle in den Ostseeprovinzen fühlten zu deutlich am eigenen Leib und Leben, sahen es zu furchtbar in dem benachbarten Finnland, was Rußland sowohl unter Herrschaft wie unter Freiheit versteht. Seine Herrschaft heißt Sibirien, seine Freiheit der Bolschewik und die Rote Garde. Zu Rußland, gen Osten, führt kein Weg mehr zurück. Selbständig können und konnten die zwei kleinen Länder am Ostseestrand, Livland und Estland, nicht sein. Es gibt für sie nur einen Weg. Den Weg nach Westen, den Weg nach Deutschland. —

Livland und Estland stehen vor der Schicksalstunde, die für Kurland schon erlösend geschlagen hat. Sie stehen vor ihrer deutschen Stunde. Die Gunst der Stunde kehrt nicht wieder. Was eine gnädige Fügung des Himmels, dank deutscher Kriegskunst und russischer Verblendung, in zwölfter Stunde unseren Stammesbrüdern im fernen Osten schenkte, wird nicht zum zweitenmal geboten. Unsern Hindenburg, das feldgraue Wunder unseres Heeres, den weltüberwindenden Furor Teutonicus All-Deutschlands sehen nur auserwählte Jahrhunderte einmal. Die Zeiten erfüllen sich. Zeichen und Wunder zeigen am Himmel, im Osten und überall: Der deutsche Tag ist da! Möge jeder ihn verstehen!

Jagd und Wild im Krieg.

Von G. Frhr. v. Seherr-Thoß, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Reg.-Präsident a. D.

Es ist mir immer schwer verständlich gewesen, weshalb in Jagdfragen so leicht die Politik mit eine Rolle spielt; aus der Geschichte des Jagdrechtes und der Entwicklung unserer Jagdgesetzgebung läßt sich diese Erscheinung nicht so ohne weiteres, jedenfalls nicht allein erklären.

In Wirklichkeit hat die Jagd nur eine sehr geringe politische, wohl aber eine außerordentlich große volkswirtschaftliche Bedeutung, und das hat uns der jetzige Weltkrieg in besonders lehrreicher Weise gezeigt. Schon in den ersten Kriegswintern, als die zunehmenden Ernährungschwierigkeiten zu einer weisen Einteilung aller Lebensmittel zwangen, wurden Stimmen laut, welche einen verstärkten Abschuß von Wild zur besseren Versorgung der Bevölkerung mit Fleischnahrung verlangten, ja, einzelne Heißsporne forderten nichts mehr oder weniger wie eine tunliche Ausrottung des Wildes, um dadurch Wildschaden oder die Vertilgung von Saaten zu verhindern, deren Früchte dem menschlichen Genuß zugeführt werden könnten.

Im allgemeinen ergab sich die merkwürdige Beobachtung, daß die in weiten Kreisen herrschende Unkenntnis von der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Wildes für die menschliche Ernährung ebenso zu einer erheblichen Überschätzung wie zu einer Unterschätzung führte. Nach statistischen Erhebungen, die ja bekanntlich nie trügen (!), macht das gesamte Wildbret nur etwa 0,6 vom Hundert der Fleischnahrung in Deutschland aus. Diese Zahl klingt allerdings überraschend niedrig und könnte zu der Entschließung führen, daß sie ein behördliches Eingreifen nicht rechtfertige. Anderseits führt die ganze aufgestellte Berechnung zu einem Trugschluß, wie wir ihn im Verlaufe des Krieges leider nicht selten erlebt haben. Wenn z. B. bei der Viehzählung wie bei der Fleischrationierung berechnet worden ist, wieviel Kilo Fleisch im Monat oder Jahre „auf den Kopf der Bevölkerung" entfallen, so ist dabei gänzlich übersehen worden, daß bis zum Ausbruch des Krieges Millionen Deutsche überhaupt kein Fleisch oder nur in ganz geringen Mengen zu essen gewohnt waren und sich dabei recht wohl befanden. Ja, ich glaube, daß die nicht ganz unrecht haben, welche behaupten, daß ungezählte Tausende erst durch diese Rationierung künstlich an Fleischvertilgung gewöhnt worden sind. Ähnlich verhält es sich mit dem Wildbret. Tatsächlich war sein Genuß vor dem Kriege in den unteren Volksschichten fast unbekannt, ja es herrschte dort vielfach eine vollkommene Abneigung dagegen. Dazu kam der Umstand, daß die Zubereitung von Wild, welches bekanntlich sehr fettarm ist, nicht so einfach ist und teure Zutaten erfordert. Das ist jetzt ja freilich ganz anders geworden. Jeder nimmt dankbar jeden Hasen — wenn er ihn nur bekommt! Aber bis zu Kriegsanfang speiste man Wildbret eigentlich nur in den Kreisen der sogenannten „oberen Zehntausend". Wenn man also der Wildbretstatistik nur diejenigen „Köpfe der Bevölkerung" zugrunde legt, die bis dahin an Wildnahrung gewöhnt waren, so kommen ganz andere Zahlen heraus, und wenn man dann bedenkt, daß Wildbret jedenfalls anderes Fleisch zu „strecken" geeignet ist, das damit für andere Kreise frei wird, so kann man seine Bedeutung für die Ernährung des ganzen Volkes doch wohl etwas höher einschätzen.

Die preußische Staatsregierung ging auf die an sie gerichteten Wünsche bereitwilligst ein und ordnete nicht nur in den ihrer eigenen Verwaltung unterstehenden Staatsforsten einen verstärkten Wildabschuß an, sondern drang auch mit allen Mitteln auf ein gleiches Vorgehen in den Privatjagdbezirken. Man hätte nun meinen sollen, daß diese Maßregel die Läden und Verkaufsstände der Wildhändler mit einem Überfluß von Rot- und Rehwild, Hasen, Fasanen und anderem leckeren Getier hätte füllen müssen, aber das war nur vorübergehend der Fall; sehr bald trat das Gegenteil ein, und das Geschenk der Regierung erwies sich, wie Sachverständige vorausgesagt hatten, als ein Danaergeschenk. Die Klagen, daß kein Wild mehr zu sehen wäre, und namentlich gar nicht mehr auf den Märkten der großen Städte, wurden immer lauter. Natürlich schob man die Schuld den Jagdbesitzern, d. h. in erster Linie den bösen Agrariern, in die Schuhe und verlangte energische Maßregeln gegen sie. Es wurden Wildhöchstpreise eingeführt, die Beschlagnahme von Wild wurde erwogen, es fanden


Jede bisher gezeichnete Mark
Kriegsanleihe hat
mitgearbeitet an den bisherigen
großen Erfolgen unseres Heeres.
Zeichnet den Enderfolg
durch die „achte"!

endlose Verhandlungen statt, aber das Ergebnis brachte keine Besserung, im Gegenteil. Ganz besonders aus Berlin erschollen schon im Winter 1915/16 und dem darauffolgenden immer dringlichere Klagen, die endlich im vorigen Jahre zu einer Regelung führten, die erst nach mühsamen Verhandlungen zustande kam, und von der weiter unten die Rede sein soll. Zunächst dürfte es aber angezeigt sein, auf die Gründe einzugehen, welche zu einer so argen Verschlechterung unserer Jagd- und Wildverhältnisse geführt haben, wie sie jetzt tatsächlich vorhanden ist und von keiner Seite mehr bestritten werden kann.

Es ist wie ein Verhängnis über die Jagd gekommen, der Himmel und alle Mächte scheinen sich gegen sie verschworen zu haben. Leider kann ich mit statistischen Zahlen hier nicht dienen, da solche mir nicht vorliegen, wohl auch überhaupt noch nicht aufgestellt worden sind, aber von einem in jagdlicher Hinsicht sehr pfleglich und weidmännisch behandelten großen oberschlesischen Jagdrevier, das als vorbildliches Muster dienen kann, sind sie mir bekannt. Dort wurden vor dem Kriege jährlich im Durchschnitt rund 17 000 Stück Wild erlegt. 1915 stieg diese Zahl wegen des auf behördlichen Wunsch vorgenommenen verstärkten Abschusses auf etwa 22 000 Stück, um im Jahre 1916 auf 7000 Stück zurückzugehen, in dem eben abgelaufenen Jahre 1917 hat sich ein so großer weiterer Rückgang der Niederjagd gezeigt, daß es ganz ausgeschlossen war, die sonst üblichen Treibjagden auch nur zum Teil abzuhalten. Dieses Ergebnis dürfte ein durchaus zuverlässiges Bild von dem augenblicklichen Niedergange der Jagd auf etwa ein Viertel der Friedenzeit liefern; manche Gegenden klagen, daß ihre Jagd überhaupt gänzlich ruiniert sei.

Woher kommt das? Natürlich kann man nicht behaupten, daß der erzwungene verstärkte Wildabschuß allein Schuld an diesem Ruin der Jagd trägt; es treten vielmehr noch eine ganze Reihe von Umständen hinzu. Zunächst fehlt es infolge der Einberufungen zum Heer an genügendem Jagdpersonal, wodurch die Jagdpflege ebenso erschwert wird wie die Vertilgung des Raubzeuges. Jedermann weiß, daß die Aufzucht von Fasanen nur gedeihen kann, wenn genügend gefüttert wird, aber auch anderes Wild, namentlich Rot-, Dam- und Rehwild, selbst der sonst so genügsame Hase kann in harten und schneereichen Wintern nicht ohne Fütterung durchkommen. Fehlt es nun schon an Hegern, so mangelt es gänzlich an Futtermitteln. Noch schlimmer ist die ungewöhnliche Überhandnahme des Raubzeuges, namentlich der Füchse. Was dadurch für Schaden, besonders unter dem Niederwild, angerichtet wird und bereits entstanden ist, davon macht sich der Laie wohl schwerlich eine richtige Vorstellung. Selbst die hohen Preise für Rauhwaren haben hierin keine Besserung herbeifuhren können, ganz einfach deshalb, weil Jäger, die sich auf Vertilgung von Raubwild verstehen und dazu genügend Zeit haben, immer seltener werden. Ganz kürzlich hörte ich von zuverlässiger Seite auch laute Klagen über die Zunahme von Raubvögeln, die namentlich unter den auf der Schneedecke so leicht erkennbaren Rebhühnern große Verwüstungen anrichten; die Funde von Skeletten und Federn werden immer häufiger. Dabei war die Hühnerjagd im vorigen Jahr schon so schlecht, daß die weitere Dezimierung ihrer Überreste schmerzlich zu bedauern ist.

Ein böses Kapitel ist das der Wilddieberei, die gegenwärtig blüht wie noch nie. Menschlich erklärlich ist dies wegen der allgemeinen Knappheit an Nahrungsmitteln, aber schön ist es nicht. Wie sich die Felddiebstähle und der Raub an Gartenfrüchten, Obst und Gemüsen in geradezu erschreckender Weise vermehrt haben, so daß man über die allgemeine Verwirrung der Begriffe von Mein und Dein bedenklich den Kopf schütteln muß und bange wird über das Sinken der Volksmoral, so trifft dies in fast noch erhöhtem Maße bei der Wilddieberei zu, die zu verhüten es an Aufsicht fehlt.

Zu alledem treten nun aber die verschiedenen Seuchen und Krankheiten hinzu, unter denen das Wild in den letzten Jahren, insbesondere auch bei den ungünstigen und anormalen Witterungsverhältnissen, zu leiden gehabt hat. In großen Landstrichen sind Seuchen aufgetreten, die unter den Rehen, den Hasen und auch unter anderen Wildgattungen enorme Verwüstungen angerichtet haben.

Ganz merkwürdig hat sich das wilde Kaninchen benommen, das früher als Braten wenig angesehen und beliebt war und deshalb so gut wie gar keinen Marktpreis hatte. Es trat noch vor dem Kriege in solchen Massen auf, daß vielerorten von Kaninchenplage gesprochen wurde, und daß die Jägerwelt, ebenso wie die Behörden allen erdenklichen Scharfsinn aufboten, um der Plage Herr zu werden und den schädlichen Nager zu vernichten. Und jetzt, wo ein Kaninchenbraten in den feinsten Haushalten hochgeachtet und begehrt ist und auch einen ganz anständigen Preis hat, ist wie zum Hohn der lose Schelm fast ganz von der Erdoberfläche verschwunden. In Revieren, wo früher Hunderte, ja Tausende erlegt wurden, kommen jetzt nur vereinzelte Überreste vor; auch hier tragen anscheinend Seuchen und ungünstige Witterungsverhältnisse, Nässe und Glatteis, welche die Baue verstopfen, die Schuld.

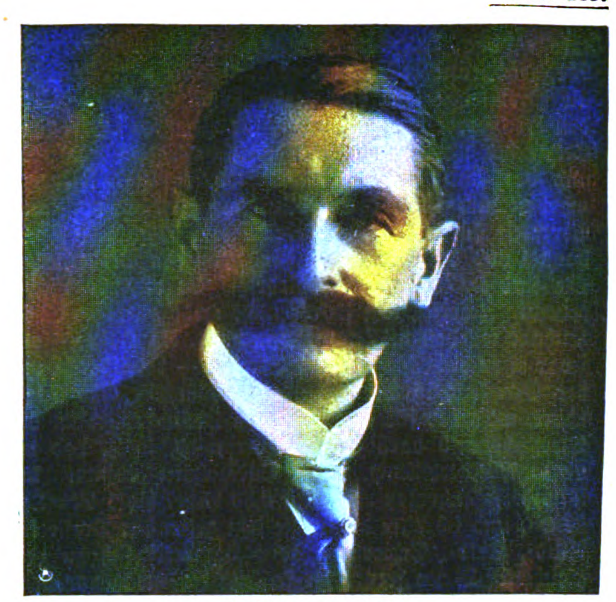
Jedenfalls muß mit der unerfreulichen Tatsache gerechnet werden, daß der Wildbestand im Deutschen Reich, und zwar sowohl im Osten wie im Westen, in der Ebene, wie im Gebirge, ganz ungeheuer zurückgegangen ist, vielleicht, wie vorher gesagt, etwa auf den vierten Teil seines früheren Standes, und es wird Jahrzehnte sorgfältiger Hege und Pflege und vor allem nachhaltigster Schonung bedürfen, um ihn wieder auf die alte Höhe zu bringen. Es ist demnach auch nicht zu verwundern, wenn in den letzten beiden Jahren nicht genug Wildbret, ja zeitweise so gut wie gar keins in die großen Städte gelangt ist, nur ist die Ursache anderswo zu suchen, als man gemeinhin anzunehmen scheint, nicht in bösem Willen der Jagdbesitzer oder in verkehrten Maßnahmen, sondern einfach in der Tatsache, daß es so wenig Wild gibt. Aber der laute Ruf von Berlin nach mehr Wild hat wenigstens den erfreulichen Erfolg gezeitigt, daß nach langwierigen Verhandlungen zwischen den Reichs- und Staatsbehörden einerseits und den berufenen Vertretern des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins sowie des Wildhandels anderseits eine Vereinbarung zustande gekommen ist, die das Bestererreichbare darstellt und wohl allgemein befriedigen dürfte oder müßte, sie hat ihren Niederschlag in der Verordnung des Bundesrats über den Verkehr mit Wild vom 12. Juli 1917 und der Ausführungsanweisung vom 10. September 1917 gefunden.

Danach darf der Jagdberechtigte von allem Wild, das auf Treibjagden geschossen wird, ein Drittel für sich zur eigenen freien Verfügung behalten, ein Drittel ist „zur Befriedigung des örtlichen Bedarfs an Wildbret in der Umgebung des Jagdortes" bestimmt, und kann von



dem Jagdberechtigten unmittelbar an Verbraucher, die innerhalb des Kreiskommunalverbandes des Jagdortes ihren Wohnsitz haben, verkauft werden; das dritte Drittel muß an die sogenannte Abnahmestelle abgeliefert werden, welche für Weiterleitung in die zugelassenen Wildhandlungen in den großen Städten zu sorgen hat. Diese Vorschrift hat in ihrem ersten Teil eine Grenze nach unten und nach oben, indem Jagdstrecken bis zu drei Stück Schalenwild (Rot-, Dam-, Schwarz- und Rehwild) oder zehn Stück Niederwild (Hasen, Kaninchen und Fasanen, anderes Wild wird von der Verordnung nicht betroffen) zur freien Verfügung des Jagdberechtigten verbleiben, und indem er, wenn die Jagdstrecke eine so große ist, daß bei einer Dritteilung dem Jagdberechtigten mehr als fünfzig Stück zufallen würden, den diese Höchstgrenze überschreitenden Betrag an die Abnahmestelle abzuliefern hat. Auf einzelne weitere Sonderbestimmungen hier näher einzugehen, dürfte nicht am Platze sein.

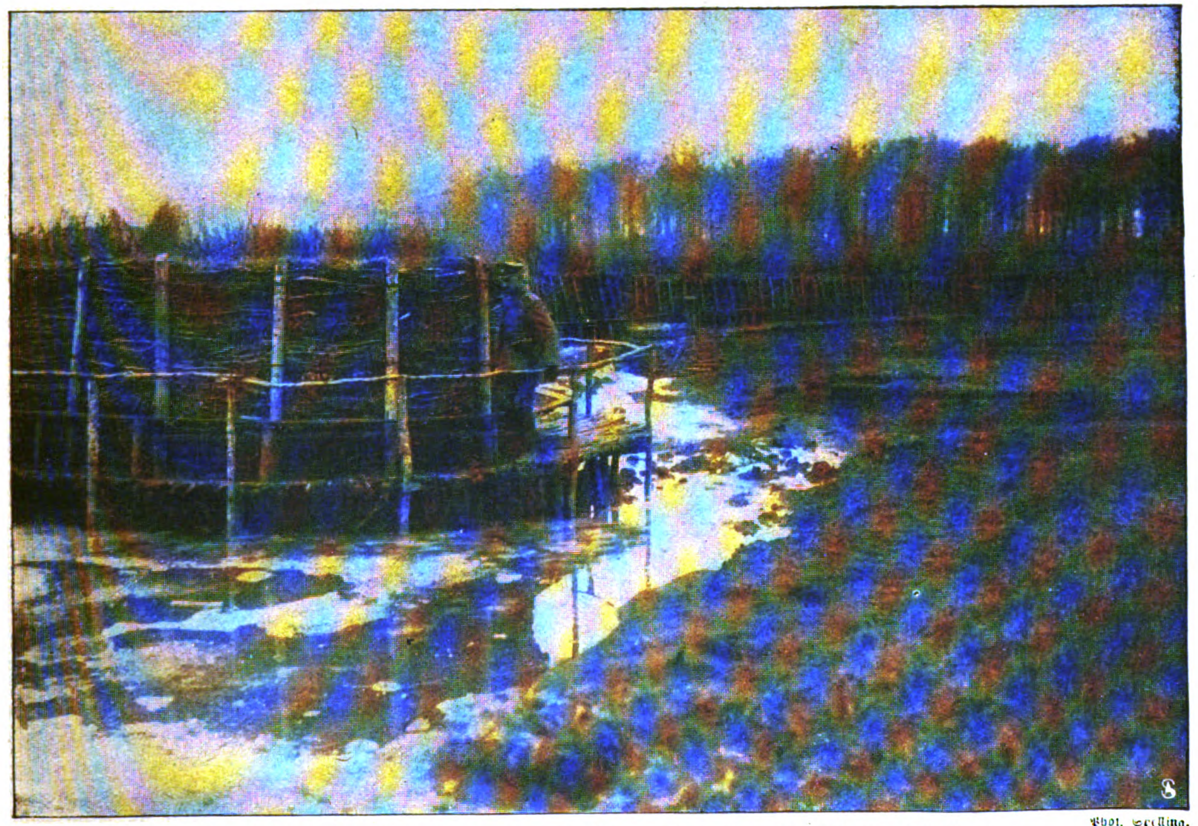
Auf diese Weise ist erreicht worden, daß wenigstens der dritte Teil des auf Treibjagden geschossenen Wildes den Großstädten zufließt, tatsächlich ist die Menge aber noch größer, da auch von den beiden ersten Dritteln so manches Stück auf privatem Wege an gute Freunde und Verwandte, die in den großen Städten wohnen, versandt wird, und wenn jetzt von dem Berliner Wildmarkt immer noch geklagt wird, daß die Wildzufuhr sehr gering sei, so ist dies auf den bedauerlichen Umstand zurückzuführen, daß es eben überhaupt so wenig Wild gibt. Dann aber ist Berlin in Friedenzeiten zum Nachteil des Landes und der übrigen Städte in ungeheurem Maße mit Wild beliefert worden. Dieser



Stadtrat Fischbeck,
wurde zum Direktor des Zweckverbandes Groß-Berlin gewählt.

Umstand mußte sich natürlich bei einer gleichmäßigen Verteilung des Wildes sofort ändern. Von Ausnahmen abgesehen, läßt sich aber doch wohl erwarten, daß die jetzt getroffene Regelung sich gut einbürgern und bei mehr Verständnis für die jetzige mißliche Lage der Jagd auch mehr Zustimmung bei dem Wild verzehrenden großen Publikum finden wird.

Wahrscheinlich werden die jetzigen Bestimmungen für die kommende Jagdzeit in einer den Jäger im In-



Phot. Grelling.

Stark befestigte, künstlich angelegte Stellung in dem Sumpfgelände in Flandern.



teresse der Allgemeinheit noch mehr einschränkenden Weise abgeändert werden. Dabei spielt aber schließlich die Preisfrage noch eine große Rolle. Die jetzt geltenden Höchstpreise für Wild sind für Preußen durch einen Erlaß der Minister für Landwirtschaft, des Handels und des Innern vom 23. September 1917 festgesetzt worden und sehen drei Abstufungen vor, je nach dem Verkaufe durch den Jagdberechtigten, durch den Großhandel und durch den Kleinhandel an den Verbraucher. Sie sind im allgemeinen niedrig. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie als nicht mehr zeitgemäß bezeichnet werden müssen. Wenn z. B. ein Hase — und zwar ohne Rücksicht auf sein Gewicht — bei Abgabe von der Strecke 5,25 Mark, beim Wildhändler 6,25 Mark kostet, während für einen zahmen Kaninchenbraten das Vierfache und darüber gefordert wird, so ist das ein arges Mißverhältnis. Im Durchschnitt kommt das Pfund Hasenbraten etwa auf 0,80 Mark bis 1 Mark zu stehen, und ich bitte damit die jetzt geltenden Preise für Rind-, Kalb-, Schweine-, oder Hammelfleisch zu vergleichen! Wenn ferner die feisteste Fasanenhenne beim Wildhändler für 4,30 Mark zu haben ist, so ist es eine Beleidigung für sie, wenn ein altes, zähes Suppenhuhn das Drei- bis Vierfache und darüber kostet. Da Preise heute fast gar keine Rolle mehr spielen, muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Jäger beschlagnahmefreies Wild ohne Rücksicht auf die Höchstpreise verkaufen. Bleiben die Wildhöchstpreise weiterhin niedrig, so besteht die Gefahr, daß dieser Zustand zum Schaden der Allgemeinheit weiter um sich greift. Es dürfte sich deshalb empfehlen, die ganze Wildhöchstpreisfrage einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Möchten nur alle Maßnahmen, die schon ergriffen sind oder noch ergriffen werden dürften, dazu führen, die Jagd wieder auf ihre alte Höhe zu bringen, nicht nur im Interesse des Wildbraten verspeisenden Publikums, sondern auch zur Freude aller weidgerechten Jäger!

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Mit voller Befriedigung konnten wir auch in dieser Woche die fortschreitende Wirkung unserer U-Boot-Arbeit nach den einlaufenden Meldungen verfolgen. Wir erfuhren von Tag zu Tag Ergebnisse in runden Zahlen als Bestätigung der Tatsache, daß der mit Hilfe unserer Unterseewaffe erstrebte Zweck voll erreicht wird. Ein kurzer Auszug aus der Statistik unserer Unterseeboote läßt keine Zweifel zu, am deutlichsten spricht der Beitrag aus der Rubrik „von einem U-Boot versenkt". Also auf diesem Wege kommen wir vorwärts, sicher und wirksam. In absehbarer Zeit wird die Schiffsraumnot für unsere Gegner unerträglich.

Die Woche hat aber noch einen Beweis für diese Tatsache gebracht. Diesen Beweis liefert der verzweifelte Entschluß Englands, mit Gewalt Schiffsraum von den Neutralen zu erpressen. Holland wird mit dem Schicksal Griechenlands bedroht. Unverfroren spricht der rücksichtslose Vernichtungswille Englands, das sich, nun endlich in die Enge getrieben, hinter keiner Maske mehr verbergen kann, von „rechtmäßiger" Gewalt. Aber der Streit mit Worten verfängt nicht mehr. So wenig wie die widersinnige Begriffsverdrehung, die in dem Satz ihren Ausdruck findet: „Deutschland geht darauf aus, die Welt auszuhungern." Dieser Satz ist es wert, in großer Schrift so tief gehängt zu werden, daß ihn jeder lesen kann!

Die Ereignisse gehen ihren Gang unerbittlich hinweg über Wortstreit und internationales Ränkespiel. Sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle!

Wir haben gerade aus dieser Woche die Lehre ziehen können, daß der Grund, auf dem wir stehen, und alle Umstände, unter denen wir heute so dastehen wie es der Fall ist, uns das Recht geben, der kommenden Entscheidung gefaßt entgegenzublicken. „Wir sind stark genug zu diesem Waffengang. Er wird durchgefochten, da sonst an den Frieden nicht zu denken ist. Nach und nach werden wir auch im Westen den Frieden als Preis unserer Kämpfe erringen. Es wird ein ehrenvoller Frieden sein — kein weicher Frieden. Das deutsche Volk hat sich den starken deutschen Frieden mit seinem kostbaren deutschen Blute verdient, und es braucht diesen starken Frieden für sein künftiges Blühen!" Solche Worte haben wir in dieser Woche vernommen, sie kamen aus berufenem Munde und sind dem deutschen Volk aus dem Herzen gesprochen. Das ist eine Sprache, klar und einfach verständlich, weil die Wahrheit dahinter steht. Ebenso wie hinter dem ehernen Wort: „Die gewaltige Kette, die uns erwürgen sollte, ist gesprengt, und wir können unsere ganze Kraft nach Westen wenden."

Wie mag es Frankreich in die Ohren dröhnen, wenn ihm in dieser Schicksalstunde vorgehalten wird, daß es sich selbst sein Grab gegraben, daß England seine Schwächen mit Geschick für seine Zwecke ausgebeutet hat, daß die Folgen auf Frankreich lasten bleiben!

Als Vorläufer des drohenden Weltgerichts, das über Frankreichs Haupt schwebt, mag es die Züchtigung empfinden, die ihm seine fortgesetzten Luftangriffe auf offene deutsche Ortschaften durch die nachdrückliche Wiederholung unseres Luftangriffes auf das befestigte Paris eingetragen haben. Wenn wir recht unterrichtet sind, hat dieser Strafakt insofern seine Wirkung nicht verfehlt, als man sich nun endlich in Paris zu Erörterungen entschlossen hat, ob es nicht besser sei, die Luftangriffe auf deutsche offene Plätze einzustellen.

Wer nicht hören will, muß fühlen. Auch England ist aufs neue durch unsere Luftgeschwader daran erinnert worden, und Mahnungen sind auf dem gleichen Wege an Italien ergangen.

Inzwischen haben wir in Durchführung unserer Maßnahmen im Osten den wichtigen Schritt gemacht, Odessa zu besetzen.

Rastlos rührt sich an der ganzen versammelten Westfront jeder deutsche Kopf und jede deutsche Hand im Dienste der großen Unternehmung, die uns bevorsteht. Der Grund, auf dem wir stehen, und alle Umstände geben uns das Recht, der Entscheidung gefaßt entgegenzusehen. X.

An die Leser der „Woche"

Die andauernde Steigerung der gesamten Herstellungskosten, insbesondere der Papierpreise, zwingt uns, einen nochmaligen

Teuerungszuschlag von 10 Pf.

am 1. April 1918 einzuführen, sodaß die „Woche" von Heft 14 an 40 Pf. kosten wird.

August Scherl G. m. b. H.
Berlin



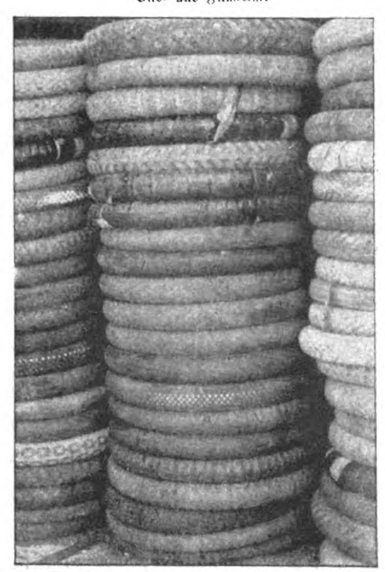
B. J. G.

Von links: Major Günste, k. u. k. Bevollmächtigter beim preuß. Kriegsministerium, Gen. von Stöger-Steiner, Oberstl. Hoffmann.

Der österr.-ung. Kriegsminister Gen. d. Inf. R. Stöger-Steiner von Steinstätten in Berlin.

Deutsche Truppen im besetzten Minsk.

Bild- und Film-Amt



Blick in einen der großen Reifenspeicher, in denen für über 1 Million Mark Gummireifen vorgefunden wurden.



Generalfeldmarschall von Eichhorn (links) **und General von Bredow** (mitte) mit Offizieren des Stabes bei der Besichtigung der eingenommenen Stadt.



Russische Schwestern auf dem Wege nach einem Hospital.



Die polnische Kirche mit dem Gouvernementsgebäude auf dem Friedensplatz.



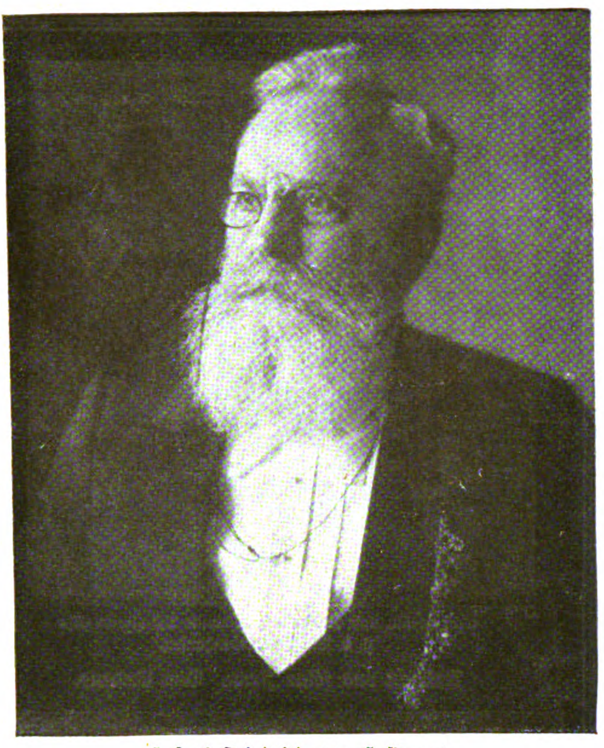
Auf der Pferdebahn.



Leben und Treiben in den Straßen von Minsk nach der Besetzung.



Graf Keyserlingk,
wurde zum Kommissar des Reichskanzlers für die Bearbeitung der Angelegenheiten von Litauen, Kurland und der übrigen östlichen Gebiete mit Ausnahme von Polen ernannt.



Hofrat Friedrich von Hessing †
berühmter Orthopäde.
Im 80. Lebensjahr in Göggingen bei Augsburg gestorben.



Spezialaufnahme der „Woche“.

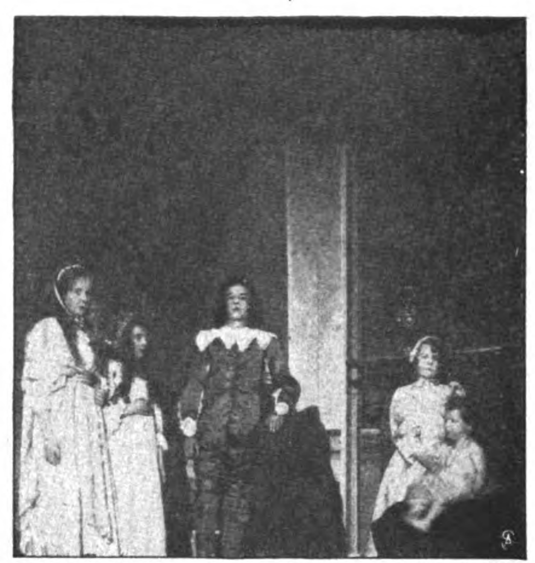
Von links: Generalsuperintendent Bernewitz, Baron Rhaden-Maihof, Rechtsanwalt Melville, Gemeindeältester Weschneck

Die Abordnung des kurländischen Landesrats in Berlin.



Graf Mellin und Gräfin d'Haussonville mit Freiin Else v. d. Bussche-Haddenhausen.

Rubens und seine Frau. Von Rubens.



Von links: Gisella Freiin von Spitzemberg, Eva Elfes, Erich Widenmann, Margarete Komteßchen v. Seherr-Thoß, Hermann Graf v. Seherr-Thoß.

Königskinder. Von van Dyck.

Lebende Bilder.

*

Eine Veranstaltung des Frauenvereins von 1849 in Berlin.

Spezialaufnahmen der „Woche".



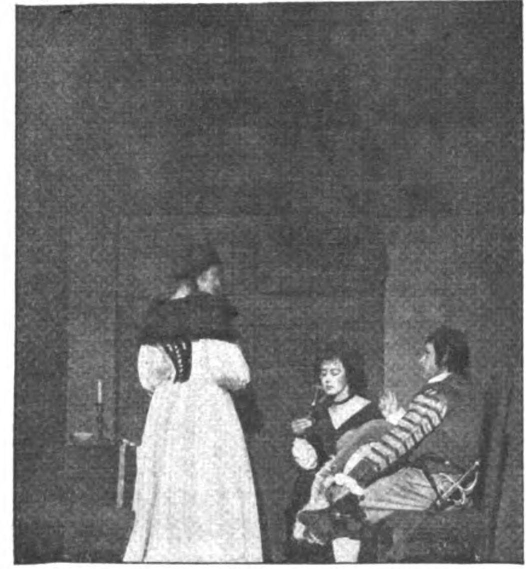
Von links: Gräfin Marie von Henckel-Donnersmarck, Frau Rizoff mit Dagmar von Kistowsky, Frl. Gruner.

Madonna. Von Bellini.



Freiin Walpurgis von Spitzemberg.

Mädchen aus Raetwik. Von Zorn.



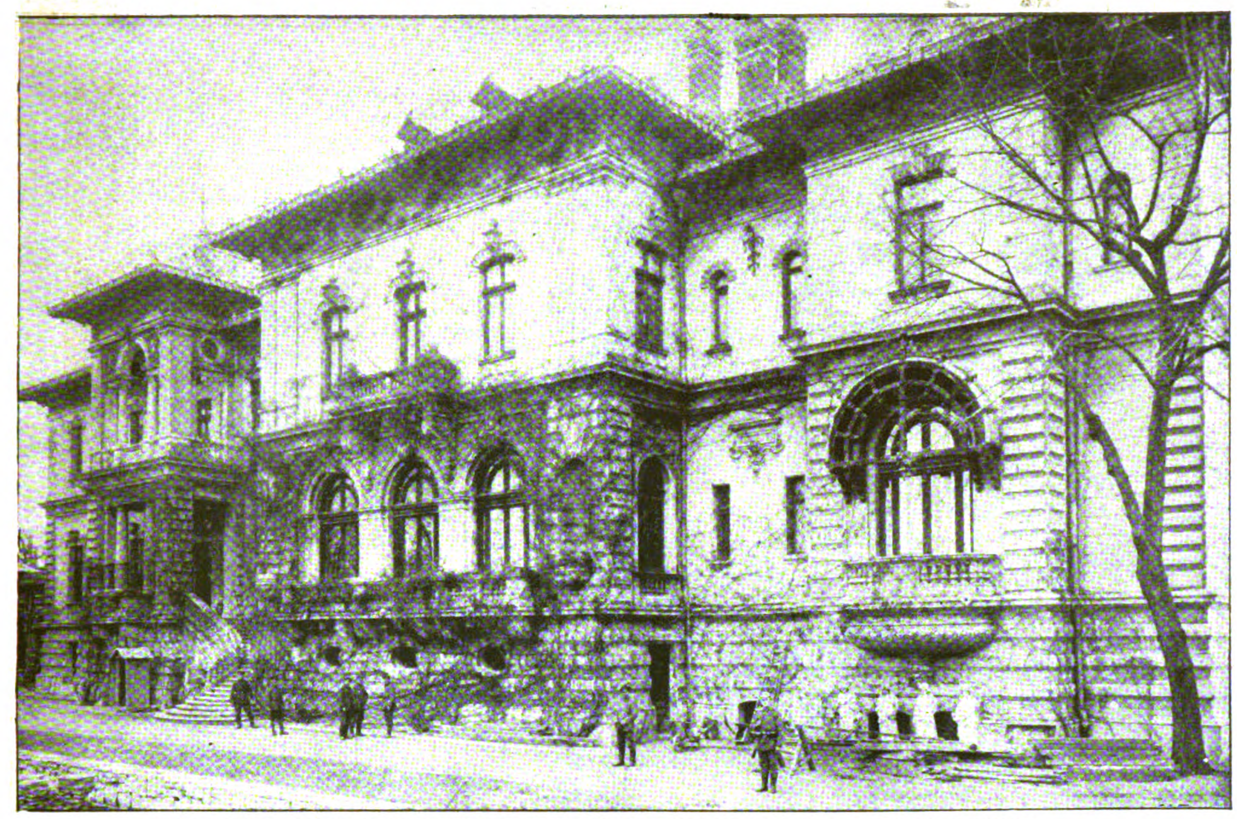
Von links: Frl. Louise Oppenheim, Frl. von Kluck, Oberleutnant zur See Krantz.

Väterliche Ermahnung. Von Terborch.



Frau von Dincklage, Frl. Vera von Schwabach.

Dachauer Bäuerinnen. Von Leibl.



Das Königsschloß Cotroceni bei Bukarest, in dem die Friedensverhandlungen stattfinden.



Herr Argetoianu (in Zivil), der Führer der rumänischen Delegation, mit den übrigen Mitgliedern der Abordnung.

Zu den Friedensverhandlungen in Bukarest.

Bild- und Film-Amt.



Leutnant Fritz Cornelsen. Leutnant Otto Edert. Vizefeldwebel Ad. Schmidt. Leutnant Hermann König. Leutnant Paul Heß

Lt. Heinr. Ritter v. Mußbach. Vizefeldwebel Edw. Ersing. Ord.-Off. G. Bethke. Gefreiter Rich. Müller. Vizefldw. Walt. Grzau.

Phot. E. Schmarz.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

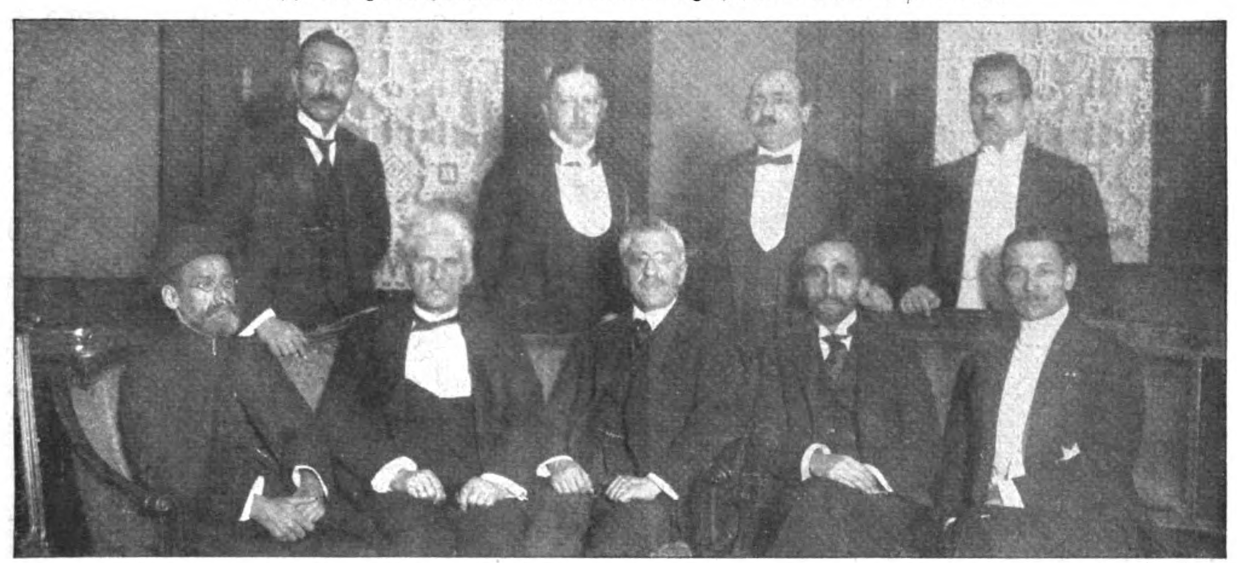
Unsere Verbündeten in Brody:

Kosaken begleiten die österreichisch-ungarischen Truppen beim Einzug in Brody.



Von links: Kb. Katsch, Konsul Müller, Hauptmann von Ditfurth, Kb. Rosner, Kb. Meyer, Rittmeister Hauers, Landrat Haniel, Verwaltungschef für Wallonien, Regierungsrat Freiherr von Dusch, Kb. Hegeler, Kb. Kalkschmidt, Kb. Prof. Wegener, Kb. Dr. Osborn, Landgerichtsrat Schmitz, Kb. Scheuermann, Oberfinanzrat Kuhn, Dr. Gelzer, Ref. Dr. Hilbert, Rechnungsdirektor Schlitt.

Deutsche Kriegsberichterstatter beim Verwaltungschef für Wallonien in Namur.



Von links sitzend: Mohammed Riza Mussawat, persischer Abgeordneter, Staatsminister Exzellenz von Hentig, Präsident der deutsch-persischen Gesellschaft, persischer Gesandter Hussein Kuli Khan Nawwab, Nasir-ul-Islam, Geh. Legationsrat Nadolny, stehend: Mirza Ali Khan Club, persischer Abgeordneter, persischer Konsul Baschwitz, Wahid-el-Mulk, persischer Abgeordneter, Hassan Takizadek, persischer Abgeordneter

Festessen der deutsch-persischen Gesellschaft zu Ehren der in Berlin weilenden persischen Parlamentarier.



Sitzend. Von links: Generalarzt der türk. Armee Dr. Taalat, Generaloberarzt Dr Breitner, Berlin, Generalarzt der Kaukasusarmee Dr. Tali Bei, Sanitätshauptmann Dr. Djimdjos.

Die Chefs des türkischen Feldsanitätswesens in Berlin.



Marion Szekely,
Ein jüngeres Mitglied der Berliner Königlichen Oper.



Phot. Albert Weber, Hannover.

Margarete Schoen
vom Deutschen Theater in Hannover, ist an das Berliner Königl. Schauspielhaus verpflichtet worden.



Kammersängerin Frl. Helene Hirn
vom Münchner Hoftheater, wirkte in einem Konzert für das brandenburg. Rote Kreuz mit.



Von links: Kgl. Musikdirektor Nowak, Wiesbaden; Kgl. Opernsängerin Frau Hans-Zoepfel, Wiesbaden; Kgl. Opernsängerin Frl. Schmidt, Berlin.

Unsere Künstler an der Front: Ein Gastspiel in der Champagne.

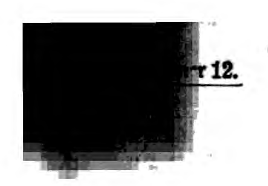


Die Königl. Solotänzerin des Dresdner Hofballetts
Frieda Heß und Königl. Ballettmeister Jan Trojanowsky
(vom Dresdner Hofballett). Zu ihrem Gastspiel in Berlin.



Von links sitzend: Hptm. Boismard v. A.-O.-K., Frl. Scharlow, Frl. Grahé (Agathe), Dir. Couété, Dir. Kerkhovius, Kapellm. Kirschfeld, Frl. Jüttner a. G. (Aennchen), Oberlt. v. Lindeiner v. Kais. Gouv., stehend: Fr. Goerz (Souffl.), Hr. Sandberg (Insp.), Beeker (Kilian), Ohsé (Samiel), Ltnt. Scholz (Spielleiter), Vassen (Max), Poppe a. G. (Kaspar), Pfaff.

Zur ersten deutschen Opernvorstellung seit Kriegsausbruch in Riga: Festaufführung „Freischütz".



Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

20. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Als Ter Meer in den Gasthof zurückkehrte, hatte sich die Herde der Sabbatfrischler noch vermehrt. Sie erinnerten ihn sogar an holländische Kühe, wie sie in animalischem Behagen den Lunch wiederzukäuen schienen, gleichgültig vor sich ins Leere schauten, mit halbgeschlossenen Augen behaglich gähnten, sich schläfrig ihr kaltes Blut am Kaminfeuer anwärmten, alle, so wie die Herde unter ihren Hirten, in der besonderen Obhut des lieben Gottes, der dafür sorgte, daß da draußen irgendwo in der Welt für jede dieser massenhaften häßlichen alten Jungfern und ledernen Londoner Geschäftsleute einige Farbige schwitzten und ein paar Weiße bluteten. Auch dem Jonkheer Ter Meer war, bei all seiner Bewunderung britischen Wesens, dieser englische Mittelstand des Geldes und Geistes mit seiner maßlosen Unwissenheit und seinem noch maßloseren Dünkel das Unerfreulichste im Vereinigten Königreich der krankhaften Selbstsucht und noch krankhafteren Lüge. Er beeilte sich jetzt auch, über die langen, in den Weg gestreckten Hosenbeine der Gentlemen und die Schleppen der schon zum Dinner angezogenen verwaschenen und vom vorigen Winter stammenden angegrauten Gesellschaftskleider der Ladies hinwegzusteigen, und trat oben in das Zimmer zu seiner Frau.

Es fiel ihm jetzt wieder das Deutschbeseelte ihres Wesens auf, im Vergleich zu den steifleinenen angelsächsischen Pagoden da unten, von denen jede unverbrüchlich dasselbe tat, sagte, dachte wie ihr Nachbar. Die deutsche Wärme in Johanna Ter Meers blauen Augen, die geistige Beweglichkeit auf ihrem zarten und schmalen, lebhaften Antlitz. Dessen Wangen hatten sich leicht gerötet. Sie sah wohler aus als die Tage bisher. Entschlossen und ernst.

„Morgen um diese Zeit sind wir schon auf dem Kanal“, sagte sie. „Und nie wieder nach England zurück!“

„Man soll auf nichts einen Eid tun, Jantje!“

„Den Eid halte ich! Jetzt kenne ich England. Und darum fange ich jetzt erst an, Deutschland richtig zu verstehen!“

„Man kann beides.“

„Ich habe ein schlechtes Gewissen gegenüber Deutschland. Ich denke, ich werde es jetzt mit frömmeren Augen sehen! Wann denkst du, daß ich zu meinen Eltern reisen kann?“

„Bald! Aber sprich Englisch, Jantje!“

„Warum sollen wir nicht Holländisch reden?“

„ . . . weil es dieser ungebildete englische Mittelstand hier für Deutsch hält! Schon vorhin folgten uns verdächtige Blicke . . .“

„Müssen wir uns denn ewig vor England fürchten? Da draußen ist mehr Grund! Der verdächtige Mensch, der in London Wache hielt, ist mit uns gereist und steht schon wieder hier vor dem Hotel!“

„Keine Angst, Jantje! Wir haben unsere Pässe zur Abfahrt!“

„Wann holen wir heute Jan von dem Reverend?“

„Es ist noch nichts verabredet . . .“

„Das sagst du so zögernd . . . ich dachte, du hättest jetzt eben alles mit ihm besprochen?“

„Nein. Das nicht, Jantje . . .“

„Warum nicht?“

Cornelis Ter Meer räusperte sich. Die gelassene Nüchternheit seiner Züge hatte einer gereizten Unruhe Platz gemacht. Sein Ton war unsicherer als sonst.

„Es ist wohl noch zu früh, Jantje . . .“

„Das verstehe ich nicht!“

„Mr. Pilgram meinte auch: Ein halbes Jahr in England sei so gut wie nichts . . .“

„Er irrt sich! Es sind gerade sechs Monate zu viel!“

„Noch in diesem Sommer 1915 entscheidet sich das Schicksal der Welt! Sie wird nach Englands Plänen und Methoden neu aufgebaut werden. Wir alle werden dabei mithelfen müssen. Wir Aelteren und vor allem das Geschlecht, das nach uns kommt . . . vom Alter unseres Jan. Sie werden in ein friedlicheres und vernünftigeres Dasein eintreten, als wir es jetzt durchmachen . . .“

„Wo soll das hinaus?“

„Aber um da vollberechtigt mitwirken zu dürfen, müssen sie sich die Denkweise der neuen Zeit zu eigen machen. Ich meine die Denkweise, die aus diesem schrecklichen Morden hervorgehen wird! . . .“

„Und welche ist das?“

„Die angelsächsische Form des Lebens. Oh, fahre nicht auf, Jantje! Sieh: Gegen das Recht des Stärkeren können die Kleineren nichts machen! Sie müssen sich ihm anbequemen, wenn sie weiterhin leben wollen! Wir wollen doch leben! Nicht wahr? — Und unser Jan erst recht? So leben, daß wir überall auf der Erde willkommen sind und zureisen und absegeln mögen, wie wir wollen, und jedes weißen

Mannes Recht überall auch unser Recht ist, und mein Geld so gut wie anderes Geld. Nichts anderes als diesen Schutz der kleinen Völker hat England im Sinn, wenn es die Erdkugel kontrolliert ... es will der Menschheit dienen ..."

„Das sagst du?"

„Nur nicht auf die schwarze Liste Englands, Jantje! Wer darin steht, ist ein verspielter Mann!"

„... das sagst du nach dem, was ich hier erlebt habe?"

„Du glaubst, es erlebt zu haben! Du bist natürlich davon überzeugt, daß du es erlebt hast, so wie du es mir vorstellst. Der Brief Seiner Herrlichkeit hatte wahrscheinlich Wasseradern im Papier. Die zeigte dir dein Landsmann als Geheimzeichen, und du glaubtest es ihm in deiner begreiflichen Angst und Erregung, mein arm Jantje ..."

„Cornelis!"

„Ich bin davon überzeugt! Nein — sprich nicht! Ich habe mir das so zurechtgelegt! Ich bin durchaus davon überzeugt! Ich weiß, wessen ein Brite fähig ist ..."

„Ich auch!"

„... und wessen nicht! ... Ich will irgendeinem Menschen auch in Gedanken nicht unrecht tun, und am wenigsten einem Briten!"

Der Yonkheer Ter Meer sprach es in einem hartnäckigen Ton. Es klang wie eine Kraftprobe mit seinem eigenen noch widerstrebenden Innern. Er setzte mit einer deutlichen Anstrengung hinzu: „Deswegen meinte ich, es habe mit Jan noch Zeit!"

„Unsere Reisepässe lauten doch für morgen!"

„Ich kann Jans Namen streichen lassen ..."

„Weshalb?"

Cornelis Ter Meers Stimme wurde entschlossener: „Jan ist doch nun einmal hier! Es ist wohl besser, er bleibt noch einige Zeit in England. Vielleicht noch ein halbes Jahr. Oder ein Jahr."

Nun ängstigte ihn doch der Blick, mit dem seine Frau langsam aufstand und vor ihn hintrat. Er beeilte sich weiter zu reden.

„Er soll sich recht in englisches Wesen einleben! Er wird, nach der Neuordnung der Welt, überall in seinem Leben mit England zu tun haben. Je mehr er England innerlich versteht und mit England auszukommen weiß, desto leichter wird ihm wie allen Menschen sein Leben verlaufen! Wir wollen doch nur sein Bestes, Jantje! ... Warum siehst du mich so an wie einen fremden Mann?"

Er ging gedrückt in seinem Zimmer auf und nieder. Von unten, aus dem Drawingroom, tönte durch die geöffneten Hallenscheiben das phlegmatische: „Oh yes!" und „Oh no!"

„Jantje ... rede doch ein Wort!"

Er wartete umsonst. Er trat zum Fenster. Friedlich grünte draußen der britische Boden über Hügel und Tal. Ganz England schien nur der Lustpark eines reichen Großgrundbesitzers, dessen Rittergut der Erdball war.

„Jantje ... wenn du schweigst, nehme ich gern an, daß du beistimmst!"

„Jetzt wird mir vieles klar, Cornelis!"

„... möchte es, Jantje ..."

„In meinem ganzen Leben ... an deiner Seite ..."

„Was sind das für Worte?"

„... und nicht nur bei dir! Du bist nur ein Beispiel für viele Menschen. Wahrscheinlich für die meisten Menschen auf der Welt."

„Das geht über meinen Verstand!"

„Als du mich geheiratet hast, hast du mir gesagt, du führst mich in die freie, weite Welt hinaus. So schien es mir auch. Und hätte es mir und allen unser Leben lang geschienen, wenn dieser Krieg nicht gekommen wäre! Der hat das Geheimnis aufgedeckt."

„Ich weiß von keinem Geheimnis zwischen uns!"

„Zwischen allen. Wir glaubten alle frei zu sein, Cornelis, und merkten gar nicht, daß wir alle die Sklaven Englands waren, und merken erst jetzt, daß wir es sind ..."

„Ich nicht. Ich bin ein freier Mann. Nederland ist stolz auf seine Freiheit. Wehe, wer uns angreift!"

„Die Engländer tun es auch nicht. Das weiß ich. Sie machen es den Menschen sehr bequem. Sie haben euch nie die harte Faust gezeigt. Das hättet ihr euch in Holland freilich nicht gefallen lassen!"

„Oh, wahrlich nicht!"

„Nein. Aber die Engländer sind uns allen heimlich in die Seelen gekrochen. Da sitzen sie darin wie der Wurm im Apfel. Beinah in jedem Menschen, der auf der Welt lebt. Darum merkt ja auch keiner, daß er in Englands Sklaverei ist, weil es ihm von innen kommt. Mir ist es ja auch nicht anders gegangen ..."

„Jantje ... das sind Phantasien ..."

„... und wenn ich mit dir spreche, sitzt bei dir drinnen Seine Herrlichkeit der Lord St. Asaphs. Und wenn du mit dem Reeder Pedersen sprichst, sitzt in dem der Baronet Bacharach. Und wenn wir mit unserm kleinen Jan sprechen, sitzt in ihm schon der alte Reverend Pilgram. In jedem Menschen auf der Erde sitzt ein Engländer. Und daran ist jeder schon so gewöhnt, daß er ihn mit sich selbst verwechselt, und deswegen tut jeder, was England will, und glaubt, es sei sein eigener Wille."

„Darüber reden wir in Holland ... aber jetzt ..."

„Erinnerst du dich an die Geschichte von Kipling, wie die Riesenschlange auf der Wiese im Mondenschein vor der Affenherde tanzt, und einer von den Affen nach dem andern klettert verstört den Baum

herunter und kriecht ihr in den Rachen. Er will nicht. Und er muß auch nicht. Aber er tut es doch, weil er willenlos ist. Denn die englische Riesenschlange tanzt! So geht es euch allen..."

„Ich fürchte, du hast wieder Fieber, Jantje!"

„... bisher war der Engländer, der in jedem von uns steckt, so still, daß man ihn kaum merkte. Höchstens angenehm, und man kam sich als etwas Besseres vor. Ich mir auch als Lady, die zehn Jahre da draußen! Aber jetzt wird der Engländer wild und macht alle Menschen wild. Denn nun geht es ihm selbst an Kopf und Kragen..."

„In acht Wochen feiert England in St. Pauls' sein Siegestedeum, Jantje!"

„Denn jetzt gibt es ein Volk, das den Engländer von sich ausstößt und frei sein will. Und das ist das deutsche Volk. Und das ist der Krieg! Früher, wenn ich nach Deutschland kam, habe ich dort den Haß gegen die Engländer nicht begriffen, und die Leute konnten ihn mir eigentlich auch selber nicht recht erklären. Es war eben ein Vorgefühl... wie richtig er war, das begreife ich erst jetzt..."

„Die Tedeumsglocken von St. Pauls'!"

„Sie werden hoffentlich niemals läuten, Cornelis, denn das wäre ein Grabgeläute auch für dich und für alle... künftig würden die Menschen dann nicht heimliche Sklaven Englands sein, sondern ganz öffentliche..."

„O weh... was für ein Geist hat dich angesteckt, Jantje..."

„Einer, der gegen England ist... das wird wohl der deutsche Geist sein! Jetzt lachen sie noch hier im Lande über das ‚Gott strafe England!' Das Lachen wird ihnen vergehen!"

„Jantje... in vierzehn Tagen wird in St. Pauls'..."

„Ich habe England erkannt, so wie man es in Deutschland schon lange erkannt hat. Wenn erst die ganze Welt anfängt, England zu erkennen, dann ist sein Ende da..."

„Englands Ende!..." Cornelis Ter Meer starrte seine Frau so sprachlos und entsetzt an, als hätte sie eine Gotteslästerung ausgesprochen.

„Wie elend stehen dann die da, die noch an England geglaubt haben..."

„Ich glaube an England, Jantje!"

„Du bist ein erwachsener Mann. Du kannst dich nicht mehr ändern. Aber Jan ist noch klein. Ihn kann man noch vor England retten! Ich gehe jetzt und hole Jan!"

„Lasse ihn, wo er ist!"

„Jede Stunde länger in England ist ein Verbrechen, das wir an ihm begehen!"

„Wir werden hier von ihm Abschied nehmen!"

„Nein. Wir werden ihn mit nach Holland nehmen!"

„Das untersage ich!"

„Du hast mir nichts mehr zu gebieten und zu verbieten!"

„Ah... Jantje..."

Cornelis Ter Meer war blaß vor Schrecken geworden. Solch ein Wort hatte er noch nie aus dem Munde seiner Frau vernommen. Er hörte wie im Traum, daß sie sagte: „Es gibt Stunden, in denen man über manches miteinander fertig wird! Solch eine Stunde war jetzt eben. Sie ist nie wieder gutzumachen!"

Cornelis Ter Meer fing in seiner Angst an, ganz leise Deutsch zu sprechen, um sie zu beruhigen.

„Jantje... nimm Verstand an..."

„Ich bin klug geworden."

„Wir sind jetzt beide verbiestert... wir wollen die Saak bis zum Abend vertragen..."

Statt der Antwort machte sie sich zum Ausgehen fertig.

„Dann sollen wir alles miteinander absprechen!"

Sie ging zur Tür.

„Jantje... du sollst meine Geduld niet mißbreuken!... Zwinge mich niet, hart zu sein!"

„Ich bin es auch!"

„Aber von twee Ehegenossen ist der Mann der Stärkere! Du wirst sehen, wer von uns mehr Kraft hat!"

„Ich hole Jan!"

In dem Efeugrün und Mauergrau der Priory des Reverend Pilgram spielte der kleine Jan mit den anderen Jungen. Sie hatten aus Bausteinen eine stattliche Kirche aufgebaut — die Kathedrale von Reims, wie es in vier Sprachen der Entente auf dem Deckel des Baukastens stand, und schossen aus einer handgroßen Stahlfederkanone Bleikugeln gegen sie ab, daß die Klötze purzelten. Dabei schnitten sie fürchterliche Grimassen und tanzten zähnefletschend und verdrehten wild die Augen.

„Wir spielen Hunnen, Mutter!"

„Komm, nimm deine Mütze..."

„Siehst du Dickie da hinten? Das ist der Stärkste von uns! Der ist ‚poor Belgium'."

„Zieh dein Mäntelchen an... So..."

„Zum Schluß kommt er aus der Ecke und verhaut uns, sonst erlaubt Mr. Pilgram das Spiel nicht! Soll ich Mr. Pilgram nicht sagen, daß ich mit dir weggehe?"

„Er weiß es schon! Komm, komm, mein Kind!"

Sie gingen zusammen durch das Städtchen. Die alten Holzhäuser warfen schon lange Schatten über die Straße. Die Sonne war im Sinken. Die Menschen wimmelten. Niemand kümmerte sich um sie, die sich beide äußerlich von Engländern nicht unterschieden.

„Oh — Mutter, hast du gesehen?"

„Was machst du für ein entrüstetes Gesicht, Jan?"

„Da hat ein Mann von der Straße dich grüßen wollen!"

„Er wird sich geirrt haben . . ."

„Aber da kommt er herüber . . . auf dich zu . . . er schlenkert wie ein Seemann . . ."

„Wo denn?"

„Drüben . . . mit dem braun gebrannten Gesicht und der schmutzigen Jacke und dem alten Wollschal um den Hals! . . . es ist gewiß ein Kohlentrimmer, Mutter . . ."

„Wen meinst du nur? . . . Ah . . . da . . ."

„Wie er die Mütze frech nach hinten sitzen hat . . . er hat sicher einen Whisky zu viel erwischt, Mutter, hat er nicht?"

„. . . ich glaube nicht, Jan . . ."

„Mutter . . . warum wirst du denn so blaß?"

„Nichts . . nichts, mein Kind . . "

„Fürchtest du dich vor dem Mann? Oh . . . er darf uns nichts tun!"

„Nein . . . nein . . ."

„Mutter, wir sollten schneller gehen! Er holt uns sonst ein . . ."

„Kind . . . das macht ja nichts!"

„Aber du wirst ganz weiß im Gesicht, Mutter . . . ist das gut, daß wir jetzt stehenbleiben?"

„Ja, Jan. Das ist sehr gut für kleine Jungen, denn da neben uns ist eine Zuckerbäckerei. Da gehst du jetzt hinein und kaufst Schokolade."

„Alles richtig, Mutter!"

„Da hast du einen halben Schilling!"

„Aber es ist viel Volk drin, Mutter!"

„Schadet nichts! Ich warte hier, Jan!"

Der Seemann kam mit breitbeinigem Gang und einem breiten Lächeln um die bartlosen Lippen heran. Er spuckte vorher noch einmal aus und fuhr sich mit dem Rücken der braunen Faust darüber. Sein Kopf war bis auf Hals und Nacken und die unter dem halb offenen schmutzigen Hemd sichtbare Brust hinunter so kupferfarben, daß sein kurz geschorenes Blondhaar fast weiß aussah. In den blauen Augen war ein verstohlenes, humoristisches Zwinkern, vor dem Johanna Ter Meer der Herzschlag stockte. Sonst hätte selbst sie, die Erich Lürsens Kunst, die Menschen täuschend nachzuahmen, kannte, in dieser Verkleidung von Kohlenruß, Schweiß und Oelflecken, ausgefransten Hosen und zerrissenen Stiefeln, Bartstoppeln um das Kinn ihn nie und nimmermehr vermutet.

Erich Lürsen war herangekommen und lüftete treuherzig lächelnd die Mütze. Seine Haltung hatte den ungezwungenen Freimut, mit dem in England auch ein Mann der unteren Stände zu Höhergestellten spricht.

„Gut, daß ich Sie treffe, Madam," sagte er ziemlich laut auf englisch und dann gedämpfter: „Nehmen sie sich doch zusammen! Es war für mich ein gefährliches Werk, Sie hier aufzusuchen!"

„Woher wußten Sie denn . . .?"

„Sie sagten mir doch vor vierzehn Tagen, Sie wollten zu Ihrem Sohn. Da riskierte ich es jetzt . . ."

„Warum?"

„. . . Um Sie zu warnen! Ich lebe ja hier in England still und zurückgezogen . . . es steht nur manchmal was von mir im Blättchen — nicht?"

„Um Gottes willen — reden Sie nicht auch noch Deutsch!"

„Ach — es hört ja niemand, was wir hier snacken! Aber durch meine irischen Freunde erfahre ich doch mancherlei, was in der Welt vorgeht . . ."

„Nur schnell . . . schnell . . ."

„Ist das Ihr Jung da drin im Laden? Netter kleiner Engländer! . . . Wie? Nicht mehr? . . . Wär auch ein lüttjen zu spät, denn die Engelschen sind ja wohl gar nicht gut auf Sie zu sprechen!"

„Reden Sie doch rascher!"

„Ich bin nun mal so ein langsamer Mensch! Ich halte es immer mit dem kalten Blut. Wozu soll man sich aufregen — nich?"

„Also was ist . . .?"

„Die Engelschen wissen, daß wir beide zusammen unter ihnen waren, und glauben, wir ständen immer noch miteinander in Verbindung. Sie werden heimlich überwacht!"

„Ich weiß . . ."

„. . . und es ist die Absicht, Sie zu verhaften! Meine Freunde, die Iren, haben es gehört . . ."

„Um Gottes willen . . ."

„. . . und es wäre wohl schon geschehen. Aber eine Gruppe von Engelschen ist dagegen. Die wissen Sie lieber drüben in Deutschland. . . . und wir wissen warum . . ."

„Ja. St. Asaphs Freunde besorgten uns die Pässe . . ."

„. . . und widersetzten sich den andern. Und haben gegen die Verhaftung Neutraler christliche Bedenken! Wegen des Völkerrechts! . . . Sie s—tolpern dabei allerdings mit der Zunge! Aber ich würde an Ihrer Stelle doch man fixing den Kanal zwischen mich und die Cousins legen!"

„Ich bin im Begriff, es zu tun, morgen mittag . . . aber Sie . . ."

„Tja . . . ich möchte mich den Leuten hier ja auch nicht allzu lange aufdrängen!" sagte Erich Lürsen tiefsinnig. „Ich hab ja für sie getan, was ich konnte! Soviel Feuerwerke hintereinander haben sie zwischen London und Portsmouth noch nie gesehen. Und ganz umsonst. Ich rechne ihnen keinen Farthing dafür. Ich mache es rein nur aus Liebe zur Sache . . ."

„Gleich kommt Jan heraus!"

„Aber nachgerade bin ich jetzt doch höllsch in der Klemme. Ich werd ja wohl schauen, daß ich heute nacht so sachte von England freikomme."

„Gott sei Dank!"

„Wenn's dunkel wird, gehe ich als Schiffsheizer an Bord des ‚Olaf Kyrre' mit Kohlen nach Amsterdam. Mit den klarsten Papieren, die je ein Mann hatte: Der Trimmer Krupo Jadelat aus Estland. Können Sie Estnisch? Ich nicht! . . . Tja . . . die andern auf dem guten alten norwegischen Trampfahrer werden es ja wohl auch nicht so geläufig sprechen!"

„Wo liegt der ‚Olaf Kyrre'?"

„In Southampton. Ich hab mich nu mal an die Downs da unten gewöhnt. Ich bin da angekommen. Da fahr ich auch wieder ab! . . . Da kommt Ihr verkleideter lütter Engländer! Schauen Sie, daß Sie morgen um diese Zeit mit ihm auf der andern Seite vom Kanal bei den Mynheers sind! Ich lebe sonst wie eine Ratte in der Nacht. Ich habe mich nicht umsonst hier mitten in das helle Wochenende gewagt, um Sie zu warnen." —

„Mutter — was wollte der Matrose von dir?"

„Er hat mir auf der Überfahrt einen Dienst erwiesen, Jan! Ich hatte auf dem Schiff etwas liegen lassen, und er fragte, ob ich es richtig wiedererhalten hätte."

„Hat er ein Trinkgeld bekommen, Mutter?"

„Ja, ja . . ."

„Sieh! Da steht Vater. Vor dem Hotel!"

Der Jonkheer Ter Meer war aus dem Zimmer heruntergeeilt und mit bloßem Kopf auf die Freitreppe vor das Haus getreten. Er sagte atemlos: „Jantje . . . ich sah dich vom Fenster aus kommen . . . Jan — willst du ein verständiger Knabe sein? Dann gehe hier mit dem alten Kellner hinauf in den Kaffeeraum! Er soll dir Nachmittagstee und Buttertoaste geben —, so. Jantje, großer Gott, mit wem hast du da eben auf offener Straße gesprochen?"

„Hast du ihn erkannt?"

„Willst du uns denn mit Gewalt ins Unglück stürzen?"

„Im Gegenteil! Er hat mich gewarnt! Wenn wir nicht morgen mittag reisen, sind wir im Unglück! Und ich reise nicht ohne Jan!"

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsleben im Schwarzwalddorf.

Von Emma Stropp. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Der Sturm, der über Deutschland braust, an dem stolzen Bau unseres schönen Vaterlandes rüttelt und schüttelt, ihn in seinen Grundfesten erbeben läßt, trägt seinen heißen, die Menschenseele aufrührenden Atem auch in die grünen Täler, die friedlichen Orte und Dörfer, die, zwischen sanften Höhen gebettet, von hochragenden Wäldern geschützt, fernab liegen von dem hastenden Treiben und dem lauten Lärm der Großstädte.

Aber kleine Geschehnisse, die der schnellebende Großstädter kaum beachtet, werden hier zu Ereignissen, näher sind Mensch an Mensch gerückt, das Leid des einzelnen wird zu dem des Dorfes, sein Ruhm der Stolz der Gemeinde. An den Emporen der alten Kirchen knistern die welkenden Gedächtniskränze Gefallener, auf jedem Schleifenband steht ein bekannter Name, auf die Heimkehr des Urlaubers freut sich alles alt und jung.

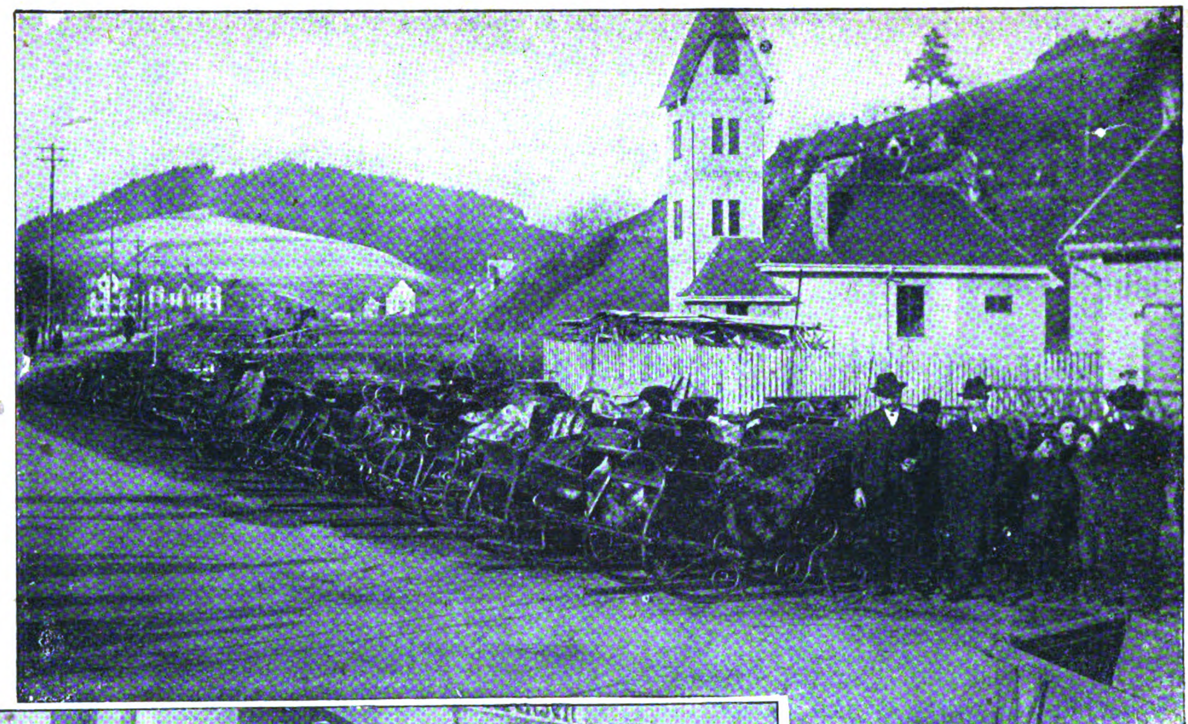


Stadtkinder aus Mannheim, Karlsruhe und Freiburg i. B.

Krieg ist im Land — auch das stille Schwarzwalddorf spürt das Beben, das das gesamte Land erschüttert. Die Ställe leeren sich, die prallen Pferde, der Stolz ihrer Besitzer, stehen aufgereiht in der freundlichen Hauptstraße des Kreisstädtchens.

Auch die Schlitten müssen zur Musterung. Nicht mehr zu klingender lustiger Fahrt durch den schneeglitzernden Schwarzwald werden sie dienen. Auf den schönen Pelzdecken alter Geschlechter spielt goldene Herbstsonne, noch stehen die Wälder in buntleuchtendem Kleid. — Aber „Schlitten heraus" heißt es — in Rußland sollen sie feldgraue Männer über unabsehbare Weiten zu heißem Tanz tragen, sie, die sooft lachende, dichtvermummte Gestalten zu üppigen Bauernhochzeiten führten.

Aber auch Gäste trägt die Welle des Krieges in das stille Schwarzwalddorf. Prächtige Kühe treffen aus



Abgabe der Schlitten.



Ankunft französischer Kriegsgefangener.

Siegeslauf sie in das Herz des Landes führen sollte. Wird man sie schmähen, ihnen fluchen, wie es in ihrer Heimat die Roheit ihrer Volksgenossen deutschen Gefangenen tat? Nichts von dem. Schweigsam, aber nicht unfreundlich werden sie empfangen. — Ruhige Würde zeigt das deutsche Volk dem gefangenen Feinde.

Heiße Freude aber quillt den deutschen Soldaten entgegen, warme Liebe umfängt die Männer, die die

der Schweiz ein, um den Viehbestand zu erhöhen, die fruchtbaren Weiden ganz auszunutzen — ein Fest ist der Tag für die Dorfjugend. Noch mehr aber werden die ersten Gefangenen bestaunt, die bei der Feldarbeit die ausgerückten Väter und „großen" Brüder ersetzen sollen.

„Franzosen, wirkliche Franzosen!" Söhne jenes Landes, dessen Soldaten die alten Burgen und Schlösser des Landes in Flammen aufgehen ließen, von deren ruchloser Grausamkeit sich in den Spinnstuben noch jetzt Knecht und Magd Altüberliefertes berichten. Scheu und verlegen stehen sie vor dem alten Gasthof „zum Ochsen", Besiegte, die der Kriegsruf ihrer Hetzer „Nach Berlin" in das weltabgelegene deutsche Dorf verschlug, den Boden zu bebauen, über den ihr



Pferdemusterung.



Im Garten des Kriegerheims.

Heimaterde verteidigten, von ihr die Schrecken des Krieges fernhielten und nun zur Erholung, zur Genesung im schmucken Kriegerheim des Ortes Aufnahme gefunden. Unter den schattenden Bäumen des alten Gartens, treu umsorgt von den Frauen und führenden Männern des Ortes, sitzen sie behaglich. Der Wind trägt den harzigen Duft der dunklen Schwarzwaldtannen zu ihnen herüber, Ruhe, Pflege und gute ländliche Kost werden ihnen in reichstem Maße zuteil, ebenso wie den blassen Großstadtkindern, die man mit gleicher Herzenswärme versorgt. Wie schnell fühlen sich Buben und Mädchen daheim, ihr Übermut mit dem



Ankunft von Schweizer Kühen.

der Dorfjugend eint sich, wie glänzen ihre Augen vor den vollen Schüsseln. Ein frohes Licht wirft ihre kindliche Freude auf die ernsten Schatten, die das Kriegsleben auch über das Schwarzwalddorf gebreitet, in dem jetzt pflichttreu und stark Frauen und Greise schwere Männerarbeit leisten.

Das Grab im Osten.

Erzählung von Gertrud Papendick.

Das war damals gewesen, 1915, nach den Tagen der großen Winterschlacht.

Die Geschütze schwiegen. Nur hin und wieder noch, kaum stundenweise mehr, trug die klare, scharfe Luft ein Rollen herüber, fern und dumpf wie der letzte, verhallende Donner abziehenden Gewitters.

Ein heller Himmel stand über Masuren, eisig und fern, und alle Seen im Land schliefen tief in schimmernder Starre. Und dazu der Wind, der von Osten kam aus Rußlands Weiten; der wie mit fliegenden Messern schnitt und klirrend den Schnee vor sich herfegte über das Eis und den armen, gemarterten Acker. Die Krähen jagten hin und her und stoben in Rudeln von dannen und stießen unablässig durch die Luft die wilden, heiseren Schreie ihrer Winternot.

Es war Strupp, der ihn fand im Schnee auf dem verwehten Feld.

Strupp war der zottige, schwarze Pudel des Bauern Friedrich Tiemann; und die zwei, Herr und Hund, waren damals die ersten, die heimkamen in das Dorf in Masuren; wenige Tage nur, nachdem der Deutsche den Russen bei Frost und Schneesturm aus dem Lande geworfen. Den ostpreußischen Bauern zog die Heimat. Er war damals nur der Gewalt gewichen. Und er kam wieder, sobald der Weg frei war. Frau und Kinder mußten zurückbleiben, den Hund nahm er mit. Und er stand auf seinem kahlen Hof, stumm und nachdenklich, ging ins Haus, durch die leeren Stuben und ging durch den Stall und kam wieder zurück in einem schweren Verwundern, daß es gerade ihn verschont hatte, während hüben und drüben ausgebrannte Mauern ragten. Er faßte es nicht so schnell. Und es war so, daß er nicht recht wußte, was er nun eigentlich beginnen sollte, er hier allein in dem öden Dorf, in dessen verwüsteten Höfen der Winter stand.

Da war es, daß er den Hund bellen hörte.

Der Bauer trat vom Hof hinaus aufs Feld, den Stock in der Hand. „Strupp!" Was der wohl hatte? Man konnte nicht wissen. . . Vor ihm war das weite, weiße Feld, ungepflügt, ungesät, so wie er es hatte verlassen müssen. Sonst nichts. Aber Strupp lief ihm entgegen, sprang an ihm hoch und rannte wieder zurück. Und sein Bellen wurde ein klägliches Winseln.

Tiemann folgte ihm langsam und argwöhnisch. Da sah er, daß der Hund stand. Und neben ihm, nicht fünfzig Schritte vom Hause entfernt, lag etwas im Schnee, lang, grau und steif. Es war ein toter Soldat.

Der Bauer trat heran. Er schob den Hund zur Seite und bückte sich. Er strich mit der Hand den Schnee von der Uniform: es war ein deutscher Infantrist. Er lag lang ausgestreckt, auf dem Gesicht, die Arme vorgeworfen, das Gewehr ein paar Schritte weiter. Es sah aus, als hätte es ihn im Laufen gefaßt, und als wäre er dann vornübergefallen.

Man hätte meinen können, er schliefe, wenn nicht die Augen gewesen wären und der bläuliche Schein auf dem weißen Gesicht. Im Hals, dicht unter dem rechten Ohr, saß die kleine Einschußwunde. Das blonde Haar, das der Helm hier freiließ, war nur ganz wenig verklebt mit Blut.

Der Bauer Friedrich Tiemann kniete im Schnee neben dem kleinen, toten Helden. Und er hielt eine der jungen, starren Hände fest, als müßte er sie wärmen.

Tiemann dachte plötzlich an seinen Jungen; der war noch nicht so alt, in ein paar Jahren erst. Der war mit Mutter und Geschwistern bei den Verwandten in Westpreußen. Er wußte nicht, weshalb der ihm auf einmal einfiel.

Er stand und sah auf den Toten hinab und sah auf seinen Hund, der stumm und aufmerksam neben ihm saß: „Komm, Strupp."

Aber der Pudel rührte sich nicht. Und Tiemann dachte: Ich kann ihn da nicht liegen lassen. Wenn ich denke, mein Junge läge irgendwo im Schnee. . .

Er bückte sich und fing an, die Taschen zu durchsuchen, und kniete schließlich wieder im Schnee, weil es so besser ging. Es war nicht viel, was er fand: ein Taschentuch, ein Messer, ein Zigarrenetui. Und dann die Erkennungsmarke: „Herbert Grundner, Inf.-Reg. Nr. . ."

Tiemann steckte alles zu sich. Er wußte zwar nicht, was er damit sollte, aber es war doch besser so. Dann ging er hinein und machte sich Feuer an.

Im Stall stand unversehrt die große Kiste, in der die Kinder die Kaninchen gehalten hatten, die konnte er brauchen. Sie war lang und nicht sehr hoch, das Holz ziemlich stark. Sein Handwerkzeug hatte er im Bündel mitgebracht. Er nahm die Zwischenwände aus der Kiste und machte daraus den Deckel. Als er fertig war, nahm er den Spaten und ging hinaus.

Strupp saß an derselben Stelle und rührte sich nicht. Es war, als hielte er Wache neben dem Toten. Und als sein Herr dicht neben ihm den Spaten in die Erde stieß, sah er ihn verwundert und mißtrauisch an.

Es war schwere Arbeit. Der Boden so hart vom Frost und das Eisen stumpf. Der Mann, der sein Leben lang nichts geübt hatte Jahr um Jahr, als das Feld zu bestellen, hatte noch nie so schweren Spatenstich getan. Er dachte: Das ist das erstemal, daß ich gefrorenen Acker pflüge.

Der Schweiß lief ihm übers Gesicht trotz der Kälte. Und er mußte von Zeit zu Zeit den Spaten stecken lassen und ausruhen, weil ihn Arme und Rücken schmerzten. Dann maß er mit den Augen den Toten an seiner Seite und die Grube vor sich und dachte: noch ist's nicht genug.

Aber es war, als hätte Strupp ihn jetzt verstanden. Er sprang in die Grube hinein und scharrte, kratzte mit den Pfoten und wühlte seine schwarze Schnauze in den Boden. Und hin und wieder knurrte er, weil es ihm zu langsam ging.

Dann sah der Bauer von der Arbeit auf und sagte: „So ist's recht, Strupp, mein Hund."

So gruben Mann und Hund dem fremden, toten Soldaten auf einsamem Acker die letzte Stätte.

Es war nun fast dunkel, die Sonne war fort. Der eisige, nächtliche Winterhimmel mit ein paar flimmernden Lichtern stand hoch über dem weiten, weißen Feld und dem stillen Soldatengrab.

Tiemann ging an demselben Abend zurück zur Stadt, um dort Unterkunft zu suchen. In seinem Haus konnte er zur Nacht nicht bleiben. Aber er kam nun jeden Morgen wieder und brachte in langsamer, mühevoller Arbeit Haus und Hof wieder in Ordnung. Und als es so weit war, daß das Dach wieder hielt und der Schnee nicht mehr in die Stube wehte, holte er die Seinen. Allmählich kamen sie alle zurück, die damals die Not vertrieben, einer nach dem andern, Mann, Frau und Kind, um sich die zerstörte Heimat neu zu bauen. Es war eine harte Zeit und ein schweres Werk.

Aber dann kam der Frühling, der Schnee schmolz, und der Boden taute auf. Die Regierung schickte Handwerker. Man bekam wieder Vieh in den Stall und Futtermittel. Ackergeräte und Saatgut wurden geliefert. Und über die verwahrlosten Felder ging wieder der Pflug. Den Russen fürchtete keiner mehr.

Friedrich Tiemann aber führte auf seinem Acker den Pflug um das Grab. Er ließ einen schmalen Streifen ringsum frei und gab acht, daß Pferd und Eisen nicht zu nahekamen. Und als er das Land zusäte, ließ er einen Zugang offen.

An dem Tage, als er sich Frau und Kinder nach Hause geholt hatte, war er mit ihnen hinausgegangen an jene Stelle. Da lag der Schnee so hoch, daß der schmale Hügel fast verschwunden war. „Ein Soldat liegt drunter", sagte er. „Ich fand ihn und hab' ihn begraben. Nun sorgt, daß das Grab in Ordnung bleibt, Kinder."

Sie hatten still und scheu um ihn gestanden. Aber als der Schnee verschwand, machte Fritz, der Älteste, ein Kreuz aus Birkenholz, ritzte mit seinem Messer den Namen ein und setzte es auf das Grab. Und als es wärmer wurde, pflanzte er mit den kleinen Schwestern ein paar Primelstauden darauf.

Tiemann hatte die Erkennungsmarke und alles, was er sonst bei dem Toten gefunden, in der Kommode verwahrt. Eines Sonntagnachmittags aber setzte er sich hin und schrieb einen Brief. Das war etwas, das ihm schwer fiel, aber er war ein Mann, der auf Ordnung hielt. Er schrieb einen Brief an das Inf.-Regt. Nr. . und teilte mit, daß er den Soldaten Herbert Grundner im Februar des Jahres auf seinem Grundstück tot aufgefunden und begraben habe.

Der Sommer ging hin, und das Feld, in dem der Tote lag, trug in diesem armen Jahr eine gute Ernte. Der Bauer war ein stiller Mann, der mancherlei Gedanken hatte. Das Grab, das er gegraben, wurde ihm zum stillen Heiligtum. Er hatte Rasen darum gesät und zu Häupten eine Birke gepflanzt, daß es mitten auf dem Feld wie ein kleiner Garten war. Er blieb oft davor stehen, wenn er draußen war. Und die Kinder durften nicht lärmen, wenn sie in die Nähe kamen. —

Es war dann im Hochsommer des nächsten Jahres, als das Korn schon hoch in Halmen stand, daß eines Sonntags nach dem Gottesdienst der Pfarrer vom Nachbardorf herüberkam. Er ging die Straße hinauf bis zum Tiemannschen Haus, das das letzte war, und fand den Fritz vor der Tür. Der band die Sonnenblumen an Stöcke. Ob der Vater zu Hause wäre? Ja, der wäre da. Und der Junge lief hinein.

Tiemann kam heraus. Er steckte im Sonntagsrock und bat den Gast einzutreten.

Als sie in der Stube waren und der Bauer seinem Gast einen Stuhl angeboten hatte, sagte der Pfarrer, weshalb er käme.

„Sie haben doch da ein Grab auf Ihrem Grundstück, Tiemann."

„Ja, Herr Pfarrer."

„Wie kommt das da hin?"

Tiemann stand am Tisch und sah den jungen Geistlichen unruhig an. Er sprach nicht gern darüber, er gab's nicht gern her, was ihm wie ein geheimer Schatz seiner Seele war.

„Ich hab es gegraben", sagte er endlich. „Ich dachte, Sie kennten die Geschichte, Herr Pfarrer. Es war ein junger deutscher Soldat. Er lag tot auf meinem Acker."

Der Pfarrer nickte. „Wie alt war er wohl?"

„Achtzehn vielleicht oder siebzehn." Tiemann dachte daran, daß es der Pfarrer war, der da vor ihm saß, und daß der vielleicht von diesen Dingen wissen mußte. Deshalb sprach er weiter: „Er heißt Herbert Grundner, Herr Pfarrer. Ich hab die Marke aufgehoben und alles, was ich sonst bei ihm fand. Ich hab auch damals an das Regiment geschrieben, aber keiner hat sich darum gekümmert."

Der Pfarrer griff in die Tasche und zog einen Brief vor: „Den hab ich in diesen Tagen bekommen, Tiemann. Wissen Sie, wer den geschrieben hat? — Die Mutter."

Tiemann sah ihn starr an.

„Die Mutter von dem Jungen, Tiemann, der da in Ihrem Feld begraben liegt. Sie wohnt in einer großen Stadt im Westen, in Köln. Anderthalb Jahre lang hat sie nichts gewußt von ihrem einzigen Kind als nur: er ist tot. Wo er fiel, und wo er liegen blieb, konnte ihr keiner sagen. Beim Regiment wußten sie's nicht. Es fielen zu viele in jenen Tagen. Sie ist nach Ostpreußen gekommen und hat ihn gesucht und hat ihn nicht gefunden. Und nun ist auf einmal doch einer gekommen und hat gesagt: ‚Da und da muß es gewesen sein, ich hab ihn fallen sehn.' . Da hat die arme Mutter an mich geschrieben in einer schwachen Hoffnung, daß ich ihr helfen könnte: ‚Vielleicht liegt er bei Ihnen begraben. Helfen Sie mir ihn suchen.' Nun haben wir ihn gefunden, Tiemann."

Der Bauer stand stumm und erschüttert. Gott, war das schrecklich. Es fiel ihm ein, wie er damals, als er den Jungen fand, an die Mutter gedacht hatte. In seinem geraden, deutschen Herzen regte sich das Mitleid. Aber daneben wurde etwas anderes wach, ein leises Unbehagen oder fast eine heimliche Furcht. Er wußte nicht, woher die kam.

Er holte widerstrebend aus der Kommodenschublade die Sachen vor, die dem Toten gehörten, und lieferte sie ab. „Mehr war es nicht", sagte er. Und als der Pfarrer das Grab noch einmal sehen wollte, ging er schweigend mit ihm hinaus.

Acht Tage später kam der Pfarrer wieder. Und mit ihm kam eine Dame tief in Schwarz, eine vornehme Dame, wie Tiemann sie nur hier und da einmal in der Stadt gesehen hatte. Sie war sehr blaß und trug einen langen, schwarzen Schleier. Die Leute im Dorf sahen ihr neugierig nach.

Der Pfarrer rief Tiemann heraus und nannte der fremden Frau seinen Namen. Dann ging der Bauer

voran und führte die beiden andern auf dem schmalen Wege durchs Korn. Die Halme standen hoch um den kleinen Friedhof im Feld wie eine undurchdringliche lebendige Mauer. Und auf dem Hügel blühten lauter leuchtende Sommerblumen.

Die Mutter Herbert Grundners stand still und aufrecht davor. Sie sagte kein Wort, aber die Tränen liefen ihr unaufhaltsam übers Gesicht. Dann gab sie dem Bauern die Hand. „Sie haben mir meinen armen Jungen so treu behütet", sagte sie leise.

Tiemann schwieg und sah zu Boden.

Der Pfarrer gab ihm ein Zeichen, und sie ließen die Mutter allein. Sie gingen draußen am Feldrain auf und ab und warteten. Tiemann hörte nicht, was der Pfarrer sprach. Eine Unruhe war in ihm, die war fast Angst. Und immer wieder blieb er stehen und sah hinüber nach der Birke mitten im Feld.

Sie mußten lange warten. Als die Fremde dann kam, war ihre Stimme ruhig und ihr Gesicht gefaßt. Sie dankte beiden noch einmal. Aber wieder stand der Bauer steif und stumm und schlug die Augen nieder. Und die Frau dachte wohl, daß dieser Mann, der ihren Jungen begraben und sein Grab gehütet hatte wie das eines eigenen Kindes, zu bescheiden war, um von Dank wissen zu wollen.

Sie kam dann am Nachmittag noch einmal wieder allein. Sie ließ sich die Kinder zeigen und sprach mit der Frau. Und dann bat sie Tiemann, noch einmal mit ihr herauszukommen. Sie setzte sich auf die Bank, die da stand, und verlangte, daß er sich neben sie setzte. Aber er blieb stehen.

„Ich muß noch etwas mit Ihnen besprechen, Herr Tiemann", sagte sie. „Ich wohne so weit von hier, und er war mein einziges Kind. Ich möchte ihn gern überführen lassen."

Da sprach Friedrich Tiemann das erste Wort.

Einen Ruck hatte es ihm gegeben: das war's, was er von Anfang an gefürchtet hatte; das war's, was er vorausgefühlt hatte damals bei dem ersten Wort, das der Pfarrer sprach: sie wollen ihn mir nehmen. Sie wollen ihn herausreißen aus meiner Erde, in die ich ihn gelegt. Er sagte langsam mit seiner schweren, tiefen Stimme: „Das kann nicht sein, gnädige Frau."

Sie sah ihn groß an. Ihre blasse Stirn rötete sich ein wenig: „Warum nicht? Wer kann mich hindern? Es ist mein Sohn. Es hat niemand ein Recht an ihn als ich."

Doch der Mann sagte schwerfällig und rauh: „Es ist mein Acker, in dem er liegt. Ich kann nicht dulden, daß mir einer an meinen Acker rührt."

Sie sah ihm stumm und fassungslos ins Gesicht. Sie verstand ihn nicht. Sie hatte noch nie zu tun gehabt mit diesem schweren, starrsinnigen Menschenschlag.

Die Frau begann wieder: „Sie können das nicht im Ernst wollen, ich kann das nicht glauben. Jeder Schaden, der Ihnen entsteht, soll ersetzt werden."

Nun schüttelte Tiemann den Kopf: „Nein, nein, das nicht. Das ist es nicht. Aber ich hab ihn begraben damals, ich hab für ihn gesorgt, ich geb ihn nicht her."

Sie antwortete, und in ihrem Ton war eine schmerzliche Schärfe: „Wozu brauchen Sie den fremden Toten? Sie haben das Haus voller Kinder. Ich hatte nur ihn. Ich hab jetzt nur ihn. Ich will ihn nach Hause nehmen. Er soll nicht liegenbleiben in der fremden Erde."

Tiemann sagte nichts. Nach einer Weile setzte er sich schweigend auf die Bank.

Endlich sprach der Mann. Und was er sagte, das kam langsam und unbeholfen heraus, von Pausen unterbrochen: „Als ich ihn damals fand im Schnee, da dachte ich: so ein Kind! Wer weiß, wo der zu Hause ist. Wer weiß, wo um den die Mutter weint. Und liegt nun hier. Aber sein Gesicht war so still und zufrieden. Es war, als ob er schliefe Und da hab ich gedacht: wer vorm Feind fällt, den kümmert es wohl nicht mehr, wo er geboren ist. Der liegt sicher am liebsten da, wo er fiel. Den soll man da auch begraben. Der ist da auch zu Haus . . Es ist mir nicht um mich, gnädige Frau. Was ich von meinem Acker sagte, das ist es nicht. Wenn auch das Feld nie so gut getragen hat wie in diesen beiden Jahren. Es ist beinahe, als läge ein Segen darin. Und es würde uns schwer, mir und den Kindern, wenn Sie ihn uns nehmen würden. Wir hängen alle an ihm. Aber das ist es nicht. . . Ich denk nur: er schläft hier so gut. Es ist hier so still um ihn. Es stört ihn niemand. So würde er's nicht haben in der großen Stadt. Nun liegt er hier schon ein und ein halbes Jahr. Und um ihn, nicht weit von ihm liegen die andern. Ich denk immer, man tät ihm ein Unrecht, wenn man ihn herausnehmen würde. Und ich meine, gnädige Frau, Sie dürfen's auch nicht. Nicht, daß es nicht erlaubt wäre. Das nicht. Ich meine nur, er gehört hierher. Alle, die hier gefallen sind, alle, die hier in der Erde liegen, an die hat das Land ein Recht. Gnädige Frau, Sie verstehen vielleicht nicht, wie ich's meine. Wenn der Herr Pfarrer hier wär, der würde Ihnen das besser sagen. Ich kann's nicht so." . .

Tiemann schwieg nun. Er sah vor sich hin, ein wenig verlegen, weil ihm das, was er gesagt, so gerade aus dem Herzen gekommen war. Und es bedrückte ihn auch, daß die fremde, vornehme Frau so still neben ihm saß. Er konnte nicht wissen, was sie dachte.

Sie sah auf das Grab ihres Jungen zu ihren Füßen, ihres kleinen Jungen, der auf diesem Feld als Mann gestorben war. Und sie verstand zum erstenmal die stumme Sprache, die aus diesem Boden stieg. Wie viele lagen in diesem Land, fern von der Heimat, und schliefen den letzten Schlaf. Es war, als würden ihrer aller Stimmen laut im Tode, da man einem von ihnen die Ruhe stören wollte: Erde, auf der wir kämpften, ist nicht fremde Erde. Land, für das wir starben, ist nicht fremdes Land. Boden, den unser Blut gedüngt, ist heiliger Boden, Erde, in der wir liegen, ist Heimaterde.

Nein, sie durfte ihn wohl nicht herausnehmen. Sie hatte ihn mit sich nehmen wollen, sie hatte ihn wieder für sich haben wollen, ihren Jungen. Nun wußte sie, daß er ihr nicht mehr gehörte. Das Land, für das er gefallen, das Land, in dem er ruhte, hatte das stärkere Recht.

Die fremde Frau aus dem Westen hob den Kopf und stand langsam auf. „Ich will nun gehen", sagte sie mit veränderter Stimme. „Ich komme morgen wieder. Ich bleibe noch ein paar Tage." Dann gab sie dem Bauern die Hand: „Ich danke Ihnen."

Und der schlichte Mann, der nicht wußte, wie tief seine Worte in dies gequälte Herz gedrungen waren, drückte die schmale Frauenhand vorsichtig und doch herzlich: „Lassen Sie ihn uns, gnädige Frau. Wir sorgen schon für ihn. Sie mögen immer kommen, sooft Sie wollen. Nur nehmen Sie ihn nicht fort. Er gehört doch dem Land. Und er schläft hier so gut. Es würde ihm vielleicht einsam sein dort im Westen, so allein, so weit vom Schlachtfeld und so weit von den Kameraden."

Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe u. Tod.

Betr. Bronchialkatarrh, Kehlkopf-, Rachenkatarrh, Asthma, Schnupfen, Erkältungen, Husten.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?

Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

Der Wiesbadener Doppel-Inhalator

Luftpumpe

Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft Wiesbaden 5, Rheinstr. 34.

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator“ ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die verstecktesten Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Fucal.-Präp.) oder (Spezial-Asthma-Präp.) nur 14.— M (Porto 60 Pf., bei Nachn. 95 Pf.) Keine weit. Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachstehend nur einige:

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit den allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat.
Dr. Richard Bolte.

Husten nach 14 Tagen verschwunden.

Charlottenburg den 19. 6. 1917, Oranienstr. 12. Ihr Inhalator leistete mir sehr gute Dienste, nach 14 tägiger Anwendung verlor sich der Husten. Senden Sie noch einen Apparat für eine Bekannte.
Fr. Greitzke.

Sehr zufrieden.

Cöln, den 7. 10 1917. Senden Sie sofort noch einen Doppel-Inhalator für meine Schwester. Ich selbst habe vor 2 Monaten einen erhalten und bin damit sehr zufrieden.
Carola Gruber, Bremerstraße 4.

Bei 4jährigem Asthma und Lungenleiden.

Charlottenburg, den 4. 3. 1917. Kaiserin-Augusta-Allee 78. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungenleiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei Dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat.
Frau Wolter.

Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppel-Inhalator“ von uns zu beziehen:

Seine Kgl. Hoh. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; Ihre Kgl. Hoh. die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz. Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß; Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau; Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt; Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg; Seine Großherzogl. Hoh. Prinz Max v. Baden; Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels usw.

Vorsicht! Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, die tausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber“ zu erhalten. Deutsches Reich-Pat. Ausl. Patente — Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren **(unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen)** ist zum Preise von **2.50 M.** per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 5, Rheinstr. 34.** Telegr.-Adr.: „Doppelinhalator Wiesbaden“.

Depot für die Schweiz: M. Zeller Söhne, Romanshorn; für Österreich-Ungarn Alte Salvator-Apotheke Wien, Kärntnerstr. 16.

Wer einen Angehörigen im Felde hat,

hat selbstverständlich den Wunsch, die gewaltigen Vorgänge an der Front einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dieser Wunsch geht in Erfüllung, wenn man sich der kürzlich erschienenen Feldstereos bedient. Eindrücke, die sich durch Worte und Bilder schwer oder gar nicht wiedergeben lassen, vermitteln Feldstereos im Augenblick. — Apparat mit 50 Aufnahmen geschmackvoll verpackt, komplett M. 7.50 einschließlich Porto. — Man verlange ausführlichen illustrierten Prospekt vom **Feldstereo-Verlag, Frankfurt a. M. 40.**



Obige vier Buchstaben, richtig geordnet, ergeben ein Wort, worauf Deutschland im Weltkriege hofft.

Jeder Löser

dieser Aufgabe erhält **umsonst** und ohne jede Verpflichtung das zeitgemäße, in Kupferdruck ausgeführte Kunstblatt **„Abschied“** des Kriegers.

Das Bild hat eine Blattgröße von ca. 50×60 cm und ist ein wirklich künstlerischer Wandschmuck für jedes Zimmer. Dieses Bild geben wir unter Ersatz der geringen Versandspesen **nur an die Löser der Aufgabe umsonst ab. Die Einsendung verpflichtet Sie zu nichts.** Die Lösung muß uns **sofort** in richtig frankiertem Briefumschlag unter Angabe Ihrer genauen deutlich geschriebenen Adresse eingesandt werden. Sie erhalten alsdann **sofort Nachricht** ob Ihre Lösung richtig ist. **Rückporto** für diese Auskunft ist **unbedingt** der Lösung beizufügen.

Schreiben Sie sofort an **Moderner Verlag,** Heidelberg F 12.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke.“

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe



ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich. wird kaum sichtbar im Ohr getragen, Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.

Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.

Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II,
Brieffach 53. S. 6.





Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edel-straußfeder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M.

Echte Kronenreiher 30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher 30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher 10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.

Boas von Strauß 5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Hesse, Dresden, Scheffelstraße. Welthaus für Straußfedern und Reiher.



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photo-artikel, Sprechmaschinen, Musik-instrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern **Jonass & Co.,** Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3. **Risiko ausgeschlossen!**

Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.



Suche glücklich. Ehebund

Selbständiger Kaufmann mit offenem ehrlichem Charakter, 36 Jahre, ev., gesund, wünscht zwecks Wiederheirat die Bekanntschaft einer häusl erzogenen Dame, die zugl. auch meinen 2 gut erz. Kindern von 6 u. 7 Jah en eine li bev. Mutter sein kann Ferner soll me ne Frau ges. an Leib u. Seele sein, im Alter von 24—30 Jahr. (Witw. o. Kind. n ausgeschl.), tief veranlagt, von gr. Herzensbildung sow Neig ng f einf. ged. Häuslichkeit s. erste Vorbedingungen. Ich brauche d. ganz Treue u. Kraft meiner Frau. Vermögen erwünscht, da selbst vermögend. Ich bitte um ausführliche Darlegung der Familienverhältnisse unter Beifügung von Bi d, welches sof. zurückg. Antw. erf. nur auf glaubw., ernstgem. Anfragen. Verschwiegenh. Ehrensache, geschäftsm Verm. verbeten. Offerten bef. **Annoncen-Expedition Rudolf Mosse** unter **H. V. 4249, Hamburg.**



Sanatorium Johannisbad

Bekannt durch seine **guten Erfolge** bei all. chron Krank., Nervenleidend., Stoffwechselkrank. usw. Lt. Arzt **Dr. med. Ruppel.**

Eisenach. Thür. Fernspr. 209. Direkt a. meilenweit. Tannenwaldung. **Gute Verpflegung.** Prospekt d. Schwester **Elsa Wuschack.**

Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst. **Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 W.**

Allgemeiner Briefsteller



für den schriftlichen Verkehr in allen Lebenslagen z. B.: Privatbriefe für sämtl. Familien-Ereignisse, Bittschriften, Empfehlungs-, Entschuldigungs-, Dankschreiben, Bestell-, Mahn-, Beschwerdebriefe, Quittungen, Kontrakte, Vollmachten, Verträge, Heiratsanträge, Majestätsgesuche, Gesuche an Behörden, kaufmänn. Briefe u. s. w. 324 Seiten stark, Preis M. 2.50 — gegen Nachnahme 30 Pf. mehr! — Bücherkatalog gratis!

Albrecht Donath, Verlag, Leipzig 49.

Bett-Federn.

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sib rische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben. Bettfederngroßhandlung

Th. Kranefuß, Kassel 97. Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.



Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Schönster Schmuck

für **Veranda, Balkon, Fensterbretter etc.** sind unstreitig meine weltbekannten

Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.

Versand überallhin. Katalog gratis u. fr. **Gebhard Schnell,** Gebirgsnelkengärtnerei. **Traunstein 36** (Oberbayern).



Briefmarken

50 Altdeutsche Staaten	M.	4.—
25 verschied. Paraguay	„	3.—
100 „ Asien	„	3.—
40 versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur	„	4.50
1000 Marken aller Weltteile	„	18.—

Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17 b

Eine duftige Frisur!

Fettfreies Haar von seidenartigem Glanz erhalten Sie mit dem neuen Haarpflegemittel **Sepuwa.** Dose, lange ausreichend, M. 3.— Nachn. **Parfümerie Kümmel, Berlin-Halensee 26.**

Kaufmännisches Personal.

Inserate haben im „Berl. Lok.-Anz." groß. Erfolg. Auch während d. Krieges.

Risin-Salbe

vorzüglich bewährt **gegen Schnupfen**

Magenleiden

Magenkrampf Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. Mixtur-Magnesia nimmt die Säure fort, damit hört auch jeder Schmerz auf. Was Tausende Dankschreiben bezeugen, auch von 30jähr. Magenleidend., denen es geholfen hat. Auskunft mit Dankschreiben geg. 20 Pf. Briefm. durch **H. Welter, Niederbreisig, Rh.** Abt. 81.



Louis Krause

Leipzig-Gohlis 20

Spezialfabrik moderner Selbstfahrer u. Kranken-fahrstühle aller Art.

Erstklassige Ausführungen. Mäßige Preise. Illustrierter Katalog gratis und franko.

NUOS Schuh-Putz

Ein Edelwachs-Erzeugnis

wasserfrei hochglänzend nicht abfärbend ausgiebig

G. M. Frankfurt a. M.

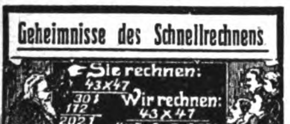
Grosse Berliner Lotterie
für das Säuglingsheim.
Ziehung am 27. März 1918
Gesamt- und Höchstbetrag der mit 90 % garantierten Gewinne:

50000 M.
30000 „
20000 „
10000 „
usw.

Berliner Lose zu **2 M.** Porto und Liste 45 Pfg. mehr.
10 gemischte Glückslose mit Porto und Liste nur **20 M.** versenden (auch gegen Nachn.)

Emil Haase & Co.
Berlin, Bredowstr. 9
auch in unsern Läden:
Potsdamer Straße 23 a, Königstraße 57, Wallstraße 1, Rosenthaler Straße 71, Müllerstraße 3 b.
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)

Geheimnisse des Schnellrechnens



Rechnen ein Vergnügen (Ein Nussknacker für gute und böse Rechner.) VI. vermehrte Aufl., 40 Tausend, mit Anhang: Zahlenscherze, Geheimschrift, Glücksspiel u. vieles and. Interessantes und Eigenartiges.
Preis **M. 1,60 franko.** (Nachnahme 25 Pfg. mehr.) **Bezug durch:**
Neuzeitlicher Buchverlag
Berlin-Schöneberg 93.
Illustrierter Bücher-Katalog gratis.

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**



Beinkorrektionsapparat
Segensreiche Erfindung
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.
Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht ($1^1/_2$—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g Einsendung von 1 M oder in Briefm (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre dieSie überzeugt. Beinfehl. **z. heilen.**
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Osonia“
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.



Offene Füße Krampfadergeschwüre auch veraltete schmerzhafte Wunden, Entzündung mit unerträgl. Jucken heilt ohne Nachteil lt. viel. Erfolgsberichten die echte **„Olinda Salbe“.** Absolut milde, naturgemäße Wirkung und überaus wohltuend 4.—. **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.**

Fort mit dem Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G. m. b. H. Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234**

Geld ist eine Macht,
aber eine noch größere Macht
bedeutet der beherrschende zauberische Bann, den manche Menschen ausüben, denn mit seiner Hilfe erreicht man auf
dieser Welt Alles!
Dieser persönlichen Zaubermacht öffnen sich alle und selbst die sprödesten Herzen. Wo sie ausgeübt wird, gibt es kein Mißlingen. Sie ist gleichsam der Schlüssel zu den größten und staunenswertesten Erfolgen und bringt selbst die kühnsten Wünsche in Erfüllung! Eine machtvoll bezaubernde Persönlichkeit kann sich die Verhältnisse schaffen, gewissermaßen erzwingen, die ihr angenehm sind. Sie wird überall beeinflussend und gebietend zur Geltung kommen, wird selbst stolzen und unnahbaren Menschen imponieren und Hochachtung abringen, wird selbst den härtesten Willen brechen. Einer machtvollen Persönlichkeit beugt sich eben alles! Wahrlich, es ist **das größte Glück** für einen Menschen, wenn er die Fähigkeit besitzt, den alles beherrschenden Zauber der Persönlichkeit zur Anwendung zu bringen. Dies nicht nur für Männer, die vorwärts streben, sich Bahn brechen, zu Ehre und Ansehen gelangen, Großes erreichen und Geld und Gut erwerben wollen, sondern auch für Mädchen und Frauen, denn sie haben doch ebenfalls ihre oft stolzen Pläne und Hoffnungen für einen glücklichen Ausbau ihres Lebens! Alle, alle, die sich jetzt vergebens nach den schönen Gütern des Lebens abmühen und verzehren, könnten das oft unerreichbar scheinende Ziel ihrer Wünsche wie im kühnen Fluge erreichen, wenn ihnen das geheimnisvolle überwältigende Machtmittel des persönlichen Zaubers zur Verfügung stehen würde! Wollen Sie sich dieses bezwingende Machtmittel aneignen und damit ein **Bevorzugter des Glückes** werden? Folgen Sie dem praktischen Wege eines Erfolgreichen! Bestellen Sie heute noch das Buch „Die Macht der Persönlichkeit“. Wer dieses Werk besitzt, wird sich aus allen unfreien, beengenden und niederdrückenden Verhältnissen befreien und sein ganzes Leben von Grund aus glücklich umgestalten können. Ungeahnte persönliche Kräfte entstehen und drängen zur Entfaltung. Das ganze Wesen steht im Zeichen sieghafter Lebenskraft, sicheren Könnens, großen Selbstbewußtseins, geistiger Ueberlegenheit, zielbewußter, unbeugsamer Energie und Entschlossenheit! Viele Anerkennungen bezeugen den Wert des Buches. So und ähnlich schreiben die Leser: „Der Inhalt ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Endlich habe ich das, wonach ich mich lange gesehnt habe und spüre wieder Lebenslust und Tatkraft in mir.“ „Ich habe jetzt alles so schön im Gange, daß ich Ihr Buch nicht um viel Geld entbehren möchte.“ – „Das Werk ist gerade für mich der beste Wegweiser.“ – Das Buch kostet portofrei M **3.20**. bestellen Sie heute noch bei

Garantie! Rücknahme bei Unzufriedenheit!

Rudolphs Verlag, Dresden-P. 373.

West. Front-Ringe! Ost.
Nr. 2010 Westfront. Nr. 2012 Ostfront.
Echt 800 Silber ges. gestempelt, Platte gehämmert, Kreuz, Inschrift u. Landesfarben schwarz-weiß-rot mit echt Email ausgelegt, statt Katalogpreis Mark 3.40
Spezialpreis Mark 2.60 netto ohne Rabatt. Porto u. Verpackung 25 Pf. extra. Feldpost nur 10 Pf. Nachnahmen ins Feld sind nicht zulässig. Einsendung des Betrages möglichst per Postanweisung oder im Brief. — Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen
Neuer Katalog von 1918 nebst Ringmaß vollkommen koste los.
Sims & Mayer, Berlin SW 68
Oranienstrasse 117/118, Abt. 21.

Besseres Aussehen und Sommersprossen verdeckt sofort das gesetzlich gesch. ärztlich anerkannte **Braunolin** Gibt sof. sonnenverbrannt. Taint. Fl. 3.50 u. 4.50 M.
R. Mittelhaus, Bln.-Wilmersdorf 17 Nassauische Str. 15

Ueber ½ Millionen im Gebrauch!
Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera“) färbt graues od. rotes Haar echt blond, braun oder schwarz.



Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof Bad Nauheim bes. f. Herzleiden u. Aderverkalkung.

Ich war 10 Jahre kahl
Jetzt habe ich mein volles Haar wieder! Welch Glück! Das verdanke ich Ihrem wundervollen Haar-Nährstoff „Clara Drucker“. So schreibt uns ein Patient. Unsere wissenschaftliche Erfindung bringt neuen Haarwuchs selbst bei alter Kahlheit. Jugendfarbe bei Ergrauten ohne Altersunterschied. Wirkt gegen Schuppen und Haarausfall. Originalflasche 4.50 M.
Versandhaus „Krone“
Berlin S 1, Ritterstraße 86.

Apotheker Lauensteins
Sommersprossen-Crem, *wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen, Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten. Preis per Dose M 4.50 Apoth. Lauensteins Vers. Spremberg L. 8.*

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
Jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jed. größ. Stadt w. Verkaufst. nachgew.

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss-Berlin W 1, Kleiststraße 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Beobachtungen (a. Reisen, i. Badeort. pp.) Ermittlung., spez. i. Zivil- u. Strafprozessen. **Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen inländischen, österreichischen u. neutralen Plätzen.** Diskret. **Größte Praxis! — Zuverlässigst!**

Verschiedene Mitteilungen.

— Ein neues Haarnetz versendet die Firma G. Wörner, München 62, Färbergraben 27, welches von selbst die ganze Frisur umschließt, ohne sichtbar zu sein. Dazu kostenlos lehrreiche Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62.

— Großer Beliebtheit erfreut sich der bekannte Frühlingskräutertee Herpina von der Firma: Institut Hermes, München, Baaderstraße 8, der neben seiner blutauffrischenden Wirkung auch sehr wohlschmeckend und bekömmlich ist.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Carl Weihe: „Max Maria von Weber." Berlin, Julius Springer.

Felix Neumann: „Die Jugend von Langemarck Tannenberg". Berlin, Furche-Verlag.

Dr. Friedrich Wallisch: „Die Pforte zum Orient". Wien, München, Tyrolia.

Hans Wram: „Kriegsbilder aus Paris 1914-1917." Leipzig, Edwin Frankfurter.

Dr. Fr. Engelmann: „Gefahren und Verhütung der Erkältungskrankheiten, insbesondere bei Kleidungs-, Schuh- und Kohlenknappheit. München, Otto Gmelin.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3.50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0.80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Detektiv Graeger Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges reelles Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.



Frühjahrs-Kur
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee-Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur Blutauffrisc ung, Verjüngung, Verschönerung. Paket M. 1.50 (3 Pak. z. Kur erforderlich). Instit. „Hermes" München, Baaderstr. 8.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht P. Holfter, Breslau. Hp. 181.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.

Der **Frankfurter Schwesternverband** der seine Tätigkeit in den städt. Krankenanstalten ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen gebildete Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt **als Lehrschwestern.** Näheres bei Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I. Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Vertreter für Militärsohlerfohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köblerfohlenfabrik, Neu-Isenburg H.



Postkarten.
Feldpostbriefe in allen Sorten u. Preisen. Musterofferten geg. Einsendg. von M. 5.— Oster- u. Pfingstkarten im Umschl. 6½ Pf.
Lesestoff fürs Feld nur an Wiederverkäufer. Preisliste gratis. Walter Kuhn, Berlin SW 11, Dessauerstr. 17.

Nasenröte
unnatürliche Blutröte des Gesichts, Blutäderchen, Pusteln usw. beseitigt am sichersten „Marubin". Seit über 25 Jahre mit wirksamsten Erfolgen erprobt. — Preis M. 3.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Graue Haare und Bart
erhalten garantiert u. dauernd Naturfarbe und Jugendfrische wieder durch unser seit 12 Jahren bestens bewährtes „Martinique". Tausende von Nachbestellungen. Flasche M. 4.— Nachn. Nur durch Sanis-Versand, München 3, Torwaldsenstraße 9.

Zuckerkranke
verlangen aufklärende Broschüre, deren Zusendung kostenlos erfolgt. Fr. Löw, Fabrik pharm. Präp., Walldorf b. Frankfurt a. M.

Casanova's Memoiren
17 Bände jetzt 12 M., früher 20 M., in 6 Prachtbänden nur 18 M.
Boccaccio, 100 Erzählungen des Dekameron 2 M.
W. Radestock's Verlag, Leipzig.

Echte Briefmarken
18 versch. Deutsche Kriegsmarken 3 Mark
50 verschiedene Balkan . . . . nur 2 Mark
25 verschiedene Altdeutsche nur 2 Mark
24 verschiedene Deutsche Kolonien 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur 1 M 50
Porto extra. — Preisliste gratis.
Paul Siegert, Hamburg 36.

Damenbart
Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren dauernd zu beseitigen sind. Frau F. Uike, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. erfolgreichste Verbreitung.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Pädagogium Ostrau bei Filehne. Von Sexta an. Ostern und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zeugn.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt i. Thür. Hauswirtschaftliche Frauenschule. — Haushaltungsschule. Schülerinnenheim.
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan."

Wyk a. Föhr
Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Buchführung gründliche Unterweisung. F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie gratis Probebrief K.

Technikum Hainichen i. Sa. Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. Lehrlabr. Prog. fr.

Fröbelseminar
für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung, Karlsruhe, Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: Karlsruhe, Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.

Dr. Fischer'sche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, Berlin W 57, Zietenstraße 22-23. für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bereitet zu allen Notprüfung, namentl. Beurl. od. Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Militär-Vorbereitungsanstalt.
Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 714, seit Kriegsbeginn 1831.
Berlin W 57, Bülowstr. 103, Dr. P. Ulich.

Für die Zukunft sorgen

ist die Pflicht eines jeden Menschen, und nicht nur für seine eigene Zukunft, sondern auch für diejenigen seiner Angehörigen. Die sicherste Versorgung, die beste Versicherung gegen Armut — der Reichtum, der niemand geraubt, den niemand durch Verschwendung verlieren kann, ist sein Wissen. Seien Sie deshalb bestrebt, sich ein möglichst umfassendes Wissen in Ihrem eigenen Fache und allen jenen Fächern, die damit in Beziehung stehen, anzueignen. Bilden Sie zuerst alle Ihre geistigen Fähigkeiten aus, damit Sie einen weiten Blick, ein sicheres Urteil erlangen und sich neues Wissen möglichst rasch und mühelos aneignen können. Ihr bester Wegweiser hierzu ist Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, die weit mehr als hunderttausend Menschen der verschiedensten Stände vorangeholfen hat. Hier nur ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Ich gestehe, daß ich in Ihrer Lehre etwas ganz Großartiges und für mich außerordentlich Wertvolles kennenlernte. F. J. . ." „Meine Erfahrungen zeigen, daß ich mich nicht leeren Hoffnungen hingab, als ich ihr Werk bestellte, ich wollte, meine sonst so reiche Muttersprache hätte Wörter genug, mit denen ich Ihnen meinen Dank aussprechen könnte. G. K. . ." „Was die praktische Verwertung Ihrer Lehre betrifft, so dürfte es wohl keinen Beruf geben, indem sie nicht mit Nutzen angewendet werden könnte A. B. . ." „Zieht man nun den enormen Wert ihres Werkes in Betracht, so scheint der Preis direkt ein Spott. Wie gerne würde mancher Mensch den zehnfachen Betrag erlegen, um einen Erfolg zu erlangen. Wem es um ein schnelles Fortkommen im Leben zu tun ist, der muß auch Ihre Lehre kennen. R. U. . ." „Ich bin glücklich, Ihre Lehre kennengelernt zu haben, und bereue keinen Augenblick die kleine Ausgabe, die sich hundertmal bezahlt macht. F. S. . ."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von
L. Poehlmann, Amalienstraße 3, **München A 69.**

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: R. Wyrtz, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bienlak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 13. Berlin, den 30. März 1918. 20. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 13.



Die sieben Tage der Woche.

19. März.

Sturmtruppen preußischer, bayrischer und sächsischer Divisionen führen in Flandern erfolgreiche Erkundungen aus.

U-Boots-Erfolge auf dem nördlichen Kriegschauplatz: 18000 Brutto-Register-Tonnen.

20. März.

Zwischen der Küste und dem La-Bassée-Kanal dauert die rege Erkundungstätigkeit fort.

Der Feuerkampf bei Verdun geht heftig weiter. Die beiderseitigen Artillerien bekämpfen sich vielfach mit größerem Munitionseinsatz.

In der Ukraine vertreiben württembergische, zur Säuberung der von Olwiopel nach Nordosten führenden Bahn vorgehende Truppen bei Nowo-Ukraina stärkere Banden im Kampfe.

Der vertragsgemäß am 19. 3. abgelaufene Waffenstillstand mit Rumänien wird bis zum 22. 3. mitternacht verlängert.

Im Sperrgebiet des Mittelmeers werden 7 beladene Dampfer, die sämtlich gesichert und zum größten Teil bewaffnet sind, sowie 6 Segler, zusammen etwa 23000 Br.-Reg.-Tonnen, versenkt.

21. März.

In Belgisch- und Französisch-Flandern, nördlich von Reims, in der Champagne, vor Verdun und in Lothringen verschärfen sich die Artilleriekämpfe. Zwischen Cambrai und La Fère dringen wir in Teile der englischen Stellungen ein.

Torpedostreitkräfte in Flandern nehmen am 21. März früh in drei Gruppen die Festung Dünkirchen sowie militärische Anlagen bei Bray, Dunes und de Panne nachhaltig unter Feuer.

22. März.

Von südöstlich Arras bis La Fère greifen wir englische Stellungen an. Nach starker Feuerwirkung von Artillerie und Minenwerfern stürmt unsere Infanterie in breiten Abschnitten vor und nimmt überall die ersten feindlichen Linien. 16000 Gefangene, 200 Geschütze werden bisher gemeldet.

Zwischen La Fère und Soissons, zu beiden Seiten von Reims und in der Champagne nimmt der Feuerkampf an Stärke zu.

Unsere Artillerie setzt die Zerstörung der feindlichen Infanteriestellungen und Batterien vor Verdun fort. Auch an der lothringischen Front ist die Artillerietätigkeit gesteigert.

23. März.

Der erste Teil der großen Schlacht in Frankreich ist beendet. Wir haben die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère gewonnen. Ein erheblicher Teil des englischen Heeres ist geschlagen. Wir kämpfen etwa in der Linie nordöstlich von Bapaume—Peronne—Ham.

24. März.

Gewaltiges Ringen um Bapaume. Kampf in der Linie Le Transloy—Combles—Maurepas. Zwischen Peronne und Ham wird die Somme an vielen Stellen im Angriff überschritten. Zwischen Somme und Oise sind unsere Korps kämpfend im Vordringen. Chauny wird genommen. Die Beute an Kriegsmaterial ist gewaltig. Die Engländer verbrennen auf ihrem Rückzuge französische Orte und Städte. Mit weittragenden Geschützen beschießen wir die Festung Paris.

Die politische Propaganda der Engländer.

Von Prof. Dr. Paul Eltzbacher.

Kürzlich ist Lord Beaverbrook, Eigentümer der Londoner Tageszeitung Daily Expreß, zum Minister für Propaganda und Lord Northcliffe, Eigentümer der Daily Mail und zahlreicher anderer Zeitungen, zum Minister für Propaganda in den feindlichen Ländern ernannt worden. Diese Tatsache wurde bekannt, als die britische Regierung am 18. Februar im Unterhaus einen Nachtragskredit von 200 000 Pfund für den Geheimdienst verlangte. Von verschiedenen Seiten wurden Bedenken gegen die Ernennungen geltend gemacht, der Abgeordnete King sagte, im Laufe eines Jahres würden für den Geheimdienst drei viertel Millionen Pfund ausgegeben, und wies darauf hin, daß, wenn man eine Propaganda in den feindlichen Ländern für nötig halte, doch der Name ihres Leiters geheimbleiben müsse, aber schließlich wurde der Nachtragskredit bewilligt. Die Ernennung Lord Northcliffes wird auch uns verwunderlich scheinen. Wir werden nicht nur wie der Abgeordnete King fragen, wieso die englische Regierung den Namen des Mannes bekanntgeben konnte, der mit der Propaganda in Deutschland und Österreich-Ungarn betraut ist, sondern weitergehend, wieso sie sich überhaupt entschließen konnte, die Tatsache, daß eine solche Propaganda im großen Stil stattfindet, der Welt und damit auch uns ganz offen kundzugeben. Das Rätsel löst sich, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie England die öffentliche Meinung des Auslandes zu beeinflussen sucht. In Deutschland ist darüber allerdings nur wenig bekannt geworden.

Die außenpolitische Preßarbeit der Engländer ist nicht wie die anderer Länder erst während des Krieges aus dem Stegreif geschaffen worden. Seit vielen Jahrzehnten haben sie, in deren politischem Leben die öffentliche Meinung so sehr viel bedeutet, deren Bedeutung auch in anderen Ländern erkannt und ihr Handeln nach dieser Erkenntnis eingerichtet. Ein Amerikaner, Arthur Moore, hat dies Ende 1915 im New York American drastisch geschildert. „Es gibt keinen bedeutenderen Vorgang der neueren Geschichte,“ sagt er, „den die übrige Welt nicht durch die englische Brille gesehen hätte. Unsere geschichtlichen Rasseeigentümlichkeiten sind uns von England so eingetrichtert worden, daß wir sie alle auswendig wissen. Als der Dreiverband zustande kam, da wurde der Charakter Frankreichs und Englands für die Welt neu zurechtgemacht, und an Stelle

des französischen Niederganges trat das Wunder der französischen Wiedergeburt; zugleich verwandelte sich Rußland, bis dahin der Bär, der auf zwei Beinen geht, in einen schlichten, christlichen Helden. Um die gleiche Zeit wußte England das weltbekannte Schreckbild der Slawenhorden durch das Gespenst des deutschen Militarismus zu ersetzen, und als der große Krieg über die Welt hereinbrach, waren wir genau so bereit, alles zu glauben, was gegen Deutschland vorgebracht wurde, wie wir während des Russisch-Japanischen Krieges alles, was die Engländer wollten, über Rußland geglaubt hatten."

Ein sehr wichtiges Werkzeug der Engländer zur Beeinflussung des Auslandes sind seit langen Jahren die englischen Zeitungen und Zeitschriften. Ihre Verbreitung über die ganze Erde ist dadurch erleichtert, daß man überall Englisch versteht, vor allem als die Sprache des Welthandels, aber doch auch als die der Globetrotter: insofern hat der von uns verspottete Engländer, der überall nur seine Sprache spricht, sich geradezu ein politisches Verdienst erworben. Die englische Presse hat die Politik ihres Landes immer außerordentlich wirksam unterstützt. Bei der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten ist den Zeitungen der Satz „right or wrong my country" selbstverständliche Grundlage, und mit sicherem Gefühl erkennen sie auch, was für eine Haltung sie in jedem Augenblick einnehmen müssen, um der Politik ihres Landes am wirksamsten zu dienen.

Von nicht geringer Bedeutung ist es auch, daß zahlreiche Zeitungen des Auslandes unter englischer Herrschaft stehen. Wie der New York Herald, so hat auch die Daily Mail seit langem ihre Pariser Ausgabe. Vollkommen in englischer Hand sind z. B. auch Matin in Paris, Nowoje Wremja in Petersburg, Telegraaf in Amsterdam, Sun und Life in Neuyork, Prensa in Buenos Aires, Mercurio in Santiago de Chile. Bei anderen ausländischen Blättern ist englisches Kapital wenigstens beteiligt.

Wenn nun eine ausländische Zeitung in einer Weise auftritt, die England irgendwie unerwünscht ist, so sucht man sie in Abhängigkeit zu bringen. Als 1915 in Neuorleans eine kleine Zeitung, der New Orleans American, die Aussagen der Maultiertreiber über den Baralongfall veröffentlicht und dadurch großes Aufsehen erregt hatte, wurde die Zeitung schon nach wenigen Tagen von einer englandfreundlichen Persönlichkeit angekauft und der Herausgeber entlassen. Ganz besonders die Vertrustung vieler Zeitungen in der Hand des Lord Northcliffe hat dazu beigetragen, ausländische Blätter den englischen Interessen dienstbar zu machen; schon vor dem Kriege hat er sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten, um in diesem Sinn zu wirken.

Vielleicht den tiefstgehenden Einfluß auf die öffentliche Meinung des Auslandes haben die Engländer aber dadurch, daß sich in die selbständige Presse des Auslandes ein breiter Strom von englischen und englisch gefärbten Nachrichten ergießt. Schon vor dem Krieg hatten sie mit allen wichtigen Staaten der Erde ermäßigte Gebühren für Preßtelegramme vereinbart, die es den fremden Zeitungen erleichtern, sich durch ihre Berichterstatter Nachrichten aus England kommen zu lassen. Wenn es sich für eine Zeitung darum handelte, ob sie einen Berichterstatter nach London oder nach Berlin schicken sollte, so haben die geringeren Telegrammkosten sicher häufig den Ausschlag zugunsten Englands gegeben. Die sehr viel größere Zahl von ausländischen Zeitungen aber, die sich keine solchen Berichterstatter leisten kann, wird durch das Reutersche Bureau höchst wirksam im englischen Sinn beeinflußt. Statt uns über Reutersche Lügen zu ereifern, sollten wir uns lieber klarmachen, daß England in dem Reuterschen Bureau bei weitem das bedeutendste Depeschenbureau der Welt besitzt. Es hat ein Gesellschaftskapital von zehn Millionen Mark, aber in dem einen Jahre 1905 hat es für Geschäftsleitung, Vertretungen und Depeschen über 3½ Millionen Mark ausgegeben. In allen für England wichtigen Teilen der Welt hat es seine Vertreter, und außerdem steht es mit der Agence Havas, mit dem sehr viel weniger wichtigen Wolffschen Bureau und mit anderen Depeschenbureaus in einem Kartellverhältnis. So ist es in der Lage, die Presse der ganzen Welt mit einem vom englischen Standpunkt aus gesammelten und bearbeiteten Stoff zu versehen.

Was zu diesen Mitteln der Beeinflussung im Krieg hinzugekommen ist, spielt eine verhältnismäßig geringe Rolle. Man hat allerlei Organisationsarbeit getan. Gleich bei Beginn des Krieges errichtete man ein Preß Bureau, das dem Solicitor-General unterstellt wurde und nicht nur, nach Anweisung des Kriegsamtes, der Admiralität, des Auswärtigen Amtes und der anderen leitenden Stellen, die Zensur auszuüben hatte, sondern auch damit betraut war, als Mundstück der verschiedenen Regierungstellen Nachrichten in die Presse zu bringen. Außerdem wurden bei verschiedenen Ämtern besondere Preßabteilungen errichtet. Man klagt sehr über Zersplitterung, und seit 1915 ist der Ruf nach Vereinheitlichung des außenpolitischen Pressedienstes nicht zum Schweigen gekommen. Eine Zeitlang hieß es, Sir Edward Carson sei dazu ausersehen, ein die ganze Preßarbeit zusammenfassendes Amt zu schaffen, aber, wie er am 14. Dezember 1917 im Unterhaus mitteilte, ist er nur mit der Aufgabe betraut worden, als eine Art Mittelsmann für eine gewisse Einheitlichkeit der von verschiedenen Stellen geleisteten Preßarbeit zu sorgen. Die letzte organisatorische Maßregel ist jetzt die Ernennung Lord Beaverbrooks zum Minister für Propaganda und Lord Northcliffes zum Minister für Propaganda in den feindlichen Ländern. In der Sache sind diese Ernennungen kaum von großer Bedeutung. Zu einer Vereinheitlichung des Pressedienstes ist man auch heute noch nicht gelangt.

Die amtliche Tätigkeit wird ergänzt durch eine umfassende gemeinnützige Arbeit. Wie auf den britischen Inseln das War Aims Committee, so treiben in den britischen Besitzungen die Empire Parliamentary Association, die Victoria League und der Overseas Club Propaganda, und zur Beeinflussung der verbündeten und der neutralen Länder hat man zahlreiche Patriotic Societies gegründet, zum Teil unter englischem Namen, wie die Society for the Year 1914 in Petersburg, zum Teil aber auch unter unverfänglichen ausländischen, so die Comision de Propaganda Pro-Aliados in Buenos Aires und die Liga Brazileira Pro-Alliados in Rio de Janeiro. Die Tätigkeit aller dieser Stellen wird zusammengefaßt und ergänzt durch das Central Committee for National Patriotic Organisations, das Ende 1914 von ersten Männern Englands errichtet worden ist und bald eine führende Stellung erlangt hat. Es hat für die Beeinflussung der britischen Besitzungen ein British Empire Sub-Committee errichtet, für die des neutralen Auslandes ein Neutral Countries Sub-Committee. Die Bearbeitung der Vereinig-



Karte zum Durchbruch der Westfront.



ten Staaten von Amerika ist einem eigenen Ausschuß übertragen worden.

Besonders diese Vereine, aber doch auch die amtlichen Stellen haben seit Ausbruch des Krieges das Ausland mit Werbeschriften und Flugblättern überschwemmt, die es für die englische Sache zu gewinnen suchten. Während bei uns an die Stelle des anfänglichen Übereifers, mit dem man das Ausland „aufzuklären" suchte, eine gewisse Entmutigung getreten ist, halten es die Engländer immer noch für zweckmäßig, Drucksachen in zahlreichen Sprachen in den fremden Ländern zu verbreiten, und vernachlässigen dabei auch entlegene Sprachen nicht. Blätter wie die Illustrated War News erscheinen gleichzeitig in vielen Sprachen. In der illustrierten Zeitschrift Al Hakikat hat man ein besonderes Organ für die islamischen Länder, in dem gleichfalls illustrierten Cheng Pao ein solches für China geschaffen. Diese Drucksachen werden im größten Maßstab in den Verkehr gebracht, im allgemeinen durch englische Verleger oder zur Verwischung des Ursprungs wohl auch durch solche des neutralen Auslandes. Man geht dabei ganz geschäftsmäßig vor, gibt dem Buchhandel die Werbeschriften in der Regel umsonst, gestattet ihm aber, seinerseits für sie einen kleinen Preis zu nehmen, und bewirkt dadurch zugleich, daß die ausländischen Buchhandlungen die Verbreitung der Schriften eifrig betreiben.

Diese ganze Beeinflussungsarbeit, die regelmäßige, wie sie schon im Frieden stattfand, und auch die im Krieg neu in Angriff genommene, ist nun von einem ganz eigenartigen, durch und durch englischen Geist erfüllt. In der englischen Politik ist etwas von der Menschenkenntnis und Menschenverachtung des weltkundigen Geschäftsmannes. Die Engländer rechnen nicht nur mit den edlen, sondern mindestens ebensosehr mit den niedrigen Beweggründen der Völker. Ihre Bundesgenossen haben sie an sich gekettet, indem sie den Russen Konstantinopel, den Franzosen Elsaß-Lothringen, den Italienern das Trentino versprachen: wenn die so sorgfältig geheim gehaltenen Abmachungen einmal vollständig bekannt werden, so wird sich wahrscheinlich herausstellen, daß England in mehr als einem Fall verschiedenen Staaten das gleiche versprochen hat. Sie gehen davon aus, daß nichts auf die Menschen überzeugender wirkt als Macht und Geld. Deshalb bringen sie den neutralen Völkern die Größe und den Reichtum Englands immer wieder eindringlich zum Bewußtsein und äußern sich mit entsprechender Verachtung über uns und unsere Bundesgenossen; in diesem Sinn halten sie selbst Äußerungen frevelhafter Kühnheit für nützlich, wie die, daß die Zeiten der Neutralität und ihrer Beachtung vorbei seien. Bei den feindlichen Völkern trachten sie vor allem danach, Furcht zu erregen gemäß dem Satz des Machiavelli, daß man sich auf die Furcht der Menschen mehr verlassen kann als auf ihre Zuneigung; darum drohen sie uns an, daß wir für jedes von unseren Unterseebooten versenkte Handelschiff und allen anderen von uns angerichteten Kriegschaden Ersatz leisten sollen, suchen uns damit zu schrecken, daß sie uns nach dem Krieg die Rohstoffe abschneiden wollen, und tragen selbst unter dem Druck des Unterseekrieges durch Aufstellung weitestgehender Kriegsziele eine unerschütterliche Siegesgewißheit zur Schau.

Die Engländer bemühen sich nicht so sehr, die Zuneigung der Völker zu gewinnen, als ihnen zu imponieren. Überall in der Welt bringen sie ihre Macht anschaulich zur Darstellung, und selbst, wo diese versagt, finden sie eine stolze Formel. Im Jahre 1917 erklärte England den Vereinigten Staaten, es selbst könne seinen Bedarf an Frachtraum schon decken, die Vereinigten Staaten möchten nur seine Bundesgenossen mit Frachtraum unterstützen. Sie loben sich nicht, sie geben sich kaum die Mühe, sich gegen Vorwürfe zu verteidigen, und sie spielen nicht die Rolle der gekränkten Unschuld. Sondern sie treten ihren Gegnern verächtlich, ihren Freunden gönnerhaft gegenüber und zeigen gelegentlich, daß sie sich sogar über die Sätze des Völkerrechts erhaben fühlen. Der Engländer würde nie auf den Gedanken kommen, einen Foreigner als sich ebenbürtig anzuerkennen. Wo er hinkommt, da verlangt er die Kenntnis seiner Sprache und Rücksicht auf seine Lebensgewohnheiten vom Bad bis zum Dinner. Er ist überzeugt, daß das englische Volk das geistig höchststehende Volk der Welt und als solches vom Himmel zur Weltherrschaft berufen ist. Dieses Selbstgefühl kommt auch in der politischen Propaganda der Engländer zum Ausdruck und gibt ihr eine hinreißende Kraft. Der sie durchdringende, felsenfeste Glaube an Englands Beruf und Herrlichkeit überträgt sich unwillkürlich auf die anderen Völker.

Hier liegt wahrscheinlich die Erklärung dafür, daß man Lord Northcliffe ganz offen zum Minister für Propaganda in den feindlichen Ländern ernannt und damit die Absicht einer kraftvollen Beeinflussung der feindlichen Völker unumwunden zugegeben hat. Die Ernennung ist zugleich ein Ausdruck britischen Selbstgefühls und ein Appell an unsere Furcht. Mindestens ebensosehr wie die Bestechungsgelder, die der neue Minister ausstreuen, und die Werbeschriften, die er verbreiten kann, soll die bloße Tatsache seiner Ernennung wirken. Was ist noch für die feindlichen Regierungen zu hoffen, wenn der große Lord Northcliffe es übernimmt, ihnen ihre Völker abspenstig zu machen! Es bleibt ihnen nichts übrig als, wie das Kaninchen beim Anblick der Schlange, von Schrecken gelähmt, ihr Schicksal abzuwarten.

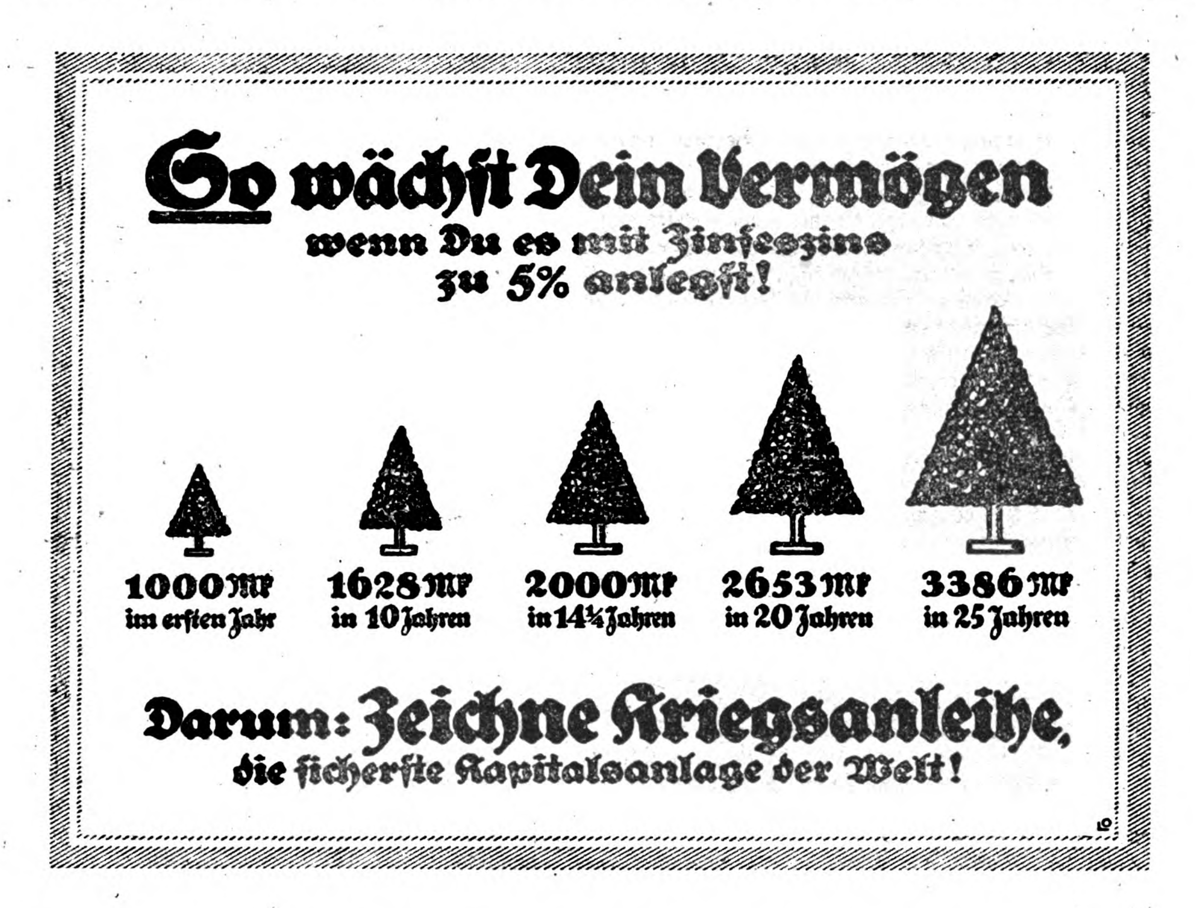
Die Zukunft unserer feldgrauen Akademiker.

Von Dr. Fr. A. Pinkerneil, Direktor des Akademischen Hilfsbundes und der Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker.

Es ist eine schwere Anklage, die Rechtsanwalt Ernst Böttger in seinem Aufsatz: „Die Zukunft unserer feldgrauen Akademiker" („Woche" Nr. 1, 1918) erhebt: Wirken und Wollen der deutschen Kriegsfürsorge ist so vielgestaltig und erfolgreich, so würdig der reif gewordenen deutschen Sozialarbeit, sie gedenkt aller Stände und Berufe — und „unsere Arbeit ist Stückwerk", wenn wir nicht auch unverzüglich uns der Studierenden, unseres akademischen Nachwuchses, zumal der unbeschädigt Heimkehrenden, annehmen.

Der Student und der junge Akademiker, der nach vier langen Jahren zur Alma mater und zu seinem Vorbereitungsdienst zurückkehrt, muß ganz besondere Hilfe finden, wenn er der vermehrten Aufgaben, die an ihn herantreten, gerecht werden soll. Ernster noch als die Gefahr, erlahmte Kräfte nicht mehr zum vollen

Leben erwecken, die Angst vor ungewohnter Arbeit nicht mindern zu können, ist die Haltlosigkeit unserer jungen Akademiker in dem Wirbelwind des wirtschaftlichen Umschwunges, in dem sie stehen werden. Einmal: Der deutsche Student, dessen Vater dem Beamtenstand angehört, und das ist der Typus, ist sehr arm geworden. Selbst wenn ihm der Vater den Wechsel gewähren könnte, der ihn im Frieden ausreichend schützte, was gelten heute 150 Mark, und was werden sie gelten in der Zeit nach dem Kriege? Und zum andern: Der akademische Arbeitsmarkt hat eine große Veränderung erfahren, die wir nicht ungünstig nennen



wollen, aber vor der der junge Akademiker ratlos dasteht.

Frühzeitig schon, wenige Wochen nach dem Auszug unserer feldgrauen Studenten, brach sich die Erkenntnis Bahn, daß es notwendig sein müßte, Rat und Hilfe denen von ihnen zu bringen, die unter dem Kriegsopfer litten. Man gedachte der Kriegsbeschädigten unter den Akademikern. Die deutsche Burschenschaft rief den gesamten Akademikerstand zur Schaffung eines Akademischen Hilfsbundes. Am 8. April 1915 von einem Dutzend der ältesten studentischen und Alte-Herrenverbände im Deutschen Reichstag gegründet, umfaßt er heute nicht nur fast alle studentischen und Alte-Herrenverbände, sondern auch fast ausnahmslos alle akademischen Berufsverbände, die Universitäten, die staatlichen, wissenschaftlichen Hochschulen ganz Deutschlands und die bedeutendsten deutschen Interessenverbände, die des Akademikers Arbeit berühren. In über sechzig Zweigorganisationen, die über das ganze Vaterland verbreitet sind, und die sich nach den Bundesstaaten und Provinzen zu besonderen Landesverbänden zusammengeschlossen haben, und in den der Berliner Zentrale angehörenden Verbänden sind fast 400 000 Akademiker im Akademischen Hilfsbund vereinigt. Zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Akademikers ist es gelungen, eine völlige Einigkeit im Zusammengehen der Akademiker aller Berufe, jeder politischen Stellung, jeder Konfession und jeden „studentischen Bekenntnisses" herbeizuführen. Eine Tatsache, die für sich allein die Beachtung aller Kreise finden müßte. Eine umfassende und bis ins einzelne durchgeführte Organisation der Fürsorge brachte und sichert wirksame Hilfe: durch Einrichtung von Berufsberatungs- und Stellenvermittlungsabteilungen, durch Übernahme der ergänzenden Heilfürsorge, kostenlose Gewährung von Bäder- und Anstaltskuren, Gründung eines eigenen Akademikererholungsheims, Darbieten von Darlehn und Unterstützungen und durch weitgehende Interessenvertretung.

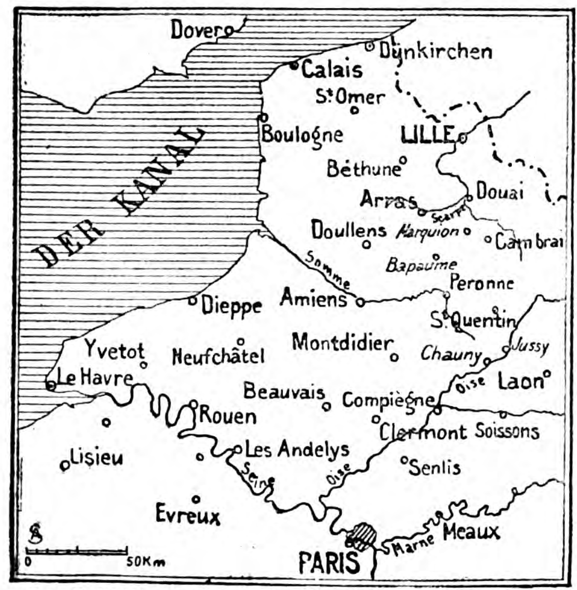
Doch auch diese Arbeit ist Stückwerk, wenn auch mit ihr, wie der Reichstagsabgeordnete Dr. Hugo Böttger, der Vorsitzende des Akademischen Hilfsbundes, es auf der ersten Hauptversammlung ausführte, „ein neues Stück deutscher Sozialpolitik" geschaffen wurde. Der Hilfe bedürftig sind nicht nur die Tausende von Kriegsbeschädigten unter den Studenten, sondern in demselben Maße die Zehntausende der studentischen Kriegsteilnehmer. Mit vollem Recht weist Rechtsanwalt Böttger darauf hin.

Vier Forderungen sind es, die unsere jungen Akade-

miker stellen. Zunächst die, daß es ihnen ermöglicht werde, sich schnell und gut wieder in ihre Berufsarbeit zurückzufinden und bei der Durchführung ihrer Studien gefördert zu werden; zum andern: daß ihnen die Gelegenheit gegeben wird, sich schnell über ihre Berufsaussichten und die Lage des akademischen Arbeitsmarktes zu unterrichten; zum dritten: daß man ihnen Erleichterungen schaffe im Vorbereitungsdienst für ihren Beruf, und endlich, daß man wirtschaftlich für sie sorgt.

Wer wie der Verfasser dieses Aufsatzes enge Verbindung mit den Studierenden draußen unterhält, wird vor allen Dingen immer die Sorge hören, daß es ihnen zu schwer sein würde, die Studien wieder zu beginnen und schnell zur Durchführung zu bringen. Einen Studenten kann man nicht in Treibhausluft hineinbringen, die Hochschule ist keine „Presse“, aber es gibt Möglichkeiten, Vorsorge zu treffen, daß der Student nicht soviel Irrwege geht, wie er gehen muß, wenn er als ein Fremder heimkommt. Und unsere Kultusministerien haben darüber nicht geschlafen! Eine gewisse Intensivierung des Studiums wird erreicht werden, nicht durch die im Augenblick so propagandierte Trimestrierung, sondern dadurch, daß man Einführungs- und Fortbildungskurse einrichtet, deren Leiter pädagogisch begabte Dozenten und Männer der Praxis sind, Kurse, die ganz individuell nach der geistigen Anlage des Studenten zusammengesetzt werden. Versuche sind schon gemacht, man hat nur noch nicht darüber geschrieben. Und weiter: Auch Examenserleichterungen sind vorgesehen, waren schon vorgesehen im zweiten Kriegsjahre. Das Hochschulexamen darf nicht zum Charakter des Kriegsabiturientenexamens hinabsinken, das Hochschulexamen ist keine Formsache. Aber es sind fast in jedem Fache Bestimmungen für die Kriegsteilnehmer getroffen worden, die als eine bedeutende Erleichterung erscheinen müssen. Es darf hier nur erinnert werden an das große Entgegenkommen, das der preußische Kultusminister noch jüngst den Philologen bewiesen hat.

Mit der Intensivierung des Studiums und der Erleichterung des Examens ist der Weg, den wir gehen müssen, erst zu einem geringen Teil beschritten. Der examinierte Student späht aus nach seinem Berufe. Er ist alt geworden und erstrebt ein schnelles und sicheres Unterkommen. Der deutsche Akademiker fängt an zu begreifen, daß sein Platz nicht nur ist in den Berufen, die der Staat in Wissenschaft, Lehre, Seelsorge, Verwaltung und Rechtspflege ihm bietet. Deutschland ist aus einem Agrarstaat zu einem Industrie- und Wirtschaftstaat geworden, und seine jungen Akademiker haben das Neuland erspäht. Aber es erscheint ihnen nebelumhüllt, tastend sind die Schritte, die es betreten. Es fehlte uns bisher an einer Durchforschung des akademischen Arbeitsmarktes, an einer Klarstellung der Lage der freien akademischen Berufe. Diese Erkenntnis ist dem Akademischen Hilfsbund Anstoß geworden, die Gründung einer „Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker“ zu empfehlen. Gemeinsam mit dem Deutschen Studentendienst hat er im November vorigen Jahres dieses Institut begründet.



Zur Beschießung von Paris mit weittragenden Geschützen.

Entgegenkommen verlangen aber auch mit vollem Recht unsere künftigen höheren Staatsbeamten. Auch hier ist es nicht beim Fordern geblieben. Der evangelische Oberkirchenrat ist den Kriegsteilnehmern unter den Theologen weit entgegengekommen in der Verminderung der Anforderungen für die zweite theologische Prüfung. Der Justizminister und der Minister des Innern haben den jetzigen und zukünftigen Referendaren ein ganzes Jahr ihrer Vorbereitungzeit geschenkt, und die gleiche hochherzige Bestimmung traf der Minister der öffentlichen Arbeiten.

Daß bei allem, was geschaffen worden ist, wir mit Recht von einem Stückwerk reden können, das beweist allerdings die Frage nach der vierten Forderung: die wirtschaftliche Lage unserer Studenten und jungen Akademiker zu bedenken. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, wie unsere Studenten und jungen Akademiker die wirtschaftliche Not, vor der sie fast alle nach ihrem Einzug als siegreiche Krieger stehen, hindernd empfinden werden. Die Stipendien, die für unsere Studenten bereitliegen, reichen bei weitem nicht aus, um nur die allerbedürftigsten zu bedenken. Es ist keine absurde Behauptung: Wir brauchen Millionen, um unseren Studenten die Möglichkeit des Durchhaltens in den ersten Jahren des Friedens zu geben! Wenn nur fünf Prozent unserer Studenten als völlig mittellose dastehen, wenn weitere fünf Prozent nicht mehr die Hälfte des Zuschusses, der ihnen vor dem Kriege vom Vater gewährt ist, erwarten können, wenn wir für die gleiche Zahl Kleidung, Bücher und Examensgebührnisse beschaffen müssen, dann bedürfen wir bei vorsichtiger Rechnung der Summe von fünf Millionen M. Man hat für alles mögliche gesammelt, hat für Handwerker große Summen bereitgestellt, und Handlungsgehilfenverbände berichten über große Rücklagen, für unsere Studenten ist in dieser Beziehung noch nichts geschehen außer durch das wenige, was der Akademische Hilfsbund den Kriegsbeschädigten darzubieten vermag. Das Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen“ wird zu einer Phrase werden, wenn unser Volk diese Aufgabe nicht erkennt. Wir gründen heute große Institute für jede Forschung — aber wir sorgen nicht für die, die aus diesen Instituten mehr machen sollen als aufeinandergelegte Steine und Ansammlungen von Retorten und Archivstücken. Man muß den Vertretungen der deutschen Akademiker die Summen anvertrauen, die sie fordern. Man soll Darlehnskassen für Akademiker gründen, man soll, sowie es in Berlin durch den deutschen Studentendienst geschehen ist, Studentenspeisehäuser einrichten. Es liegt eine große Anzahl

von Möglichkeiten der Hilfe vor, und eins kann zum Trost gesagt werden, es fehlt nicht mehr, als daß die, die dazu in der Lage sind, die Mittel geben, um vorzüglich ausgearbeitete Pläne zum Leben zu erwecken. Und wenn dazu der Ruf Ernst Böttgers und diese Antwort beitragen sollte, dann wären wir ärmer um eine große Schuld gegenüber den Studenten da draußen, reicher um eine Hoffnung auf des kommenden Deutschlands Größe!



Der letzte Abend.

Skizze von Riema.

Im Kamin lodern die Scheite und senden wohlige Wärme durch die Halle. Von der Deckenmitte herabhängend, verbreitet eine gelbverschleierte elektrische Flamme gedämpftes Licht, glühend rote Azaleen leuchten aus hohen Ständern, gleich grauweißen Flecken liegen die Bärenfelle auf dem dunklen Dielenbelag, die Eichenmöbel rings umher geben weiche braune Farbentöne.

Nahe dem Feuer, in hochlehnigen Lederstühlen an einem maurischen Tischchen, sitzen Elselore Röder und Joachim Randow.

Zwischen ihnen liegt Schweigen. Jenes Schweigen, das so unverhüllt gesteht . . . Elselore hält die Lider über die Augen. Sie weiß: wenn sie jene hebt, sieht sie in den blauen, leuchtenden, bannenden, zärtlichen Blick.

Ihr Herz schlägt schwer und sehnsuchtsvoll. Sie legt den dunkel schönen Kopf an den Sesselrücken und hebt die Arme auf die Seitenlehnen. Die goldgelbe Blusenseide schimmert, der schwarze Taftrock raschelt. Und die Rosenblattröte auf ihrem perlblassen Gesicht wird tiefer.

Der letzte Abend, denkt Randow und preist von neuem das Geschick, das Fräulein Rohr, die Gesellschafterin, vorgestern zur Neffentaufe rief. Und doch — wozu allein? Es muß ja ungesagt bleiben.

Er hebt sein Glas, in dem Tokaier-Gold glänzt. Seine Stimme ist belastet bei den steifen Worten: „Mein gnädiges Fräulein, ich möchte Ihnen danken."

Jetzt sehen ihn ihre Augen an. In schwarzem Feuer. Brennen auf der Narbe, die seine Schläfe quert.

„Ein Feldgrauer dankt nicht, hat nicht zu danken. Wir sind seine Schuldner."

„Es waren wundervolle Wochen", murmelte Randow.

„Ja? Werden Sie gern an Röchlitz denken?"

„Immer. Immer werde ich Sehnsucht haben."

Die blauen und schwarzen Augen liegen ineinander. Ein paar Sekunden. Aber Randow redet nicht weiter, und Elselorens Blick senkt sich enttäuscht. Kann er nicht darin lesen? Will er nicht lesen?

„Die Zeit ist so rasch gegangen," sagt sie, „mir ist's, als wären Sie gestern gekommen. Ach," sie lacht plötzlich auf, „Ihr enttäuschtes Gesicht damals, als ich Sie empfing."

„Enttäuscht?" Auch in Randows ernsten Zügen wacht ein Lächeln auf. Er denkt des Tages, an dem der Lazarett-Chefarzt ihm und den Kameraden das Schreiben der Rittergutsbesitzerin E. Röder aus Schlesien vorlas, das Röchlitz' Gastzimmer einem Kriegsverletzten anbot. Arzt und Kameraden waren einig gewesen, daß Hauptmann Randow, der Alleinstehende, in Deutschland Fremdgewordene, die Einladung der unbekannten, liebenswürdigen alten Dame für seinen Erholungsurlaub annehmen müsse.

„Ihr Brief hat uns alle getäuscht. Er war so matronenhaft."

„Dafür hat ihn auch Fräulein Rohr geschrieben."

„Wir alle dachten uns nach der zierlichen Schrift und den altmodischen Satzperioden E. Röder als eine feine, mütterlich wohlwollende Dame mit schneeweißen Scheiteln."

Elselorens Lachen läßt die Weiße ihrer Zähne aufglänzen. „Was wollen Sie? Wenn die erste Jugend hinter einer Frau liegt, rückt die Matrone bedenklich nahe."

Sein Blick gleitet über ihre schlanke Fülle. Er antwortet etwas vom Zauber des reifen Sommertages, den Frühlingsfrische durchwehe. Dann scherzt er: „Soll ich Ihnen verraten, wie hier über Sie gedacht wird? Wen ich von der Herrenwelt der Umgebung kennenlernte, der sang ein Klagelied über die herbe Unnahbarkeit der Schloßherrin von Röchlitz."

Elselore hörte sehr wohl die Unterfrage seiner Worte: Warum hast du noch nicht gewählt? Übermut huscht über ihr regelmäßiges, klares, kluges Gesicht.

„Ja? Beklagt man sich? Mir gefiel immer das Märchen vom Dornröschen besonders gut. Und da ich keine Dornenhecke wachsen lassen konnte — da hab ich mir eine aus spitzen Worten gebaut. An der hat sich mancher liebe gute Junge leider arg gestochen und dann — den Zaun respektiert."

„Sollte ein Mann nicht ein paar Dornenstiche vertragen — um Rosenschönheit?"

„Ein Mann — vielleicht", betont sie, und ihr Herz fragt: Begreifst du denn nicht, daß alles Wählen und Wehren nur das Warten auf dich, den großen, blonden, ernsten, immer dunkel geahnten Mann, war?

Und er bedenkt: Die ganzen fünf Wochen habe ich nie einen Dorn zu fühlen bekommen — und wieder steht eine selige Gewißheit vor ihm und will das befreiende Wort von den Lippen locken — da taucht das reiche Röchlitz vor ihm auf, und seine Herrin steigt für ihn in Sternenhöhe.

Elselore nimmt eine Birne aus der Kristallschale und schält sie behutsam.

„Bitte", sagt sie, Randow den Teller bietend.

Er ißt und spürt dankbar das saftige Obstfleisch in der trockenen Kehle.

„Wohin werden Sie die nächsten Tage führen?" fragt Elselore, und eine Beklemmung hemmt ihren Atem.

„Ich hoffe, bald wieder zur Front."

Sie sieht auf die drei Ordensbänder, die bunt im ernsten Feldgrau schimmern. Und einen Augenblick wünscht sie: wenn er doch nicht in neue Gefahr ginge. Aber ihr hochgemuter Sinn besiegt Frauenschwäche und billigt: so geziemt es dem Manne, dies immer neue Begehren nach Kampf, auch wenn der Tod schon die Stirn streifte, dies Alles-andere-im-Stich-Lassen.

Die Erzählungen manchen Abends treten vor sie, das Auf und Nieder seines Lebens in den Vereinigten Staaten, der endliche Erfolg als Farmenverwalter, die immer näher rückende Aussicht auf eigenen Besitz. Diesem Lohn harter Jahre hat die Kriegsfanfare das Sterbelied geschmettert. Und das einstige Friedensgeläut wird für Randow der Ruf zu mühevollem Wiederanfangen in der Heimat sein.

Sie streift seine gelichteten Scheitel, die vom Lebenskampf gestempelten Züge, seine Vollkraft, die ihren Gipfel bereits erstiegen hat. Frauliche Zärtlichkeit wallt hoch, möchte so gern seine Hand vor der Frone um das tägliche Brot schützen, befiehlt ungestüm: sprich du . . .



Aber eine andere Stimme mahnt: ein Königreich kann die Frau dem Mann anbieten, nicht sich selbst . . .

„Über was grübeln Sie so ernsthaft, gnädiges Fräulein? Sie haben ja eine Denkerfalte auf der Stirn."

Sie breitet ihre heiße Bewunderung vor ihm aus: „Ich dachte daran, daß Sie damals nicht zu kommen brauchten — und doch kamen."

Er nickt absichtlich mißverstehend, ein Lächeln unter dem braunblonden kurzgeschnittenen Schnurrbart: „Jawohl, ich bin ein alter Knabe! Das Landsturmalter lag im August 14 gerade hinter mir. Aber ganz sicher war ich nicht, daß mich die Engländer nicht vom Schiff holen würden. Darum kaufte ich Herrn Levy Baruch doch lieber die Papiere ab."

„Wenn ich Sie doch hätte sehen können als russischen Juden — im fleckigen Kaftan — vor dem alle Mitreisenden so entsetzliche Angst hatten — das Ungetüm mußte ja von unangenehmen kleinen Tierchen wimmeln — und dann bei Tisch — haben Sie wirklich die ganze Zeit über mit dem Messer gegessen? Niemals die Serviette gebraucht? Immer den Ärmel? — Einmal wär ich sicher aus der Rolle gefallen, die Verstellung muß schwer gewesen sein. Und dann", sie prüft seinen schmalen rassigen Kopf — „Sie im grauen Patriarchenbart! Und mit Ohrenlocken! Lassen Sie sich doch noch so photographieren."

Seine besinnliche, langsame Art hat immer Freude an ihrer graziösen heitern Beweglichkeit. Er lächelt wieder: „Ich werde mich hüten. Damals hat's mich gefreut, daß jede Dame auf dem Dampfer einen großen Bogen um mich machte, aber — in einem andern Gedächtnis möchte ich nicht als Karikatur fortleben."

Er beugt sich vor. Ein Ton tiefer Zärtlichkeit schwingt durch seine einfachen Worte. So leuchtend liegen seine Augen auf ihr. Ein großes Hoffen faßt sie. Und wieder steht in ihrem Blick die Wahrheit, und er liest sie und will vergessen — da hört er ein Wort kichern — einen Spott „Prinz-Gemahl" — und schweigt.

Die Scheite verglühen langsam. Draußen ist ein pfeifender Wind aufgewacht und faucht seinen Atem hart an die Scheiben. Aus einer Hallenecke dröhnt die Standuhr in Glockentönen die zehnte Stunde.

Morgen früh um zehn . . . Elselore fühlt einen wühlenden Schmerz. Randow steht auf.

„Morgen um zehn darf ich also um den Wagen bitten? Der Zug geht um halb elf."

Sie nickt. Die Stimme ist fort. Ihr irrt durch den Kopf: er geht und läßt mich in Öde. Nie mehr kommt das Genügen der früheren Tage, das Behagen am Pflichtenkreis der Gutsherrin, die Freude am Selbständigsein.

Denn ich lernte des Lebens Überschwang ahnen. Und soll unerlöst bleiben . . .

Randow beugt sich über ihre Hand. Sie liegt wie Eis in der seinen. Aber das Rot ihrer Lippen leuchtet heiß und nah . . .

Seine Augen fassen noch einmal den Reiz ihrer Gestalt, ihrer Züge. Und das Wort: „Nie mehr" tönt auch ihm.

Kennt das Leben ein „Nie mehr?" Spricht es nicht nur der Tod? Sündigt nicht der, der es, und sei es aus noch so schön klingenden Gründen, über sich und den andern verhängt? Die Bedenken sterben.

„Elselore!" — Sie fährt aus dumpfem Betäubtsein. Da treffen sie schon die quallösenden Worte. Und sie trinkt sie wie der Wüstenreisende die Quelle.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die englische Niederlage bei dem überraschenden Einbruch, der am 21. März einsetzte, hat von vornherein gezeigt, daß die Kriegstüchtigkeit und Kampffreudigkeit unserer Truppen noch genau so stark ist wie bei Ausbruch des Krieges.

Nach allen Regeln der Kunst sind wir den Engländern zu Leibe gegangen. Mit Tagesanbruch überraschten wir sie durch die Beschießung der Einbruchstelle in einer Ausdehnung von 80 Kilometer, und schon um 10 Uhr morgens erfolgte der Infanterieangriff. Im ersten Anprall wurde überall die erste englische Linie überrannt und breite Strecken der zweiten Linie. Panikartig war die Wirkung.

Schon die ersten Berichte ließen erkennen, daß die Kämpfe einen vernichtenden Verlauf für den Gegner nahmen. Eine Verwirrung, wie die hochgespannte bange Erwartung der Feinde sie in solcher Stärke nicht vermutet hätte, bemächtigte sich ihrer. Selbst die Reutersche Berichterstattung verlor die Fassung und gab zu, daß die gesamte Lage erschüttert ist. „Für den Augenblick erschüttert" heißt es wörtlich bei Reuter; es wird schon dafür gesorgt werden, daß diese Einschränkung durch kräftiges Nachfassen nicht von Bestand bleibt. Es war nur der erste Streich.

Besonders ins Gewicht fällt die Tatsache, daß die deutschen Verluste überraschend gering waren. Die Einbuße der Engländer an Toten, Verwundeten und Gefangenen ist sehr schwer. Es zeigt sich, daß der Widerstand der Gegner, daß der Mut der Verzweiflung in ihnen nicht standhält. Auf unserer Seite ist die Überlegenheit. Unsere Zuversicht, an deren Untergrabung die Feinde in der langen Zeit der Erwartung mit allen Mitteln heimtückischer Verhetzung arbeiten, unsere Besonnenheit, unser Siegeswille sind nicht zu erschüttern. Durch die Tat liefern wir den Befähigungsnachweis für die Sieghaftigkeit unserer Sache. Nichts anderes haben wir im Kopf und Herzen als die Parole: wir werden als die eignen Herren aus den Entscheidungskämpfen hervorgehen, wenn wir stark bleiben, denn wir wollen den Zweck und haben die Mittel. Würden wir klein beigeben, so wären alle Erfolge, alle Opfer umsonst, wir würden zu Hörigen herabgedrückt.

So wuchtig dieser erste Schlag war, der die schwere Schwüle unterbrach, die über unsern Feinden im Westen lagerte, so vergessen wir darüber durchaus nicht, daß jedes einzelne Ereignis zugunsten unserer Waffen, daß alles, was unsere Kriegsleitung unternimmt, in ursprünglichem Zusammenhang mit dem Zweck steht, den sie verfolgt. Ob, wann und wo wir uns schlagen, wie wir uns vor und nach dem Schlage verhalten, jede Bewegung, jede Haltung hängt ab von dem Ermessen unserer Obersten Heeresleitung. Deren Beweggründe sind frei von Beeinflussungen irgendwelcher Natur. Das hat das Ereignis der verflossenen Woche wiederum vor aller Welt klargestellt. Unsere geniale Kriegsleitung zwingt nach wie vor unsern Willen dem Feinde auf und hat — um die nachgerade geläufig gewordenen Schlagwörter anzuwenden — auch diesmal wieder durch ihre Offensive vom 21. März den deutschen Waffen die Initiative gesichert.

Die letzten ausführlichen Veröffentlichungen durchaus zuverlässiger Angaben über den Stand des Unterseebootkrieges bestätigen in vollem Umfange die Tatsache, daß die Bedrohung unserer Feinde auf diesem Wege in einer Weise weiter zunimmt, die in absehbarer Zeit zum Ziele führen muß. X.

An die Leser der „Woche"

Die andauernde Steigerung der gesamten Herstellungskosten, insbesondere der Papierpreise, zwingt uns, einen nochmaligen

Teuerungszuschlag von 10 Pf.

am 1. April 1918 einzuführen, so daß die „Woche" von Heft 14 an 40 Pf. kosten wird.

August Scherl G. m. b. H.
Berlin





Spezialaufnahme der „Woche".

Von links: Obe, Bonkampf, Petrow.

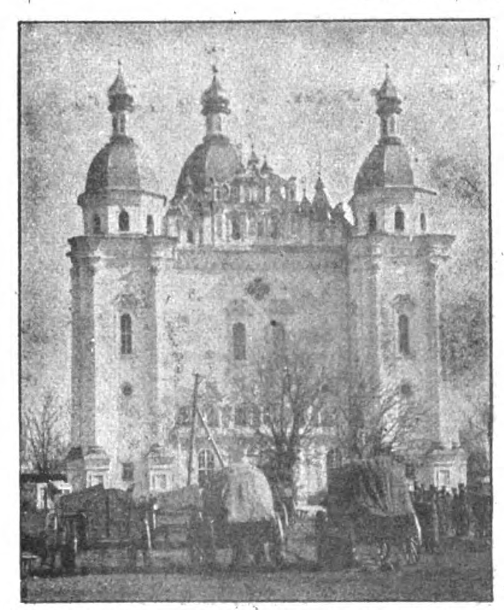
Die Abordnung der russischen Republik, die den Friedensvertrag nach Berlin brachte.



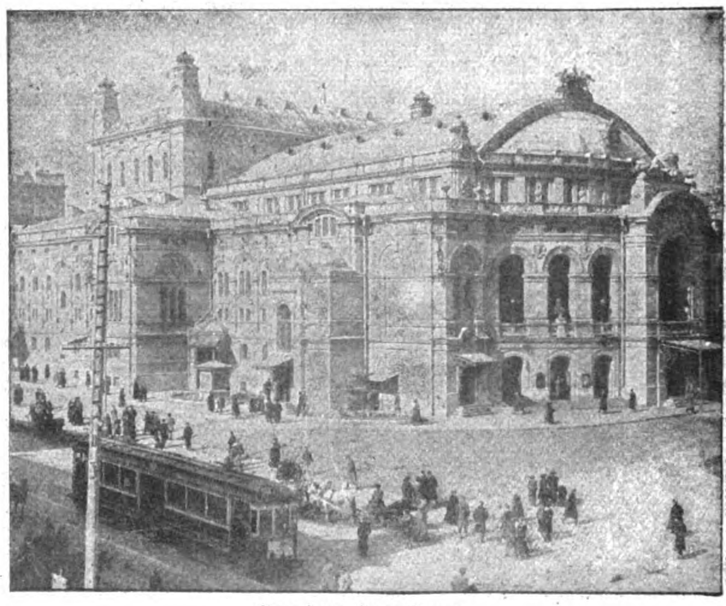
B. I. G.

Von links: Dr. Schaulis, Vizepräsident des Landesrates; Smetana, Präsident des Landesrates; Stangaitis, Vizepräsident des Landesrates; Nikaischis.

Die Abordnung des litauischen Landesrates in Berlin.



Deutscher Fuhrpark vor der russ. Garnisonkirche.



Vor dem Opernhaus.



Leben und Treiben auf der Hauptstraße (Kraschzik).

Bild- und Film-Amt.

Bilder aus Kiew.

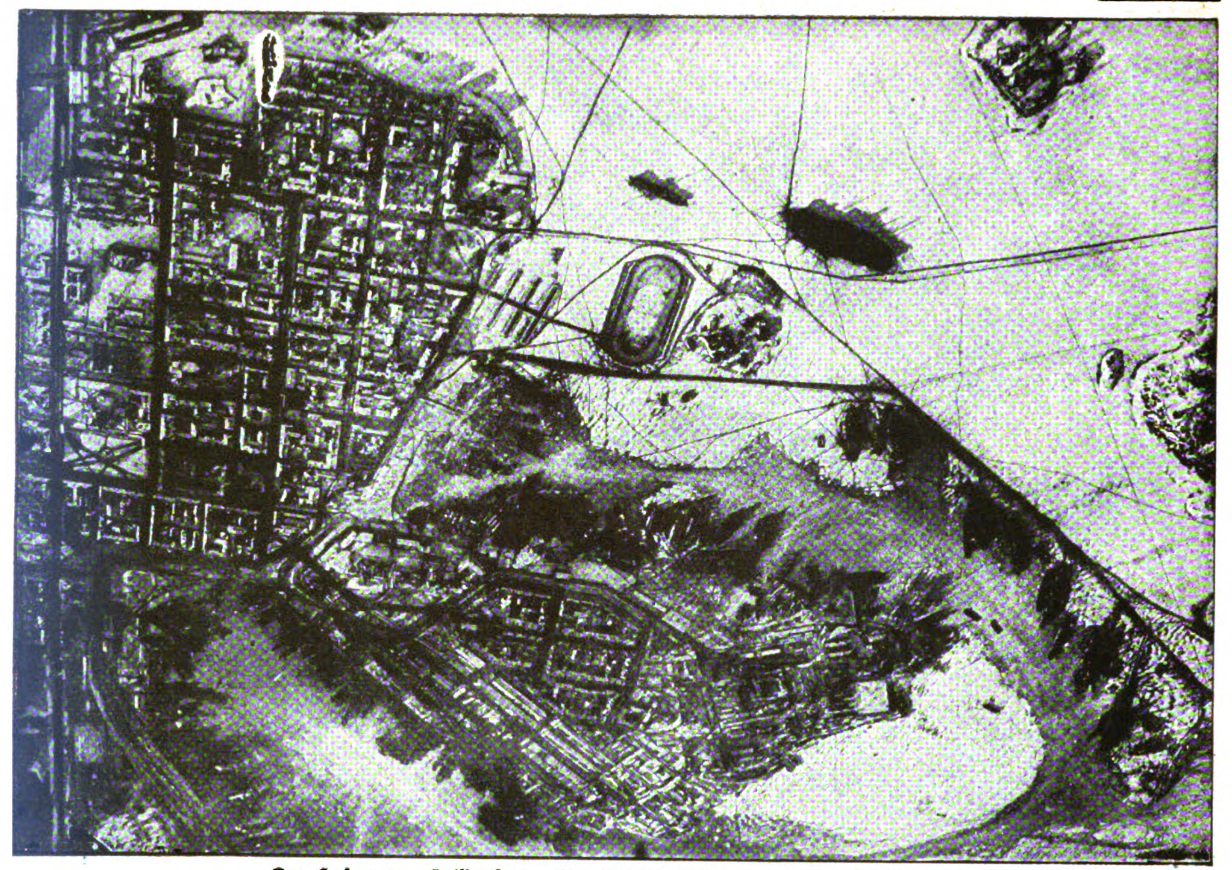


Durch gestürmte englische Stellungen vorgehende Artillerie.

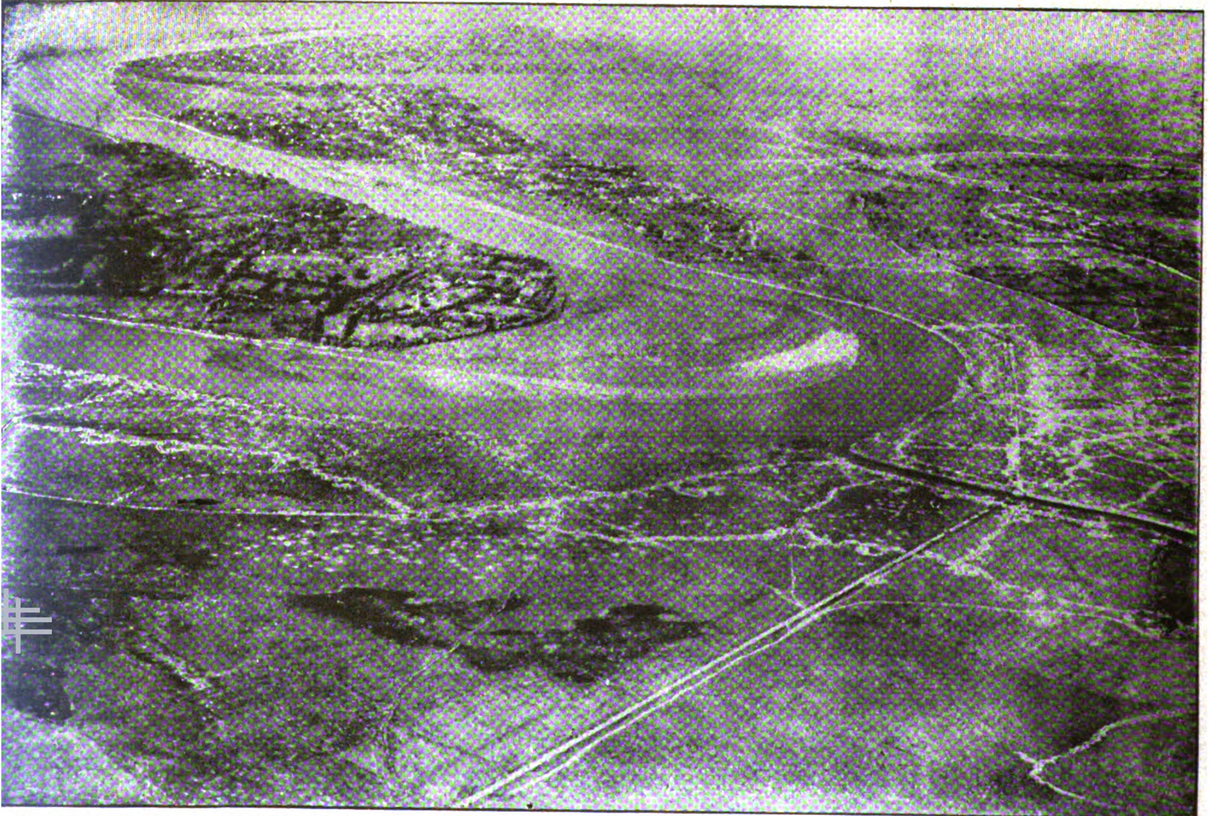


Eintreffen der erst n Massentransrorte von Gefangenen in einer Ortschaft südlich St.-Quentin.

Die Offensive gegen die Kriegsverlangerer: Die ersten Aufnahmen westlich St.-Quentin.



Der Hafen von Helsingfors mit russischen Kriegs- und Handelsschiffen.
Die Schiffstypen sind durch den auf die Eisdecke des Hafens fallenden Schatten deutlich erkennbar.



Feindliche Schiffe im Tatar-Arm bei Kilija in Rumänien von einem deutschen Flieger aus 3000 m Höhe aufgenommen.

Deutsche Fliegeraufnahmen.



General von Hutier.

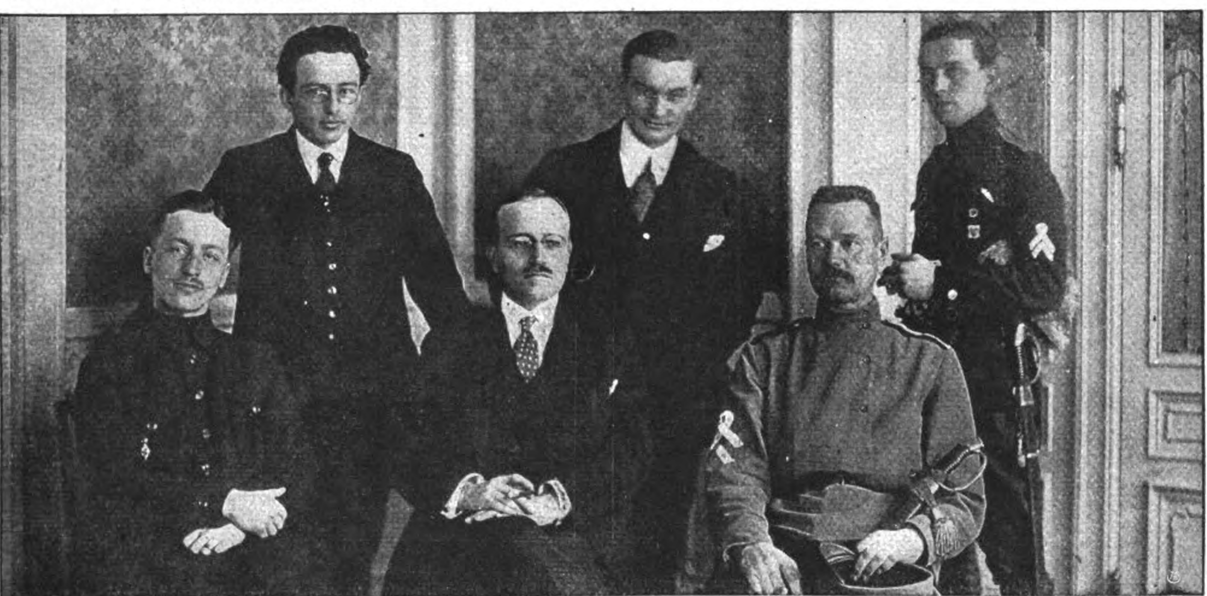


General Otto von Below.



General von der Marwitz.

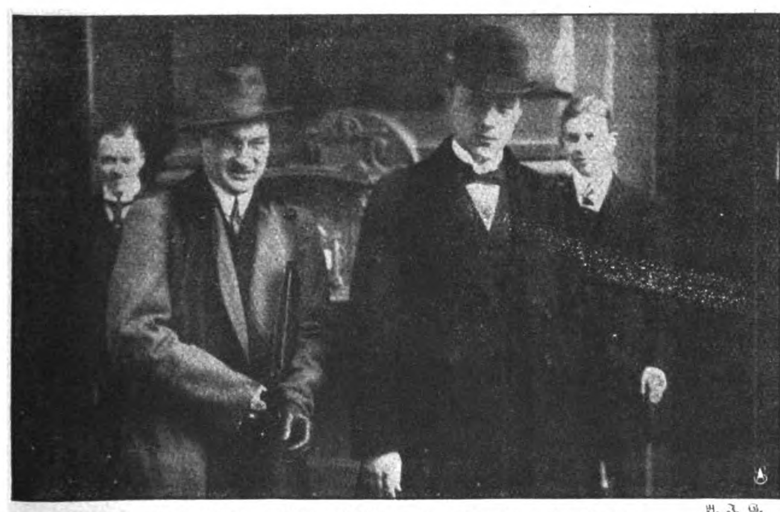
Die Führer der drei Armeen, die in dem Generalstabsbericht vom 24. März über die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St.-Quentin—La Fère genannt sind.



Spezialaufnahme der „Woche".

Von links sitzend: Vortragender Rat v. Wronsay, Chef der Kommission v. Holicynskyi, General Pilkevitsch. **Stehend:** Sekretär Diduschok, Botschaftssekretär Kossarenko, Adjutant Hauptmann im Generalstab Malko.

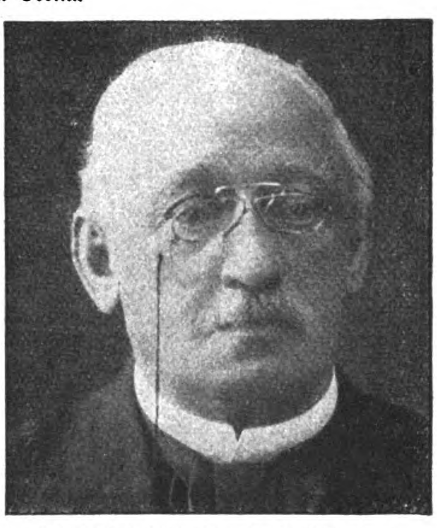
Eine finanztechnische Mission der Ukrainer in Berlin.



B. I. G.

Eine diplomatische Mission der Ukrainer in Berlin.

Der künftige Gesandte der ukrainischen Volksrepublik, Herr Alexander Sjevrjuk aus Kiew (rechts) und Herr Kossarenko, der künftige Gesandtschaftssekretär (links) in Berlin



Wirkl. Geh. Rat Exz. Prof. Laband †

Der berühmte Staatsrechtslehrer in Straßburg.

Phot. Spitz. Phot. Becker & Maaß. Phot. Renziehausen.

Hauptmann Herm. Metz. Hauptmann von Donop. Leutnant Hans Friedlaender. Leutnant Gust. Langhorst. Bootsmannsmaat . Ahlborn.

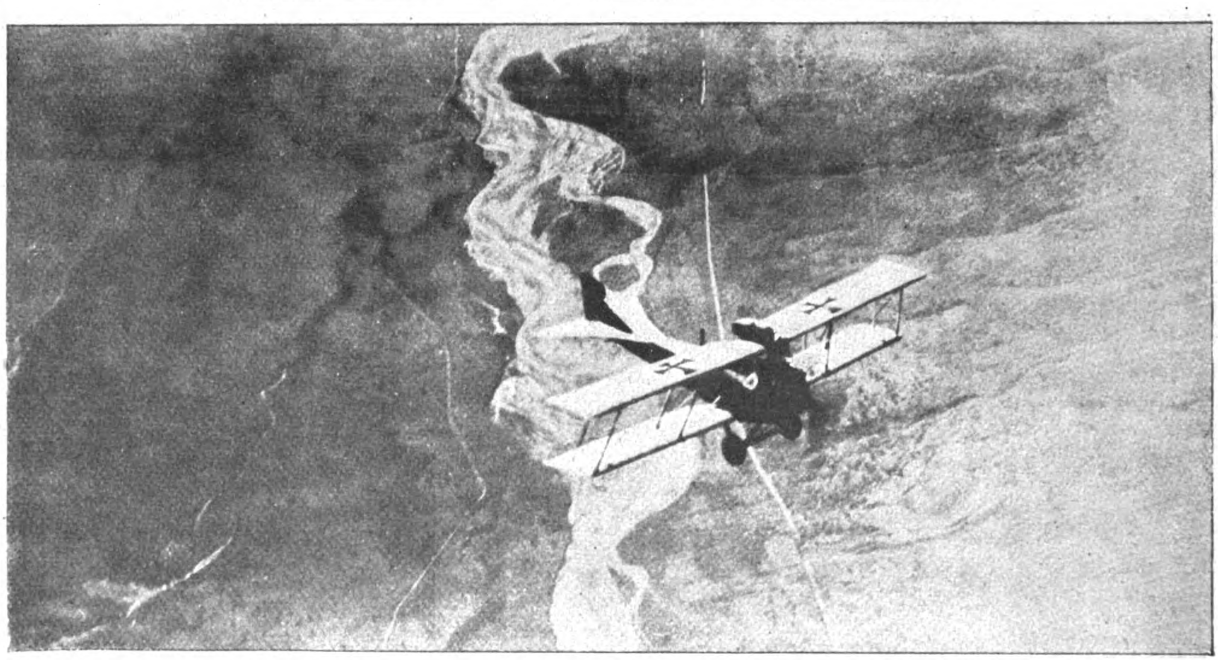
Phot. Mellenthin. Phot. Mellenthin.

Hauptmann Eugen Beien. Leutnant Tony Heger. Sergeant Thomas Leisen. Vizefeldwebel O. Wüstenberg. Vizefeldwebel F. Dalchow.

Phot. Mellenthin. Phot. Weißgärber. Phot. Mellenthin.

Vizefeldwebel O. Aigringer. Gefreiter Rudolf Schiewick. Offiz.-Stellv. G. Hagedorn. Gefreiter Willi Melchers. Grenadier Nik. Henseler.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Österreichisch-ungarisches Flugzeug über der Piave.

Aufnahme eines zweiten Fliegers.

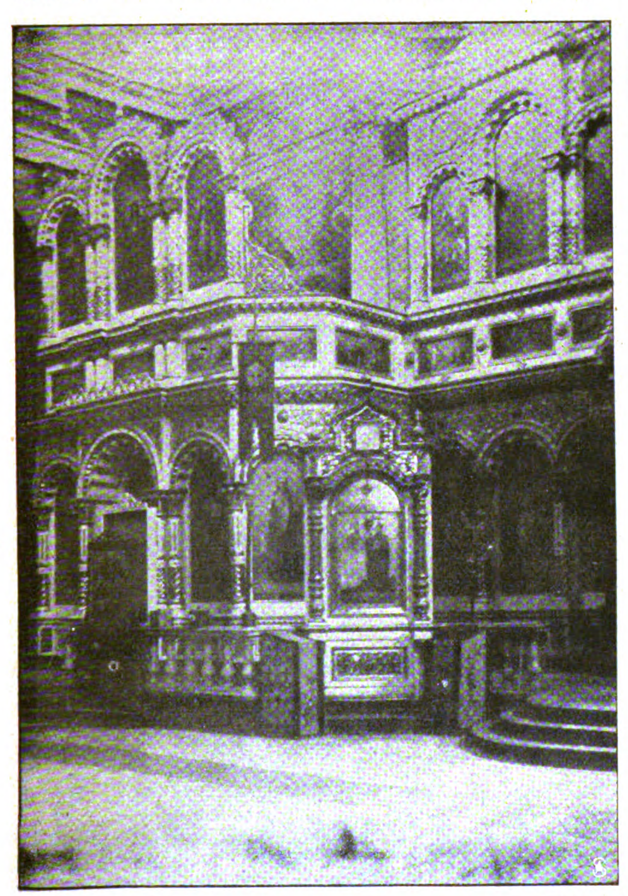


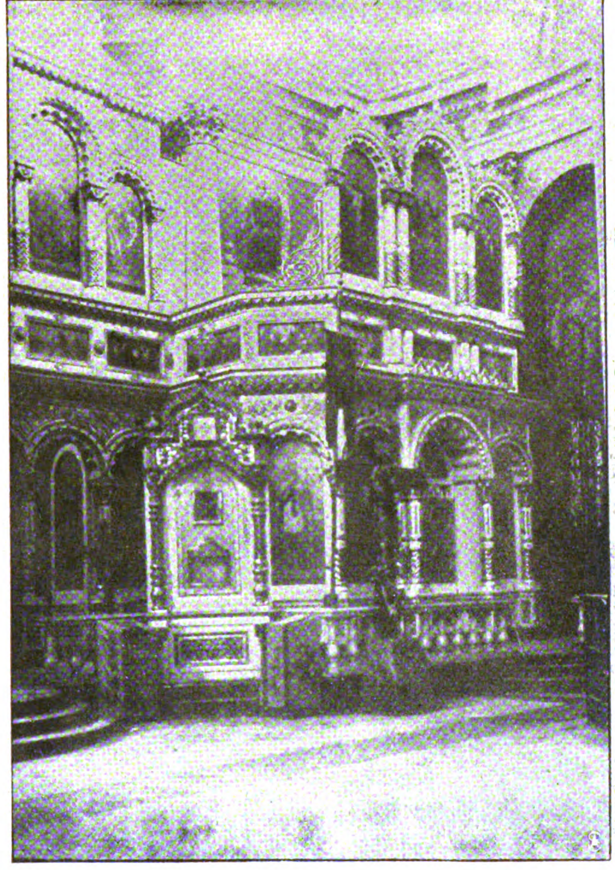
Schloß und Kirche des griechischen Bischofsitzes.



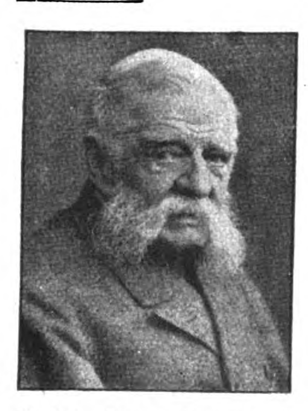
Äußeres der Kirche.

Aus dem vielgenannten Cholm: Die griechisch-katholische Kathedrale.





Inneres der Kirche.



Graf Dr. Hugo v. Walderdorff, hervorragender historischer Forscher, wurde anläßlich seines 90. Geburtstages von der Universität München zum Ehrendoktor ernannt.



Phot. Baalzow.

Herm. Sökeland, hochverdient um die Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde (früher Museum für deutsche Volkstrachten) in Berlin.

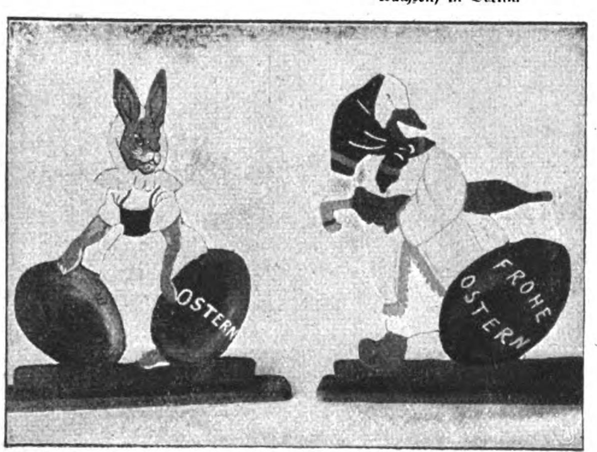


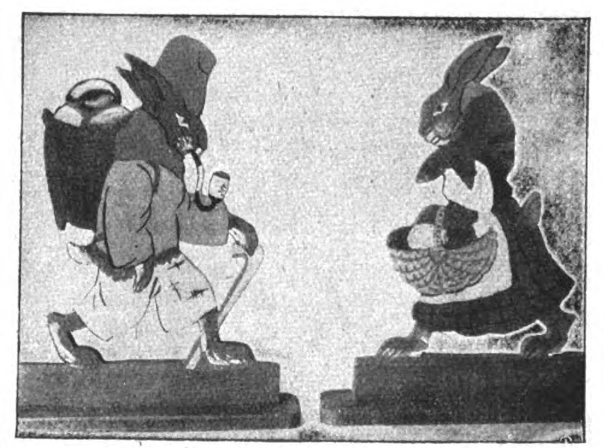
Phot. Jäggele.

Geh. Hofrat Dr. Theodor Veiel, berühmter Dermatologe, Mitglied des Reichsgesundheitsamtes, feierte seinen 70. Geburtstag.



Ulla Wolff, unter dem Schriftstellernamen Ulrich Frank bekannt, feiert den 70. Geburtstag.





Osterhasen.



Die Malstube. Phot. Bödecker.

Deutsche Arbeit im besetzten Gebiet: Neues aus den Wilnaer Arbeitstuben.

Ostergang.

Wie so schön ist die Welt —
wie so hart ist die Zeit! . .
Ich schreite still durch
das Feldergebreit.
Tief ist die Ruh.
Saaten wiegen sich erntezu.
Allüberall Lehnen,
allüberall Sehnen —
allüberall Regen
dem Licht entgegen!
Kräuter sprießen
in schwellenden Kissen
rings an den Wegen.
Und Veilchen, ach! wissen
auch schon vom Lenze!
Ziehn blaue Kränze
durch zitterndes Grün.
Und blühn . . und blühn —
leuchtend, weitoffen!
Ein wehes Hoffen
zwingt mich mit süßen Gewalten . . .
Still muß ich halten,
die Hände falten:
Und stammle das heiße Osterbeten,
das heut aus Alldeutschlands
Herzen steigt,
in die Stille, die wie ein
Dom sich
um mich neigt. — —

Eva Schröter.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

[illegible]. Fortsetzung.

Kaum hatte der Jonkheer Ter Meer das Weitere vernommen, drehte er sich um und stürzte in das Zimmer hinauf, um zu packen. Jetzt hatte er nur noch den einen Drang, Weib und Kind und sich in Sicherheit zu bringen. Sie erkannte, daß er, trotz seiner Ehrfurcht vor England, doch unbesehen England einen solchen Völkerrechtsbruch zutraute; in der Art, wie er auf die Uhr sah, verstört die Zuganschlüsse, die Abfahrtzeit des Dampfers, die Geschäftstunden der Paßbehörden im Hafen vor sich hinmurmelte, schien sich ihr die Furcht der Erde vor England zu verkörpern. Plötzlich atmete sie auf.

„Was ist, Jantje?"

„Da schwingt sich der rothaarige Geheimpolizist, der uns wie ein Schatten folgt, endlich auf sein Zweirad und läßt uns in Ruhe und fährt davon . . ."

Der Seemann von vorhin schien nicht zu merken, daß jetzt er auf Schritt und Tritt von dem Agenten von Scotland-Yard überwacht wurde, der ihn im Gespräch mit Johanna Ter Meer beobachtet und seinen Posten vor dem Hotel einem Genossen übergeben hatte. Das Bild eines britischen Matrosen an Land, bummelte der Kohlentrimmer des „Olaf Kyrre" gemächlich, die Hände in den Hosentaschen und zuweilen den Priemsaft spuckend, zur Eisenbahnstation, blieb an einem Schaufenster mit Tonbridgewaren stehen und musterte gähnend scheinbar das Holzmosaik im Laden und in Wirklichkeit die Straße hinter sich im Spiegelbild. Er trat dann vor der Abfahrt in eine Public Bar und steckte das braune Gesicht beinah bis zum blonden Haarschopf in den Zinnkrug mit Porter und ließ dabei zerstreut die blauen Augen über die andern Männer in der Wirtsstube gleiten. Er enterte in den Zug und schloß sofort in einer Ecke laut schnarchend die Augen und blinzelte durch die Lider, und als er in Brighton umstieg, schien es ihm klar, daß er nicht jener Peter Schlemihl war, der seinen Schatten verloren, sondern einen zweiten Schatten in Gestalt eines folgenden rothaarigen Unbekannten gewonnen hatte.

Ganz sicher war er sich noch nicht. Es war jetzt allerhand Volks in England unterwegs. Zu mannigfachen Zwecken. Kitcheners Werber. Schlepper für neutrale Matrosen zu gefährlichen Fahrten durch deutsches Sperrgebiet. Zweifelhafte Belgier, Spieler und Abenteurer auf der ganzen Welt, wo jetzt aus der ganzen Welt die Männer zum europäischen Krieg hin zusammenströmten. Schmuggler zum Schwärzen von Waren ohne Ausfuhrschein, Händler, bei denen ein Mann, den das nützlich dünkte, gefälschte Papiere kaufen konnte, und wenn es sein eigener Totenschein war. Er hatte alle solche Gestalten im Lauf der letzten Wochen gesehen. Vielleicht war auch der Mann hinter ihm ein ganz harmloser Diamantenschieber oder Seelenverkäufer.

Als er auf Terminus-Station in Southampton ausstieg, war sein Schatten hinter ihm verschwunden. Es war schon dunkle Nacht. Schwere Windstöße stöhnten vom Solent herauf. Die Stadt lag beinahe finster in der Laternendämmerung der Zeppelingefahr — lange, weiße Lichtstrahlen der Scheinwerfer zuckten unstet am schwarzen Himmel und schnitten helle Streifen in die Nacht da draußen. Dann sah man in der Ferne die riesige graue See und ganz hinten einen Schattenstrich von Land, die Insel Wight mit ein paar Lichtpünktchen von Cowes.

Am Hafenkai rasselten in unbestimmtem Zwielicht die Krane. Die Umrisse eines mächtigen Handelsdampfers wölbten sich in der Nacht. Der „Olaf Kyrre" nahm in Eile seine letzte Ladung. Er sollte noch vor Morgengrauen hinaus in See. Das Wasser war nicht rein. Verschiedene bewaffnete Fischdampfer wollten seit gestern draußen vor der Küste deutlich das kurze Aufzucken von Sehrohren aus den Wellen gesichtet haben.

„Wozu haben wir die Königliche Marine, wenn sie dies höllische Zeebrügge nicht ausräuchert wie ein Rattennest?" sagte oben auf der Brücke der Kapitän. Er war ein Norweger. Aber er und das Gedränge dunkler Gestalten, alles auf dem Schiff sprach Englisch.

„Halloo, Captain — ein Gentleman von Scotland-Yard!"

Ein Geflüster mit einem lautlos an Bord geschlüpften, rothaarigen und sommersprossigen Menschen, der den Schirm einer Sportmütze tief in die Stirn gedrückt trug und eine glimmende, dicke ägyptische Zigarette aus dem Mundwinkel nahm.

„Der verdächtige Seemann kommt hierher?"

„Gerade auf das Schiff zu, Captain!"

„Und ihr habt ihn allein gelassen?"

„Ein anderer Bursche folgt ihm vom Bahnhof aus. Er gibt mir hinter seinem Rücken Zeichen, wohin er sich wendet. So bin ich voraus, um für seinen Empfang hier zu sorgen!"

„Warum, zum Teufel, müßt ihr ihn erst hier an Bord verhaften?"

„Wir müssen die Spur bis zu Ende verfolgen! Weiß der Böse, wohin sie führt, und wer er ist? Wir angeln da vielleicht einen dicken Fisch!"

„Da kommt er!"

„Ein Schiffsheizer!"

„Er will wirklich auf den ‚Olaf Kyrre'!"

„Und der Gentleman von Scotland-Yard?"

„Er merkt von nichts."

„Aber jetzt bleibt er stehen . . ."

„ — sieht auf seine Sackuhr" —

„Natürlich, er muß gegenüber noch eins trinken!"

Der Geheimpolizist sog oben auf der Kommandobrücke aufgeregt an seinem Zigarettenstummel und äugte auf den Seemann unten hinab, der breitbeinig die zehn Schritte auf die dunkle Gasse zusteuerte, in die der schwache Lichtschein verhängter Kneipenfenster fiel. Es war nur ein Hauch gewesen, der ihm da durch die Nachtluft vom Schiff her im Wind entgegengeweht war — nur ein kaum merklicher Duft einer ägyptischen Zigarette. Aber es war gut, wenn der Mensch sechs Sinne hatte: den sechsten, die andern umfassend, als den Sinn für Gefahr. Geruch erweckt Erinnerung. Eine plötzliche warnende: von dem Schatten hinter ihm im Eisenbahnwagen war am Nachmittag der Rauch derselben Zigarettensorte ausgegangen — eine hinter der andern — das Gedächtnis daran hemmte den Fuß des Seemanns vor den Laufbrettern des „Olaf Kyrre", wie den Fuchs hart vor dem Eisen.

„Gebt zwei kräftige Leute, Captain! Wir müssen ihn dort in der Gasse verhaften!"

„— wenn das nicht Ihr Gefährte inzwischen schon besorgt hat!"

„Allein?"

„Oh — er ist ein unerschrockener Bursche!"

„Wohl! Kommt!"

Die Gasse war dämmrig und leer.

„Da liegt der Kohlentrimmer ja am Boden!"

„Bewußtlos!"

Das Licht einer Taschenlaterne knipste auf. Männer knieten an dem Rinnstein und spähten in ein gelbes Gesicht.

„O Hölle!"

„Ist er's?"

„Mein Kollege ist es!" sagte der Mann von Scotland-Yard.

„Tot?"

„Nein. Er wird bald wieder zu sich kommen! Er hat den richtigen Knock-about: eine Faust unters Kinn, die andere in die Herzgrube. Ein gut Stück Arbeit" —

„Und der Kohlentrimmer?"

„Verschwunden!" —

Durch das graue Wasserbrausen zwischen Solent und Spithead pflügte das letzte abendliche kleine Dampfboot von Southampton nach Cowes seine Bahn. Zehn Minuten vor der Abfahrt war ein leicht angetrunkener junger Seemann pfeifend an Bord gekommen, hatte sich auf eine der Deckbänke gesetzt und den Umsitzenden erzählt, daß er beurlaubt und hinübergeschickt sei, um das dort liegende Segelboot seines früheren Herrn abzutakeln, der in diesem höllischen Krieg keine Zeit mehr für Wassersport habe. Das glaubte ihm jeder. Denn auf dem Medinafluß lagen Hunderte von großen und kleinen Fahrzeugen des Königlichen Jachtgeschwaders verankert. Und der Seemann selbst dachte sich, während er sich seine kurze Pipe stopfte: Es ist gut, daß ich in den letzten Wochen immer einmal mit den kleinen Masten da drüben geliebäugelt hab als letzte Rettung — wenn es glückt, in der Dunkelheit eines der Ruderboote vom Ufer frei zu bekommen, in denen die Leute zu ihren Jachten in der Mitte des Flusses fahren, und wenn ei npaar Riemen in solch einer Jolle sind, und wenn die Flut günstig ist und der Wind ein Einsehen hat, dann mag ein Mann, der sich vor hohen Wellen nicht fürchtet, sein Boot wie eine Maus in der Nacht durch das Dunkel hinaus in den Kanal bringen! Und dann mag bei Tagesanbruch irgendein Dampfer einen einzelnen Mann im Boot mit seinem Hemde winken sehen und den verschlagenen estnischen Matrosen Jadelat an Bord nehmen und womöglich in Rotterdam oder Gotenburg oder Kopenhagen landen. —

Als der Morgen graute, schwankte ein kleiner Nachen zwischen Wogen, die nicht höher waren als sonst an einem schönen Junitage der ruhigen Zeit der See und doch hoch genug, daß die Nußschale in ihnen wie in einem Tal versank und auf ihnen wie

auf einem Hügel emporstieg. Dann erblickte der Mann in der Nußschale weithin das regelmäßige, gewellte, weißkämmige Grau des Kanals und nach Norden in der Ferne einen weißen Schein, die Kreideklippen der englischen Küste, und war zufrieden, daß Wind und Strömung und Riemen ihn von deren Brandung ferngehalten hatten. Er stand breitbeinig auf dem schaukelnden Boden der Jolle und spähte, die Hand vor den Augen! Seltsam: kein Dampferqualm, keine Mastspitze weit und breit wie sonst im Kanal. Irgend etwas mußte geschehen sein, was hier, in der Lebensstraße Englands, den Schiffsverkehr fernhielt. Dampfer waren hier vor kurzem, noch in der Nacht, gefahren. Man sah es an den langen Wasserfurchen in der See. Aber ihre Richtung, von Nord nach Süd, zeigte, daß es keine Handelsschiffe gewesen, sondern Wächter der Salzflut, hin und her kreuzende Patrouillenboote, gerade jene Jagdhunde der britischen Marine, denen der Mann im Nachen aus guten Gründen am wenigsten zu begegnen wünschte.

Während er noch daran dachte, löste sich aus der silbergrauen Trübung von Nebel, Wasserdunst und gebrochenem Licht über dem tieferen Grau des Meeres ein beinah durchsichtiger Schatten mit schrägem Schornstein und zwei Masten los, gewann rasch, in freie Luft getaucht, Körper und feste Umrisse, wurde zu einem bewaffneten Fischdampfer aus Portsmouth, der eilig in der Richtung nach dem unsichtbaren Frankreich fuhr. Plötzlich verkürzte sich scheinbar sein gestreckter dunkler Rumpf. Er hatte schräg in der Richtung nach dem einsam treibenden Boot abgedreht, hatte es bemerkt, rauschte eilig und neugierig als aufdringlicher Retter heran.

Der Mann in der Jolle saß auf der Bank und ließ die Riemen rasten. Nun war es gleich, ob sie von dem Dampfer hinter ihm eine Minute früher oder später einen Kutter zu Wasser ließen und ihn übernahmen. In ein paar Stunden war er wieder in Portsmouth. Der estnische Seemann, dem der aus London herbeigedrahtete Dolmetscher kein Wort Estnisch zu entlocken vermochte, entpuppte sich als alter Stammgast. Es gab in Portsmouth genug Leute, die den Kommandanten der ‚Heidelberg' besser kannten, als ihm lieb war . . .

„Schade!" sagte Erich Lürsen vor sich hin. Der Fischdampfer war jetzt schon so nahe, daß man den Schaumwall aufblitzen sah, den er, mit Volldampf fahrend, vor seinem Bug aufwarf. Dann dachte er sich: Ich hab das Meine getan! Und endlich in voller Ruhe: Möge jeder das Seine tun, damit wir Deutschland retten!

Nun erkannte er schon deutlich die Gestalten an Deck, wie sie das Glas vor die Augen hielten, auf ihre Weise sich zu wundern schienen, daß der Schiffbrüchige so wenig Interesse an seinem Schicksal zeigte, sondern gelassen dasaß und sich wieder dachte: . . . daß wir Deutschland retten!

Er hob jäh das Haupt! . . . Was war das? Der Dampfer stoppte plötzlich, daß man beinahe das jähe Zittern des Schiffskörpers zu sehen glaubte. Warum rissen die Matrosen oben hastig in das Steuerrad? Warum drehte sich das Schiff, so rasch es konnte, in angstvollem weitem Bogen, schwenkte in schwarzen Rauchwirbeln ab, schoß davon, als säße ihm der Tod hinter dem Ruder? Und rings doch nichts in Sicht als die weite, graue, sonderbar leere Wasserfläche und ganz hinten an der Küste wie Spinnweb die Masten eines versenkten Dampfers . . .

Und Erich Lürsen wußte: Sie müssen doch etwas gesehen haben — das gesehen, was mich rettet und uns alle! Er wandte den Kopf . . . Spähte mit scharfen Augen in das Wasser. Da war nichts. Aber dort begann es sich in einem aufsteigenden Schwall zu heben, ein Turm tauchte aus dem Meer, unter ihm ein hechtschlanker, kaum über den Meeresspiegel ragender, eisgrauer Rumpf. Das U-Boot lag, wasserüberrieselt mit seinem vierfach abgestuften Steven, friedlich, als der Tod aus der Tiefe, vor dem Mann im Kahn.

Aus dem Turm sprangen scheinbar Neger. Sie waren so nah, daß er das Weiße der Augen in den von Ölruß geschwärzten Gesichtern rollen und die weißen Zähne leuchten sah. Sie hielten ihn für den Matrosen eines von U-Booten versenkten Handelsdampfers. Er hörte, wie der Kommandant kopfschüttelnd sagte: „Was die drüben jetzt für grünes Volk an Bord haben! Ich glaube, der Kerl kann nicht mal rudern: Holt ihn mal über! . . . What was the nationality of your vessel?"

„Jung . . . Jung . . . sprich Deutsch . . .

Der fremde Mann stand gemütlich vor dem Kapitänleutnant des U-Bootes und lugte ihm in das verrußte Gesicht. Dann reichte er ihm die Hand.

„Morgen, Vegesack! . . . Tja . . das soll wohl so sein: Ich bin es wirklich . . . ich fahre hier so'n büschen spazieren . . ."

Am Himmelsrand waren an verschiedenen Stellen etwas wie bleistiftartige Striche in der See durch das Fernrohr sichtbar. Rauchlose Zerstörer schossen schnell wie Wasserschlangen heran. Erich Lürsen stieg hinter seinem Kameraden durch das kreisrunde Loch senkrecht hinab in die Unterwelt. Drunten im Bauch des kleinen Walfisches war es in der glasgrünen Dämmerung und rauschenden Finsternis des tauchenden Bootes so eng und gemütlich wie in einem von elektrischem Licht erhellten Schlafwagenabteil. Er saß im Kommandantenraum auf dem Diwan der Schlafnische. Die Luft war lange nicht so dick, wie er gedacht. Ein angezündetes Streichholz brannte. Es gab kein Ohrensausen. Durch das runde Türloch zur Rechten schob

sich erst ein Bein, dann eine Schulter, dann der Kommandant selbst. Er kam aus dem Maschinenraum längs der aufgeklappten Bank im Mannschaftzimmerchen. Die Tauchmanöver waren beendet.

„Willst du die Englishmen mal sehen, Lürsen?" sagte er. „Aber schnell!"

Der Korvettenkapitän Erich Lürsen trat unter das für ein paar Sekunden hochgebrachte Sehrohr, drehte mit beiden erhobenen Fäusten an den Handgriffen, schaute hinein. Scheinbar heller als bei Tageslicht lag da oben die Wasserwelt. Die heranfauchenden Torpedojäger auf ihr Am Mast der steif im Winde stehende Union-Jack mit dem Roten Kreuz im blauen Viertelsgrund. Die fliegenden Wolken darüber. Weiße Möwenpunkte. Dort, an der trügerischen Oberfläche, hieß es noch: Britannia, beherrsche die Meere! Aber hier unten hieß es: Deutschland, beherrsche den Meeresgrund . . .

Fern qualmte noch der entflohene Fischdampfer. Erich Lürsen trat von dem Sehrohr zurück. Er dachte nie an sich. Nur an die Sache.

„Zu schade, daß der Lümmel ausgekniffen ist!" sagte er zu dem Kommandanten. „Den hättest du so nett bei der Gelegenheit versenken können!"

XIII.

Der Zug hielt. Der Yonkheer Ter Meer beugte sein besorgtes Haupt aus dem Fenster. Die Unruhe flackerte in seinen kühlen grauen Augen.

„Sind wir schon in Harwich?"

In dem zähen, weißen Morgennebel sah man nichts von dem Bahnhof am Pier, wo im Frieden zwanzig Schritte neben dem harrenden holländischen Dampfer, die drei Schienenstränge der Schnellzüge aus London, Edinburg und Liverpool zusammenliefen. Es war nur Wiesenland umher. Ein paar entwurzelte Bäume über einem verwüsteten Tennisplatz mit zerfetzten Netzgittern. Dann Stimmen von Beamten.

„Aussteigen, wenn es beliebt! Reisende haben die kurze Strecke bis zum Schiff zu Fuß zu gehen!"

„Warum?"

„Fliegende Hunnen heute nacht, Sir! Bombenlöcher im Bahngleis! Kein Platz an der Seeseite ist weniger vor den Goten sicher als Harwich!"

Cornelis Ter Meer half Frau und Kind aus dem Wagen und ergriff sein Handgepäck. Er atmete schwer, aber nicht unter der Last der Reisetasche, während sie in langem Gänsemarsch der Zuginsassen durch die graue Seeluft längs des Bahnkörpers dahinstapften.

„Jantje . . . wenn wir nur erst auf der ‚City of New York' wären!"

Johanna Ter Meer erwiderte nichts.

„. . . dann sind wir auf holländischem Boden! . . . Bis dahin kann noch jeden Augenblick . . . oh — wenn wir nur schon aus England fort wären!"

„Fürchtest du dich vor England, Vater?"

Der neunjährige Jan trabte an seiner Hand mit seinem weißen Klappkragen und schwarzen Röckchen wie ein kleiner englischer Gentleman neben ihm her und schaute aus erstaunten fragenden Augen zu dem Yonkheer Ter Meer empor. Der erschrak beinah.

„Nein . . . nein . . Kind . . ."

„England hilft doch allen Menschen — hilft es nicht? Reverend Pilgram sagt es."

„Ja . . . ja!" . . .

„Er sagt: Ihr Knaben seid noch klein und schwach. So wie eure Eltern sorgen, daß euch kein Leid geschieht, so sorgt England für jedermann auf der Welt!"

„Seine Ehren hat recht, Jan!"

Er stolperte. Da lagen Schwellen wirr durcheinander. Er drehte sich und half seiner Frau, sie zu übersteigen. Dann hob er Jan hinüber. In der Luft fragte der Kleine: „Vater, ist der Löwe ein sehr großmütiges Tier?"

„Ja, Jan!"

„Reverend Pilgram sagt, deswegen sei auch der Löwe das englische Wappentier . . ."

Und Cornelis Ter Meer, der Vielgereiste, der Vielerfahrene, der Welt- und Sprachen- und Menschenkundige, der Freiheits- und Selbstbewußte, dachte sich: Muß ich erst aus dem Munde der Unmündigen erfahren, daß England der gute Hirte der Völker ist? Und Angst vor England ein Unrecht vor England? Aber die Angst vor England in ihm blieb. Er ging so rasch wie möglich.

„Mutter . . sieh das große Loch in der Erde! Wer hat es gemacht?"

„Die Deutschen, Jan!"

„Oh — verdammte Hunnen! . . . Au, Mutter, warum legst du mir die Hand auf den Mund?"

„Du sollst nicht fluchen, Jan!"

„Wohl! Aber Mr. Pilgram sagt, die Hunnen dürfe ein kleiner Christ doch verwünschen!"

„Du sollst nicht Hunnen sagen!"

„Willst du uns ins Unglück stürzen, Jantje? Wenn das jemand hört . . ."

Cornelis Ter Meer flüsterte es zwischen den Lippen. Seine Frau zuckte nur schweigend mit den Achseln Es war wie eine Kriegserklärung der Seelen zwischen ihnen. Sie gingen weiter. Die meisten Reisenden mußten ihr Gepäck selber schleppen und schimpften. Ein Belgier strauchelte über ein paar Äste. „Eh — sales Prussiens!"

„Vater . . . der Gentleman mit der gepuderten Dame im Federhut flucht auch!"

Wieder ein klaffender Erdtrichter. Verbogene Schienen abenteuerlich verschnörkelt über dem Weg. Hinter ihnen:

„Verflukte Mofs!"

„Mutter — da schimpfen sie auch auf holländisch!"

„Still!"

Von vorn klang ungeduldig auf russisch etwas von Njemetz, Deutscher und Schwein.

„Mutter, der Gentleman vorn ist auch böse! Alle Gentlemen sind böse!"

„Laß sie! Sei du nur still gegen die Deutschen.

„Schweig du selbst, Jantje, du bringst uns ins Unheil . . ."

Der Yonkheer Ter Meer hatte in seinem kalten Fieber der Aufregung ihr Handgelenk gepackt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Deutsche Opernhaus.

Von Karl Krebs. — Hierzu 20 phot. Aufnahmen.

Die „Komische Oper" war eine Hoffnung, das „Deutsche Opernhaus" brachte die Erfüllung von allem, was dort nur Keim und Ansatz gewesen war, es verwirklichte den Traum einer großen unabhängigen Oper, der den Berlinern schon sooft vorgeschwebt hatte und immer wieder zerronnen war. Diese Oper mußte eine Ergänzung der Königlichen Oper sein, mußte das bringen, was dort aus den verschiedensten Rücksichten nicht erscheinen konnte, und mußte, beweglicher und wagemutiger als jene, besonders das zeitgenössische Schaffen berücksichtigen.

Als im November 1912 der stattliche Seelingsche Bau eröffnet wurde, stolz mit Beethovens „Fidelio", da merkten die Sachkenner gleich, daß hier gute künstlerische Arbeit geleistet werden würde, daß hier ein Werk von Bestand geschaffen war. Herr Direktor Hartmann, ein Fachmann von längerer Praxis, ein durchgebildeter Musiker und als Bühnenleiter wohl erprobt, stand vor einer ebenso schwierigen wie dankbaren Aufgabe. Dankbar, weil er nichts Gegebenes vorfand, sondern ganz nach eigenem Willen und Geschmack von unten aufbauen konnte. Und schwierig aus demselben Grunde: ein stehender Vorrat von Stücken, die den täglichen Gebrauch deckten, sollte erarbeitet werden, Dekorationen, Kostüme und alles, was zur äußeren Ausstattung gehört, mußten aus dem Nichts entstehen, Organisationsarbeit im weitesten Umfange war zu leisten.



Phot. Sandrau-Dircksen.

Hertha Stolzenberg.

Und so begann ein unermüdliches, stilles Wirken, dessen Früchte bald zu spüren waren. Stück um Stück kamen die Opern der Klassiker und der ältern Romantiker heraus, von Mozart „Figaros Hochzeit" und „Die Entführung aus dem Serail", Glucks „Iphigenie in Aulis" in Richard Straußens Bearbeitung, von Weber „DerFreischütz" „Oberon" und behufs Rettung der köstlichen Musik die stark gekürzte „Preziosa", von Marschner „Hans Heiling"; Halévys" „Jüdin" erstand wieder, Méhuls „Josef in Aegypten" desgleichen. Daß Richard Wagner einen bevorzugten Platz einnahm, versteht sich von selbst: „Lohengrin" „Tannhäuser", „Die Meistersinger", „Der Ring des Nibelungen" erschienen nach und nach in sorgfältiger Durcharbeitung, und der „Parsifal" wurde ein Höhepunkt dieser Darstellungen. Dazwischen die Spieloper „Undine", „Der Wildschütz" von Lortzing, „Das goldene Kreuz" von Brüll, Aubers „Fra Diavolo"; halb Vergessenes tauchte auf wie Goldmarks „Königin von Saba" und der anmutige „Lobetanz" von Thuille, die Operette wurde auch nicht vergessen, die unverwüstliche „Fledermaus" eröffnete den Reigen, „Der Zigeunerbaron", „Der Bettelstudent", Nanon", „Boccaccio" folgten, das Ausland fehlte nicht — doch man kann unmöglich alles aufführen, was in diesen fünf Jahren dem reichen und wechselvollen Spielplan einverleibt wurde.



Emmy Zimmermann.

Und es kommen ja nun noch, als wesentlichster Vorzug des Deutschen Opernhauses, die zahlreichen Aufführungen von Werken lebender Komponisten hinzu. Bald nach der Eröffnung des Hauses schon brachte Direktor Hartmann ein großes Musikdrama von Kurt Hösel heraus: „Wieland der Schmied", eine Ausführung des Wagnerschen Entwurfs und in Wort- und Tonsprache so abhängig von Wagner, daß es sich nicht lange halten konnte. Dann, um nur ei-



Louise Marck-Lüders.



Phot. Leiser.

Elfriede Dorp.



Mizzi Fink.



Bernhard Bötel.



Emma Vilmar.

Paul Hansen.

nige aus der langen Reihe herauszugreifen, die geistreiche Pantomime „Der Schleier der Pierrette“ von E. von Dohnányi, „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“ und „Manon Lescaut“ von Puccini, die „Mandragola“ von Waghalter, „Monsieur Bonaparte“ von Zepler, „Dame Kobold“ von Weingartner, Wendlandts „Die Schneider von Arta“ und „Die Schneider von Schönau“ von Brandts-Buys, „Das Testament“ von



Phot. Rembrandt.

Jacques Bilk.



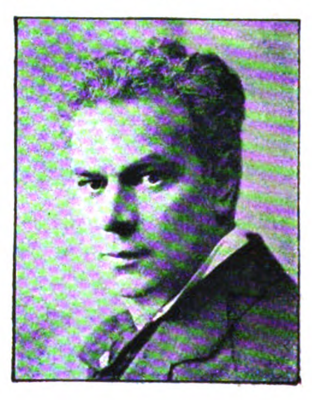
Phot. Dursthoff.

Eduard Kandl.



B. I. G.

Harry Steier.



Julius Roether.

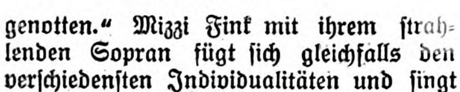

Phot. Eberth.
Elisabeth van Endert.


Phot. Pflug elder & Mager.
Lulu Kaesser.

Kienzl, „Die toten Augen“ von d'Albert und manches andere. Faßt man alles zusammen, so darf wohl gesagt werden, daß es kaum ein zweites Operntheater in Deutschland gibt, an dem so zielbewußt gearbeitet und so Mannigfaltiges geboten wird wie am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg. Dazu gehört natürlich, daß die ausführenden Kräfte entsprechend gut ausgewählt sind. Zuerst das mit größter Sorgfalt zusammengestellte Orchester unter den Kapellmeistern Rudolf Krasselt, Eduard Mörike und Ignaz Waghalter. Zwar hat der Krieg auch seine Reihen gelichtet, immerhin bleibt noch ein Instrumentalkörper von großer Leistungsfähigkeit übrig. Dann die Spielleiter Dr. Kaufmann und Lagenpusch, deren Wirken sich so still und geheimnisvoll hinter den Kulissen vollzieht und für das Gelingen der Aufführnng so wichtig ist. Endlich die darstellenden Künstler und Künstlerinnen. Wir geben eine Auswahl von ihnen im Bild wieder. Einige knappe Bemerkungen über Art und Umfang der Tätigkeit mögen nur als Fingerzeige dienen, denn alle zu kennzeichnen, ist bei dem beschränkten Raum unmöglich. Hertha Stolzenberg entfaltet ihre Eigenschaften am glänzendsten in Charakterrollen, ist aber ungemein vielseitig und bezwingt auch Partien wie die Traviata, die Gilda, die Königin in den „Hu-


Phot. Pflug elder & Mager.
Rudolf Laubenthal.


Phot. Ohle.
Julius vom Scheidt.



Ernst Lehmann.



Grete Blaha.



Edwin Heyer.

genotten.“ Mizzi Fink mit ihrem strahlenden Sopran fügt sich gleichfalls den verschiedensten Individualitäten und singt die Frau Fluth und die junge Witwe in den „Schneidern von Schönau“ ebensogut wie die Nanon, die Madeleine (Postillion) und den Pagen Urbain. Elsriede Dorp, ein zierliches Blondchen und Gretchen (Wildschütz), Lulu Kaesser als Evchen Pogner und Prinzessin im „Lobetanz“ recht begabt, Emmy Zimmermann, eine gute Sieglinde und Rezia und die treffliche Altistin Frau Marck-Lüders. Von den Herren seien erwähnt Rudolf Laubenthal, der als lyrischer Tenor glänzt, doch ebensowohl Heldenrollen bedeutend durchführt, Paul Hansen, als Parsival hervorragend, Bernhard Bötel, ein liebenswürdiger Spieltenor, der zum Beispiel als Postillion das Erbe seines Vaters treu verwaltet, Harry Steier, ganz besonders hervorragend als Teufel im „Höllisch Gold“. Ferner die sehr guten Baritonisten Julius vom Scheidt, Jacques Bilk (Rigoletto), Julius Roether (Escamillo), Ernst Lehmann, endlich der prächtige, tiefe Baß Eduard Kandl, ein ausgezeichneter Osmin und auch in der Operette von herzerfreuender Komik. Nur Andeutungen, wie gesagt; wer mehr wissen will, der schaue und höre selber.



Phot. Reiser.

Gustav Werner.

Die deutsche Luftwaffe im Jahre 1917.

Von Leutnant d. Res. Angermann.

Wie die Kämpfe auf der Erde, so haben die Kämpfe in der Luft während des Jahres 1917 an Massenaufgebot und Heftigkeit alles bisher Gesehene übertroffen. Es spiegelt sich darin die Erkenntnis von der Bedeutung der Luftüberlegenheit für den Ausgang einer Schlacht. Ein kämpfendes Heer ohne Luftaufklärer gleicht einem Fechter mit verbundenen Augen. Die beste Truppe ist wehrlos gegenüber einem Gegner mit unbeschränkter Luftherrschaft; für die Artillerie bildet es die Ausnahme, wenn sie ein Ziel mit Erdbeobachtung beschießen kann; verfügt eine Batterie weder über einen Flieger noch über einen Ballon zur Leitung ihres Feuers, so wird sie vom Gegner zusammengetrommelt.

Die Verluste unserer Gegner an Flugzeugen — und auch an Menschen — entsprachen dem Masseneinsatz. An einem Tage, dem 6. April 1917, wurden an der Westfront nicht weniger als 44 feindliche Flugzeuge und ein Ballon abgeschossen. Allein im Westen büßten die Feinde im April 350, im September 362 Flugzeuge ein; das ist zusammen fast soviel wie die gesamte Abschußsumme des Jahres 1916. Die Gesamtverluste unserer Gegner im Jahre 1917 betragen 2647 Flugzeuge und 244 Ballone, während wir 735 Flugzeuge und 34 Ballone einbüßten. Bei einer Verschärfung des Luftringens um mehr als das Dreifache ist es uns gelungen, unsere alte Überlegenheit vollauf zu bewahren.

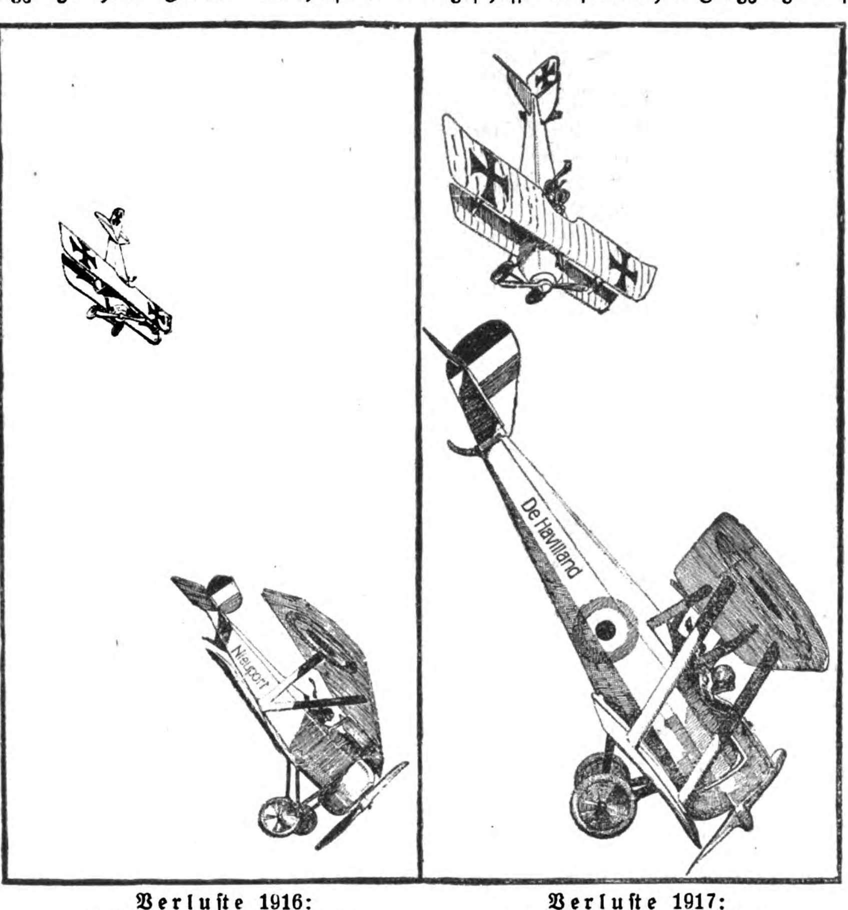
Unsere Gegner setzten dieser Tatsache die Behauptung entgegen, die deutschen Angaben über Luftsiege seien unzuverlässig. Der Vorwurf ist alt und oft genug widerlegt worden. Wie sorgfältig jeder Abschuß bei uns geprüft wird, wieviel unanfechtbare Abschüsse jenseits der Linien wegen des Fehlens unbeteiligter Zeugen nicht anerkannt werden, hat fast jeder Frontflieger an sich selbst erfahren. Die Gegenseite selbst liefert uns für die Richtigkeit unserer Angaben zahlreiche unmittelbare und mittelbare Beweise. Die Engländer rechnen sich in ihren Berichten als Luftsiege alle deutschen Flugzeuge zu, die „abgeschossen, heruntergebracht oder steuerlos heruntergetrieben“ wurden, geben als eigene Verluste aber nur die nicht zurückgekehrten Flugzeuge an: eine Art der Statistik, die in ihrer offenbaren Unvollständigkeit lebhaft an die bekannten Zusammenstellungen der ein- und ausgelaufenen und der durch U-Boote versenkten Schiffe erinnert. Die Franzosen verfahren noch summarischer: sie veröffentlichen überhaupt keine eigenen Verluste.

Das Jahr 1917 hat die Entwicklung der Luftstreitmacht zu einer Waffe des Schlachtfeldes besiegelt und für ihren Gebrauch im Rahmen des Großkampfes gewisse, ebenso feststehende Formen geprägt, wie sie für die Erdwaffen seit langem gelten. Der Erdschlacht ging die Luftschlacht voraus. Tage-, ja wochenlang rangen die Gegner an der zum Angriff ausersehenen Front um die Vorherrschaft in der Luft. Die eigenen und die feindlichen Jagdflugzeuge sperrten den Luftraum in allen

Höhen bis hinauf zu 6000 Meter. Bilderkundungs- und Artillerieflugzeuge lösten ihre Aufgaben unter steten Kämpfen mit feindlichen Jagdfliegern; oft konnte ihnen erst ein Masseneinsatz von eigenen Jagdflugzeugen den Weg in Feindes Reich eröffnen. Mit besonders eingebauten Maschinengewehren suchte der Gegner den in niedrigsten Höhen fliegenden Infanteriefliegern ihre Arbeit unmöglich zu machen. Unsere Flak (Flugabwehrkanonen) nahmen an dem Ringen sowohl handelnd als leidend teil. Die Wirksamkeit ihres Ziel- und ihres Sperrfeuers bereitete unseren Gegnern stets neue Überraschung und neuen Schmerz: Sind doch über ein Sechstel aller abgeschossenen feindlichen Flugzeuge ihrem Feuer zum Opfer gefallen. Engländer und Franzosen betrauten daher vor jeder großen Angriffsschlacht besondere Flugzeuge nur mit der Aufgabe, unsere Flugabwehrgeschütze zu erkunden und mit schwerer und schwerster Artillerie niederzukämpfen. Ende Juni wurde der englische Großangriff in Flandern um acht Tage verschoben, weil die englischen Flieger das Feuer der deutschen Flak immer noch zu wirkungsvoll fanden. Daß unsere Gegner ihr Ziel weder hier noch anderswo je erreicht haben, werden ihre Flieger am besten wissen. — Die neusten Erfolge unserer Flak in der Bekämpfung von Erdzielen sind aus den Heeresberichten über die Schlacht bei Cambrai bekannt. Der Zusammenbruch des Tankmassenangriffs ist zu einem großen Teil dem Schneid und Geschick unserer Kraftwagenkanoniere zu danken. Gelegentlich fuhren sie bis auf 30 Meter an die feindlichen Panzerwagen heran, um sie dann mit einem Volltreffer zu vernichten.

Hielt der Gegner nach tagelangem Zweikampf der beiderseitigen Artillerien und Luftwaffen den Angriff für genügend vorbereitet, so brach unmittelbar vorm Infanteriesturm als letzter Versuch einer „Blendung" des Feindes ein einheitlich angelegter Fliegerangriff gegen alle Fesselballone und alle Flughäfen an der Angriffsfront los. Gleichzeitig damit warf der Feind die ganze Masse seiner bis dahin zurückgehaltenen Flugzeuge in den Kampf, um zu Beginn des Sturmes unsere Infanterie und Artillerie durch Maschinengewehrfeuer und Bombenwurf aus der Luft vollends zu erschüttern. Dieser Augenblick war häufig für das Schicksal des ersten und wichtigsten Schlachttages entscheidend. Der Gegner war uns an Zahl wie auf der Erde, so in der Luft fast stets um ein mehrfaches überlegen. Von dem einwandfreien Arbeiten des weitverzweigten Luftnachrichtendienstes und danach von dem Entschluß der Führung, wann und wo sie unsere von früh bis spät startbereit dastehenden Flugzeuggeschwader zusammengefaßt einsetzen sollte, hing es ab, ob wir imstande waren, an der Hauptangriffsstelle den überraschend auftretenden Fliegerkräften des Feindes rechtzeitig annähernd gleiche Kräfte entgegenzustellen und damit die Truppe auf der Erde von der Bedrohung aus der Luft zu befreien. Tatsächlich ist uns dies in jeder der großen Schlachten gelungen.

Was die verschiedenen Gattungen unserer Luftstreitkräfte im einzelnen geleistet haben, kann hier nur angedeutet werden. Den Krieg in Feindesland zu tragen, blieb die Losung unserer Flieger: daß mehr als die Hälfte aller abgeschossenen feindlichen Flugzeuge auf Feindesseite liegt, ist ein vollgültiger Beweis.



Verluste 1916: Eigene 221, feindliche 784 Flugzeuge.

Verluste 1917: Eigene 735, feindliche 2647 Flugzeuge.

Das Fernaufklärungsflugzeug ist recht eigentlich das Auge des Feldherrn. Während französische und englische Berichterstatter ihre Leser mit dem Märchen unterhielten, deutsche Flugzeuge kämen selten oder nie über ihre Linien hinaus, durchforschten unsere Aufklärer bei jedem geeigneten Wetter, der feindlichen Luftsperre zum Trotz, das feindliche Hinterland. Feindflüge von über vier Stunden Dauer und über 400 Kilometer Länge waren im Westen wie im Osten keine Seltenheit. Verhinderten tiefhängende Wolken ein Fliegen in den üblichen Riesenhöhen, so scheuten sich unsere Aufklärer nicht, bei ihren Erkundungen auf niedrigste Höhen herunterzugehen. Am 8. November führte eine Besatzung im Osten einen wichtigen Aufklärungsflug von 300 Kilometer Länge in Höhen zwischen 30 und 100 Meter durch. Daß uns unsere Gegner mit keinem ihrer großen An-

griffe überraschen konnten, ist an erster Stelle das Verdienst unserer Fernerkundungsflieger.

Die Aufgaben der Naherkundung wuchsen mit der Heftigkeit der Kämpfe. Erforderte es die Lage, so flogen Artillerie- und Infanterieflieger bei strömendem Regen oder im Dunkel der Nacht. Während des Großangriffs bei Paschendaele am 6. November waren unsere Ballone trotz eines Sturmes von 20 Sekundenmeter hoch, und ihre Beobachter konnten als erste die Führung über den Stand des Kampfes an der Front unterrichten. Die höchsten Anforderungen stellte die neue Art elastischer Verteidigung an die Infanterieflieger. Ihre Meldungen boten der Führung in vielen Fällen die einzige Grundlage für die Beurteilung der Lage und die Erteilung ihrer Befehle. Ihre Heldentaten stehen würdig neben den Heldentaten ihrer Kameraden im Graben. Wenn im Hin- und Herwogen des Kampfes oder im Dunst und Schmutz des Trichterfeldes die gewöhnlichen Erkennungszeichen versagten, so ging der Infanterieflieger herunter, bis er an der Farbe der Uniformen, der Gestalt der Helme, der Lage der Gewehre Freund und Feind erkannte.

Der Geist der Kameradschaft schuf den Infanterieflieger, die Freude am Angriff den Schlachtflieger. In niedrigsten Höhen fliegend, schirmte und unterstützte er die angreifende Infanterie. Sein Maschinengewehrfeuer scheuchte den Feind in die Deckungen zurück und zersprengte die herangeführten Reserven. Als die Schlachtflieger bei unserem Vorstoß am Kanal von Nieuport (10. 7. 17) im Augenblick des Sturmes bis auf 10 Meter auf die feindlichen Gräben herniederstießen, warfen die Engländer in ihrem Schreck die Waffen weg und erhoben die Hände. Mit Bomben und Handgranaten gingen sie am Chemin-des-Dames und in den Flandernschlachten den Batterien und den Tanks zu Leibe. Nach dem Angriff bei Cambrai äußerten gefangene Engländer, der Erfolg unseres Gegenstoßes sei zu einem großen Teil dem kühnen Eingreifen unserer Infanterie- und Schlachtflieger zuzuschreiben.

Zu einer Fernangriffswaffe wirkungsvollster Art sind unsere Bombengeschwader geworden. Während der Hauptschlachten richteten sich ihre Flüge vor allem gegen die Truppenunterkünfte, Munitionsniederlagen, Flughäfen und Verkehrsmittel hinter den Schlachtfronten. Ihre Wirkung ist uns durch Augenbeobachtung, Lichtbildaufnahmen und Gefangenenaussagen bezeugt. Mitte des Jahres 17 zwang ein Bombengeschwader durch seine Nacht für Nacht fortgesetzten Bombenflüge die für die französische Kriegsindustrie unentbehrlichen Eisenwerke von Pompey und Frouard bei Nancy auf Wochen zum Stillstand. Ende September rief die Bewerfung der Seefestung Dünkirchen eine Feuersbrunst hervor, die in tagelangem Wüten unschätzbare Mengen feindlichen Kriegsbedarfs vernichtete. — Am 26. Mai begann der Luftkrieg des deutschen Feldheeres gegen die britische Kriegsrüstung in Britannien. Der ganze Umfang seiner materiellen und moralischen Wirkung wird vielleicht nie bekannt werden. Aber so viel sieht man heute schon: die Angriffe zerstörten den durch lügenhafte Berichte genährten Glauben von der unbedingten Überlegenheit des englischen Flugwesens, erweckten die Kritik an der englischen Heeresleitung, erschütterten die Stellung des Ministeriums und vernichteten das Vertrauen auf Britanniens Inselsicherheit. Und über eine — wohl gemerkt nur eine — ihrer unmittelbaren militärischen Folgen schrieb der bekannte Schweizer Militärschriftsteller Oberst Egli: „Das eine ist sicher, daß der Schutz der englischen Städte gegen Luftangriffe eine starke Armee festhält." Wie dürftig nehmen sich neben diesen Wirkungen unserer Luftangriffe die Ergebnisse der feindlichen Bombenflüge gegen unsere Industriegebiete und unsere offenen Städte im Südwesten und Westen Deutschlands aus!

Die Namen und Taten unserer Kampfflieger leben in aller Munde. So tapfer die englischen, so geschickt die französischen Kampfflieger sind, sie haben an den deutschen ihre Meister gefunden. Zählt man die lebenden und gefallenen Flieger, so besaß am 1. Dezember 1917 an Jagdfliegern mit 40 oder mehr Luftsiegen Frankreich einen (Hauptmann Guynemer † nach 53 Luftsiegen), England zwei (darunter Hauptmann Ball † nach 42 Luftsiegen), Deutschland drei (darunter Rittmeister Frhr. von Richthofen mit 63 Luftsiegen); an Kampffliegern mit 20 oder mehr Luftsiegen Frankreich 3, Deutschland 18; mit 10 oder mehr Luftsiegen Frankreich 12, Deutschland 37 (von den Engländern fehlen nähere Angaben).

Eine Schilderung der Erfolge unserer Luftstreitkräfte wäre unvollständig ohne eine Erwähnung der Tätigkeit unseres Heimatluftschutzes. Mit seinen Abwehrgeschützen und Scheinwerfern, seinen Luftsperren und seinem Meldedienst spannt er vor das deutsche Heimatgebiet von der Schweizer Grenze bis hinauf zur Nordsee und weiter noch ein dichtes Netz. Sein Schutz ist so wirksam gewesen, daß keiner der vielen feindlichen Bombenangriffe gegen das Heimatland irgendwo einen beträchtlichen militärischen Schaden oder länger dauernde Störungen in Kriegsrüstungsbetrieben hat verursachen können. Und die unablässige Arbeit an der Ausgestaltung des Heimatluftschutzes gibt die Gewähr, daß auch den angekündigten amerikanischen Massenangriffen, sollten sie wirklich stattfinden, keine ernsthaften Erfolge beschieden sein werden.

Die Leistungen der deutschen Luftwaffe kommen in der Höhe der Abschußzahlen, also dem Ergebnis der Kampftätigkeit, am eindringlichsten und sinnfälligsten zum Ausdruck. Aber der Kampf ist nur eine der vielen Seiten ihrer Tätigkeit. Truppe und Führung wissen, daß die übrigen Leistungen der Luftstreitkräfte ihren Kampfleistungen ebenbürtig sind. Der Ausgang der im abgelaufenen Jahr von Erd- und Luftwaffe gemeinsam bestandenen Kämpfe beweist, daß die deutsche Luftstreitmacht ihren Gegnern, wenngleich an Zahl unterlegen, an Leistungen überlegen ist. Wie erklärt sich diese Tatsache? Gewiß verdankt die Luftwaffe einen Teil ihrer Erfolge ihrer vollendeten technischen Ausrüstung. Aber doch nur einen Teil; denn es wäre zwecklos, zu leugnen, daß die Franzosen und die Engländer gleichfalls gute Flugzeuge mit wirkungsvoller Bewaffnung, gute Abwehrgeschütze und gute technische Hilfsmittel besitzen. Auch die Fertigkeit in der Handhabung von Kampfmitteln gibt allein nicht den Ausschlag: die französischen Flieger beispielsweise besitzen sie vielleicht in gleich hohem Maße wie unsere. Der letzte Grad für unsere Erfolge liegt in geistigen Kräften. Der Flieger, der Ballonbeobachter, der Kanonier am Abwehrgeschütz sind Soldaten wie der Infanterist oder Pionier im Graben. Militärische Erwägungen bestimmen ihren Einsatz, militärische Anschauungen ihr Handeln. Und der in hundert Erdschlachten erwiesene Wert des deutschen Soldaten bewährt sich auch im Kampf der Luftwaffen: überlegene Führung, militärisches Verständnis und selbstlose Pflichterfüllung verbürgen den Sieg wie auf der Erde so in der Luft.

Schluß des redaktionellen Teils.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre dieSie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“** Unübertroffen geg. **Sommersprossen, Mitesser und Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 3.— Mark.
H. Wagner, Cöln 24, Blumenthalstr. 99



25 Kerzen 4 Volt

mittels kleiner Akkumulatoren

Prospekt gratis.

Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik
Dresden-A., Grüne Str. 18/20



sehr scharfe Linse, mit 50 Bildern 3,— M., gegen Einsendung von 3,20 M. franko, Nachnahme 3,40 M. Weitere Serien zu 50 Bildern extra je 1,— M ✱ **Auslandsversand verboten.** ✱ Große illustr. Liste über neue Kriegs- und Gesellschaftsspiele, Zauber- u. Scherzartikel gratis u. franko.
A. MAAS, Berlin 42, Markgrafenstraße 84.



Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Straße 8.

Flechten

jeder Art und Hautausschlag, frisch u. veraltet, beseitigt Lauensteins vielbewährte **Flechtensalbe** Tube M. 7.—. **Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 8.**

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

in allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

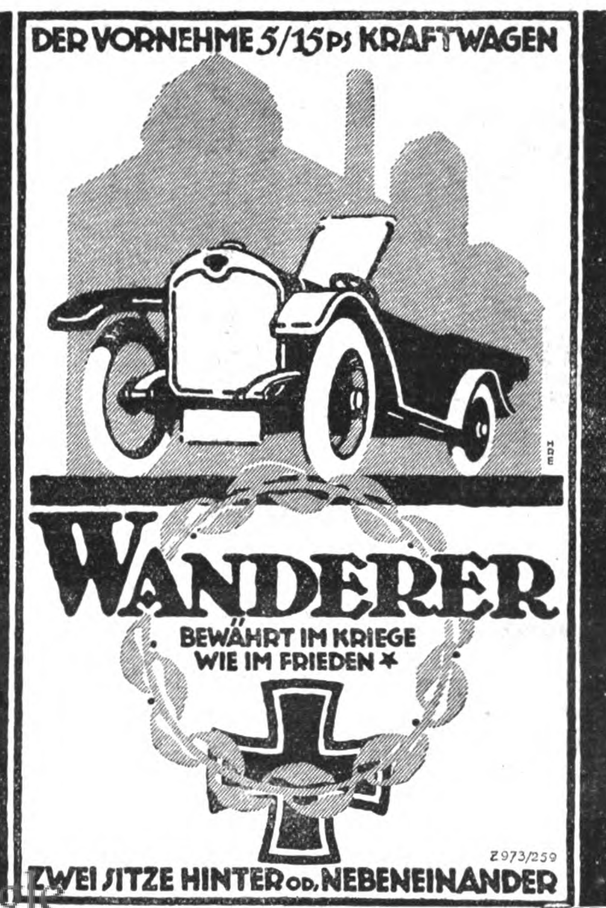
Lungen- u. Halskranke! Verlangen Sie kostenfrei belehrende Broschüre über Heilverfahren **ohne Berufsstör. Sanitätsrat Dr. Weise's Ambul., Berlin 146, Potsdamer Str. 123 b.**

Tätowierungen

Muttermale, Leberflecke beseitigt schnell u. sicher ohne Berufsstörung. **Tätoex** M. 12,—. Apoth. **Lauensteins Vers. Spremberg L 8.**



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Katalog B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.



Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden W.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. **Direkter Versand nach allen Weltteilen**



500 Briefmarken

M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St. M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.60.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, H. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 1 Topf M. 6.—. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz** (Sachsen).

Damenbart

auch jed. sonst. lästig Haarwuchs verschw. sofort **spur- u. schmerzlos** durch Abtöten der Wurzeln **für immer** verm. meines verbess. orient. Verfahrens **„Helwaka“.** Sofortig. Erfolg garant., sonst Geld zur. Preis M 5.— geg. Nachn.
Frau H. Meyer, Cöln 71, Hülchratherstr. 23.

Ställe tragbar, f. Geflügel, Ziegen, Schweine Tausende geliefert. Beste **Knochenmühlen.** Alle Geflügelgeräte. — Katalog frei. **Geflügelpark in Auerbach 145,** (Hessen).

Krahe's Heilkuren

bezwecken eine innere unschädlichen Desinfektion des Körpers u. sind zu empfehlen für alle noch heilbare Krankheiten, speziell für Lungen- und Magenkranke. Aerztliche Gutachten u. Zeugnisabschr. usw. gratis durch die ärztl. Leitung des **Krahe's Heilinstitut, Frankfurt a. M., Börsenplatz 1.**

Briefmarken

Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
Kohl-Handbuch, X. Aufl. 1915, 2 Bd. M. 16.50.
Paul Kohl G. m. b. H. Chemnitz 33 W.

Ia. Pfeifen-Rauchkraut!

1 Probepäckchen gegen 85 Pf. in Marken 10 Päckchen gegen M. 8.— franko. Nachnahme 30 Pf mehr.

Luise Langer, Chemnitz i. S. 330,
Limbacher Straße 18.

Schriftstellern

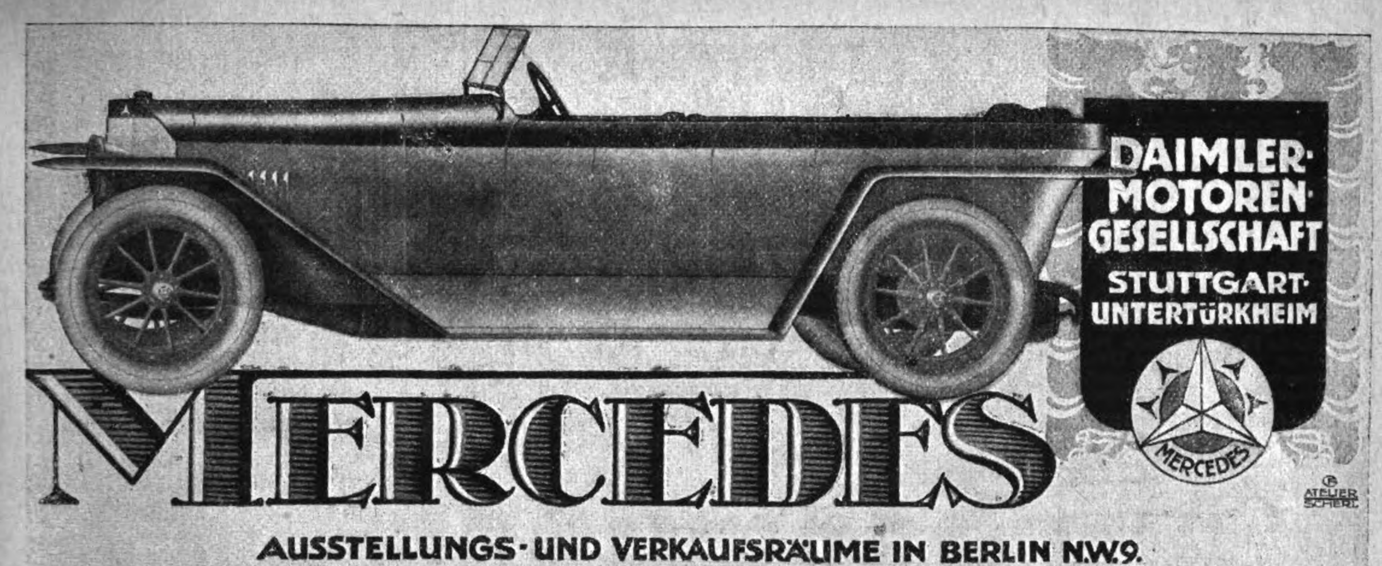
bietet bekannte Verlagsbuchhandlung Gelegenheit zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen unter **L. U. 2238** an **Rudolf Mosse, Leipzig 14.**

Krätze

juckenden Ausschlag. Erfolgreiche Behandlung in 2 Tagen ohne Berufsstörung, nicht schmierend. Tausendfach bewährt. **M. 4.50.**
Apotheker Gissinger, Ründeroth 20.

Nervöse

Störungen u. Erregungszustände, Schlaflosigkeit, nervöse Magen- u. Herzbeschwerden. **Reichel's „Baldrament“** (rein. Pflanzenauszug) ein ungemein beruhigendes, heilsam wirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin f. d. Nerven M 3,—.
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.



AUSSTELLUNGS- UND VERKAUFSRÄUME IN BERLIN N.W.9.
MERCEDESHAUS UNTER DEN LINDEN 50–51.

Ihre persönlichen Erlebnisse im Felde können Sie Ihren Angehörigen in der Heimat nur dann richtig verständlich machen, wenn Sie sich der kürzlich erschienenen Feldstereos bedienen. Eindrücke, die sich durch Worte und Bilder schwer oder gar nicht wiedergeben lassen, vermitteln Feldstereos im Augenblick. — Apparat mit 50 Aufnahmen, zusammenlegbar, bequem in der Tasche zu tragen. M. 7,50 einschließlich Porto. — Alles Nähere ersehen Sie aus einem ausführl. illustrierten Prospekt, der Ihnen auf Wunsch vom **Feldstereo-Verlag, Frankfurt a. M. 40.** kostenlos zugesandt wird

Wir kaufen
Markensammlung
gegen bar
Philipp Kosack & Co.,
Berlin C., Burgstr. 13.

Risin-Salbe
vorzüglich bewährt
gegen Schnupfen

KIOS
CIGARETTEN
— TRUSTFREI —

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden



Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Flechtenleiden.
Dauerbeseitigung. Reichspatent. Prospekt gratis. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 172.**



Kosmetische Fehler

sind Pickel, Mitesser, großporige Haut, gelbe Flecken, Fältchen u. a. mehr. Verlangen Sie Prospekte und Auskunft über deren Beseitigung. — Erfolgsichere Teintpflege — über 20jährige Erfahrung steht mir zur Seite.

Schröder-Schenke's Emulsionen sind die mildesten Waschmittel, erfrischend auf die Haut wirkend.
Kräuter-Emulsion . . . . . Preis M. 3.50
Zitronen-Emulsion, dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints . . . . . Preis M. 4.50

Schröder-Schenke's „Bella Divina“ das vorzügliche Hautkrem gegen spröde, rauhe Haut . . . . . Preis M. 4.—

Schröder-Schenke's „Haarkraftbalsam“ gegen Schuppenbildung, Kopfjucken, trockenes, gespaltenes Haar. Unerläßliches Haarpflegemittel . . . . . Preis M. 4,— und M. 7,50

Schröder-Schenke's Nasenformer „Orthodor“ (D. R. P. Nr. 269 561) gegen jedwede Mißbildung der Nase, total verstellbar . . . . . Preis M. 8.—

Schröder-Schenke's Lippenformer „Kallodor“ (✠ Patent Nr. 62 964) gegen zu dünne und zu dicke, wulstige oder aufgeworfene Lippen, total verstellbar . . . . . Preis M. 7.—

usw.

Man wende sich in kosmetischen Fragen nur an



Schröder-Schenke,
Berlin W 14, Potsdamer Straße 0. 26b
in Wien 14, Wollzeile 15. Gegründet 1896.

● Beachten Sie diese einmalige Anzeige. ●

Jungdeutschland-

Geld-Lotterie

Ziehung am 19. und 20. April 1918.

5618 Geldgewinne welche in bar ohne Abzug ausgezahlt werden.

Hauptgewinne M.

150000

60000

30000

Verkaufspreis eines Loses **M. 3.65** einschl. Porto und Liste.

Lose werden verschickt gegen Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme.

Versandstelle Carl Thomas,
● **Altona bei Hamburg, Bergstraße 235.** ●
(In Oesterreich-Ungarn verboten)



Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edel-straußfeder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M.

Echte Kronenreiher
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher
10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.

Boas von Strauß
5, 10, 15, 25, 36, 45–100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Hesse, Dresden, Scheffelstraße.
Welthaus für Straußfedern und Reiher.

Auskünfte!

Diskret. Zuverlässig.
Auskunftei „Reform", Berlin 55, Heinersdorfer Str. 28. Gegr. 1902.



Ein ausführlicher Wegweiser für jeden der sich im interessanten Beruf der Gegenwart ausbilden will. Der **Berufsdetektiv** findet in diesem Buche ebensoviel Neues, Spannendes, Wertvolles, wie der **Liebhaberdetektiv**, der von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit nimmt, verschwiegenen Verhältnissen nachzuspüren, geheimen Zusammenhängen, Tätigkeiten usw. auf den Grund zu kommen. **Bildungsgang des Detektivs.** — Besondere Detektivkünste. — Triks großer und kleiner Diebe.
Sie selbst können schon morgen in der Lage sein, sich vor Schaden, Uebervorteilung, Lug und Trug hüten zu müssen. Berühmte Detektive, die heute ein **märchenhaft hohes Einkommen** haben, mußten mit kleineren, persönlichen Aufgaben beginnen. Der Detektivberuf hat eine **ungeahnte Zukunft**, große Verdienstmöglichkeiten. Das Buch wird Talente wecken! **M. 2.70** portofrei.

Rudolphs Verlag, Dresden-D. 373.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten **Fernkursus für praktische Lebensk...st, logisches Denken,**

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! — Anerkennungen aus allen Kreisen. —
Ausführliche Broschüre versendet vollständig **kostenlos.**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a

Rheumatismus — **Gicht**

Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.

Schwefel-Schlammbäder,
Schwefel- und Solbäder,
Inhalationen,
Zandersaal.

Königl. Bad Nenndorf bei Hannover

Frauenkrankheiten,
Ischias, Hautkrankheiten.

Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.

Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt als **billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis **nur 4,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

Mond-Extra



Mond-Extra-Klingen — **Rasierapparat mit gebogener Klinge**

Die deutschen Marken

Hugo Büchner, G. m. b. H., Berlin SW 61, Belle-Alliance-Straße 92

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Graue Haare

und Bart

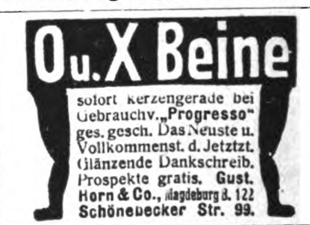
erhalten garantiert u. dauernd Naturfarbe und Jugendfrische wieder durch unser seit 12 Jahren bestens bewährtes **„Martinique".** Tausende von Nachbestellungen. Flasche **M. 4.—** Nachn. Nur durch **Sanis-Versand, München 3, Torwaldsenstraße 9.**



Echte Briefmarken

18 versch. **Deutsche Kriegsmarken 3** Mark
50 verschiedene **Balkan** .. .. .. nur **2** Mark
25 verschiedene **Altdeutsche** nur **2** Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien 2** Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur **1 M 50**
Porto extra. — Preisliste gratis.

Paul Siegert, Hamburg 36.



Bett-Federn.

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, dto. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Feine weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. — Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60 000 Kunden — 20 000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuß, Kassel 97.
Aeltestes u. größtes Versandhaus daselbst.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs **kann einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, **ärztlich** empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg **durch** Selbstanwendung und Unschädlichkeit **wird** garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten ...

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **(ohne jede Berufsstörung)** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.** Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

... Berlin 162, Hallesche Str. 23.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

J. C. Guerrero: „La Guerra Mundial". De Colonia, Publicaciones del Instituto Südamerikano Aleman.
Hedwig von Soyiers: „Kraft". Leipzig-München, Süddeutsche Monatshefte.
Hans Lar: „Der Faun und das Heiligenbild". Dresden, Hanno Focken.
Siegfried Moltke: „Leipziger Messen im Krieg". Leipzig, Meßamt für die Mustermessen.
Alfred v. Oberg: „Der Siegeszug durch Rumänien". Berlin, Hermann Hillger.
Egon Frhr. v. Berchen: „Siegel". Berlin, Carl Schmidt & Co.
Willibald Frankl: Die lebendige Seele". Gedichte von Rudolf Bernreiter. Graz. Verlag der deutschen Vereins-Druckerei.
Clara Dressel: „An der Heerstraße". Berlin-Leipzig, Hermann Hillger.
Ernst Krauß: „Deutschlands Dichter". Leipzig, Johannes M. Meulenhoff.
Die Leipziger Mustermessen". Leipzig, Meßamt für die Mustermessen.

Trier Matheus Schmidt & Co. Bingen
Hofweinkellereien / Hauptbureau Trier.

Die wundervollen 1920 er
in hervorragend blumiger, würziger und süßer Qualität
sind ausgereift und versandfertig.

Wir empfehlen ganz besonders:

Niederconzer	M. 9.75
Liersberger	„ 10.—
Horrweiler Sandkaul	
Wachstum Ludwig Dörrscheid	„ 12.—
Leiwener Josefberg	„ 15.—
Briedeler Weißenberg	„ 16.—
Edigerer Hasensprung	„ 18.—
Ellenzer Domherrenberg	M. 20.—

ferner als ausgezeichnete 1919er Qualitäten:

Wiltinger	M. 13.50
Longuicher Held	„ 15.—
Thiergärtner	„ 16.—
Liebfrauenmilch	„ 18.—
Ockfener Geisberg	„ 20.—

St. Matheus Edelsekt schäumender Ayler od. Canzemer „ 38.—

Größere Anstellungen auf Wunsch.

Man verlange Preisliste in 17er, 18er, 19er u. 20er Mosel-, Saar-, Ruwer-, Rhein-, Nahe- und Pfalzweinen. Packung wird zum angesetzten Preise zurückvergütet.

Abstehende Ohren



werden durch **Egoton** **sofort** anliegend gestaltet. (Ges. gesch.) — **Erfolg garantiert.** Prospekt gratis und franko. Pr.M.34.-- exkl.Nachnahmespesen.



J. Rager & Beyer, Chemnitz in Sa. D 45.

Echte Walthorius Hienfong-Essenz

(Destillat) extra stark 12 Fl. Mk. **25.**—, nur bei 30 Fl. Mk. **60.**— franco. — Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt vom **Laboratorium E. Walther, Halle a. S. N. 20, Trotha.**



Faltenloses Gesicht

u. jugendliche Rundung bewirkt Charis, bei Jüngeren um so schneller. Charis, deutsches Reichspat., österreich. u. schweiz. Patent, beseitigt nachweislich **Runzeln, Tränenbeutel, Doppelkinn,** hebt die **herabsinkenden Gesichtsmassen, wodurch scharfe, welke Züge und Muskeln, unschöne Gesichtsbildung** verbessert werden. Wer etwas wirklich Reelles auch zur Körperpflege anwenden will, verlange die Broschüre mit Abbildungen und ärztlichen Gutachten des Herrn Oberstabsarztes u. Sanitätsrats Dr. Schmidt u. anderer Aerzte von der Erfinderin Frau **B. A. Schwenkler, „Charis“, Berlin W 57, Potsdamer Str. 86 B.**

D.K.W. Hilfsmotor

an jedem Fahrrad anzubringen

Prospekt gratis! Vorführung jederzeit!



Zschopauer Motorenwerke, Zschopau V i. Sa.

Kaufmännisches Personal Inserate haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ großen Erfolg.

O. X Beine heilt

auch bei älteren Personen der **Beinkorrektions-Apparat**
Ärztlich im Gebrauch! Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1. Mk (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Werkstätten
„OSSALE“
Arno Hildner. Chemnitz 30 b

Ein grauer Kopf

macht 10 Jahre älter! Ergraute Haare erhalten sofort ihre natürliche Farbe **echt** und **unverwaschbar** wieder durch mein garant. unschädliches **„Alcolor“.** In allen Farben erhältlich Fl. M. 12.50, 17.50, 22.50. **Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.**

Asthma

und Heufieber kann geheilt werden.
Gratis-Broschüre verlangen von **O. Borckenhagen, Düsseldorf-Rath.**

Dialith Hautrein



ges. geschützt, **wirkt über Nacht.** Entfernt sofort alle **Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen** u. erzeugt **blendend weiße** Stirn u. Nase. Wirkung d. Atteste bestätigt. Unentbehrlich für die elegante junge Welt. Flasche 4 M. mit Lilien-Waschmittel 6 M.
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin-Karlshorst 6.



prächtige Brustfülle, wohlgeformten Hals bewirkt **Lenclos-Busenwasser**, vergrößert unentwickelte Büste, festigt erschlaffte Brust dch. äußerliche Kräftigung. Fl. M. 18. Otto Reichel, Berlin 76, SO, Eisenbahnstr. 4.

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbunden mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Preisgekröntes Werk, nach neuesten Erfahrungen bearbeitet. Wertvoller Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 4.— in Briefmarken zu beziehen von **Verlag Estosanus, Genf 2** (Schweiz).

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei u. einflußreich reden! Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten **Fernkursus f. praktische Lebenskunst, logisches Denken,**

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker,** zum freien, einflußreichen **Redner** u. fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** u. **Menschenscheu** werden radikal beseitigt, u. das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit o. Rücksicht a. Schulbild., Wissen u. Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller u. überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! Anerkennungen aus allen Kreisen. Ausführliche Broschüre versendet vollständig **kostenlos**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a.

Damenbart



und alle lästigen Körperhaare entfernt sofort radikal nur mein **„Hewalin - Haarentferner“**
Oft nachgeahmt — doch nie erreicht! **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Gold. Medaillen: Paris, Antwerpen.** Von Aerzten, Dermatologen u. gerichtlich vereidigten Chemikern als **gänzlich unschädlich** u. **sicher wirkend** glänzend begutachtet. — **Versandpackung Mk. 20.**— Alleiniger Fabrikant: **Hermann Wagner, Köln 24, Blumenthalstr. 99.**

O wie häßlich und schlampig

sieht es aus, wie Sie Ihre Stiefel und Absätze krumm treten. Dieses so weitverbreitete Uebel ist ein **Leiden,** das durch meine patentamtlich geschützt. **Fußgelenk-Stützfedern** sehr leicht und für immer zu beseitigen ist. Ferner schützen dieselben vor früh. Ermüden, verhindern **Plattfußbildungen,** sind für schwache Füße eine **Wohltat.** Diese Stützfedern werden nach Maß gefertigt und können in jedem Ladenstiefel benutzt werden. Verlangen Sie aufklärende Broschüre über orthopädische Heilmethode u. dessen Erfolge! Preis M. 3.—. **Technisches Orthopäd. Institut für Fußleidende, Fr. Hänze, Nürnberg,** Aeußerer Laufer Platz 2. Tel.: 5234.

Die ausgezeichnete Magenpflegevorschrift eines Arztes.

Eine wirklich dauernde Heilung gegen Verdauungsstörungen, wie Blähungen, Säure im Magen, Leberbeschwerden und dergl., sind in der Vorschrift eines berühmten Spezialarztes für Magenkrankheiten zugesichert. — Er sagt: „Wenn die Verdauungsorgane mit einer genügenden Menge von Ozon versehen werden können, so wird dessen desinfizierende und reinigende Wirkung jede Verdauungsstörung unmöglich machen.“ Ozon in Form von Tabletten, genannt „Stomoxygen“, ist in jeder Apotheke erhältlich. Eine Broschüre über Ursachen und Heilung diverser Verdauungsstörungen ist beigegeben.

Pharmazeutische Vertriebsgesellschaft München II.

Zahle Geld

zurück, wenn Sie mit meinem **Bartförderungsmittel** keinen Erfolg hab. Stärke I Mk. 6 — extrastark M 10.- Porto und Verpackung extra. **Sanitätshaus W. Planer Charlottenburg 4, Abt. P. 36.**

Das Alte stürzt! Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „Normal“. Viele Anerk.
Prospekt frei. E. Kompalla, Dresden I 109.

Welt-Detektiv

Auskunftei **Preiss, Berlin W 23** Kleiststr. 36 (Hochbahn Nollendorfplatz). Tel.: Kurfürst 4543 u. Nolld. 706.
Leitung: Direktor Preiss u. Polizei-Major a. D. Wienholtz von der Berliner Polizei.
Beobachtungen (auf **Reisen**, im **Kurort** pp.) Ermittlungen spez. in **Zivil-** und **Strafprozessen. Heirats-Auskünfte** (Vorleben, Lebenswandel, Vermögen pp.) **an allen inländischen, ausländischen und überseeischen Plätzen.**
Diskret. Größte Praxis. Gründung 1905. Zuverlässigst.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.
In Apotheken Flaschen zu 35 u. 70 Gramm.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 35 41. — Für die Redaktion verantw.: i. V. Alfred Georg Hartmann, Berlin-Schöneberg; in Oesterreich für d. Redakt. verantw.: B. Wirth, Wien I, Börseplatz 3, für d. Herausgabe Robert Mohr, Buchhändl., Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantw.: A. Pieniak, Berlin.

HERRIN

ROMAN VON WALTER BLOEM

26. Fortsetzung.—Nachdruck verboten.—Amerikanisches Copyright by August Scherl G.m.b.H., Berlin 1921.

Hans Goll zwang sein Grausen nieder und sagte gelassen, doch mit bebenden Knien: „Vergessen Sie nicht, Irrgang, daß der Tod für unsereinen keine Schrecken mehr hat — und lassen Sie die albernen Drohungen. Sie sprachen von einem Beweis — welchen verlangen Sie?"

„Die kleine Kern da ist scharf auf Sie — schauen Sie nur, wie angstvoll sie zu uns herüberäugt . . . Ich bin, wie Sie wissen, augenblicklich anderweitig festgelegt — ich gebe sie Ihnen frei. Sie ist reizend, glauben Sie mir's. Sie werden das arme Kind nicht länger schmachten lassen. Das soll mir ein Pfand sein, daß Sie in Wahrheit zu uns gehören — und nicht . . . ein . . . nicht etwas sind, das ich nicht nennen will — denn wenn ich das Wort in diesem Kreise laut ausspräche — man risse Sie in Stücke. So — nun handeln Sie."

— So . . . war's gekommen.

Und in einer andern Armen war Hans Goll schier verschmachtet nach einer Nahen, Fernen . . . die ihm nicht rein genug erschienen für seine unentweihten Lippen.

Und seitdem mußte Juliane den Dienst ihres Pagen entbehren. Welch ein Glück, daß das Landestheater feiern mußte . . . Hans Goll hätte seiner Herrin nicht in die Augen sehen können. Und tat und . . . litt doch alles um ihretwillen. Wußte die Tagesstunde, wann Irrgang das Netz um ihren Nacken werfen wollte. Kannte die Namen jedes einzelnen Mannes der Abteilung der „Roten Armee", die das Landestheater zu besetzen — und sich der Intendantin zu bemächtigen hatte. Nur das Datum des Ausbruchs der neuen Revolution — das wußte nur Irrgang selbst und seine neue Favoritin — die Buchhalterin eines Warenhauses, die als Irrgangs Sekretärin fungierte. Nun —man würde auch das ja bestimmt . . . noch eben rechtzeitig . . . erfahren.

Und so war denn Hans Goll des Lebensgeheimnisses wissend geworden in den Armen einer Hansi Kern.

Er litt Unausdenkbares. Er ging durch eine Seelenhölle, gegen die das Toben der Abwehrschlacht ein Elysium gewesen war.

Für sie . . . für sie . . .

Aber — er verkam dabei. Ihm war's, als gewännen all die bösen Geister, in deren johlendem Reigen er allnächtlich trieb, über seine Seele Macht . . . und zerrten ihn tiefer, immer tiefer in die Zerrüttung, die Verwesung hinein.

— Wovon lebte er? Wovon bestritt er die Kosten dieses Lotterdaseins? Von Kassenscheinen, die Hansi Kern ihm bündelweise in die Taschen seines Abiturientenröckchens stopfte. Woher sie selber die hatte? Wenn er sie fragte, lachte sie ihn aus: „Nicht fragen, Schätzchen . . . alles russisches Propagandageld . . . frag den Genossen Dragimiroff . . ."

Hans Goll fragte nicht. Aber die Selbstverachtung schlug wie ein Kotstrom über ihm zusammen. . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Sturm, den Wolfgang Schenck prophezeit — der kam. Briefe, Telegramme, Gedichte flatterten haufenweise auf Julianens Schreibtisch. Und ganze Blumenhaine wuchsen die Treppen herauf und erfüllten die drei Stübchen mit einem sinnumnebelnden Duft. Und immer wieder mußte Mathilde mehr oder weniger elegante Herren abweisen, die sich mit grünen und blauen Kassenscheinen die Gunst der Zofe zu erkaufen suchten . .

„Bedaure sehr — gnädiges Fräulein empfängt durchaus keine Besuche . . ."

„Aber ich bin doch der Herr, der gestern das große Orchideenarrangement geschickt hat . . ."

„Wenn Sie's zurückhaben wollen — es steht zu Ihrer Verfügung, läßt gnädiges Fräulein sagen . . ."

— Juliane hatte die Unterredung belauscht: „Gut gemacht, Mathilde — aber in Zukunft nimmst du auch keine Blumen mehr an — verstanden?"

Der getreue Littke berichtete täglich telephonisch.

Unter den Solomitgliedern herrschte Verzweiflung . . Alles wolle spielen, spielen, spielen . . . Das Publikum bestürme die Kanzlei: wann wieder aufgemacht würde . . . Allabendlich in der Dunkelheit kämen Dutzende der Streikenden aufs Bureau geschlichen und wimmerten: sie sehnten sich nach ihrer Arbeit . . . Aber der Terror der Radikalinskis sei zu stark . . . sie dürften nicht wagen, sich arbeitswillig zu melden . . . Bummke habe gedroht, das ganze Theater in die Luft zu sprengen . . . und der blonde Friseur schleiche den ganzen Tag mit dem Browning in der Tasche ums Theater herum und drohe, jeden, der sich arbeitswillig melde, kurzerhand niederzuknallen . . .

Die Regierung fordere Bericht über Bericht ein . . verhandle täglich mit dem Betriebsrat . . . alles umsonst . . .

Ob man draußen im Reich von den Waldburger Zuständen Vormerkung nehme?

O gewiß — alle deutschen Zeitungen brächten täglich Notizen . . . Die ganze Bühnenwelt, die Literatur nehme Anteil an Juliane Landolts Schicksal . . .

Nun — das wußte sie ja bereits aus Dutzenden von Briefen . . . Alle größeren Bühnen machten ihr Anträge . . .

Also betteln gehen würde man nicht — auch wenn Waldburg auf sie verzichten würde . . .

Aber sie — würde nicht auf Waldburg verzichten . . . Ein jäher Trotz steifte ihr den Nacken. Sie wartete.

Und eines Tages brachte Mathilde ihr eine Karte . . .

„Soll ich den auch abweisen?" Und die Treue grinste über ihr ganzes verwelktes Gesicht . . .

Karl Hannemann,
Präsident des Volksstaats Waldburg.

Juliane hätte fast aufgeschrien vor Siegeswonne.

„Ich lasse bitten", sagte sie strahlend wie ein Kind vorm Weihnachtsbaum.

Im Zylinder und Gehrock, ein Paar funkelnagelneuer, sehr hellbrauner Glacés über den wackren Arbeitshänden, stand Karl Hannemann in der Tür.

„Frau Intendantin — Sie sind mir gewiß recht böse . . ."

„Ihr Besuch macht alles wieder gut, Herr Präsident."

Der kleine Mann atmete erleichtert auf. Er tupfte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn.

Heute morgen sei eine Abordnung der Streikenden bei ihm gewesen, berichtete er. Gestern habe im Foyer eine große stürmische Versammlung der Ausständigen stattgefunden: der Betriebsrat sei abgesetzt und ein neuer ernannt. Dieser habe ihm, dem Präsidenten, heute morgen ganz wesentlich herabgeminderte Forderungen überreicht. Um den Leuten entgegenzukommen und ihnen die Demütigung eines vollkommenen Zusammenbruchs zu ersparen, sei die Regierung nicht abgeneigt, entgegenzukommen, wenn — —

„Nun wenn, Herr Präsident?"

„— wenn Sie, Frau Intendantin, sich bereiterklären, Ihr von mir bereits mündlich angenommenes und dann auch noch schriftlich eingereichtes Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Tun Sie's, Frau Intendantin — es geht nicht ohne Sie."

Triumph — Triumph!

Aber — Haltung bewahren . . .

Und mit leisem Hohn in der Stimme fragte Juliane gemessen: „Wie stellt sich der Herr Kultusminister?"

„Ach der —" machte der Präsident. „Verlangen Sie seine Abbitte? Er ist zu allem bereit. Wäre er's nicht gewesen — ich hätte den Vorstand seiner Partei gebeten, ihn zum Rücktritt zu veranlassen. Und wenn Sie etwa an seiner Person Anstoß nehmen —"

„Ich gönne ihm seine achtzigtausend Mark", sagte Juliane. „Er hat sich lebenslang kümmerlich durchschlagen müssen . . . Meinetwegen mag er bleiben."

„Also Sie schlagen ein?" fragte Karl Hannemann, und sein ehrliches Spießergesicht glänzte wie ein Friedens-Gänsefettbemmchen.

„Welches sind denn die neuen Bedingungen, und haben Herr Präsident bereits mit Littke darüber gesprochen?"

„Hab ich, selbstverständlich. Ihr Geldmensch hat mir haarscharf bewiesen, daß das Hoftheater ohnehin pleite ist . . ."

„Nun also — und dennoch?"

„Ja, liebe Frau Intendantin — was ist denn nicht pleite heutzutage? Waldburg ist pleite — ganz Deutschland ist pleite — warum soll das Waldburger Landestheater allein eine Ausnahme machen?"

„Mein Himmel — was soll denn aber daraus werden?"

„Weiß ich's? Kein Mensch in Deutschland weiß es . . . Einstweilen läuft aber die Karre ja noch weiter . . . also lassen wir sie laufen und arbeiten unser Teil . . ."

„Nun, wenn Sie's so verstehen, Herr Präsident!"

„Also — Sie wollen —?"

„Ich will."

Da sprang der kleine Mann auf, packte mit seinen runden, stämmigen Armen die Ueberraschte um den Nacken und drückte ihr mit seinen derben, schnurrbartumwucherten Lippen einen schallenden Schmatz auf den verblüfften, überrumpelten Mund.

„Aber Herr Präsident! Wenn das Ihre Frau Gemahlin wüßte . . ."

„Ach die — die ist glücklich, wenn sie nur recht bald wieder in ihrem Schwarzseidenen in der Hof- — pst, pst — in der Präsidentenloge sitzen kann." —

Eine Minute, nachdem Karl Hannemann aus der Stube gepoltert war, hing Juliane am Apparat: „Bitte Thüringische Landeszeitung, Chefredakteur . . ."

„Hier Doktor Schenck . . ."

„Hier Juliane Landolt — lieber Freund, Sie müssen um jeden Preis sofort zu mir kommen . . ."

„Um Gottes willen — was ist geschehen?"

„Nur nicht erschrecken, Doktor — etwas sehr, sehr Schönes . . . Aber Sie müssen kommen . . . und wenn's geht, machen Sie sich ein Stündchen frei . . . wollen zusammen feiern . . ."

„Feiern — —?!"

„Schluß!!!"

— Wolfgang Schenck hatte eine Woche hinter sich, die wie ein toller Wirbel über seine Seele dahingebraust war. Oft war ihm zumute, als drehe sich die Redaktionsstube in rasendem Schwung, als liefen ihm die Zeilen unter der Feder, die richtunggebenden Erläuterungen für seine Mitarbeiter auf den Lippen plötzlich davon . . .

Als ob denn nicht die ganze Redaktion, die Stadt, das Land wüßte, daß du bei Juliane Landolt zum Tee warst — merkte, daß du seitdem herumläufst wie ein komplett Blödsinniger!

Eine aber — eine grämte sich noch viel, viel heftiger als selbst die kleine Schwärmerin am Redaktionstelephon . . . Und diese empfand das Recht und die Pflicht, zu sprechen . . .

Eines Abends, als der Kessel mit dem Brombeertee summte, die Pfeifenwolken des eifrig zeitunglesenden Sohnes Haupt mit olympischen Dünsten umlagerten, brach das Unwetter der mütterlichen Empörung los.

„Wolf — ich muß mit dir reden . . . bitte, leg die Zeitung weg und hör mich an . . . Es geht um dich — um mich — um unsere ganze Zukunft!"

Dem Sohne wurde schwül. „Aber Muttchen — so feierlich? Was ist denn eigentlich los?"

„Wolf — so kann das nicht weitergehen. Ich reibe mich auf dabei. Du hast neulich die Landolt besucht."

„Gewiß hab ich . . . hast du was dagegen?"

„Ich hätte nichts dagegen — wenn das alles wäre. Aber nachdem du ihr ein Vierteljahr lang öffentlich in einer Weise den Hof gemacht hast, daß ganz Waldburg den Kopf geschüttelt hat —"

„Ruhig Kopf schütteln lassen, Muttchen — wenn sie'n lang genug geschüttelt haben, werden sie von selber aufhören."

„Und nun besuchst du sie — bleibst zwei Stunden bei ihr — die Redaktion fragt an, wo du steckst . . . ich selber muß ihr sagen: Wenn Sie meinen Sohn zu sprechen wünschen, so rufen Sie bei Fräulein Landolt an . . . Oh . . . das sollte Vater erlebt haben . . . In Zylinder und Bratenrock geht der Junge zu einer . . ."

„Na, wär's dir lieber, ich wär in Schwimmhosen hingegangen?!" sagte Wolfgang grob und nahm seine Zeitung.

„Diesen Ton hast du bei mir nicht gelernt", sagte Frau Barbara hoheitsvoll. „Noch einmal solch eine Bemerkung, und ich ziehe mich in mein Zimmer zurück. Ernsthaft, wenn ich bitten darf — was hast du vor mit dieser — dieser Person?"

„Mutter — jetzt aber muß ich bitten! Diese Dame ist eine große Künstlerin — und meine Freundin . . ."

„Aha . . . nun wären wir ja soweit . . . Was soll daraus werden? Hast du etwa Lust, des Barons Stockhausen Nachfolger zu werden?"

Der Sohn versuchte noch einmal, der Sache einen Dreh ins Scherzhafte zu geben: „Wenn ich nun sagte: ja?"

„Dann würdest du in Zukunft auf das Zusammenleben mit deiner Mutter verzichten müssen."

„Aber warum, Muttchen? Ich bringe sie dir ja nicht ins Haus!" lachte Wolfgang.

„Aber du kämst von ihr zu mir — und gingst von mir zu ihr... Oh, ich hab eine feine Nase ... Als ich deinen Rock ausgebürstet hab, da hing noch das Parfüm drin ... ich bin fast gestorben vor Ekel ..."

„Hahaha! Aber was würdest du sagen, wenn ich ... wenn ich eines Tages dir Juliane Landolt als deine zukünftige —"

„Wolf, du bist wahnsinnig!!"

„Nein, in allem Ernst, Muttchen — auf diese Möglichkeit mußt du deine schöne, liebe Seele mal ein wenig vorbereiten... Ich habe in den zwei Stunden, in denen ich mit dieser Frau geplaudert habe, ein Gefühl von tiefinnerer Übereinstimmung und Zusammengehörigkeit empfunden, wie ich's höchstens in Träumen ersehnt habe ..."

„Wolf!! Ich glaube immer noch, du treibst mit deiner Mutter einen höchst übel angebrachten Spott.."

„Nimm das Gegenteil an ... bitte entschieden darum."

„Ja, aber Kind, Kind — hast du denn ganz vergessen —"

„Nichts hab ich vergessen ... kannst mir glauben, ich hab zu schlucken daran... aber mir kommt's vor, als hätte ich's bald hinunter ..."

„Wolf: Wir haben zusammen vor zwei Jahren einmal Hebbels Maria Magdalena gesehen ..."

„Ich weiß schon, was du sagen willst: darüber kann kein Mann hinweg, heißt's in dem Stück ... Dieser Mann, ich glaube fast, wird darüber wegkönnen ... Uebrigens ist's noch längst nicht so weit ... Ich ahne auch nicht, ob's jemals so weit kommt ... Nun ist's vielleicht ganz gut so — du wirst Zeit haben, dich an den Gedanken zu gewöhnen."

„Nie!" sagte die Mutter mit Schärfe. „Nie, niemals! Sie oder ich — du hast die Wahl."

Sprach's, rollte ihren Strickstrumpf zusammen und verließ die Stube.

Das war vor drei Tagen gewesen. Seitdem hatte die Mutter zum Sohne nur noch das Nötigste gesprochen.

Wenn ein Mann von Wolfgang Schencks Charakter siebenundvierzig Jahre mit seiner Mutter zusammengelebt hat, dann ist der Gedanke einer Trennung für den Rest der Lebenstage der Treuen unausdenkbar. So viel wußte man nun: Hier gähnten Klüfte, menschlicher Vorstellung unüberbrückbar. Und Wolfgang Schenck war viel zu sehr Moralist und Bürger, als daß er sich über die Auffassung seiner Mutter hätte hinwegsetzen können.

Nein, nein — die Mutter hatte recht — tausendmal recht ... Und doppelt für ihn ... Chefredakteur einer führenden, wennschon in einer kleinen, engen, dem Weltgetriebe entrückten Menschengemeinschaft nur führenden Zeitung, auf ausgesetztem Posten im öffentlichen Leben stehend — aber immerhin für ein paar hunderttausend Menschen eine repräsentative, maßgebliche, vorbildliche Persönlichkeit — — da hatte man für seine Lebensführung eine unendlich erhöhte Verantwortlichkeit ...



„Hinter dem Dorf". (Aus Ostpreußen.)
Nach einem Holzschnitt von Cläre Tiessen.

So sann der Graukopf hinter den weißen Scheiteln der Mutter drein. Und ihr Empfinden erschien ihm verehrungswürdig ...

Aber wenn er dann der zwei Stunden in Julianens duftendem Reiche gedachte — jeden Zauber ihrer Gespräche noch einmal nachkostete — dann dünkte ihn alle Menschensatzung und Bürgersitte karg und eng — und sieghaft über ihre Schranken hinweg strahlte die Macht der selbstgeprägten, eigengesetzlich erblühten Persönlichkeit ...

Und nun dies Telephongespräch ...

Als Wolfgang Schenck den Hörer hingelegt — zum Glück war er just allein gewesen in seinem Bücher und Zeitungen umstopften, staubüberlagerten, tabakdunstigen Redaktionszimmer — da lauschte er mit bewußter Anspannung tief in sich hinein — und hörte nichts als Jubel — Jubel...

Sie ist glücklich — und will ihr Glück mit mir teilen, mit mir — feiern ... mit mir ...

Also auf — zu ihr — zu ihr —

Und diesmal steuerte er geradeswegs auf den Blumenladen los ...

Und stand dann doch auf der Schwelle: Blumen?! Ja, verfolgte man sie nicht geradezu — mit Blumen?

Nein — ein anderes Sinnbild: Bücher — Bücher ... Lesen sollte sie lernen — tausend Schätze sollten sich ihr erschließen, die noch so wenig kannte —

Also schnell ein paar Lieblingsbücher erstanden: Wahllos, wie sie just aufstiegen aus der Erinnerung vertieften Erlebens: Ein kunterbuntes Epos, ein kunterbunter Strauß — Das Leben ist grau geworden — streuen wir kunterbunte Blumen der Seele hinein ...

Und wieder kam ihm Juliane entgegen in dem grauen Seidenkleide, das in seiner Erinnerung mit ihrem Bilde schon ganz verwachsen war —

Diesmal streckte sie ihm beide Hände hin — und Wolfgang klemmte sein Bücherpäckchen untern Arm und faßte die großen, kraftvollen — küßte sie drei-, viermal, eine um die andre . . .

„Schön, schön, daß Sie kommen — herein, lieber Freund, herein in mein Reich . . . und heute laß ich Sie nicht vor der Polizeistunde wieder fort . . . Sagen Sie gleich: bleiben Sie? Wird die Landeszeitung heute ohne Sie fertig?"

„Sie muß —"

„Herrlich, herrlich!" und Juliane klatschte in die Hände wie ein Schulmädel . . . dann schob sie den Arm in den des Freundes und zog ihn hinein.

„Hier, gnädiges Fräulein — statt der üblichen Blumen . . ."

„Donnerwetter — für mich! Aber — werde ich nicht zu dumm dafür sein?"

„Wer Belinde versteht, wie Sie sie verstehen . . ."

„Na, wenn Sie glauben? Ach Gott — Bücher hat mir noch nie jemand geschenkt . . . Das ist wundervoll . . . ich komme mir ganz gehoben vor . . . So . . . und nun . . . hinsetzen . . . übrigens ich habe mich doch wohl verhört — gnädiges Fräulein — hat er gesagt?! Juliane heiß ich. Da — nehmen Sie! Essen Sie! Und nun: raten Sie, wer vor einer Stunde bei mir war?!"

„Der Kultusminister —!!"

„Hahaha — der kommt nicht wieder — Nein — jemand ganz, ganz Hohes — das Feinste, was wir auf Lager haben — Karle Hannemann!"

„Donnerwetter! Gratuliere!"

„Ganz klein und häßlich — soo klitzeklein . . . gewinselt hat er, gebettelt: Juliane, kehre zurück, alles ist verziehen . . ."

Und strahlend berichtete sie . . . sprang auf, spielte ihrem Gaste die ganze Szene vor . . .

„Und nun raten Sie, was ich zum Schluß bekommen habe?"

„Natürlich Gehaltserhöhung . . . zum mindesten zehntausend Mark . . ."

Juliane schlug sich vor die Stirn. „Himmelherrgottsakra — daß ich daran nicht gedacht hab . . . hätt's bekommen, glatt! Aber ich bin eben unbegabt, unbegabt bin ich . . . Raten Sie weiter!"

— „Einen Kuß!"

„Getroffen!" jubelte Juliane. „Einen Kuß von Karle Hannemann! Ist das nicht zum Kobolzschießen?!"

„Donnerwetter —! ! Ist's möglich?" Ueber Wolfgang Schencks Brille stand plötzlich eine scharfe Falte . . . seine Lippen zuckten . . . Und jählings erglühte er bis unter die graue Stirnlocke . . .

Juliane sah's — und da erglühte auch sie — und hastig machte sie sich an der Teemaschine zu schaffen.

„Juliane —" sagte Wolfgang — „also ich darf wirklich so sagen? Juliane — ich hab's ja gewußt, daß es so kommen würde. Sie bleiben bei uns . . . nicht zum Ausdenken wundervoll ist das."

Und wieder küßte er die lebendurchpulste Hand.

Das Mädchen reichte ihm die Zigarettenschachtel, griff selber zu, lehnte sich zurück in wohliger Entspannung und blies graukreiselnde Wölkchen in die durchwärmte, winterabendsonnendurchgoldete Luft ihres kleinen Reichs.

Auch Wolfgang Schenck lehnte sich zurück. Seine Augen umfingen die reife Gestalt der ruhenden Frau.

„Erzählen soll ich? Lassen Sie mich von der Zukunft sprechen . . . Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich einen Plan habe — den Sie vielleicht verlachen werden . . . Ich möchte Ihr Schüler werden."

Juliane staunte: „Jetzt fangen Sie an, schlechte Witze zu machen, Doktor . . ."

„Nein, bittrer Ernst . . . Ich will Regie bei Ihnen lernen."

„Bei mir? Der blutigen Anfängerin?"

„Immerhin — Sie haben die Handgriffe des Metiers. Die sollen Sie mir beibringen . . . Regisseur! Ist das nicht etwas ganz unvergleichlich Herrliches?! Er arbeitet vor allen andern Künstlern in dem edelsten Material! Das ist der Mensch und zwar der Mensch in der Gesamtheit all seiner Kräfte und Eigenschaften! Und darum, sehen Sie, darum möcht ich an einer Bühne wirken . . . als Dramaturg vielleicht, aber als einer mit wirklichem Einfluß . . . Umschau möcht ich halten im deutschen Lande nach jungen, ringenden Wollern, die voll wären des Ethos der Zukunft — des nationalen, des deutschen Ethos . . . Denn fern ist noch die Zeit, wo wir Deutsche das Recht hätten, uns zu guten Europäern zu erziehen. Aber solange es in Deutschland als Anzeichen wahrer Geistigkeit gilt, Europäer sein zu wollen statt zunächst einmal aus vollem Herzen Deutscher — so lange braucht unser werdendes Drama wahrhaft nationaler Prägung einen Stützpunkt . . . den möcht ich ihm schaffen!"

„Mein Freund", sagte das Mädchen, und verhaltene Tränen zitterten in dem Ton, „ich bitte Sie, verlangen Sie in diesem Augenblick nicht Worte. Ich bin ein armes, ungebildetes Ding . . . ich finde den Ausdruck nicht für das, was mir in der Kehle sitzt, daß ich . . . Oh . . . ich glaube, es gibt viele Menschen, die mich beneiden . . . das ganze Landestheater zum Beispiel . . . Wie arm ich bin, wie einsam . . . ich hab es immer dunkel geahnt . . . seit heute weiß ich's . . ."

„Einsam, Juliane? Dürfen Sie das sagen? Dürfen Sie das — heute sagen?"

„Ja, heute sind Sie da . . . und morgen . . ."

„Morgen werde ich auch da sein — wenn Sie mich brauchen können, Juliane . . ."

„Ach ja . . . ich kenn das . . . Wolfgang Schenck . . . auf dem Stuhl, auf dem Sie sitzen, hat acht Jahre lang ein anderer gesessen . . . Er ist weit . . . und ist doch da — immer noch da . . . Ich fühl's . . . er steht zwischen Ihnen . . . und mir . . ."

Es war ganz dunkel geworden . . . Nur die Lichtpunkte der Zigaretten flimmerten . . . glühten zuweilen auf und ließen für Sekunden jetzt hier, jetzt drüben die gespenstische Andeutung eines Menschenantlitzes aufleuchten . . . zitterten hin und wieder, beschrieben seltsame, sinnlose Zickzacklinien . . . wie irrende, heimatlose Seelchen, die eine Ruhstatt suchen . . .

„Und gibt es denn keine Macht, Juliane, die diesen Schatten — bannen könnte?" sagte der Mann. Seine Stimme klang rauh und schwer von Schicksal.

„Ich — weiß es nicht . . . ich fürchte — nein . . ."

„Juliane . . ." begann Wolfgang Schenck, tief aufatmend.

Da klopfte es . . . bescheiden, behutsam.

„Ach Gott —" schrak Juliane zusammen, „das wird Mathilde sein — mit dem Abendessen . . . Also in Gottes Namen — herein!"

Und plötzlich war es hell in der Stube . . . hell . . .

Auf sprang das Mädchen, verwandelt nun — ganz liebenswürdige, sorgsam gewandte Wirtin auf einmal.

Fortsetzung folgt.

DIE BERLINER WACHTPARADE EINST UND JETZT

Aufnahmen



Photothek.



Die mit Musik aufziehende Wachtkompagnie eines Garderegiments im Jahre 1913.

Oben:

Die aufziehende Wache der Reichswehr auf dem Wege zum Reichswehrministerium 1921.



Weinlese am Rhein.

Weinlese ✶ Von Friedrich Hussong

Mit Zeichnungen von R. v. Neumann.

Der erste Most.

Uraltes Wissen, uralte Kunst, uralte Kultur ist in der Bereitung des Weines, des Zaubers, der die Menschen zu Halbgöttern macht oder zu Narren oder zu Tieren, je nach ihrer Würde. Mehr als um die Ernte und die Zubereitung der anderen Früchte der nährenden Erde steht darum um die Lese der Trauben und die Tage des süßen Mostes ein eigener Duft. Erwartung und Erfüllung.

So ist's nicht, wie Ahnungslosigkeit sich's vorstellt: Sorgloser Jubel, Böllerschuß und Feuerwerk, Sang und Klingklanggloria. Die Arbeit des Weinbauern ist schwere Arbeit durchs ganze Jahr, und die Zeit der Weinlese ist für ihn gedoppelte Arbeit. Jeder süße Tropfen, der von der duftenden Kelter rinnt, ist der Sonne und der Erde abgerungen in einem langen Kampf.

Herbst — das heißt für den Weinbauern und seine Leser, seine Herbstleute nicht Sonnengold über lachender Rebenflur, nicht Lied und Lachen. Es heißt: Nasse Kleider und kalte Füße und steifgefrorene Finger zwischen bereiftem Frühlaub und gefrorenen Reben. Wenn die Weinlese, der Herbst des Weinbauern köstlich gewesen ist, so ist er Mühe und Arbeit gewesen. Er ist gesteigertes Leben und darum freilich echteste Poesie.

In der dunklen Frühe rumort's das Dorf entlang vom Rollen der Fässer und mächtigen Botliche auf dem Kopfpflaster der Gassen und Höfe. Dieser sanfte Donner ist der Generalbaß dieser Tage im Weindorf. Dazwischen singen die Hämmer der Küfer ihr Lied. Mit dem ersten Licht steht das „Wingertsläuten" auf, das Ruf und Erlaubnis bedeutet, die außerhalb der gesetzten Zeit gesperrten Weinberge zu betreten. Nun rumpeln zu allen Dorfausgängen hinaus die gerüsteten Wagen mit Fässern und Bütten, und hinterdrein ziehen die Fähnlein der Herbstleute mit Kübeln und Hotten, mit Scheren und Seseln. Noch kämpft die Sonne mit den Nebeln, noch strebt der glühende Ball aus chaotischen Flammenspielen zur höheren Klarheit, da stehen schon, vom Hottenknecht verteilt, die Leser an den langhin gestreckten Zeilen der Weinstöcke; Schnitt um Schnitt fällt die süße Beute; mit dem Siegruf „Trauben" werden die gehäuft gefüllten Holzgefäße dem Hottenknecht angesagt; der kommt und nimmt und füllt in seine Hotte, die er dann auf dem Rücken feierlichen Schrittes

Wingertschütze.